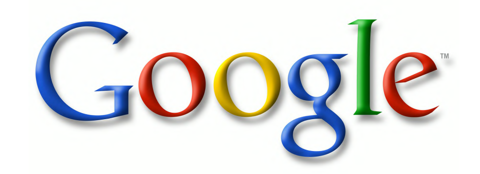
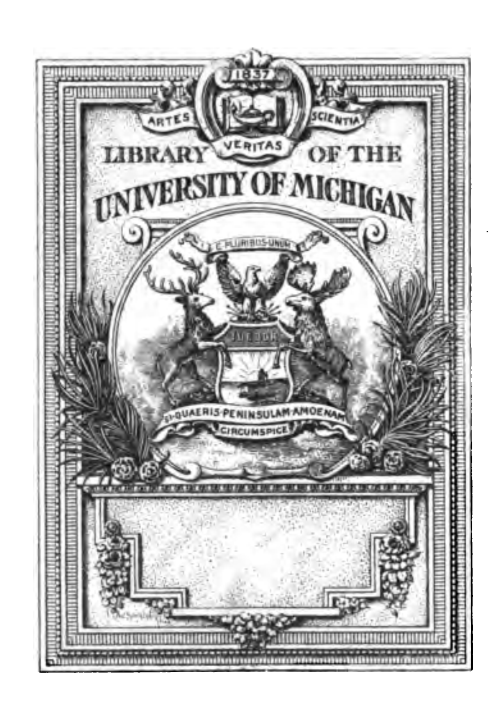
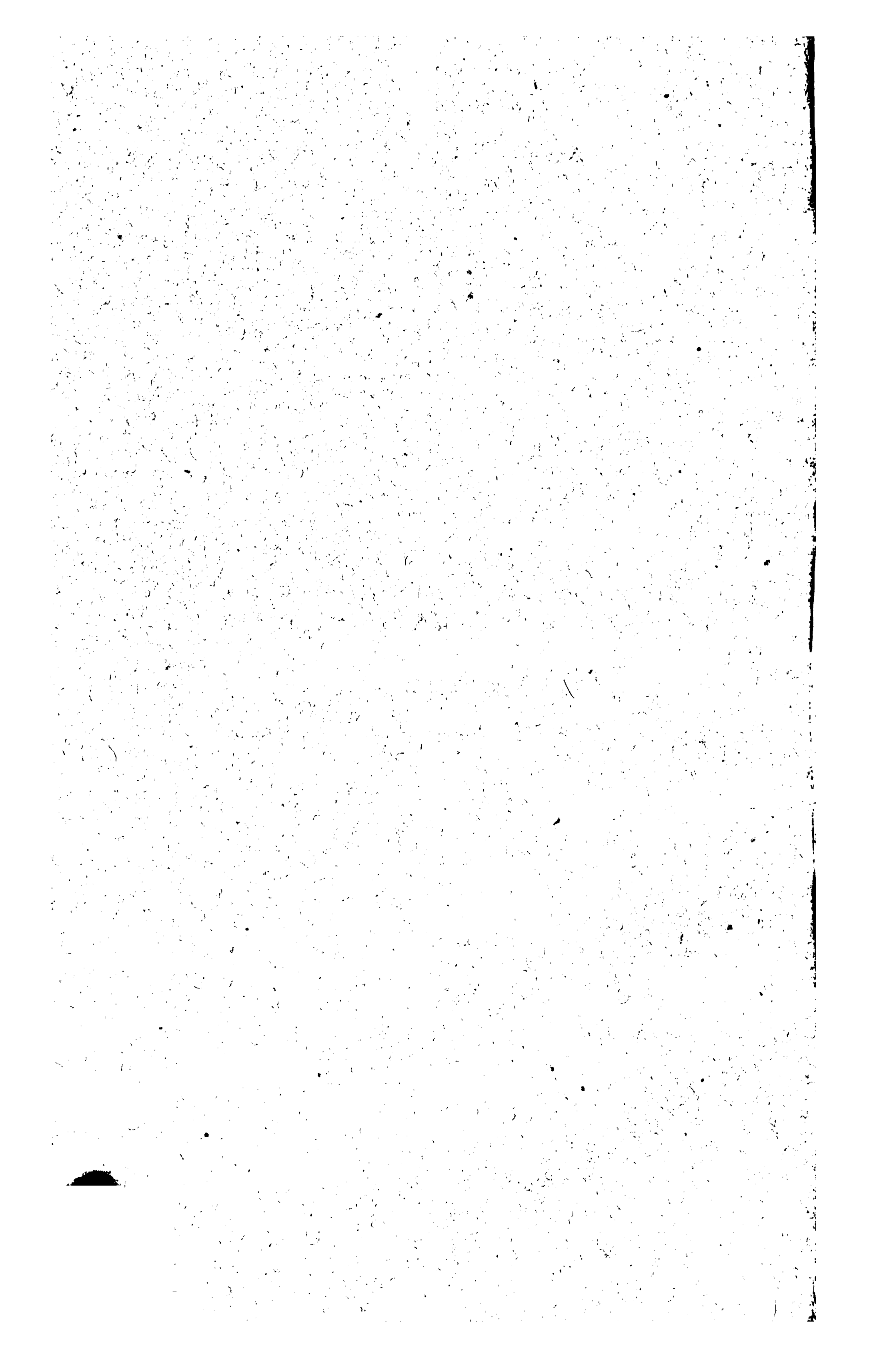
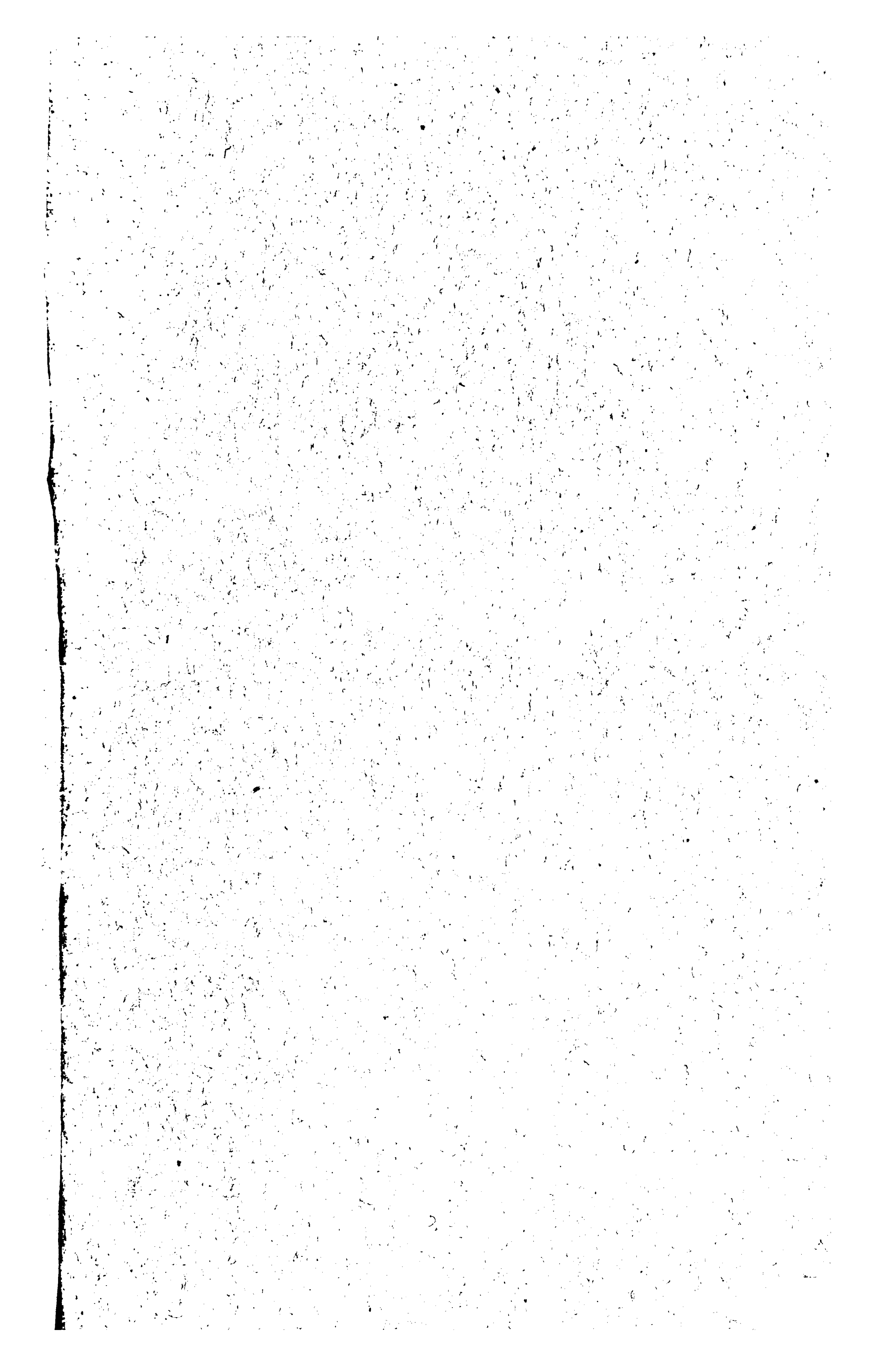
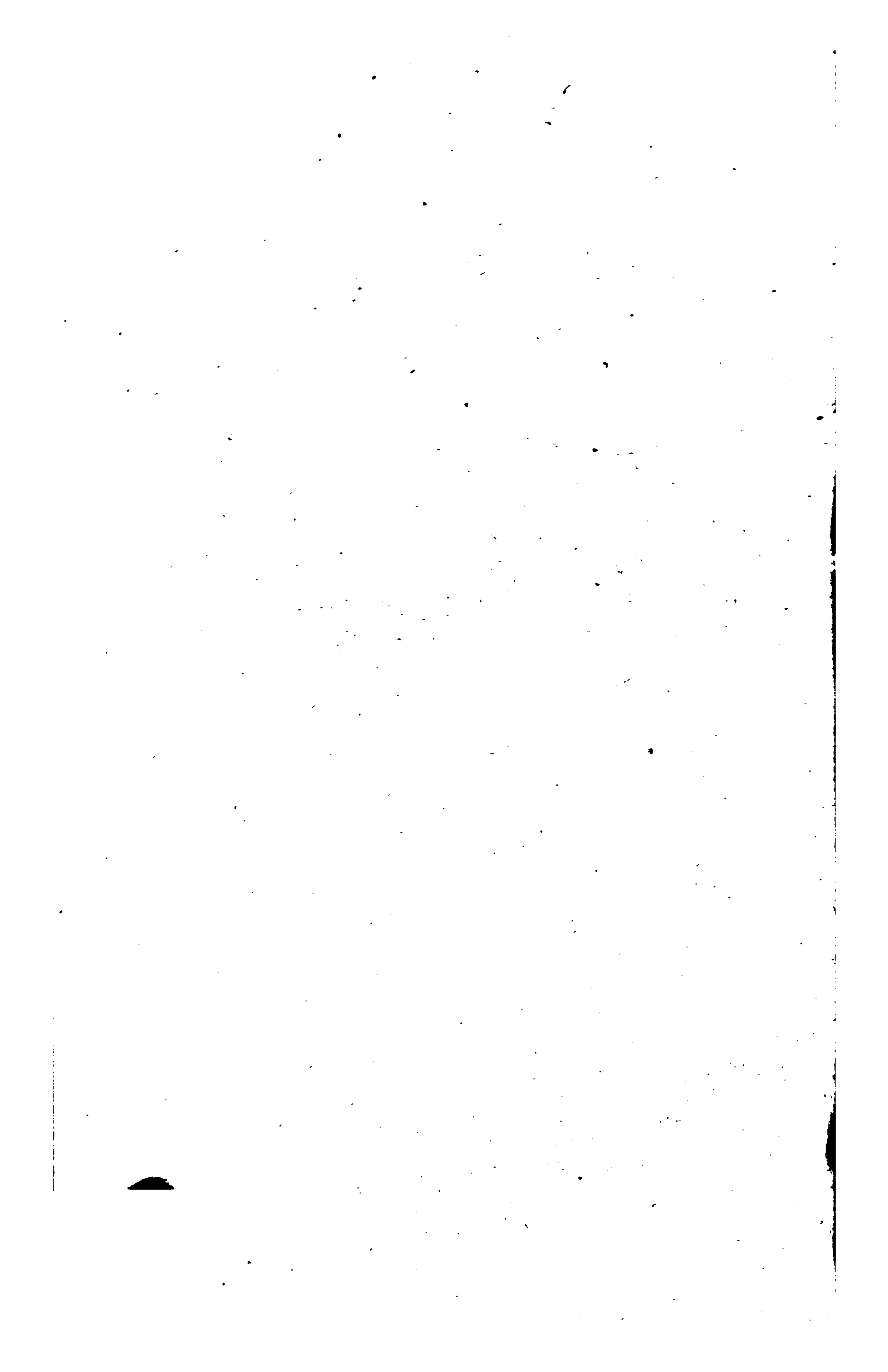



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE









Vierteljahrsschrift

für

wissenschaftliche Philosophie

gegründet von

Richard Avenarius,

in Verbindung mit

Ernst Mach und **Alois Riehl**

herausgegeben von

Fr. Carstanjen und **O. Krebs.**

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Leipzig.
O. R. Reisland.
1898.

Inhaltsverzeichnis.

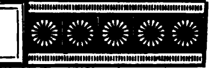
Die römischen Ziffern (I—IV) bezeichnen die Hefte, die arabischen die Seiten.

Artikel.

Besprechungen.

*

Selbstanzeigen.

Abhandlungen.

Über Hör-Spiele*).

Von **Karl Groos**, Giefsen.

Inhalt.

Einleitung. Hörspiel und Darwinismus. Spiel und Instinkt. — I. Receptive Hör-Spiele. Das Kind: Freude an Melodie und Rhythmus, aber auch an nicht angenehmen Reizen. Ebenso beim Erwachsenen. Die Gefühlswirkung von Rhythmus und Melodie; die rauschähnliche Wirkung des Rhythmus; die Melodie als „tanzende Stimme". — II. Produktive Hör-Spiele. A. Stimmübungen des Kindes und des Erwachsenen. Der Reiz des Angenehmen und des Schwierigen in der Poesie. B. Instrumentale Schallerzeugung bei dem Tier, dem Kind und dem Erwachsenen. Die Erfindung der Instrumente (Kritik der Bücherschen Theorie).

Seit Darwin ist man gewohnt, die Tonkunst und die musikalischen Elemente der Poesie aus den Wirkungen der sexuellen Auslese zu erklären. So sehr ich nun davon überzeugt bin, dafs die Künste zum Teil in enger Beziehung zum sexuellen Leben stehen, so scheint mir doch Spencer recht zu haben, wenn er die ausschliefsliche Zurückführung dieser Erscheinungen auf die geschlechtliche Zuchtwahl für ein sehr gewagtes Unternehmen hält. Die „Bewerbungskünste" der Vögel sind ja allerdings auffallend genug; aber selbst, wenn wir davon absehen, dafs von sehr hervorragenden Forschern gegen den spezifisch sexuellen Charakter dieser Künste recht ernstliche Bedenken erhoben worden sind, so dürfen wir doch nicht vergessen, wie entfernt unsere Verwandtschaft mit den gefiederten Sängern ist. Was dagegen unsere näheren Ver-

*) Dieser Aufsatz bildet einen Abschnitt aus einem demnächst bei G. Fischer in Jena erscheinenden Buche des Verf. über die Spiele des Menschen.

wandten in der Tierwelt betrifft, so sagt Darwin selbst: „Bei den Säugetieren scheint das Männchen mehr gemäfs dem Kampfgesetze als durch Entfaltung seiner Reize das Weibchen zu gewinnen“ [1]). Und unter den Säugetieren sind wieder die Affen durchaus nicht durch deutlich erkennbare Bewerbungskünste ausgezeichnet. Was Darwin hier von akustischen Phänomenen anführt, beschränkt sich auf das Geschrei der Brüllaffen und die musikalischen Töne zweier Gibbon-Arten, womit man die Schilderung der Gibbons auf Borneo und der Siamangs auf Sumatra von Selenka vergleichen mag [2]). Von sonstigen Künsten wird bei den Affen nur noch eine einzige erwähnt, die zwar bei den Menschen auch vorkommt, jedoch von diesen nicht gerade als Liebeserklärung aufgefafst zu werden pflegt, nämlich das Zeigen der Hinterseite. *Es ist aber eine unbewiesene Annahme, wenn man meint, dafs die genannten Fertigkeiten der Affen speziell der Bewerbung dienen*; ich gebe gern zu, dafs diese Vermutung viel für sich hat — aber es ist eben doch nur eine Vermutung, die überdies durch das, was man bisher über das Geschlechtsleben des Affen weifs, wenig Bestätigung findet. Brehm sagt ganz allgemein: „Ritterliche Artigkeit gegen das schwächere Geschlecht übt er nicht: im Sturme erringt er der Minne Sold“. Dazu kommt noch, dafs auch die Ethnologie der primitiven Jägerstämme keineswegs eine einseitige oder auch nur vorwiegende Beziehung der Musik und Poesie auf die Sexualität nachweisen kann. — Unter solchen Umständen ist es wohl nicht ganz ohne Interesse, sich einmal in der Psychologie des *Spiels* danach umzusehen, ob nicht manche Keime der Kunst und des ästhetischen Geniefsens unabhängig

---

[1]) „Die Abstammung der Menschen“. (Reklamsche Ausgabe.) Bd. II, 253.

[2]) E. u. L. Selenka, „Sonnige Welten“. Wiesbaden, 1896, S. 55 f. Nach der Schilderung Selenkas handelt es sich übrigens weniger um eine gesungene Melodie, als um eine Art „Juchzen“, wie denn auch der von ihm mitgenommene Schweizer Jäger beim Geschrei der Affen zu sagen pflegte: „die Heulbrüder jodeln wieder“.

von sexuellen Regungen in der spielenden Beschäftigung der Menschen entstehen können. In dem folgenden Überblick über die „Hör-Spiele“ findet sich vielleicht einiges, was zur Ergänzung und Einschränkung — nicht zur Widerlegung — des Darwinschen Gedankens benützt werden kann.

Ich gehe dabei von den Spielen der Kinder aus. Die biologische Bedeutung der Jugendspiele besteht (wie ich in meinem Buche über die Spiele der Tiere nachzuweisen suchte) in der Einübung und Ergänzung unvollkommener Instinkte durch erworbene Anpassungen. Die instinktiven Tendenzen, um die es sich bei den „Hör-Spielen“ handelt, offenbaren sich in dem Drang nach Bethätigung unserer sensorischen und motorischen Apparate. Es ist nach der Klassifikation von Ribot die zweite Gruppe der „instincts (ou tendances) primitifs“, mit der wir es zu thun haben. „Ces instincts“, sagt er, „appartiennent à la vie dite de relation et ils répondent à deux moments: recevoir, restituer. Le premier moment est représenté par toutes les formes de la perception externe et il comprend les tendances liées à l'exercice de chacun de nos sens, la tendance de chaque organe sensoriel à remplir sa fonction: l'oeil tend à voir, la main à prendre et à palper . . . . Le second moment est représenté par toutes les formes de mouvement musculaire, tendances à agir, à produire des bruits comme certains animaux, cris, vocalisation, gestes et attitudes du corps“ [1]).

Bei den Hör-Spielen handelt es sich nun entweder nur um die Befriedigung der akustischen Bedürfnisse, oder aber um eine noch hinzutretende Einübung der motorischen Apparate. Es ergiebt sich demgemäfs, obwohl wir uns während unserer ganzen Untersuchung blofs in dem Vorhof der ästhetischen Anschauung und der künstlerischen Produktion befinden, ganz von selbst eine Einteilung, die im engsten Zusammenhang mit diesen Erscheinungen steht, nämlich die Einteilung in das

---

[1]) Th. Ribot, „La Psychologie des Sentiments“. Paris 1896, S. 194.

receptive Anhören und in das produktive Erzeugen von Geräuschen oder Tönen: von der Freude des Säuglings an akustischen Eindrücken bis zu den feinsten Genüssen des Konzertbesuchers, von dem Bedürfnis des kleinen Kindes, allerlei Geräusche hervorzubringen, bis zu dem produktiven Trieb des musikalischen Genies führt, wenn wir das geschichtliche Werden der Kunst mit in Betracht ziehen, eine stetige Entwickelung.

I. Receptive Hör-Spiele.

Die Freude am bloſsen Anhören von Tönen oder Geräuschen zeigt sich schon merkwürdig früh, obwohl das Kind bekanntlich taub geboren wird. Bei zwei- und dreitägigen Säuglingen kommt es bereits vor, daſs sie mit Schreien innehalten, wenn man dicht neben ihnen zu pfeifen beginnt. Nach Ablauf des ersten Monats hat Perez Zeichen der Freude über Gesang und Instrumentalmusik beobachtet. Preyer berichtet aus der 7. und. 8. Lebenswoche: „Für Töne, vielleicht auch Melodieen, scheint bereits eine gröſsere Empfänglichkeit vorhanden zu sein, denn den Ausdruck höchster Befriedigung gewahrt man im Gesichte des Kindes, wenn seine Mutter es durch leise gesungene Wiegenlieder beruhigt. Auch ist bemerkenswert, daſs, selbst wenn es vor Hunger schreit, ein leiser Sing-Sang eine Pause im Schreien und Aufmerken zur Folge hat. Sprechen bewirkt dieses keineswegs jedesmal. In der achten Woche hörte der Säugling zum erstenmal Musik, und zwar Klavierspielen. Er bekundete durch eine ungewöhnliche Spannung im Auge und lebhafte Bewegungen der Arme und Beine bei jedem Forte, sowie durch Lachen seine Befriedigung über die neue Empfindung. Die höheren uud leiseren Töne machten keinen solchen Eindruck[1]). Der kleine Knabe in Sullys „Extracts from a Fathers Diary“ zeigte beim Klavier-

[1]) W. Preyer, „Die Seele des Kindes“. 4. Auflage. Leipzig 1895, S. 56. Vgl. Miss Shinn, „Notes on the Development of a Child.“ Berkeley 1893, S. 115 f.

spiel zuerst Unlust, gewöhnte sich aber bald daran, und seine Mutter bemerkte, dafs das Kind, während der Vater spielte, schwerer in ihrem Schofse wurde, „as if all his muscles were relaxed in a delicious self-abandonment“ [1]). Perez erzählt von einem halbjährigen Kind, das auf Besuch bei zwei Tanten war: „als es zuerst die jüngere Tante singen hörte, lauschte es mit offenbarem Entzücken; darauf fiel die andere mit ihrer klangreicheren und melodiöseren Stimme ein: augenblicklich wendete sich das Kind dieser zu und horchte mit einem Vergnügen, dem sich ein unbestimmtes Bewundern oder Erstaunen beimischte“ [2]). Freilich wird man dabei annehmen müssen, dafs es mehr der Wohlklang der Töne und die Empfindung einer wechselnden Bewegung, als die eigentliche Schönheit der Melodie ist, was in der ersten Zeit genossen wird. Eine Würdigung der Melodie als solcher tritt nach Gurney erst mit 4 oder 5 Jahren ein [3]). — Anders verhält es sich mit dem Rhythmus; gerade wie die Ethnologie zeigt, dafs bei den Anfängen der Musik der Rhythmus eine grössere Rolle spielt als die Melodie, so scheint auch in der Regel das Kind für den Reiz rhythmischer Gliederung empfänglich zu sein, wenn es die Schönheit einer Melodie noch kaum zu würdigen versteht. Schon das gleichmäfsige Ticken einer Uhr erregt bei dem Säugling lebhaftes Interesse. „Ich sah öfters“, sagt Sigismund, „dreivierteljährige Kinder beim Klange einer rauschenden Blasmusik lebhaft im Mantel hüpfen, als wollten sie den Takt durch rhythmische Bewegungen nachahmen; ein Trieb, der ja bekanntlich auch tief im Erwachsenen steckt. Wie mancher kann nicht umhin, mit dem Kopfe nach dem Takte zu nicken, oder den Fufs entsprechend zu bewegen beim Anhören eines Musikstückes mit leicht wahrnehmbaren Rhythmen“ [4]). Man bemerkt hier schon beim Säugling die „innere Nachahmung“, den Centralbegriff des äthetischen Ge-

---

[1]) J. Sully, „Studies of Childhood“. London 1896, S. 409.

[2]) B. Perez, „Les trois premières Années de l'Enfant“. 5. Éd. Paris 1892, S. 34.

[3]) E. Gurney, „The Power of Sound“. London 1880, S. 102.

[4]) B. Sigismund, „Kind und Welt“. Braunschweig 1856, S. 80.

niefsens. — Dieselbe Freude am Rhythmischen zeigt sich auch in der Vorliebe der Kinder für stark accentuierende Poesie[1]); man kann es beobachten, dafs selbst bei älteren Knaben und Mädchen über dem angenehmen Rhythmus (und dem Reiz der Reime) der Sinn der Worte manchmal nur geringe Beachtung findet. Dafs ein normal begabtes Mädchen Jahre hindurch die Worte eines Liedes: „nie kann ohne Wonne“ als „nie Kanonewonne“ apperzipiert, ohne dabei je mehr als ein dumpfes Gefühl der Verwunderung zu empfinden, läfst sich nur so erklären. Kann es doch selbst dem Erwachsenen leicht begegnen, dafs er etwa einem lyrischen Gedicht von Goethe gegenüber, an dessen Wohlklang er sich schon hundertmal erfreut hat, plötzlich mit Staunen gewahr wird: den logischen Sinn dieser Zeile oder Strophe hast du dir ja noch nie wirklich klar gemacht! Bei Naturvölkern vollends ist die Gleichgültigkeit gegen den Wortsinn ihrer Gesänge oft höchst auffallend.

Wir finden also schon beim Kinde eine stark hervortretende Freude an Wohlklang, Melodie und Rhythmus, an der das instinktive Bedürfnis nach Beschäftigung und Einübung des Hörsinnes einen wichtigen Anteil hat. Dafs diese Erklärung berechtigt ist, scheint mir durch das Folgende bewiesen zu werden. Der Drang nach akustischen Eindrücken wird selbstverständlich durch sinnlich angenehme Reize, wie sie Wohlklang, Melodie und Rhythmus aus teils bekannten, teils unbekannten Gründen bieten, in besonders hohem Mafse befriedigt — hier tritt Fechners „Prinzip der Hilfe“ hervor: das Zusammenwirken zweier lusterregender Faktoren ergiebt ein Resultat, das mehr als eine blofse Summe ist. Jener Drang ist aber so stark, dafs das Gebiet der Hör-Spiele weit über das Bereich des sinnlich angenehmen hinausgeht — eine Thatsache, die sich auch bei den anderen Sinnen findet und zugleich auf den für die Ästhetik sehr wichtigen Unterschied zwischen „schön“ und „ästhetisch wirksam“ hinweist. Es fehlt uns eben etwas, wenn wir gar nichts hören; „diese

[1]) Eine auffallend geringe Empfänglichkeit für das Rhythmische in der Poesie zeigte die kleine Nichte von Miss Shinn (a. a. O. S. 120 f.).

Erscheinung", sagt JODL, indem er von der Unlust über das Fehlen von Empfindungsreizen spricht, „beruht darauf, dafs alle Funktionen des Menschen nicht blofs passive Thätigkeit zur Aufnahme und Verarbeitung von Reizen, Receptivität, sondern zugleich der Trieb zur Aufnahme und Ausfüllung, Spannkraft und Spontaneität sind" [1]). Das unangenehme Gefühl dauernder Stille hat sogar zu dem Gedanken geführt, eine besondere Empfindungsqualität der Stille anzunehmen, wie es im Optischen eine positve Empfindung des Schwarzen giebt. — So kommt es, dafs wir uns über das Geräusch als solches freuen können, auch wenn es nicht angenehm ist. Das gilt besonders von Kindern. „Les bruits choquants, aigus, glappissants, grondants", sagt PEREZ, „ne leur sont pas désagréables de la même manière qu'aux grandes personnes" [2]). MARIE G. äufserte im dritten Lebensjahre lebhafte Freude über das Knirschen und Quieken der eisernen Ringe an ihrer Schaukel. Für Knaben ist es ein hoher Genufs, wenn ihnen ein Kutscher den Gefallen thut, tüchtig mit der Peitsche zu knallen. Meinem jüngsten Schwager schwebte es im Alter von etwa 10 Jahren als höchstes Ideal vor, einmal sämtliche elektrischen Glocken unseres Hauses im Verein mit einer grofsen Spieluhr gleichzeitig ertönen zu hören. Immerhin ist beim blossen Anhören die Grenze der Unlust schneller erreicht, als bei dem selbstthätigen Erzeugen von Geräuschen — ein Unterschied, den sich im Gebiete der Kunst so mancher Klaviervirtuose merken sollte, bei dem die Technik des Anschlags, wie FLECHSIG einmal sagt, „mehr ins Gebiet der reinen Abwehrbewegungen übergeht".

Wenden wir uns von da aus dem Erwachsenen zu, so könnte man vielleicht meinen, das receptive Hörspiel falle bei ihm völlig oder doch zum gröfsten Teil mit dem Genufs des angenehm Klingenden zusammen. In Wahrheit findet man aber auch hier denselben Unterschied wie beim Kinde: unter der Freude am Angenehmen dehnt sich (allerdings nicht ganz so deutlich erkennbar) eine breitere Grundlage, die Lust am

---

[1]) FR. JODL, „Lehrbuch der Psychologie". Stuttgart 1896, S. 390.
[2]) a. a. O. S. 35.

Reiz als solchem aus. Ich erinnere an das behagliche Knistern des Holzfeuers im Kamin, an das Frou-Frou seidener Gewänder, das Singen oder Schreien der Zimmervögel, das Wehen des Windes, das Heulen des Sturmes, das Rollen des Donners, das Rauschen der Blätter das Plätschern des Springbrunnens, das Toben der Brandung u. s. w. Die meisten derartigen Gehörsempfindungen mögen freilich auch Elemente des sinnlich Angenehmen enthalten, und sie können zugleich durch Associationen schon zu wahrhaft ästhetischen Wirkungen gelangen; aber die Freude am Geräusch als solchem ist dabei doch unverkennbar — vielleicht am meisten da, wo es sich um starke Reize handelt, die eine unmittelbar erregende Wirkung haben, während die schwächeren eher etwas Besänftigendes besitzen[1]). Edler giebt in seinem Roman, „Die neue Herrin“, sehr treffende Schilderungen eines abnorm grofsen Empfindungsdranges. Thomasine, so erzählt er von der ersten Frau des Helden, erwies sich „auch darin so ganz als Kind, dafs sie die Stille fürchtete, und dafs sie sich die Ohren vollstopfte mit Eigenlärm oder fremdem Getön beliebiger Sorte. Am liebsten waren ihr die Tiere, die recht lebendig waren: sie hatte es gerne recht laut um sich und konnte die Stille nicht recht vertragen . . . Waren die Tiere schweigsam, so liefs sie wenigstens die Musikschachteln aus der Schweiz spielen oder im Musikzimmer den grofsen Musikkasten neben den beiden Fortepiano“. Selbst beim Anhören von Musik kann — wie auch der Schlufs dieses Citates erkennen läfst — die blofse Lust am Lärm eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Bei der Kunst der Naturvölker tritt das oft sehr deutlich hervor, ebenso bei unseren Märschen, Tänzen u. dgl. Gurney hat in einem Kapitel seines Werkes über die Macht der Töne von dem höheren, bestimmten Musikgenufs „the indefinite way of hearing music“ unterschieden, der nur in der Aufnahme angenehm klingender und harmonischer Töne bestehe. Ich glaube, man kann noch eine primitivere Art des Genusses konstatieren;

---

[1] Vgl. Gurney, S. 35 f.

wenn man an das geringe Interesse vieler Konzertbesucher für Kammermusik-Abende denkt, während dieselben Leute bei grofsen Orchesterwerken sich ganz gut unterhalten, so mufs man doch wohl vermuten, dafs hier die Macht der Reize ein Hauptgrund des Vergnügens ist. Diesen elementarsten Faktor erkennt übrigens auch GURNEY an, wenn er sagt: „Während es natürlich ist, solche Personen als unmusikalisch zu bezeichnen, bei denen das musikalische Gehör fehlt oder doch unvollkommen entwickelt ist, und die darum Melodieen durchaus nicht zu reproduzieren, vielleicht nicht einmal wiederzuerkennen vermögen, können solche Personen doch oft das lebhafteste (wenn auch unbestimmte) Vergnügen aus schönen Tönen schöpfen, besonders wenn sie in grofsen Massen das Ohr durchbrausen“[1]).

Viel wichtiger sind aber für den Erwachsenen die eigentlich musikalischen Faktoren des Hörspiels. Da wir uns nicht allzuweit in das ästhetische Gebiet hineinwagen wollen, seien hier nur zwei elementare, aber darum freilich doch nicht leicht zu beantwortende Fragen berührt: 1) Woher kommt die starke Gefühlswirkung des Rhythmus? und 2) woher kommt die starke Gefühlswirkung der Melodie? (Über die akustischen Wirkungen der Poesie wollen wir erst im nächsten Abschnitt einiges vorbringen.) — Wir beginnen mit dem Rhythmus, der wohl als die vorzüglichste Qualität des Musikalischen anzusehen ist, da er bei den primitivsten Völkern weitaus den Vorrang vor der Melodie zu haben scheint. Da ist es nun sehr leicht einzusehen, dafs uns die rhythmische Tonfolge mit einem gewissen Behagen erfüllen kann; aber sehr schwer zu begreifen, was eigentlich erst unser Problem darstellt: woher nämlich die aufserordentliche, das Innerste aufwühlende Gefühlserregung kommt, in die uns der Rhythmus zu versetzen vermag. Man hat die verschiedensten Gründe angeführt, um dieses Rätsel zu lösen. Der Rhythmus ist ein vortreffliches Beispiel für die „Einheit des Mannigfaltigen“, in der die Schönheit bestehen

---

[1]) a. a. O. S. 306.

soll. Er begünstigt die Auffassung. Er ist geeignet, durch die bestimmte Erwartung des Kommenden unsere Aufmerksamkeit festzulegen. Er erleichtert das Festhalten im Gedächtnis. Es entspricht unserem ganzen organischen Wesen: die Gehbewegung, der Herzschlag, die Atmung, die natürliche körperliche Arbeit ist rhythmisch; auch an den wechselnden Verbrauch und Ersatz in der Nerventhätigkeit hat man erinnert. Alle diese Gründe mögen zusammenwirken, um den Rhythmus angenehm zu machen; aber seine stürmische Gefühlswirkung scheint damit doch noch nicht recht verständlich gemacht zu sein.

Hier wird nun der Darwinist eintreten und sagen: die Annehmlichkeit der rhythmischen Bewegung erklärt ihre Verwendung bei der Bewerbung, aber erst die Verwendung bei der Bewerbung erklärt die intensive, auf ererbten Associationen beruhende Gefühlswirkung; es handelt sich um das Aufwühlen sexueller Regungen, die auch in dem reinsten musikalischen Genufs noch nachzittern und „in uns schwankend und unbestimmt die starken Gemütsbewegungen einer längstvergangenen Zeit wachrufen“ [1]). — Es liegt mir fern, diese Hypothese ohne weiteres zu verwerfen; da aber die bisher für sie angeführten Beweisgründe sehr fadenscheinig sind, so wird ein anderer Gedanke unterstützend hinzutreten dürfen. Ein solcher scheint mir durch die noch zu wenig gewürdigte Ästhetik des geistvollen Souriau gegeben zu sein. Wie Nietzsche gesagt hat: „Damit es Kunst giebt, damit es irgend ein ästhetisches Thun und Schauen giebt, dazu ist eine physiologische Vorbedingung unumgänglich — der Rausch“ [2]), so betont auch Souriau, dafs die Kunst allerlei Mittel anwendet, um uns in einen rauschartigen oder der Hypnose ähnlichen Zustand zu versetzen und dadurch ihren Suggestionen in einer Weise zugänglich zu machen, wie es im gewöhnlichen Wachbewufstsein niemals möglich wäre [3]). Ein

---

[1]) Darwin, a. a. O. II. 357.

[2]) „Streifzüge eines Unzeitgemäfsen“, Werke Bd. VIII, S. 122.

[3]) P. Souriau, „La Suggestion dans l'Art“. Paris 1893.

solches Berauschungsmittel ist aber in hervorragendem Maſse der Rhythmus durch seine oben erwähnte Fähigkeit, die Aufmerksamkeit festzuhalten. Weinhold und Heidenhain haben das Tick-Tack der Taschenuhr mit Erfolg zur Erzeugung der Hypnose verwendet und sind dabei nur auf eine Methode verfallen, die auf der ganzen Welt zu ähnlichen Zwecken benützt wird. Wie fast alle Völker der Erde physische Narcotica gefunden haben, durch die sie sich in ein Traumbewuſstsein versetzen, so sind sie auch sämtlich mit dem psychischen Rauscherzeuger vertraut, als der sich der Rhythmus bewährt[1]. Man lese Zusammenstellungen über die Hervorrufung ekstatischer Zustände, wie sie die Naturvölker zu religiösen oder magischen Zwecken brauchen: überall wird man finden, daſs neben taktmäſsigen Körperbewegungen das Anhören rhythmischer Geräusche oder Töne und das unaufhörliche Wiederholen von Beschwörungsformeln der Schlüssel ist, der die Pforten des Traumbewuſstseins erschlieſsen muſs[2]. Selbst bei den „Erweckungen" der Heilsarmee sind lärmende Rhythmen ein fast unentbehrliches Mittel zur Herbeiführung ekstatischer Zustände. Wir werden dabei die Wirkung der Autosuggestion, das Bewuſstsein, daſs Ekstase erzeugt werden soll, nicht vergessen dürfen; im Gegenteil: gerade darauf scheint es mir anzukommen — und auch Souriau hat das nachdrücklich betont —, daſs der Rhythmus den Hörer in eine leichte Hypnose versetzt und dadurch allen möglichen Suggestionen zugänglich macht. Wo es sich um religiöse Zwecke handelt, wird der Rausch allerlei Gesichte, die Erscheinungen von Dämonen oder Heiligen

---

[1] Nach der geistvollen Hypothese von Karl Bücher („Arbeit und Rhythmus", Leipzig 1896) müſste man annehmen, daſs die Bekanntschaft mit dem Rhythmus sich hauptsächlich aus der körperlichen Arbeit und den dabei entstehenden Arbeitsgeräuschen heraus entwickelt hätte. Vgl. u.

[2] Vgl. z. B. O. Stoll, „Suggestion und Hypnose in der Völkerpsychologie" (Leipzig 1894), und J. Lippert, „Kulturgeschichte der Menschheit" (Stuttgart 1886, Bd. I, S. 632), wo die hier vertretene Auffassung mit groſser Bestimmtheit zum Ausdruck kommt.

oder Göttern heraufbeschwören können, wo der Rhythmus eine kriegerische Stimmung vorbereiten soll, wird er die Kampflust, wo es sich um sexuelle Beziehungen handelt, wird er die geschlechtlichen Gefühle aufs äufserste steigern, kurz er wird durch seine der Hypnose verwandte Wirkung geeignet sein, die Seele willenlos jeder Suggestion preiszugeben. Jene intensive Gefühlswirkung ist also nur zum Teil Freude am Rausch als solchem und damit eine direkte Wirkung des Rhythmus; zum gröfseren Teil ist sie eine indirekte Folgeerscheinung, wobei der Rhythmus als die Bedingung, die durch ihn begünstigte Suggestion als die Ursache der starken Gemütsbewegung erscheint. „Die Hypnose", sagt Souriau, ist blofs das Mittel, nicht der Zweck. Die Kunst greift nur zu diesem Mittel, um sich unserer Seele besser bemächtigen zu können, um unser Vorstellen in dem Bann der von ihr suggerierten Bilder festzuhalten. Was wir von ihr verlangen müssen, ist nicht der Schlaf, sondern der Traum" [1]). Die Fesseln, mit denen der Rhythmus das unruhig flackernde Wachbewufstsein bindet, nimmt er der Phantasie ab, als ihr mächtiger Befreier.

Dieser Auffassung scheinen die Thatsachen zu entsprechen. Wenn wir den Rhythmus einer bekannten Melodie mit dem Finger trommeln, so ist das taktmäfsige Geräusch als solches fast gänzlich reizlos, ja unter Umständen sehr lästig. Sobald jedoch der leiseste Anlafs zu angenehmen oder interessanten Associationen gegeben wird, zeigt es sich sofort, dafs uns der Rhythmus in einen für Suggestionen äufserst empfänglichen Zustand versetzt. Jeder Wechsel der Intensität oder der Schnelligkeit ruft gleich unsere Fähigkeit der „Einfühlung" oder „inneren Nachahmung" in einer Kraft und Vollständigkeit hervor, die sie ohne den seelischen Zwang rhythmischer Gesetzmässigkeit nicht besitzen würde. In manchen Städten ist es üblich, beim Ausbruch von Feuer eine Kirchenglocke in einem sonst nicht gebräuchlichen Takt erklingen zu lassen. Die ein-

---

[1]) a. a. O. S. 67.

förmige Tonfolge gewinnt durch den „indirekten Faktor“ ihrer Signalbedeutung eine fast unglaubliche Wirkung auf ästhetisch empfängliche Gemüter. Auch solche, die bei der blofsen Meldung, dafs es in einem anderen Stadtteil brenne, ziemlich gleichgültig bleiben würden, fühlen ihre Seele im Innersten erschüttert. Die harmlosen Töne werden furchtbar; es scheint schliefslich die ganze Welt zu versinken und gar nichts mehr zu existieren aufser diesen mächtigen, alles erfüllenden, umflutenden, durchzitternden Wellen. Ebenso erklärt sich die intensive Gefühlswirkung der Trommel. Wenn schon jeder laute Ton als solcher geeignet ist, die unwillkürliche Aufmerksamkeit lebhaft zu erregen, so schlägt die rhythmische Folge der starken Geräusche unser Bewufstsein mit unwiderstehlicher Gewalt in ihre Fesseln; nun kommt die Association des kriegerischen oder festlichen Aufmarsches hinzu und verschmilzt mit der akustischen Bewegung zu einem untrennbaren Ganzen, in dem für den Augenblick unser ganzes Seelenleben aufgegangen ist.

Die höchste Macht der Suggestion erfährt aber das Bewufstsein dann, wenn sich der Rhythmus zur Melodie erhebt[1]). Es ist sehr interessant, zu sehen, wie gut HANSLICK die Vorbedingung des Musikgenusses, jenen rauschähnlichen Zustand schildert — um ihn zu verwerfen. „Das Elementarische der Musik, der Klang und die Bewegung ist es, was die wehrlosen Gefühle so vieler Musikfreunde in Ketten schlägt, mit denen sie gar gerne klirren . . . Die Zahl derer, welche auf solche Art Musik hören oder eigentlich fühlen, ist sehr bedeutend. Indem sie das Elementarische der Musik in passiver Empfänglichkeit auf sich wirken lassen, geraten sie in eine vage, nur durch den ganz allgemeinen Charakter des Tonstücks bestimmte übersinnlich-sinnliche Erregung .... Halbwach in ihren Fauteuil geschmiegt, lassen jene Enthusiasten von den Schwingungen

[1]) Nach WALLASCHEK ist es das Bedürfnis nach deutlichen Rhythmen, das zunächst das rhythmische Geräusch zur rhythmischen Tonfolge erhebt und von da zur Würdigung der Intervalle und der Melodie führt. („Primitive Music“, S. 232 f.)

der Töne sich tragen, statt sie scharfen Blickes zu betrachten. Wie das stark und stärker anschwillt, nachläfst, aufjauchzt oder auszittert, das versetzt sie in einen unbestimmten Empfindungszustand . . . Sie bilden das 'dankbarste' Publikum und dasjenige, welches geeignet ist, die Würde der Musik am schwersten zu diskreditieren . . . Die neue Zeit hat übrigens eine herrliche Entdeckung gebracht, welche für Hörer, die ohne alle Geistesbethätigung nur den Gefühlsniederschlag der Musik suchen, diese Kunst weit überbietet. Wir meinen den Schwefeläther, das Chloroform. In der That zaubern uns diese Mittel einen, den ganzen Organismus süfstraumhaft durchbebenden Rausch — ohne die Gemeinheit des Weintrinkens, welches auch nicht ohne musikalische Wirkung ist" [1]). Hanslick hat in Einem vollkommen Recht: der rauschartige Zustand allein ist noch kein musikalischer Genufs; aber er übersieht, was Nietzsche so deutlich hervorhebt, dafs nämlich der Rausch eben doch die „unumgängliche physiologische Vorbedingung" des intensiven ästhetischen Geniefsens ist. Sein Standpunkt ist mehr der des Kritikers, der „scharfen Blickes" betrachtet, als der des rein Geniefsenden; er selbst charakterisiert ihn treffend durch den Satz: „Der Laie 'fühlt' bei Musik am meisten, der gebildete Künstler am wenigsten." Es handelt sich für ihn vor allem um die „geistige Befriedigung, die der Hörer darin findet, den Absichten des Komponisten fortwährend zu folgen und voranzueilen, sich in seinen Vermutungen hier bestätigt, dort angenehm getäuscht zu finden" [2]). Soweit das überhaupt noch ein ästhetischer Genufs ist, habe ich es in meiner „Einleitung in die Ästhetik" (S. 187) als „innere Nachschöpfung" zu schildern gesucht. Der unmittelbarste, reinste und höchste Genufs ist aber immer der, bei dem wir gar nicht an den Künstler denken, sondern mit ganzer Seele im schönen Objekt aufgehen: hier liegt das eigentliche Problem, und hier tritt die Rauschwirkung noch mächtig hervor; ist sie doch selbst bei jenem „inneren

[1]) E. Hanslick, „Vom Musikalisch-Schönen". 9. Aufl. Leipzig 1896, S. 153 f.

[2]) a. a. O. S. 171, 168 f.

Nachschöpfen", das schon an der oberen Grenze der ästhetischen Anschauung liegt, noch immer vorhanden — sonst wäre die Lust an ihm so dünn und marklos, wie die Freude an der guten Disposition eines Aufsatzes.

Suchen wir nun festzustellen, was uns der Rhythmus suggeriert, wenn er sich reiner Töne bedient, die in angenehmen Intervallen aufeinander folgen, so können wir mit einem etwas kecken, aber das Wesentliche heraushebenden Worte sagen: wir erhalten den Eindruck einer tanzenden Stimme. Es soll damit ausgedrückt werden, dafs sich im ästhetischen Geniefsen die schöne Melodie als eine innige Verschmelzung zweier Associationsgebiete darstellt, einmal als Analogon einer angenehmen räumlichen Bewegung und zweitens als Analogon einer angenehmen stimmlichen Äufserung innerer Gemütsbewegungen, beides aber so ineinander verwachsen, dafs dadurch etwas ganz Neues und Eigenartiges entsteht, das als Ganzes mit nichts anderem verglichen werden kann. — Dafs wir die Bewegung der Töne nach Analogie einer räumlichen auf- und absteigenden Bewegung auffassen, ist eine Thatsache, für die man schon alle möglichen Gründe angeführt hat[1]), ohne eine entgültig befriedigende Erklärung zu finden. Jedenfalls ist die Thatsache als solche nicht zu bezweifeln. Nun gehört die Freude am Wahrnehmen von Bewegungen zu den beliebtesten Sinnesspielen, wie man durch unzählige Beispiele erhärten kann. Bei keiner Bewegungsart tritt aber, um in der Ausdrucksweise SCHOPENHAUERS zu sprechen, die „Idee" der Bewegung in solcher Reinheit, so frei von hemmenden Begleiterscheinungen hervor, wie bei der Tonbewegung; eine Reihe von Tönen, sagt SIEBECK, kann den Rhythmus der Bewegung, je nachdem er langsamer oder schneller wird, adäquat wiedergeben, „ohne dazu der Bewegung eines sichtbaren körperlichen Substrates zu bedürfen, welches letztere, weil es noch andere associierte (Gesichts-)Vorstellungen einmischen würde,

---

[1]) Wohl am ausführlichsten hat STUMPF die Frage behandelt. („Tonpsychologie" I, 202 ff.)

den Eindruck der Bewegung, wie sie rein als solche sich auslebt, zu stören geeignet ist" [1]). Damit hängt ferner die aufserordentliche, mit gar keiner anderen Erscheinung zu vergleichende Leichtigkeit der Tonbewegung zusammen, auf die besonders Köstlin hingewiesen hat: „die Tonbewegung schreitet, kreist, schlängelt sich, hüpft, springt, fährt hinauf und hinab, tanzt, wiegt sich, schaukelt sich, bäumt sich, zuckt, rast, wütet hin und her in gröfster Leichtigkeit, während man, um in der sichtbar körperlichen Welt dies alles in gleicher Fülle und Schnelle zu haben, sie vorerst in Trümmer schlagen oder ihr die Schwere austreiben oder wenigstens jenen Punkt des Archimedes finden müfste, von welchem sie sich aus den Angeln heben liefse" [2]). Aus diesen grofsen Vorzügen erklärt es sich, dafs unsere Freude am Wahrnehmen von Bewegungen nirgends vollkommener befriedigt wird als in der Tonwelt; von dem Zauber des Rhythmus gebannt, ahmt unser Bewufstsein den unendlich wechselvollen Tanz der Töne innerlich nach und schwebt in einem körperlosen Raume, von aller Erdenschwere befreit, wie Musa in Kellers Tanzlegendchen in einem Reigen seliger Geister anmutig auf und nieder.

Aber die Melodie ist mehr als ein blofser Tanz von Tönen. Sie stellt sich zugleich als eine Art von Sprache dar, in der die innersten und dunkelsten Regungen der Seele zum Ausdruck gelangen [3]). Wie uns jede Melodie an ein räumliches Auf- und Absteigen erinnert, so erscheint sie uns zugleich auch in einer unwiderstehlichen Illusion als die stimmliche Äufserung von Gemütsbewegungen. Es wäre verkehrt, wenn man diese Illusion von vornherein aus einzelnen Analogieen zwischen Musik und Sprache erklären wollte. Die Grundlage der Erscheinung ist in dem allgemeinen Analogieschlufs zu suchen, wonach wir unwillkürlich den Ton überhaupt als

[1]) H. Siebeck, „Das Wesen der ästhetischen Anschauung". Berlin 1875, S. 153.

[2]) Köstlin, „Ästhetik", S. 560.

[3]) Vgl. Fr. v. Hausegger, „Die Musik als Ausdruck". 2. Aufl. Wien 1887.

Stimme, als Gefühls- und Willensäufserung auffassen: wie alle Bewegung, so erscheint uns auch der Ton, und dieser am meisten, als Leben und Lebensäufserung. Aus dieser Hauptillusion heraus entwickelt sich nun aber allerdings die Wirkung von vielen besonderen Ähnlichkeiten zwischen Melodie und gefühlerfüllter Sprache. Nachdem schon Dubos auf diese Beziehungen hingewiesen hatte, wurde in der Gegenwart die Analogie zwischen beiden Gebieten am entschiedensten von Spencer betont. Spencer hat nur den Fehler gemacht, dafs er dabei weniger auf eine Erklärung unseres musikalischen Geniefsens als auf eine Theorie über den Ursprung der Musik ausgehen wollte. Hierin hat er unrecht; die Musik ist nicht aus der leidenschaftlich erregten Sprache entstanden [1]. Aber zur vollen Höhe konnte sie sich nur dadurch entwickeln, dafs in der wechselnden Schnelligkeit und Stärke der melodischen und rhythmischen Bewegung, sowie in den verwendeten Intervallen hundert Anklänge an die gefühlerfüllte Sprache verborgen liegen und ihre Wirkung auf den Hörer äufsern. Man mufs sich das nur nicht zu plump vorstellen. Wie die Landschaft ihren stimmungsvollen Eindruck zum grofsen Teil allerlei vagen Anklängen an menschliche Körperhaltungen verdankt, wie der Donner uns als eine grollende Stimme erscheint, ohne darum genau an den phonetischen Ausdruck des Zornes zu erinnern, so können auch die Analogieen zwischen Melodie und Rede sehr wirksam sein, ohne doch in greifbaren Ähnlichkeiten zu bestehen. Es ist vielleicht am besten, an den Vogelgesang zu erinnern; warum erscheint uns der Gesang der Nachtigall klagend, während wir das Lied anderer Vögel munter oder sogar keck nennen? Doch gewifs nicht darum, weil wir über die Seelenzustände der betreffenden Vögel schon im voraus unterrichtet sind, sondern

[1] „Die primitive Musik kann nicht aus der Stimm-Modulation beim erregten Sprechen hervorgegangen sein, weil die primitive Musik in vielen Fällen überhaupt keine Modulation des Tons, sondern einfach eine rhythmische Bewegung in einem Ton ist“. (Wallaschek, „Primitive Music“. London 1893, S. 252.)

allein deshalb, weil sehr unbestimmte Ähnlichkeiten zwischen unseren vokalen Gefühlsäufserungen und dem Vogelgesang bestehen, die aber trotz ihrer Unbestimmtheit auf das Unmittelbarste wirken. Geradeso ist es in unserem Falle. Man darf nicht erwarten, dafs ein mit Leidenschaft deklamierter Satz sich durch Fixierung der Tonhöhen und Reinigung der Intervalle in eine leidenschaftliche Melodie verwandeln werde; denn die Melodie hat ja ihre eigenen, vor allem durch die Harmonie bestimmten Gesetze, denen die Rede nicht unterthänig ist. Aber Analogieen sind darum doch vorhanden und wirksam. Es ist hierüber schon so viel gesagt worden, dafs es unnötig ist, näher darauf einzugehen. Wie sehr der Wechsel in der Intensität und Schnelligkeit als Ausdruck wechselnder Gemütszustände erscheinen mufs, beweist vielleicht am hübschesten Wundts Versuch, die Temperamente nach diesen Gesichtspunkten einzuteilen:

	Starke	Schwache
Schnelle . . .	Cholerisch	Sanguinisch
Langsame . .	Melancholisch	Phlegmatisch

Und was die Ausdrucksfähigkeit der Intervalle betrifft, so nehme man einmal den wichtigsten Unterschied innerhalb des musikalischen Tonsystems, den von kleiner und grofser Terz, und versuche es, in diesen Intervallen zuerst ein klagendes „oh weh!“, dann aber ein freudig bestimmtes „jawohl!“ zu sprechen — man wird keinen Moment darüber im Zweifel sein, welches Intervall das passende ist. Nimmt man hinzu, dafs nach Gurneys Versuchen an Kindern die verschiedene Gefühlswirkung auch auf einem stark verstimmten Klavier mit voller Sicherheit hervortritt[1]), dafs also eine physikalische Erklärung, wie sie Helmholtz versucht hat, unmöglich ist, so

[1]) a. a. O. S. 272.

wird man den Einflufs der gesprochenen Intervalle auf die musikalischen nur schwer bestreiten können.

Ich betone zum Schlufs noch einmal, dafs beide Analogieen zu einer untrennbaren Gesamtwirkung verschmelzen, wie ich das durch das Bild der „tanzenden Stimme“ angedeutet habe. Wenn man sich etwa darüber klar zu werden sucht, worin der männliche, manchmal fast rauhe Charakter Bach'scher Melodieen beruht, so wird man z. B. bei näherer Prüfung seiner beliebtesten und sozusagen „echtesten“ Arien allerlei formale Eigentümlichkeiten finden, von deren Wirkung es meist schwer zu sagen ist, ob sie mehr nach der räumlichen Bewegung oder mehr nach der Stimmäufserung hinweisen. Da ist vor allem die Fülle der Accente, die auch den schwächer betonten Noten eine gewisse Stofskraft verleihen („Béreite dích Zíón“), ferner die Neigung, mit zwei unmittelbar nebeneinander stehenden starken Accenten zu beginnen („Meín gläúbiges Herze“, „Ín Deíne Hände“, „Blú-úte nur“, „Bú-úfs und Reu“), wodurch das Ganze von vornherein einen massiveren Charakter erhält, die vielen schroff eingesetzten Wiederholungen in einer anderen Höhenlage und endlich die stark betonten Schlufssilben, wobei häufig wie beim Anfang zwei Accente nebeneinander kommen (vgl. das charakteristische „éntzwéi“ in „Bufs und Reu“). Alle diese Eigenschaften deuten nach beiden Seiten hin. Wir haben eine durch die Gesetze der Harmonie geregelte Tonfolge vor uns, die infolge ihrer besonderen Eigentümlichkeiten sowohl an eine kräftige, fest und bestimmt auftretende, unwiderstehlich vorwärtsdrängende räumliche Bewegung, als auch an die stimmliche Äufserung einer entschlossenen, ihrer selbst und ihrer Ziele gewissen, von würdigem Ernst erfüllten, echt männlichen Persönlichkeit erinnert und erst durch diese ineinander verschmolzenen Associationen ihren vollen Gefühlscharakter erhält.

II. Produktive Hör-Spiele.

Eine unendliche Fülle von Erscheinungen thut sich vor uns auf, wenn wir das selbstthätige Erzeugen von Geräuschen und Tönen ins Auge fassen. Auch hier erkennen wir wieder in dem Hörspiel die Anfänge oder doch Vorstufen der Kunst; denn die Einteilung, zu der uns die Thatsachen zwingen, entspricht der Einteilung der Musik in Vokal- und Instrumentalmusik: wir müssen zuerst von den spielenden Stimmübungen und dann von dem spielenden Hervorbringen akustischer Wirkungen durch andere Schallerzeuger sprechen.

Die erste Stimmübung des Kindes besteht im Schreien. Sofern es sich dabei einfach um reflexmäfsige Ausdrucksbewegungen der Unlust handelt, haben wir nichts damit zu thun. Es ist aber wahrscheinlich, dafs das Schreien der Kinder schon früh auch als Einübung der Sprachorgane auftritt; der Anlafs mag dann auch in Unlustgefühlen liegen, die Fortsetzung ist aber ein Spiel — „l'enfant qui crie", sagt Compayré[1]), „a souvent plaisir à crier". Bei Kindern von zwei bis drei Jahren tritt das schon sehr deutlich hervor; man kann es oft ganz genau hören, wie das Heulen, das zuerst sehr ernstlich gemeint war, auf einmal zum Gegenstand des spielenden Experimentierens wird[2]). Ähnlich mag es sich auch manchmal mit dem vielfach üblichen Klagegeheul der Weiber bei Todesfällen verhalten. Das Weib, sagt O. Ludwig einmal, bezwingt das Unglück, wenn es ihm nicht ausweichen kann, innerlich durch die sinnliche Erleichterung im Jammer; „es bezwingt das Unglück, indem es dasselbe geniefst".

---

[1]) G. Compayré, „L'évolution intellectuelle et morale de l'enfant". Paris 1893, S. 41.

[2]) H. Gutzmann („Des Kindes Sprache und Sprachfehler", 1894, S. 7 f.) hat darauf hingewiesen, dafs schon das Schreien eine gute Vorübung für das Sprechen ist, weil dabei im Gegensatz zum gewöhnlichen Atmen ein kurzes, tiefes Einatmen mit darauf folgender, lange dauernder Ausatmung geübt wird, ganz wie es zum Sprechen notwendig ist.

Wichtiger als das Schreien ist das „Lallen“, „Kakeln“ und „Gurren“ der Kinder, mit dem sie um die Mitte des ersten Vierteljahres beginnen. Der instinktive Drang nach motorischen Entladungen führt auch zu Bewegungen der Kehlkopf-, Mund- und Zungenmuskeln, und das Kind, das sich an den so erzeugten Tönen ergötzt, ist bald im vollen Experimentieren begriffen. Ohne diese spielende Einübung würde es nicht Herr seiner Stimme werden, und damit würde dem später eingreifenden Nachahmungstrieb, durch den es die Sprache seiner Umgebung erlernt, die Grundlage entzogen sein. Wählen wir unter den zahlreichen Aufzeichnungen über die ersten Sprachlaute des Kindes die sehr genauen Beobachtungen von Preyer. „In der ersten Zeit, und wenn die Lallmonologe beginnen, nimmt die Mundhöhle eine unübersehbare Reihe von Formen an, die Lippen, die Zunge, der Unterkiefer, der Kehlkopf werden bewegt, und zwar so mannigfaltig wie nie wieder; dabei wird ausgeatmet, oft laut ausgeatmet, und so entsteht zufällig bald dieser, bald jener Laut. Das Kind hört die ihm neuen Laute und Klänge, hört seine eigene Stimme, freut sich darüber und ergötzt sich an der Lautbildung wie an den Bewegungen der Beine im Bade“[1]. „Am 43. Tage hörte ich den ersten Konsonanten. Das Kind, in behaglichster Lage allerlei nicht fixierbare Laute ausstofsend, sagte deutlich einmal am-ma. Von Vokalen wurde gleichfalls an dem Tage ao gehört. Aber am folgenden Tage überraschte das Kind mich und andere durch die vollkommen deutlich gesprochenen Silben ta-hu. — In dem sonst nicht verständlichen Lallen des Säuglings hörte ich am 46. Tage einmal gö, örö und fünf Tage später ara. — Am 65. Tage ertönte .... während des Lallens einmal a-omb. — Neu kommt hinzu am 71. Tage während der gröfsten Behaglichkeit die Kombination ra-a-ao. — Sehr

[1] a. a. O. S. 368. — Wann dieser Moment eintritt, der das zuerst automatische Lallen zum Spiele erhebt, ist natürlich schwer zu sagen.

deutlich war am 78. Tage das offenbare Zeichen von Vergnügtsein: habu. — Im 5. Monat wurde ögö, ma-ö-ĕ, hă, ā, ho-ich gehört. Das (seltene) i erschien hier deutlicher als im dritten Monat. Um diese Zeit begann das ergötzliche laute 'Krähen' des Kindes, ein nicht zu verkennender Ausdruck des Vergnügens. Die der ungemein kräftig gewordenen Stimme entsprechenden Hauchlaute ha und ihre Verbindung mit dem Lippen-r in brrr-há müssen ebenfalls als Lustäufserungen aufgefafst werden. Desgleichen aja, örrgö, ā-ā-ĭ-öā, Laute, die gegen das Ende des ersten Halbjahres das behaglich daliegende Kind wie zu seinem eigenen Vergnügen hervorbringt. Zu diesen gehört auch das häufig wiederholte eu des französischen heure und oeu des französischen cœur, welches der deutschen Sprache fehlt, ferner die Urlaute ā und ō. — Bei den aufs Geradewohl ausgeführten mannigfaltigen Zungenbewegungen trifft es sich oft, dafs die Mundspalte ganz oder teilweise verschlossen wird. Dagegen sprengt der beim Atmen austretende Luftstrom den Verschlufs, und so entstehen viele Laute, auch solche, die in der deutschen Sprache nicht vorkommen, namentlich häufig und deutlich durch labiolingualen Verschlufs ein zwischen p und t oder b und d stehender Konsonant, an dessen Erzeugung das Kind sich ergötzt, wie auch am labialen brr und m . . . Bemerkenswert ist, dafs sämtliche Lautäufserungen exspiratorisch sind. Ich habe nicht einmal einen Versuch, Inspirationslaute zu bilden, wahrgenommen [1]). — Im elften Monat fängt das Kind an, während seiner langen Monologe zu flüstern. Es läfst nach Stärke, Höhe und Klangfarbe wechselnde Laute in Fülle hören, wie wenn es eine un-

---

[1]) Solche Inspirationslaute kommen indessen doch häufig bei Kindern vor, nämlich in der Form von Schnalzlauten. Die Schnalzlaute spielen bekanntlich in den Hottentottensprachen eine grofse Rolle. — Über den Einflufs der selbstgeschaffenen Sprachlaute des Kindes auf die Sprache der Erwachsenen und über die Analogie der Kindersprache mit den Sprachen niedrig stehender Völker vgl. H. Gutzmann, „Die Sprachlaute des Kindes und der Naturvölker". Westermanns Monatshefte, Dezember 1895.

bekannte Sprache redete . . . . Bei den Lallmonologen wird ein Vokal weder für sich, noch in einer Silbe mehr als fünfmal hintereinander ohne Pause wiederholt, gewöhnlich zwei- oder dreimal[1]). Die maschinenmäfsige Repetition derselben Silbe, etwa papapa, kommt viel häufiger vor, als das Abwechseln einer deutlich gesprochenen mit einer andern deutlich gesprochenen Silbe, wie pata. Indessen stutzt das Kind leicht, wenn es während seiner verschiedenartigen Lippen- und Zungenbewegungen mit Verkleinerung und Vergröfserung der Mundöffnung einen solchen Wechsel des akustischen Effektes merkt. Es macht den Eindruck, als wenn es sich damit ergötzte, allerlei symmetrische und asymmetrische Mundstellungen bald schweigend bald mit lauter Stimme, dann wieder mit leiser sich förmlich einzuüben"[2]).

Um diesen Abschnitt nicht allzusehr zu belasten, weise ich nur kurz auf die mancherlei Stimmspiele der reiferen Kinder und der Erwachsenen hin, die man im Anschlufs an die Lallmonologe der Säuglinge anführen könnte, also die Freude am Jauchzen, Brüllen, Krähen, Summen, Schmatzen, Glucksen, Pfeifen u. s. w. Ein Beispiel aus der Antike ist der „stloppus": „c'est un amusement qui consiste à enfler ses joues et à les faire crever avec explosion en les frappant avec les mains"[3]). Ein anderes Beispiel, das diese Form des Spiels in krankhafter Übertreibung zeigt, ist folgendes. Von Samuel Johnson, der ein ausgesprochener Sonderling war, erzählt sein Biograph Boswell: „Während der Sprechpausen machte er verschiedene Geräusche mit seinem Munde, manchmal in der Art des Wiederkäuens oder Schmatzens, manchmal, indem er leise pfiff, manchmal liefs er die Zunge vom Gaumendache nach rückwärts spielen, ähnlich dem Glucksen einer Henne, manchmal schleuderte er

---

[1]) Lubbock und Tylor haben nachgewiesen, dafs die Reduplikation in den Sprachen der Naturvölker eine viel gröfsere Rolle spielt als in den Kultursprachen.

[2]) a. a. O. S. 311 f. (Die Anfangsworte der einzelnen Citate sind der Kürze wegen zum Teil etwas geändert.)

[3]) L. Becq de Fouquières, „Les jeux des anciens". Paris 1869, S. 273.

sie nach vorn gegen das Zahnfleisch des Oberkiefers, als wenn er das Wort too too too schnell und leise ausspräche, alles das bisweilen von einem gedankenvollen Blick, öfter aber von einem Lächeln begleitet. Wenn er im Verlauf eines Disputs eine Periode beendigt hatte und dann durch Heftigkeit und lautes Sprechen ermüdet war, so pflegte er seinen Atem von sich zu blasen wie ein Walfisch" [1]).

Von gröfserem Interesse ist es, zwei besondere Momente zu erwähnen, die zu der spielenden Stimmübung als solcher hinzutreten können, nämlich den Reiz des Angenehmen und den Reiz des Schwierigen. Und zwar wollen wir an dieser Stelle einiges herausgreifen, was uns auf die formale Seite der Poesie hinweist. — Für den Reiz des Angenehmen ist hier die Freude an der Wiederholung gleicher oder ähnlicher Laute von besonderer Wichtigkeit. Die Lust an der Wiederholung ist eine in mancher Hinsicht bemerkenswerte Erscheinung; auf der motorischen Seite haben wir dabei den Drang, den vorausgehenden Laut einmal oder häufiger als Vorbild für einen neuen, ihm gleichen, zu gebrauchen (Baldwins „circular reaction"); in Beziehung auf das Anhören der selbsterzeugten Töne oder Geräusche sehen wir die Wirkung des „primären Gedächtnisses" vor uns, das Nachklingen des eben Gehörten im Bewufstsein, denn durch dieses Nachklingen wird es ermöglicht, dafs der neue Laut mit dem eben vorausgegangenen zu einer uns angenehmen Gesamtwirkung verschmilzt. — Eine einfache Form der Wiederholung zeigt sich in dem uns schon bekannten Rhythmus. Wie die Kinder den musikalischen Rhythmus schon früh geniefsen, so erfreuen sie sich auch an der rhythmisch gegliederten Sprache der Poesie. Ungefähr im Anfang des 4. Lebensjahres kann man vielfach beobachten, dafs Kinder den Versuch machen, selbst in gebundener Sprache zu dichten, also als produktive Künstler aufzutreten. Das Resultat besteht dann in den meisten Fällen aus sinnlos anein-

[1]) Vgl. D. Hack Tuke, „Zwangsvorstellungen ohne Wahnideen". Zeitschrift für Psychologie und Physiologie d. Sinnesorgane. Bd. II (1891), S. 101.

ander gereihten Wörtern und Silben, die aber nach rhythmischen Gesetzen geordnet sind[1]). Marie G. pflegte ihren Puppen häufig solchen klingenden Unsinn vorzulesen. Das Lieblingsversmafs der Kinder scheint dabei das trochäische zu sein[2]). — Noch früher zeigt sich die Freude an der Wiederholung in der Repetition ganzer Lautgruppen. Aus dem Gebiet der Lallmonologe haben wir bereits die „maschinenmäfsige Repetition" solcher vokalen Erzeugnisse erwähnt. Zwei sehr gute Beispiele finden sich auch bei Perez. „Ein kleines Mädchen," erzählt dieser, „wiederholt vom Morgen bis zum Abend vierzehn Tage lang toro, toro, toro, toro oder auch rapapi, rapapi, rapapi und hat an diesen monotonen Rhythmen grofse Freude. Ein anderes Kind von beinahe drei Jahren hat auch solche gesprochene oder geschrieene Refrains, deren es sich manchmal sogar zum Scherz bedient, um damit auf Fragen zu antworten, obwohl sich die Eltern alle Mühe geben, ihm diese Grille abzugewöhnen. Während dreier Monate wiederholte der kleine Wiederkäuer mit lauter Stimme die für andere und ihm selbst unverständlichen Silben tabillé, tabillé, tabillé!"[3]). — R. M. Meyer, der im sinnlosen Refrain den ersten Keim der Poesie erblickt[4]), wird in der auffallenden Beharrlichkeit solcher Übungen eine Bestätigung seiner Ansicht finden. Ob freilich neben dem instinktiven Drang nach Befriedigung der motorischen und sensorischen Apparate dabei auch noch eine ererbte Tendenz zu Bewerbungsvorgängen vorhanden ist, wird schwer zu entscheiden sein.

---

[1]) Auch bei den Naturvölkern trifft man, wie schon erwähnt wurde, häufig eine auffallende Gleichgiltigkeit gegen den Sinn ihrer Gesänge an, während der Rhythmus mit gröfster Strenge eingehalten wird. Vgl. K. Bücher, „Arbeit und Rhythmus", S. 75.

[2]) Bei der subjektiven Rhythmisierung einer an sich accentlosen Tonfolge wird regelmäfsig der betonte Schall als taktbeginnend aufgefafst. Vgl. E. Meumann, „Untersuchungen z. Psychol. und Ästhetik des Rhythmus". Philos. Studien, Bd. X (1894), S. 286.

[3]) a. a. O. S. 301.

[4]) R. M. Meyer, „Über den Refrain". Zeitschr. f. vgl. Litt.-Gesch. I (1887), S. 34 ff.

Wie dem auch sei, jedenfalls spielt die Wiederholung sinnloser Lautfolgen oder auch sinnvoller Wörter und Sätze in der ganzen Poesie und speziell in den Dichtungen der primitiven Stämme eine wichtige Rolle. Ich verweise in dieser Hinsicht auf die Darstellung von Grosse in seinen „Anfängen der Kunst" und beschränke mich meinerseits darauf, ein nicht uninteressantes Beispiel von besonderem Charakter zu wählen, nämlich jene eigentümliche kettenartige Wiederholung von Sätzen, die man in ihrer bekanntesten Form als „Kettenreime" zu bezeichen pflegt. Die Kinder haben daran viel Vergnügen. So heifst es in einem beliebten Kinderliedchen:

Reben trägt der Weinstock,
Hörner hat der Ziegenbock,
Der Ziegenbock hat Hörner,
Im Wald da wachsen Dörner.
Dörner wachsen im Wald,
Im Winter ist es kalt.
Kalt ist's im Winter etc.

Oder in Form von negativen Urteilen:

Eins zwei drei,
Alt ist nicht neu,
Neu ist nicht alt,
Warm ist nicht kalt,
Kalt ist nicht warm,
Reich ist nicht arm,
Arm ist nicht reich etc.

Auf dieselbe Echowirkung berechnet ist ein „Kettenreim" aus dem 14. Jahrhundert, der uns, wie Zingerle bemerkt, „schlagend beweist, dafs die damaligen Kinderreime auch der Form nach den unsrigen entsprachen":

Es reit ein hêrre,
Sîn schilt was ein gêre;
Ein gêre was sîn schilt
Und ein hagel sîn wint;
Sîn wint was ein hagel etc.[1].

---

[1]) J. V. Zingerle, „Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter". 2. Aufl. Innsbruck 1873, S. 62.

Ein sehr eigenartiges Analogon hierzu bilden manche Gedichte der Molukkenbewohner. Sie bestehen aus vierzeiligen Strophen. Die erste und dritte Zeile jeder Strophe findet sich schon in der vorausgehenden als zweite und vierte, während ihre eigene zweite und vierte Zeile als erste und dritte in der nächstfolgenden Strophe wiederkehrt. Manchmal entstehen so ganz sinnlose Einschiebsel, deren einziger Reiz die Echowirkung und das Weiterdrängen ist, das solchen rhythmischen Wiederholungen innewohnt[1]), manchmal ist auch eine sinnvolle Beziehung vorhanden. Zur Veranschaulichung mögen folgende Verse dienen:

Jene Taube mit ausgebreiteten Flügeln,
Sie fliegt in schräger Lage nach dem Fluſs.
Ich bin ein Fremder,
Ich komme hierher in die Verbannung.

Sie fliegt in schräger Lage nach dem Fluſs,
Tot wird sie mitten im Meere aufgefischt.
Ich komme hierher in die Verbannung,
Weil ich es wegen meiner elenden Lage so will.

Tot wird sie mitten im Meere aufgefischt etc.[2]).

Während der eigentliche Refrain aus dem Einfallen des Chors auf den Vortrag des Vorsängers erklärt wird, scheint mir der Grund dieser kettenartigen Wiederholung im Wechselgesang zu liegen, wobei der neue Sänger das herabsinkende Ende des Fadens wieder aufnimmt, um daran anzuknüpfen. — Den Abschluſs bilde das herrliche Gedicht Goethes, das den eigenartigen Zauber einer solchen kettenartigen Wiederholung mit dem Reiz des Refrains verbindet:

O gieb vom weichen Pfühle
  Träumend ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
  Schlafe! was willst du mehr?

---

[1]) „Le rythme . . vaut surtout par son effet d'entraînement". (Souriau, „La suggestion dans l'art", S. 47.)

[2]) W. Joest, „Malayische Lieder und Tänze aus Ambon und den Uliase (Molukken)". Internat. Arch. f. Ethnogr. V (1892), S. 23.

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle.
Schlafe! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich hoch und hehr
Aus irdischem Gewühle.
Schlafe! was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle etc.

Ist bei solchen Gedichten das Prinzip der Wiederholung auf ganze Sätze ausgedehnt, so kann es auch umgekehrt auf einzelne Buchstaben oder Silben eingeschränkt sein; wir haben es dann mit Allitterationen und Reimen zu thun. Es bedarf nur weniger Beispiele, um zu zeigen, daſs beides in den Lautspielen der Kinder von mindestens ebenso groſser Bedeutung ist und ebenso reichlich verwendet wird, als in der Poesie der Erwachsenen. — Die Allitteration kann als bloſse Reduplikation auftreten, wie ja auch der lallende Säugling die Verdoppelung besonders liebt, und dient dann gewöhnlich als äuſsere Form einer logischen Zusammenfassung („Haus und Hof"); wir finden sie aber gerade beim Kind auch häufig als ein ausgedehnteres Klangspiel:

Hinter s'Hanse Hinterhaus
Haut Hans Holderholz,
Hetzt Hund und Hühnerhund
Hart hinter'm Hase her.

Meiner Mutter Magd macht mir mein Mus mit meiner Mutter Mehl.

Können's Kaiser Karls' Köch
Kalbsköpf und Kabisköpf kochen?

Around the rugged riven rock the ragged rascal rapid ran[1]).

Didon dîna, dit-on, du dos d'un dodu dindon.

---

[1]) A. F. Chamberlain, „The child and childhood in folkthought". London 1896, S. 252.

Ferner ein Beispiel selbständiger Produktion. WILLY F., ein kleiner Knabe, liebte es, während er seinen Wagen im Zimmer herumschob, beständig zu singen:

Wein, wein, wein, wein, wein, wein, wam
Wein, wein, wein, wein, wein, wein, wam etc.

Dafs auch Erwachsene solche Wiederholungen nicht nur zur Erhöhung poetischer Schönheit, sondern auch als reines Klangspiel verwerten, beweist der Vers des ENNIUS: „O Tyte, tute Tati, tibi tanta, tyranne tulisti!“ und das Festprogramm zum Züricher Sechseläuten aus dem Jahre 1850: „Läuten ist ein Laut-Surrogat, das von Laut ableitet; und ein das Läuten erläuternder Leitartikel zur Einleitung unseres heutigen Sechseläutens kann Euch, liebe Leute, zu mancher einleuchtenden Wahrheit anleiten“; ebenso die Anrede eines Bürgermeisters an seinen Fürsten; „O Du, der Du die das Land beglückenden Gesetze gegeben hast“. — In Schwäbisch-Hall hatten wir Primaner ein besonderes „Datenheft“ zur Vorbereitung für das Geschichts-Examen; dabei entstand die Scherzfrage: „Hast Du die Date' da?“

Der Reim tritt in den meisten Fällen nur als Reduplikation auf[1]). Seine Annehmlichkeit beruht auf dem ihm eigentümlichen Wohlklang, zu dem Identität und Differenz erforderlich ist, auf der Wiederholung als solcher und auf der formalen Zusammenfassung zweier Worte oder Verse zu einer Einheit. Die Kinder haben schon früh ihre Freude am Reim; das zeigen in einfachster Form die zahlreichen Fälle, wo aus der gewöhnlichen Reduplikation, die wir aus den Lallmonologen kennen, eine gereimte gemacht wird: kleine Kinder unterhalten sich häufig mit Verbindungen wie „Emma-Bemma“, „Mutter-Butter“, „Apfel-Bapfel“ oder (englisch) „Wagon-Pagon“, „Hester-Pester“ und ähnlichem[2]). Dasselbe Prinzip zeigen viele „Auszählreime“,

---

[1]) Unter den häufiger wiederkehrenden Reimen ist das Prinzip der Terzinen von Interesse, weil dabei durch den echoartig nachklingenden dritten Reim eine ganz ähnliche Wirkung hervorgebracht wird wie bei den oben besprochenen „Kettenreimen“.

[2]) Miss SHINN, a. a. O. S. 134. — Bei dem manischen Irresein ist das Aneinanderreihen sinnloser Reime sehr häufig. Eine solche

bei denen der ursprünglich vielleicht vorhandene Wortsinn der Regel nach verlorengegangen ist, sodafs nur das reine Klangspiel übrig bleibt:

Ane-Kane, Hacke-Packe,
Relle-Belle, Rädli-Bögli,
Zinke-Pinke, Uff-Puff:
Das fûle, futze Galgevögeli
Hocket hinen ûf.

Eindli-Beindli, Drittmann-Eindli,
Silberhanke, Finggefanke,
Pärli puff, Bettel dûss.

Anege hanige, Serege-sirige,
Ripeti-pipeti-knoll[1]).

Solche Reime ohne weiteres als direkte Erfindung der Kinder selbst zu betrachten, wäre gerade so voreilig wie die Annahme, dafs die Volkspoesie vom Volk als solchem gedichtet sei. Aber wenn auch die meisten Kinderlieder von Erwachsenen herrühren, so bleibt doch die Thatsache bestehen, dafs sich diese selbst dabei gleichsam verkindlichen, und dafs sich überdies nur dasjenige erhält, was dem Kindergeschmack wirklich adaequat ist — auch hier gilt das Selektionsprinzip. Indessen kommt doch auch in Beziehung auf die Reime, ebenso wie wir es bei dem Rhythmus und der Allitteration saben, selbständige künstlerische Produktion vor. So beobachtete ich bei der etwa drei Jahre alten Marie G. gleichzeitig mit jenen rhythmischen Zusammenstellungen von Wörtern auch das spielende Umändern von bekannten Reimen, z. B.:

Alles macht der Schneider Bock,
Denn das ist sein Lobenszwock.

Ihr erstes völlig aus den Tiefen des eigenen Genius geschöpftes Gedicht in Reimen stammt aus dem Anfang des

Kranke schrieb auf ein Blatt: „Nelke, welke, Helge — Hilde, Tilde, Milde — Hand, Wand Sand“. (Kräpelin, „Psychiatrie“. 5. Aufl. Leipzig 1896, S. 599.)

[1]) Rochholz, „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel“. Leipzig 1857, S. 124 f.

vierten Lebensjahres und besteht in den denkwürdigen, unzähligemal wiederholten Versen:

Naseweis vom Wasser weg,
Welches da liegt noch mehr Dreck.

Ein anderes Kind, Rudolf Fr., deklamierte im vierten Jahre unermüdlich das selbstverfertigte Gedicht:

Hennemäs'che, Weideidäs'che,
Sind ja lauter Käsebäs'che.

Die Lust am Bewältigen des Schwierigen (Geschicklichkeit) kann man bei allen möglichen Spielen kennen lernen. Sie zeigt die aufserordentliche Bedeutung der uns so tief eingewurzelten Kampftriebe, die in der Besiegung von Hindernissen eine besondere Würze des Spieles finden lassen. Schon bei den Lallmonologen mag sie vorkommen, wenn der Säugling über eine Stimmäusserung stutzt, die durch eine zufällig entstandene, ungewöhnliche Einstellung der Muskulatur hervorgerufen worden ist, und nun das Geräusch absichtlich wiederholt (Baldwins „persistent imitation“ [1]). Beim älteren Kind zeigt sich die Geschicklichkeit in dem spielenden Schnellsprechen. Dabei kann die Kunstfertigkeit einfach in dem schnellen Sprechen als solchem bestehen; gewöhnlich kommen aber besondere Umstände hinzu, die das Problem schwieriger machen. Am bekanntesten sind die Sprechaufgaben, bei denen die Schwierigkeit in erster Linie physiologisch begründet ist, wie bei dem schnell zu wiederholenden „Wachs-Maske, Mefs-Wechsel“; „Der Postkutscher putzt den Postkutschkasten“; „L'origine ne se desoriginalisera jamais de son originalité“; „Si six scies scient six cyprès“; „She stood at the door of Burgess's fish sauce shop welcoming him in“; „Peter Piper picked a peck of pepper, a peck of pepper picked he“ u. dgl. Oder es handelt sich zugleich um eine Gedächtnisübung, wie bei den Versen:

---

[1]) J. Mark Baldwin, „Mental development in the child and the race“. New-York und London 1895, S. 132 f.

Das ist der Schlüssel zum Garten,
Wo die schönen Mädchen warten.
Die erste heifst Binka,
Die zweite Bibiabinka,
Die dritte Senkkrenkknokiabibiabinka.
Binka nahm einen Stein,
Warf die Senkkrenkknokiabibiabinka ans Bein,
Da fing Senkkrenkknokiabibiabinka an zu schrein [1]).

Oder es tritt eine Vertauschung der Wörter ein, die das Geschicklichkeitsspiel mit einer komischen Wirkung verknüpft:

Basanneli, Basanneli,
Schlag' uff und stand a Licht:
Es geht a Haus im Geist herum,
Ich greif', er fürcht' mich an.
Zünd's Kühele an, zünd's Kühele an,
S'Laternle will a Kälble han,
Und wie der Teig am Himmel steht,
Da schiefst der Tag in Ofa [2]).

A. Bastian erzählt aus Siam: „Kinder belustigen sich mit der Aufgabe schwieriger Sentenzen, die rasch gesprochen werden müssen und dann den Sinn ändern, wie Pho Pu Khün Me Pu (Der Urgrofsvater neben der Urgrofsmutter) verwandelt sich in Pho Ku Khün Me Ku (Mein Vater neben mir, seiner Mutter), oder Pit Patu Thöt, Pit Patu Bot (Schliefs' die Thür, schiefs' des Tempels Thür); Mo Loi Ma Ha Phe, Phe Loi Pai Ha Mo (Der schwimmende Topf stöfst an das Flofs, das schwimmende Flofs stöfst an den Topf) u. s. w." [3]). — „Die Negermutter an der Loango-Küste," berichtet Pechuel-Lœsche, „lehrt dem Kinde Kinderverschen, welche . . . . beim schnellen Hersagen die ungeübte Zunge zum Straucheln bringen" [4]).

---

[1]) J. D. Georgens, „Mutter-Büchlein". Leipzig, O. Spamer, S. 170.

[2]) F. M. Böhme, „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel". Leipzig 1897, S. 302.

[3]) A. Bastian, „Die Völker des östlichen Asien". Bd. III. Jena 1867, S. 227.

[4]) Vgl. H. Ploss, „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker". 2. Aufl. Leipzig 1884, II, S. 285 f.

Ein analoges Spiel Erwachsener findet sich in dem Studentenlied „der Abt von Philippsbronn“, wobei die Silbe „bronn“ viermal so wiederholt werden mufs, dafs nach dem ersten „bronn“ ein Pst!, nach dem zweiten ein kurzer Pfiff, nach dem dritten ein Schnalzlaut, nach dem vierten ein Schnarchgeräusch ertönt, alles möglichst schnell aufeinander. Auch das rasende Tempo bei dem Champagnerlied im Don Juan oder bei dem Hochzeitsfest der Zwerge in der Lœweschen Komposition von Goethes „Hochzeitslied“ sind ähnliche Spielereien.

Das spielende Produzieren von Geräuschen bedient sich aber aufser der menschlichen Stimme noch anderer Schallerzeuger. Schon bei den Affen und Papageien findet man neben ihren Stimmübungen auch die Freude am Hervorbringen von anderen Geräuschen. Der Papagei ergötzt sich an dem Lärm, den er durch das Hinunterwerfen seiner Trinkgeschirre verursacht, der junge Gorilla trommelt sich in jugendlichem Übermut auf die Brust oder hat das gröfste Vergnügen daran, bei jeder Gelegenheit an hohle Gegenstände, Schüsseln, Büchsen u. s. w., zu klopfen und ihnen so Töne zu entlocken. — Beim Kinde ist wohl eine der frühesten, hierher gehörenden Thätigkeiten das vergnügte Plätschern im warmen Bade. Ebenso das Zerknittern von Papier. „Das erste vom Kinde selbst künstlich hervorgebrachte Geräusch,“ sagt Preyer, „welches ihm augenscheinlich Vergnügen verursachte und darum oft wiederholt wurde, war das Zerknittern von Papier (besonders in der 19. Woche).“ [1]) Dasselbe beobachtete Strümpell im 6. Monat; gleichzeitig bemerkte er auch, dafs es seinem Töchterchen Vergnügen machte, mit der flachen Hand auf den Tisch zu patschen [2]) (hier stehen wir auch wieder vor der Erscheinung der rhythmischen Wiederholung). — Der von Sully beobachtete Knabe liefs im Anfang des 8. Monats zufällig einen Löffel, mit dem er spielte, auf den Tisch fallen. „Sofort

[1]) a. a. O. S. 57.

[2]) L. Strümpell, „Psychologische Pädagogik“. Leipzig 1880, S. 358.

wiederholte er die Bewegung, jetzt ohne Zweifel in der Absicht, den angenehmen Choc für sein Ohr hervorzubringen. Darauf liefs er, wenn man ihm den Löffel in die Hand gab, ihn absichtlich fallen. Und nicht genug damit — als echter Künstler begann er, die erste Wirkung zu verstärken, indem er den Löffel höher und höher hielt, um mehr Geräusch zu erzeugen, und ihn zuletzt mit Anwendung von Kraft auf den Tisch schmetterte" [1]. Im 9. Monat schlug Preyers Kind zwölfmal nacheinander den Deckel einer grofsen Karaffe zu, sodafs jedesmal ein lauter Schlag gehört wurde. „Auf den 319. Tag," fährt er fort, „fällt ein merkwürdiges akustisches Experiment, welches für den grofsen intellektuellen Fortschritt Zeugnis ablegt. Das Kind schlug mehrmals mit einem Löffel auf einen Teller. Dabei geschah es zufällig, dafs es mit der freien Hand den Teller berührte; der Schall wurde gedämpft, und dieser Unterschied frappierte das Kind. Es nahm nun den Löffel in die andere Hand, schlug damit auf den Teller, dämpfte wieder u. s. w. Abends Wiederholung des Versuches mit dem gleichen Erfolg." [2] Vielleicht haben wir hier, wie Preyer meint, ein Experiment, das (analog einer wissenschaftlichen Untersuchung) nach der Ursache der Schalldämpfung forscht; vielleicht hat Perez eher das Richtige getroffen, wenn er in dem Verhalten des Kindes nichts anderes sieht als das Bedürfnis, den beiden Händen abwechselnd die Empfindung des Aufschlagens und der Erschütterung zu verschaffen [3]. Jedenfalls wird man aber dem deutschen Forscher vollständig zustimmen müssen, wenn er später noch einmal auf diese Beobachtung verweist und hinzufügt: „Das rastlose Experimentieren kleiner Kinder, zumal der Säuglinge schon bei den ersten Akkommodationsversuchen, und unscheinbare Übungen (das Zerknittern von Papier im 2. Vierteljahr) sind für die intellektuelle Entwickelung nicht nur nützlich, sondern un-

[1] Sully, a. a. O. S. 415.
[2] a. a. O. S. 58.
[3] Perez, S. 33.

ersetzlich als Mittel, die Wirklichkeit im buchstäblichen Sinne zu erforschen. Wieviel von ihren Alltagskenntnissen die meisten Menschen nur durch kindliche Spiele erworben haben, ist kaum zu ermessen." [1])

Gehen wir — vorläufig ohne die geräuscherzeugenden Spielsachen zu berücksichtigen — vom Säugling aus weiter, so ist es bei näherer Betrachtung geradezu erstaunlich, wie unersättlich unsere sensorischen Bedürfnisse sind. Es ist, als sei unser Leben nur dadurch aufrecht zu erhalten, dafs ein unaufhörlicher Regen von äufseren Reizen auf uns hereinprasselt, wie jener Atomhagel, der nach der Meinung von manchen beständig auf die Himmelskörper eindringt und so die Gravitation erklären soll; in der That hat man auch, auf pathologische Erscheinungen gestützt, die Vermutung geäufsert, dafs ein Aufhören aller peripherischen Reize das Erlöschen des Seelenlebens bedeute. Gerade der Gehörsinn ist in dieser Hinsicht besonders anspruchsvoll — man kennt das unheimliche Gefühl vollkommener Stille. So sind denn die Kinder unerschöpflich in der Erfindung von Geräuschen; sie patschen mit den Händen, knacken mit den Gelenken, schnappen und trommeln mit den Fingern, trampeln und wippen mit den Füfsen, schleifen Stöcke oder andere Dinge im Sand hinter sich her, lassen Thüren knarren, schlagen auf hohle Gegenstände, klirren mit Schlüsseln, klappern mit Tellern, lassen Gläser klingen, Gerten sausen, freuen sich an dem Geräusch des Zerreifsens und Zerbrechens u. s. w. [2]). Und die Erwachsenen geben ihnen darin wenig nach; alles eben angeführte findet sich auch bei ihnen wieder, manchmal in veränderter Form, wie z. B. das Klirren der Sporen, das Fitzen der Reitpeitsche, das Rasseln des Säbels,

---

[1]) S. 212.

[2]) G. A. Colozza hat wohl diese Vielseitigkeit nicht genügend berücksichtigt, wenn er in seinem interessanten Buche über das Spiel sagt: „J giocattoli dei bambini poveri non sono che delle pietre: essi si divertono non poco nel sentire il rumore che si ha battendo pietra contro pietra". („Il Giuoco nella Psicologia e nella Pedagogia" 1895. S. 70.)

das Klingeln und Bimmeln angehängter Schmucksachen, das Rauschen nachschleppender Gewänder. Der vielseitige Spazierstock thut auch hier durch Aufstofsen, Anschlagen, durch die Luft Sausen tausend Dienste. Auf einem Winterspaziergang ging ich einmal hinter zwei würdigen Gelehrten her, die in ein ernstes Gespräch vertieft waren. Wir kamen an eine Stelle, wo der Wassergraben neben dem Weg mit schönem, milchweifsem Eise bedeckt war: krach! stiefs der Stock des älteren durch die verlockende Fläche — mitten in der wissenschaftlichen Diskussion. — Ein Meister in solchen Spielen ist der Student; man denke nur an das „Läden-rasseln" in stiller Nacht, an die Aufführung der „türkischen Scharwache" mit Küchenutensilien und an den „donnernden" Salamander. — Das taktmäfsige Aufpatschen mit den Händen, wie es das Kind schon so früh übt, kehrt in den Volkstänzen wieder — ich erinnere an das sinnverwirrend schnelle „Haxenschlagen" der bayrischen Tänzer. — Die Freude am Krachen oder Reifsen zerstörter Gegenstände ist in jedem Lebensalter zu finden. Ich führe an dieser Stelle nur das berühmteste Beispiel an, das ich kenne, nämlich einen Streich des jungen Goethe, den er selbst in Wahrheit und Dichtung erzählt: „Es war eben Topfmarkt gewesen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächste Zeit mit solchen Waren versorgt, sondern auch uns Kindern dergleichen Geschirr im Kleinen zu spielender Beschäftigung eingekauft. An einem schönen Nachmittag, da alles ruhig im Hause war, trieb ich im Geräms mit meinen Schüsseln und Töpfen mein Wesen, und da weiter nichts dabei herauskommen wollte, warf ich ein Geschirr auf die Strafse und freute mich, dafs es so lustig zerbrach. Die von Ochsenstein (drei gegenüber wohnende Herren) welche sahen, wie ich mich daran ergötzte, dafs ich so fröhlich in die Händchen patschte, riefen: Noch mehr! Ich säumte nicht, sogleich einen Topf und auf immer fortwährendes Rufen: Noch mehr! nach und nach sämtliche Schüsselchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaster zu schleudern. Meine Nachbarn fuhren fort, ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh, ihnen Vergnügen zu

machen. Mein Vorrat aber war aufgezehrt, und sie riefen immer: Noch mehr! Ich eilte daher stracks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen noch ein lustigeres Schauspiel gaben; und so lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich sie auf dem Topfbrett der Reihe nach erreichen konnte, und weil sich jene gar nicht zufrieden gaben, so stürzte ich alles, was ich von Geschirr erschleppen konnte, in gleiches Verderben." — Natürlich ist in solchen Fällen das Vergnügen über das Geräusch nicht das Einzige, was in Betracht kommt, So tritt beim selbsterzeugten Lärm die Freude am Ursache-sein stark hervor und bewirkt es, dafs uns auch das Unangenehme mit Lust erfüllt, wenn wir es nur selbst hervorbringen (wie etwa das Kratzen des Griffels auf einer Schiefertafel). Dazu kommt ferner die Befriedigung der Bewegungstriebe und vielfach auch die Zerstörungslust, die ebenso wie die Bewältigung des Schwierigen eine Annäherung an die Kampfspiele bedeutet.

Während der vorstehenden Ausführungen wurde das Gebiet der akustischen Spielsachen noch nicht berührt. Dieses Gebiet ist so grofs, dafs ich mich auf wenige Andeutungen beschränken mufs, die den Zweck haben, auf die Beziehungen zwischen dem Lärmspiel der Kinder und den primitiven Instrumenten der Erwachsenen hinzuweisen. Zunächst ein paar Beispiele, die man möglicherweise auf das spielende Experimentieren zurückführen kann. Die primitivste Instrumentalmusik ist diejenige, die sich im Prinzip schon bei den Affen findet, nämlich das oben erwähnte Schlagen mit der Hand oder mit einem Stock auf einen anderen Gegenstand. Nach Savage schlagen die Schimpansen manchmal im Spiel mit Stöcken auf klingende Holzstücke. Ich selbst sah einen Schimpansen, der seinen Tisch umgeworfen hatte und ihn nun so hin- und herwiegte, dafs er mit einem regelmäfsigen Geräusch auf dem Holzboden seines Käfigs aufschlug. Falkenstein sagt von einem jungen Gorilla: „Ein eigentümliches, fast kindisch zu nennendes Vergnügen gewährte es ihm, durch Klopfen an hohle Gegenstände Töne hervorzubringen." Ebenso verhält es sich

bei dem Säugling: an dem endlos und mit einer gewissen Regelmäfsigkeit wiederholten Aufschlagen der Hand auf den Tisch, eines Stöckchens auf den Zimmerboden, eines Löffels auf den Teller hat er die gröfste Freude. Denken wir uns nun diese einfachste Art spielender Lärmerzeugung, also den auf einen anderen Gegenstand aufgeschlagenen Stock als Ausgangspunkt für primitive, den Takt angebende Musikinstrumente, so sehen wir zwei Möglichkeiten vor uns. Entweder wird der eigentliche Sitz der Schallerzeugung in dem Stock selbst befindlich sein oder in dem Gegenstand, den er trifft. Beide Möglichkeiten sind durch einfache Instrumente der Naturvölker verwirklicht. So ist der Schallstock der Australier „ein dicker, keulenförmiger Stock aus hartem Holze, welches, angeschlagen, einen besonders starken Klang giebt". Und die Pauke, mit deren Schlägen die australischen Weiber den Tanz der Männer begleiten, „ist nichts als die straff gespannte Opossumhaut, welche sie sonst als Mantel um die Schulter tragen" [1]). Wenn man hier den Gedanken kaum abweisen kann, dafs die Erfindung des musikalischen Instrumentes ihren Ursprung in dem spielenden Experimentieren hat, so gilt dasselbe auch von den sogenannten „Schwirrhölzern". Die Papuas in Kaiser Wilhelmsland benützen bei ihrem Barlumfest ein angelähnliches Instrument, das aus einem Bambusrohr besteht, an dem eine Holzlanzette aufgehängt ist. Je schneller man die Lanzette im Kreis herumschwingt, desto höhere Töne entstehen [2]). Die Annahme ist wohl naheliegend, dafs man ursprünglich durch ein spielendes „Herumhantieren" mit der Angel auf diese Erfindung gekommen ist. — Die Saiteninstrumente sind aus dem Bogen entstanden; schon Homer singt von dem hellen Klang, den Odysseus dem straff gespannten Bogen entlockte („Lieblich

---

[1]) E. Grosse, „Die Anfänge der Kunst", S. 275.

[2]) O. Schellong, „Das Barlumfest der Gegend Finschhafens (Kaiser Wilhelmsland)". Internat. Arch. f. Ethnogr. II (1889), S. 153 ff. — Vgl. die Schwirrhölzer der brasilianischen Wilden bei K. v. d. Steinen, „Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens". 2. Aufl. (1897), S. 282, 383 f.

tönte die Sehne und hell wie die Stimme der Schwalbe"), und Heraklit bringt in einem seiner schwer verständlichen Bilder Bogen und Leyer in Beziehung. So ist die südafrikanische „Gora" nichts anderes als eine etwas abgeänderte Form des wichtigsten praktischen Gerätes der Buschmänner — des Bogens. Die Abweichung besteht darin, dafs auf der einen Seite, zwischen dem Ende der Sehne und dem Holze ein aufgeschnittener, blattförmig plattgespannter Federkiel eingeschaltet ist. Dieser Kiel wird von dem Spieler gegen die wulstigen Lippen gedrückt und durch Inspiration und Exspiration in schwingende Bewegung versetzt[1]. Wie soll diese Erfindung wohl anders entstanden sein, als aus dem unermüdlichen Experimentierdrang der Kinder oder Erwachsenen? Ebenso verweist das Blasinstrument auf die zum Pfeifen gespitzten Lippen und die hohle Hand, oder auch auf spielende Versuche mit dem Rohrschaft des Pfeiles und dem als Halsschmuck getragenen hohlen Knochen zurück, während die vibrierenden „Zungen" (vgl. o. die Gora) ihr Vorbild in dem von den spielenden Kindern an den Mund gehaltenen Baumblatt oder Grashalm besitzen mögen. Wo es noch kein wissenschaftliches Experimentieren giebt, da ist eben das spielende Experimentieren die Mutter der Erfindungen und Entdeckungen.

Wenn es demnach durchaus nicht unwahrscheinlich ist, dafs das kindliche Spiel einen wichtigen Anteil an der Entstehung der primitivsten Instrumente hat, so sehen wir in den Spielsachen, die dem Kinde von den Erwachsenen geschenkt werden, die umgekehrte Richtung eingeschlagen: die Erwachsenen, die aus den rohen Anfängen aufserordentlich Vollkommenes entwickelt haben, versehen die Kinder mit verkleinerten und vereinfachten Nachbildungen ihrer eigenen Musikinstrumente. Es wäre überflüssige Mühe, wenn ich die vielen Erzeugnisse der Spielwaren-Industrie hier anführen wollte — sie sind ja jedermann bekannt. Auch in längstvergangenen Zeiten war es schon üblich, den Kindern neben kleinen Bogen, Wagen,

---

[1] Grosse, S. 277.

Puppen u. dgl. Nachbildungen der gebräuchlichen Musikinstrumente zu schenken. So hat man z. B. in der Provinz Sachsen eigentümliche thönerne Trommeln von doppelkonischer Gestalt ausgegraben, die aus dem Ende der Steinzeit stammen[1]; darunter befand sich ein kleines Exemplar; das man kaum anders denn als Kindertrommel auffassen konnte. — Hierbei kann es nun vorkommen, dafs das betreffende Instrument bei den Erwachsenen allmählich aufser Gebrauch tritt, aber dennoch durch Jahrtausende als Kinderspielzeug weiterlebt. Dies ist bei den Kinderrasseln und -klappern der Fall, die uns heute leicht als ein Spielzeug erscheinen werden, das der Erwachsene ausschliefslich zu dem Zwecke erfunden hat, dem Bedürfnis der Kinder nach Hörspielen zu Hülfe zu kommen. Thatsächlich ist aber das Verhältnis viel verwickelter. Ich möchte es als sehr wahrscheinlich bezeichnen, dafs das Urbild dieser Geräuscherzeugung beim Kinde zu suchen ist, das ja nicht müde wird, zu klappern, zu rasseln und zu klirren, sobald es dazu geeigneter Gegenstände habhaft wird. Das Experimentieren mit solchen Schallwirkungen hat dann zu der Erfindung besonderer Lärminstrumente geführt, deren sich die Erwachsenen bei ihren Tänzen, Festen und — zu religiösen Zwecken bedienen, nämlich zur Verscheuchung böser Dämonen[2]. So ist besonders bei Mondfinsternissen unter den verschiedensten Stämmen der Erde der Brauch verbreitet, die dämonischen Feinde des Gestirns durch Rasseln mit heiligen Lärminstrumenten zu verjagen. Von hier aus ist dann das allmählich viel vollkommener ausgebildete Klapperwerkzeug wieder in das freund-

---

[1] G. Reischel, „Das älteste Musikinstrument der Provinz Sachsen und seine heutige Verbreitung". „Aus allen Weltteilen". 1896, Nr. 2. — Wallaschek bestreitet, dafs die Pauke das primitivste Instrument sei; einer seiner Hauptgründe ist das Fehlen prähistorischer Funde, während man Pfeifen aus der Steinzeit in gröfserer Anzahl kennt. Hier haben wir immerhin ein Beispiel, das zwar aus dem Ende der Steinzeit stammt, aber dessen komplizierte Gestalt doch wohl auf eine lange vorausgegangene Entwicklung schliefsen läfst. (Vgl. Wallaschek, „Primitive Music", S. 84 f.)

[2] Auch unsere Glocken sollen von der Rassel abstammen.

liche Gebiet des kindlichen Spieles zurückgekehrt, ohne aber die Spuren seiner religiösen Bedeutung völlig zu verlieren. Becq de Fouguières giebt einige Abbildungen von Krotalen und Sistren, wie sie im Altertum den Säuglingen geschenkt wurden; „ces instruments,“ sagt er, „qui faisaient la joie des enfants mettaient en délice les initiés au culte de Bachus et d'Isis.“ Und er fügt im Hinblick auf die mancherlei religiösen Gebräuche, die sich an die ersten Spielsachen des Kindes anknüpfen, hinzu: „ses premiers joujoux sont en quelque sorte des talismans et des amulettes“ [1]). — Auch aus prähistorischer Zeit hat man vielfach Kinderklappern gefunden, die dem verstorbenen Kinde in das Grab mitgegeben worden waren: thönerne Kugeln oder Tiergestalten, die Klappersteinchen enthalten. Schliemann hat in der „dritten Stadt“ zu Hissarlik Kinderklappern mit Metallstückchen entdeckt, und Squier fand in Peru bei der Mumie eines Kindes eine Seeschnecke, die mit kleinen Kieselsteinen gefüllt war [2]). — Im Anfang des 18. Jahrhunderts schildert Amaranthes in seinem merkwürdigen Frauenzimmer-Lexikon (Leipzig 1715) die Kinderklapper als „ein von Silber, Blech, Holtz oder Drat mit bunten Korallen zusammen geflochtenes und holgetriebenes Instrument, woran kleine Schellen entweder hangen oder inwendig hineingethan seyn“ [3]). — Den älteren Knaben dient neben den Holzklappern die mit Erbsen gefüllte Schweinsblase als wirksamstes Lärminstrument. „Wen man ein suw metzget,“ sagt Geiler von Kaisersberg, „so nemen die bösen knaben die blatter und blasent sie uff und thuon drei oder fier erbsen darin und machen ein Gerümpel, und ist inen die blatter lieber dann zwo Seiten speck.“ [4])

Ich habe es als wahrscheinlich bezeichnet, dafs die einfachsten musikalischen Instrumente beim spielenden Experi-

---

[1]) „Les jeux des anciens“, S. 6, 12.

[2]) Vgl. Rich. Andree, „Ethnographische Parallelen und Vergleiche“. Neue Folge. Leipzig 1889, S. 86.

[3]) Alwin Schultz, „Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrhunderts“. Leipzig 1890, S. 207.

[4]) Vgl. Zingerle, S. 49.

mentieren erfunden worden sind. Zum Schlufs möchte ich nun noch eine andere Ansicht kurz berühren. Karl Bücher hat in seiner ausgezeichneten Abhandlung über „Arbeit und Rhythmus“ eine Hypothese entwickelt, wonach die rhythmischen Künste aus der körperlichen Arbeit entstanden sind. Die körperliche Arbeit der primitivsten Menschen, bei der vor allem die Arme und Beine selbst und aufserdem nur höchst einfache Werkzeuge verwendet werden, nimmt ganz von selbst einen rhythmischen Charakter an, da hierdurch sowohl psychische als physische Kraft erspart wird. Die dabei entstehenden Arbeitsgeräusche stellen schon einen Keim der Instrumentalmusik dar und regen unwillkürlich auch zur vokalen Nachahmung und zum taktmäfsigen Sprechen oder Singen an. So entstehen während der Arbeit die ersten Anfänge der später selbständigen Künste der Poesie und Musik, die aber auch bei der Loslösung von ihrem Ausgangspunkt zuerst noch so wenig eigenen Halt haben, dafs sie als Äquivalent der körperlichen Arbeit die Tanzbewegung benützen, die ja in vielen Fällen ein Abbild der Arbeit (pantomimische Tänze) ist. — So sehr ich davon überzeugt bin, dafs in diesen — hier nur andeutungsweise wiedergegebenen — Gedanken ein wichtiger, wenn auch gewifs etwas einseitig durchgeführter[1]) Beitrag zur Theorie der rhythmischen Künste gegeben ist, so wenig vermag ich einer weiteren Annahme beizutreten, die sich für Bücher als Konsequenz seiner Grundanschauung ergeben hat, nämlich der Annahme, dafs auch die primitiven Musikinstrumente aus Arbeitsgeräten entstanden seien. „Wir wissen bereits,“ sagt Bücher, „dafs die Geräusche vieler rhythmisch verlaufenden Arbeiten von sich

[1]) Eine Hauptschwierigkeit scheint mir darin zu liegen, dafs bei den primitivsten Jägerstämmen nicht nur ein grofser und wichtiger Teil der rhythmischen Arbeitsarten überhaupt nicht vorhanden ist, sondern dafs bei ihnen die rhythmisierbare Arbeit, soweit sie vorkommt, hauptsächlich Sache der Weiber ist (das Rudern und Marschieren ist doch wohl keine Arbeit im gewöhnlichen Sinne), während Tanz und Gesang überwiegend von den Männern ausgeübt wird.

aus musikalisch wirken. Ebenso steht vollkommen fest, dafs die Naturvölker an der Musik allein den Rhythmus schätzen, während sie für die verschiedene Tonhöhe und für Harmonie keine Empfindung haben[1]. Um also in ihrem Sinn jene Arbeitsgeräusche zur Höhe von Kunstgebilden zu erheben, kam es offenbar nur darauf an, die Töne, welche das Werkzeug bei der Berührung mit dem Stoffe abgab, zu verstärken und zu veredeln, ihren Rhythmus mannigfaltiger und dem Gefühlsausdruck angemessener zu gestalten. Natürlich mufste zu diesem Zwecke das Arbeitswerkzeug sich differenzieren. Es mufsten ähnliche Vorrichtungen, wie sie bei der Arbeit bestanden, hergestellt und dabei versucht werden, die Schallwirkung nach Tonstärke und Klangfarbe zu vervollkommnen. Es lag nahe, dafs man sich dabei in erster Linie an die Schlagrhythmen und Schlagwerkzeuge hielt, bei denen die erstrebte Art der musikalischen Wirkung am ausgesprochensten hervortritt. So entstanden aus Arbeitsinstrumenten Musikinstrumente, und es ist aufserordentlich bezeichnend, dafs unter ihnen die mehr rhythmischen als tonischen Schlaginstrumente am frühesten auftreten und noch heute bei den Naturvölkern am weitesten verbreitetet und am beliebtesten sind. So vor allem Trommel und Pauke, Gong und Tamtam, Schallhölzer und -stöcke, Klappern und Rasseln der verschiedensten Art. Die Trommel, bezw. Pauke, welche für manche Naturvölker das einzige musikalische Instrument geblieben ist, trägt die Spuren ihres Ursprungs noch deutlich an sich. Sie ist nichts anderes als der mit einem Fell überspannte Getreidemörser, dessen weite Verbreitung über die bewohnte Erde wir bereits kennen gelernt haben, bei einzelnen Völkern auch ein ähnlich vorgerichteter Topf. Die primitiven Saiteninstrumente sind ebenfalls Schlaginstrumente — ich erinnere an das Plektron der Griechen —, das Reissen der Saiten und das Streichen derselben sind offenbar spätere Erfindungen. Die Blasinstrumente treten bei den Naturvölkern sehr zurück; am

---

[1] Das ist wohl etwas zu schroff ausgedrückt.

häufigsten sind die vorzugsweise rhythmisch wirkende Flöte und Rohrpfeife. Bei den alten Griechen noch war bekanntlich die Flöte in erster Linie Taktierungs- und Begleitungsinstrument." [1])

Ich glaube kaum, dafs diese Ansicht allgemeine Zustimmung finden wird. Die Blasinstrumente, deren Bedeutung bei primitiven Völkern Bücher doch wohl etwas unterschätzt[2]), wirken zwar im Anfang hauptsächlich rhythmisch, aber auf ein Arbeitsinstrument sind sie damit nicht zurückgeführt. Ebensowenig kann der Hinweis darauf, dafs die ursprünglichsten Saiteninstrumente geschlagen werden, einen Beweis für ihre Herkunft aus dem Schlagwerkzeug liefern. Noch weniger läfst sich eine solche Herkunft bei den Klappern und Rasseln wahrscheinlich machen. Und die Pauke oder Trommel, als deren Vorbild der Getreidemörser bezeichnet wird, kommt schon bei Jägerstämmen vor, die kein Getreide bauen. Ich bin daher der Ansicht, dafs die Herleitung der Instrumente aus dem instinktiven Drang nach Hörspielen und dem daraus folgenden spielenden Experimentieren mit Schallerzeugern mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat als die Theorie Büchers.

---

[1]) a. a. O. S. 91 f.

[2]) Vgl. Wallaschek, a. a. O. S. 90 ff.

Der Empiriokritizismus,

zugleich eine Erwiderung auf W. Wundts Aufsätze: „Der naive und kritische Realismus“ II u. III.

Von **Fr. Carstanjen**, Zürich.

(Erster Artikel.)

Inhalt.

In Erwiderung auf Wundt's Angriff auf den Empiriokritizismus wird zunächst hervorgehoben, was Avenarius unter formaler und allgemeiner Betrachtung verstanden haben will, und betont, dafs für die Krit. d. r. Erf. die Erfahrung nicht Erkenntnismittel, sondern nur Untersuchungsobjekt ist. Es wird eine Übersicht über die empiriokritische Theorie begonnen, wobei die irrigen Punkte in Wundt's Darstellung ihre Berichtigung finden, als Vorbereitung zur Widerlegung der Haupteinwände Wundt's.

Als vor nunmehr Jahresfrist der (nach dem ersten Artikel über naiven und kritischen Realismus bereits vorausgeahnte) Aufsatz über den Empiriokritizismus von W. Wundt [1]) erschien, da war endlich das eingetreten, wonach Avenarius sich immer gesehnt hatte: es war ein kritischer Angriff gegen seine Theorie erfolgt. Zu spät für Avenarius; denn er erlebte diesen Angriff nicht mehr.

Welchen Eindruck die Aufsätze auf Avenarius gemacht hätten, davon will ich nicht reden. Er war an der Sache zu sehr beteiligt, als dafs er dieselben Gefühle hätte hegen können, welche seine Anhänger den Aufsätzen entgegenbrachten. Die Anhänger haben die Artikel Wundts nur freudig begrüfst; was

---

[1]) Philosophische Studien hrsg. von W. Wundt XIII, Heft 1 und 3, 1897.

sie auch denken mochten — bei ihnen überwog die Genugthuung, daſs nun der Empiriokritizismus, über welchen sich bis dahin die zünftigen Philosophen mit einem Achselzucken hinweggesetzt hatten, auf die Tagesordnung gestellt war. Mochte auch die Kritik ausgefallen sein, wie sie wollte — daſs überhaupt die Theorie so eingehend kritisiert und zur Diskussion gestellt wurde — das konnte ihr nur zum Vorteil gereichen, das konnte nur die Blicke und das Interesse weiterer Kreise auf sie ziehen.

Besonders aber war zu begrüſsen, daſs es gerade Wundt war, der sich mit der empiriokritischen Theorie befaſste. Ganz abgesehen davon, daſs *immer* etwas Interessantes und auch Lehrreiches herausspringt, wenn ein Mann von dem Kenntnisreichtume eines Wundt sich daran macht, seine Gedanken über eine neue Theorie darzulegen und die geistigen Strömungen aufzudecken, in welchen sie ihre Quelle hat. Vor allen Dingen muſste bei der Darstellung, wie sich in seinem Kopfe die neue Theorie spiegelte, auch offen und klar zu Tage treten, wo der Empiriokritizismus mit einer älteren philosophischen Anschauung kollidiere, wo die Differenzpunkte lägen und wo am ehesten und meisten die allem Neuen gegenüber unvermeidlichen Irrtümer aufträten. So muſsten also die Empiriokritiker Wundt zu Dank verpflichtet sein für die ganz gewaltige Arbeit, die hinter seinen Ausführungen steckt. Und dieser Dank wird dadurch nicht geschmälert, daſs wir die vorhandenen Irrtümer aufdecken und berichtigen — im Gegenteil, da anzunehmen ist, daſs die Auffassung Wundts nicht nur die seine ist, sondern von noch gar manchem Philosophen unausgesprochen geteilt wird, so muſste diese offene Aussprache zu einer dankenswerten Gelegenheit führen, auch die irrigen Auffassungen manch Anderer mitzuberichtigen. —

Wundts Haltung ist im allgemeinen bei aller Vornehmheit scharf ausfallend und ablehnend. Seine hauptsächlichsten Einwürfe sind: Der allgemeine Standpunkt sei ein verkehrter (S. 56), die Beobachtungsweise eine geflissentlich mangelhafte (!) (S. 54); statt alles, wie angegeben werde, auf eine einzige Vor-

aussetzung zurückzuführen, wären stillschweigend eine ziemlich grofse Anzahl von Voraussetzungen angenommen (S. 44); die Aufstellung der empiriokritischen Prinzipialkoordination sei psychologisch unrichtig (S. 43) und ergebe einen unlösbaren Widerspruch mit dem Standpunkt der positiven Naturwissenschaft (S. 44 und 366 ff.); das System C sei keine empirische Bedingung, sondern eine metaphysische Substanz (S. 64); die empiriokritische Methode sei eine dialektische im Sinne Hegels mit nur geringer Modifikation (S. 70); das Prinzip der Ökonomie werde in vorherrschend metaphysischer Bedeutung verwandt (S. 83); die Forderung der reinen Beschreibung werde zwar gestellt und stark betont, aber keineswegs erfüllt (S. 91); das ganze empiriokritische System stehe unter dem Einflufs von Spinoza, Herbart, Hegel (S. 344), trage einen ausgesprochenen scholastischen Charakter und sei eine Entwicklungsform des Materialismus (S. 349); es teile zwar die Abneigung gegen den Kausalitätsbegriff und schalte ihn aus, aber (!) es führe gewisse andere Begriffe ein, die sich nur (!) durch ihre abstraktere, rein logische Bedeutung von jenem unterscheiden (S. 383) . . . kurz, die ganze „Kritik der reinen Erfahrung“ sei in erster Linie ein metaphysisches System, in welchem die Kritik eine verhältnismäfsig bescheidene Rolle spiele! (S. 2). Also überall wird abgelehnt und in oft schärfsten Ausdrücken getadelt, und wo einmal ein Lob einfliefst, da geschieht es in Ausdrücken, die eine ironische Färbung haben. Unbestritten bleibt die logische Schärfe und die unleugbare Originalität, mit der hier einmal der Spiefs umgekehrt sei! — Welch ein Sündenregister!!

Wenn trotzdem die Wundt'schen Ausführungen keinen Stachel haben, so kommt das daher, dafs die Empiriokritiker bemüht sind, ebenso allgemein-psychologisch zu denken wie Avenarius, der schliefslich nur Wundt selbst als ein Beispiel mehr für seine Theorie angesehen hätte.

Schon einmal ist in diesen Blättern [1]) dem Bedauern Aus-

---

[1]) Vierteljahrsschrift f. wiss. Phil. XXI, S. 361.

Betrachtung im obigen Sinne noch gar nichts über die etwaige Realität des Objekts ausgemacht ist. Ich kann auch etwas Nicht-Reales inhaltlich, oder material betrachten, z. B. die Aussage 'Geist', 'Gespenst', indem ich angebe, was ein Individuum mit dieser seiner Mitteilung und Aussage meint und begreift. Etwas wird freilich auch für die materiale Betrachtung als 'real' vorausgesetzt, ihr Untersuchungsobjekt — aber das ist in letzter Instanz immer der *Aussagewert*, event. Lautkomplex; hierzu *kann* das aufserweltliche Objekt als 'reales' hinzutreten (Bsp. Blitz), es kann aber auch fehlen (Bsp. Gespenst)[1].

Die formale und die materiale Betrachtung treffen also darin zusammen, dafs sie als gemeinsames Untersuchungsobjekt: die Aussagen der Individuen haben — und zwar Aussagen in dem weiteren Sinn, dafs wir darunter auch alle mitmenschlichen Bewegungen, Gesten, Mienen- und Muskelspiel verstehen wollen, alles, womit wir einen Sinn und Inhalt, eine Bedeutung verbinden.

Und indem Avenarius nun seine allgemeine Absicht dahin kund thut, dafs er *nicht* eine materiale, sondern eine formale Theorie des Erkennens geben wolle, sagt er uns also, er wolle die Aussagen der Individuen *nicht* auf ihren *Inhalt* hin betrachten, sondern einzig und allein auf ihre *Form* im obigen Sinne hin — der Inhalt bleibe ganz dahingestellt. Er sagt ausdrücklich (Weltbegr. S. XII), es sei gar nicht Sache der Kr. d. r. Erf. gewesen, auch den Inhalt zu bestimmen, aber gerade das Endergebnis der Kr. habe einem eventuellen künftigen System derselben die Aufgabe gestellt, zu bestimmen: was nun als Inhalt der reinen Erfahrung anzunehmen sein möchte.

Und weiter giebt Avenarius seine Absicht dahin kund: er wolle »allgemein« betrachten, d. h. er wolle aus allen Fällen, wo Menschen eine Erfahrung aussagen, die allgemeinsten, allen

---

[1]) Daraus ergeht schon hier, dafs die materiale Betrachtung *nicht* mit der naturwissenschaftlichen Betrachtung zusammen fällt, dafs letztere vielmehr eine Unterart der ersteren bildet. Für die naturwissenschaftliche Betrachtung ist der Umgebungsbestandteil *immer* als realer angenommen, für die materiale nicht.

Fällen gemeinsamen Merkmale feststellen. Das war die eminent psychologische Aufgabe eines Denkers, der ausgesprochenerweise von der Psychologie und den sich hier ihm aufdrängenden Problemen (Weltbegr. S. X) zur Behandlung der Erfahrung und des Erkennens kam.

Man kann hier einwenden, die inhaltliche Betrachtung könne nicht stattfinden, ohne auch die Formen zu berücksichtigen, wie umgekehrt auch die formale Betrachtung nicht stattfinden könne in gänzlicher Abtrennung von der ersteren, welche ihr das Material liefere. Aber von einer *Abtrennung* ist auch in unserem Fall gar nicht die Rede. Es kann vielmehr 1. zur Untersuchung stehen, dafs wir auf unsere Umgebung (als Gesamtbegriff für die wichtigten Inhalte) sehr verschiedentlich reagieren, dafs wir sie erkennen, oder wahrnehmen, oder vorstellen, oder erinnern, oder träumen, oder phantasieren etc., wobei unter all diesen verschiedenen Reaktionsweisen auch wohl eine solche vorhanden sein wird, welche eben die Individuen mit 'erfahren' zu bezeichnen pflegen, so dafs also das Erfahren hier einen Spezialfall (Kr. S. V) bildet. — Oder aber es kann 2. zur Untersuchung stehen, dafs wir unser Reagieren (als Gesamtbegriff für die wichtigsten obigen Formen) sehr verschiedentlich *beziehen* können, auf die Welt oder die Gestirne, oder die Erde und ihre Teile, oder auf unsere fernere oder nähere Umgebung oder einzelne Umgebungsbestandteile, oder auf nicht direkt Erkennbares, oder auf Erscheinungen, oder auf Nichtseiendes etc. Beidesmal haben wir dieselben Faktoren, nur ist im ersten Fall der Inhalt das Konstante, die Form das Wechselnde, im zweiten Fall die Form das Konstante, der Inhalt das Wechselnde.

Der erste Fall ist nun der von Avenarius in Betracht gezogene. Er will untersuchen, wie es um die Erfahrung steht; er weifs nicht, was mit den Individuen vorgeht, wenn sie sagen: 'Ich erfahre das', 'es ist das meine Erfahrung'. Er weifs nur, dafs damit ein Spezialfall der so verschiedenen Verhaltensarten bezeichnet wird. Und um diese verschiedenen Verhaltensarten, -formen der Reihe nach in Richtung auf den Spezialfall zu untersuchen, stellt er das, *was* erfahren wird, weil es ihn nach

seinem steten Inhaltsswechsel jetzt nicht weiter kümmert, hier als das für seine Betrachtung konstante. So wird seine Untersuchung formal. — Und er will das Gemeinsame finden, das allen noch so antinomisch auftretenden Aussagen über Erfahrung zu Grunde liegen mufs. Und um das zu finden, ist es nur natürlich, dafs er nicht von einem ihm vielleicht eigenen Begriffsinhalt der Erfahrung ausgeht, sondern dafs er alle die mitmenschlichen Erfahrungsaussagen hinnimmt als gleichberechtigt, gleich richtig und wahr. Ihm genügt zum Erfahrungsbegriff, dafs er ein beliebiges Individuum, Philosoph, Wilder oder Kind aufweist, welches ihm ein Erfahrenhaben aussagt. Diese Aussagen allein sind sein Untersuchungsobjekt.

Gerade auf dieser formalen und allgemeinen Fassung der Aufgabe beruht das Neue, das mich bewog, meine Einführung zur Kr. d. r. Erf. 1894 mit dem Worte zu beginnen, der Empiriokritizismus bedeute einen „Wendepunkt“ in der philosophischen Betrachtungsweise.

Wundt sagt (S. 2): „der einzige Sinn, der dem Ausdruck »reine Erfahrung« in dem Zusammenhang der Gedanken des Begründers dieser Richtung beigelegt werden kann, ist der, dafs hier der reale[1]) Inhalt der Erfahrung, nicht irgend eine ideelle Umformung desselben, die Basis einer kritischen Erörterung bilden soll.“ — Um den Inhalt der Erfahrung, ob real oder ideell, ist es der Kr. d. r. Erf. garnicht zu thun, weder als Objekt noch als Basis — als Objekt nicht, denn sie will die allgemeine Form untersuchen, als Basis nicht, denn sie weifs gar nicht, was Erfahrung ist, sie nimmt alles als Erfahrung Ausgesagtes als solche hin. Wer die Grundabsicht der Kr. d. r. Erf. nicht erkennt und sich ständig vor Augen hält, der kann unmöglich die Resultate derselben würdigen. Hinter ihr steckt etwas anderes als die Tendenz, „zu einem geläuterten kritischen Realismus durchdringen zu wollen“, wie Wundt (S. 2) es bezeichnet. Sehr richtig hat Avenarius vorausgesehen, man werde seinen Standpunkt »voraussichtlich als einen „realistischen“ zu

[1]) Von Wundt hervorgehoben.

bezeichnen geneigt sein« (Weltbegr. S. X), aber Avenarius wies dies auch ebenda zurück. Denn die Bezeichnung betrifft ja auch schon den Inhalt; auch sie ist schon material — und so wollte er ja nicht betrachten. Was eine etwaige materiale und spezielle Theorie für einen Charakter getragen *hätte*, *wenn* Avenarius sie ausgeführt hätte, darüber wollen wir uns nicht erhitzen. Bei einer Betrachtung aber wie diejenige der Kritik d. r. Erf., die sich nur auf die allgemeine Art und Weise, die Beschaffenheit und die Zusammenhänge eines menschlichen Verhaltens bezieht, kann niemals ein Realismus herauskommen. Hier hat eine solche Bezeichnung jeden berechtigten Sinn verloren.

Wundt meint (S. 2), es würde wohl Niemand bestreiten, dafs die Krit. d. r. Erf. die Grundlinien eines philosophischen Systems enthalte. Avenarius selbst hat die *Kritik* der reinen Erfahrung von einem *System* derselben geschieden und beide für die Behandlung völlig von einander getrennt (Krit. I Vorwort S. XI, Abs. 3; Weltbegr. S. XII), und er that dies in Betonung des rein formalen Charakters seines Werkes. Ein System, sei es nun ein idealistisches oder materialistisches, giebt immer etwas Positives in Bezug auf den Inhalt unserer Weltauffassung. Die formale Kritik dagegen handelt nur — ich möchte umschreibend sagen: historisch-psychologisch — von der Art und Weise, wie diese idealistischen und materialistischen etc. Auffassungen als Lösung des Weltproblems bei den betreffenden Philosophen zustande kommen, ohne uns die Annahme der einen oder anderen Lösung zu empfehlen; die formale Kritik giebt uns also *inhaltlich* gar nichts Positives in die Hand, sie giebt blofs ein Positives in Bezuf auf die Methode. Nicht der zweite Band des Hauptwerkes, wohl aber die spätere Schrift, der „menschliche Weltbegriff" enthält Ansätze zum System. Ich kann also Wundt nicht zugeben, dafs das Hauptwerk von Avenarius „mehr noch System als Kritik" sei, will es doch weiter nichts, als was sein Titel offen sagt: Kritik anlegen an das, was wir Erfahrung nennen.

Und dafs nun das Epitheton ornans für dieses sog.

System: „metaphysisch“ im Verlauf dieser Erwiderung abgewiesen werden wird, ist wohl nichts Überraschendes. Wenn ich es trotzdem nicht mit der wohl erwarteten Entrüstung thue, so geschieht das, weil ich dem Gedankengang auf der Spur zu sein glaube, durch welchen die Bezeichnung entstand. WUNDT, der von dem Gedanken ausging, es handle sich in der Kr. d. r. Erf. um eine Kritik des Erkenntnisprozesses *vom Boden der Erfahrung aus*, der einen „empirischen Kritizismus“ erwartete, er fand statt dessen der Spekulation Thür und Thor geöffnet, und das hypothetische Element im Empiriokritizismus setzte sich ihm sofort in Metaphysik um. Und das konnte nur verstärkt werden durch die irrige Auffassung der allgemeinen Absicht der Kr. d. r. Erf. Wenn aber selbst die exakten Wissenschaften nicht auskommen können ohne Hypothesen [1], warum sollte es die Philosophie, die es nicht mit meſs- und wägbaren mechanischen Phänomenen zu thun hat? Und wenn schon die „Erfahrungswissenschaft“ spekulativ (in diesem Sinne) zu Werke geht, warum sollte es nicht auch die mit dem Empiriokritizismus gegebene neue „Wissenschaft von der Erfahrung“?

B. Bezeichnung, allgemeine Voraussetzung, Methode und Standpunkt des Empiriokritizismus.

1. Die Bezeichnung »Empiriokritizismus« ist erst lange nach Erscheinen der „Kritik d. r. Erf.“ und zwar gesprächsweise im Kreise der Freunde und Schüler entstanden, so etwa im Jahre 1893, nachdem mancherlei andere Vorschläge gethan, aber abgewiesen worden waren. AVENARIUS selbst hat die Bezeichnung in seinen Arbeiten nur ein einziges Mal gebraucht, in den im Jahre 1894 erschienenen „Bemerkungen zum Begriff

---

[1] „Daſs die Aufgabe der Wissenschaft nur unter Zuhülfenahme von Voraussetzungen gelöst werden kann, die selbst nicht empirisch gegeben sind, ist in den Erfahrungswissenschaften bereits geläufiger Gedanke.“ W. WUNDT, „Vorwort zum System der Philosophie“, Aufl. 1, 1889.

des Gegenstandes der Psychologie“ (Vjschr. f. wiss. Phil. XVIII, S. 138 Anm.).

Dagegen ist das Adjektiv »empiriokritisch« schon sofort in der Kr. d. r. Erf. in attributiven Verbindungen wie empiriokritische Voraussetzung, Axiome etc. vertreten. Man kann mit Recht fragen: Was heifst es überhaupt? Warum hat Avenarius nirgendswo Rechenschaft darüber gegeben, dafs er jene Axiome etc. empiriokritische nennt. Als er die Bezeichnung zum erstenmal gebraucht (Kr. Vorwort S. VII), sagt er, er wolle seine Voraussetzungen »für den Augenblick und ohne auf diese Bezeichnung Gewicht zu legen« so nennen. Und als er sie im Werke selbst zuerst anwendet (I, S. 11, n. 18), setzt er nur hinzu, das sei »kurz und technisch«. Nun glaube ich, dafs damit schon alle „Rechenschaft“, die Wundt (S. 4) vermifst, gegeben ist. Avenarius will kritisch an die Erfahrung herantreten; und er nennt die Voraussetzung, von welcher er ausgeht, die „erfahrungskritische“ oder — eben »kurz und technisch«, wie er sich ausdrückt — die „empiriokritische“. Ein anderer Sinn als der methodologische, dafs es eben *seine* Voraussetzung sei, d. h. die seiner Erfahrungskritik, steckt gar nicht hinter dem Worte, wie es **Avenarius** braucht. — Dadurch freilich, dafs das Substantiv Empiriokritizismus als Bezeichnung für die ganze Richtung sich einbürgerte, hat sich auch die Bedeutung des Begriffes „empiriokritisch“ — wie *wir* ihn gebrauchen — verschoben. Die Richtung umschliefst ja nicht nur die formale Theorie der reinen Erfahrung, sondern auch ein materiales System der reinen Erfahrung, wie es Avenarius als »eventuelles künftiges« vorschwebte (Weltbegr. S. XII) und von dem er wenigstens einige „Hauptpunkte“ bestimmte. Darum bedeutet nun die Bezeichnung nicht nur formale Erfahrungs*kritik*, sondern wird auch gebraucht für den Erfahrungs*inhalt*, wie er auf Grund der Kritik sich annehmen läfst. Etwas anderes aber ist's, wenn man von *uns* Rechenschaft darüber verlangt, was *wir* material damit bezeichnen, als von Avenarius, der die Bezeichnung empiriokritisch in seiner Kr. d. r. Erf. nur im methodologischen Sinn anwendet.

Nun ist Wundt der Ansicht (S. 4.), unter empiriokritisch solle verstanden werden „eine, von der »natürlichen«, noch nicht durch mythologische oder philosophische Umdeutungen gefälschten Erfahrung ausgehende Kritik aller möglichen vorwissenschaftlichen und wissenschaftlichen Weltanschauungen . . .“ Bei Vergleichung dieses Satzes mit meiner obigen Angabe der Bedeutung des Wortes „empiriokritisch“ und der Angabe der allgemeinen Absicht von Avenarius (vgl. S. 53), fällt sofort die verschiedene Stellung auf, welche in beiden Auffassungen der »Erfahrung« und der »Kritik« gegeben ist.

Wundt führt seine Meinung aus in einem Exkurs über die beiden Worte empirisch und kritisch (ib. S. 4) und ihre Verbindungen. Die Philosophie kenne einen Empirismus, einen Kritizismus und einen kritischen Empirismus. Und indem Wundt sagt, die Umkehrung des letzteren, ein „empirischer Kritizismus“, habe bis jetzt gefehlt und die Ausfüllung der Lücke sei ein Verdienst, identifiziert er in unzweideutiger Weise den „empirischen Kritizismus“ mit »Empiriokritizismus«. Das ist aber ganz und gar nicht angängig. Nicht umsonst wählte Avenarius die erstere Bezeichnung *nicht*, sondern bildete ein neues Wort. Denn mit Empirismus, weder unkritischem noch kritischem, hat seine Theorie nichts zu thun. Beim Empirismus handelt es sich stets um den *Inhalt* der Erfahrung, wobei die Erfahrung vorausgesetzt ist als Erkenntnismittel und -mafsstab. Avenarius kümmert sich gar nicht darum, woher die Erkenntnis stammt; für ihn sind ‘Erfahrung’ wie ‘Erkenntnis’ nur menschliche Aussagewerte, zu denen er aufsuchen will, *wie* sie zustande kommen, ablaufen, zusammenhängen, bedingt sind etc. —

Dafs wir auf die Bezeichnung „Kritizismus“, die „schon im Namen das kritische Attribut zur Hauptsache macht“ (Wundt S. 5), nicht verzichten, steht von vornherein fest — aber wir müssen die Bezeichnung ‘empirisch’ für Avenarius’ Hauptwerk ablehnen. Wir brauchen sie nicht; es wäre damit immer, wie Wundt sagt, verbunden, dafs wir nicht den Er-

Erfahrungsaussagen als dem Unbekannten kritisch gegenüber treten, sondern dafs umgekehrt schon irgend ein Erfahrungsbegriff als das Bekannte der Kritik aller philosophischen oder sonstigen wissenschaftlichen und vorwissenschaftlichen Begriffe zu Grunde gelegt ist.

Das ist es aber gerade, was die „Kr. d. r. Erf." nicht will und nicht thut, und das ist der Grund, weswegen sie nicht empirischen Kritizismus treibt. Dieser würde genau nach WUNDTS eben zitierter Angabe in materialer Behandlung vorgehen. Der Empiriokritizismus will umgekehrt zunächst eine »Prüfung der Erfahrung« (Kr. n. 18) sein, also mit Kritik an alle Erfahrung herantreten. Der Empiriokritiker kann es also nicht zugeben, dafs er als „empirischer Kritiker" (WUNDT S. 6) bezeichnet wird. Wenn WUNDT es AVENARIUS als „Verdienst" anrechnen möchte, dafs er eine „vakante Stelle", die „*zwischen* den bereits existierenden Systemen" offen geblieben ist, besetzt habe, so möchte ich es umgekehrt AVENARIUS als viel gröfseres Verdienst anrechnen, dafs er diese vakante Stelle eines „empirischen Kritizismus" nicht besetzte, sondern getrost offen liefs, und dafs er es vorzog, etwas *ganz abseits* von den bereits existierenden Systemen Stehendes zu schaffen. —

2. Meiner obigen Kennzeichnung dessen, was der Empiriokritizismus bedeutet und will, scheint nun zu widersprechen, dafs er doch die »reine Erfahrung« an der Spitze trägt. Und weil dies an der Spitze tragen als ein „Ausgehen von" erscheint, so sehen wir auch WUNDT sich direkt von der irrigen Angabe der Absicht des Empiriokritizismus (S. 5) zum Begriff der reinen Erfahrung wenden; er nennt dieselbe auch die „grundlegende" und die „aller Kritik vorausgehende" (S. 5 Z. 1 von unten u. S. 6). Soll meine obige Angabe der Absicht des Empiriokritizismus zu Recht bestehen, so erwächst mir jetzt die Aufgabe nachzuweisen, dafs die Kr. d. r. Erf. nicht von einem Begriff der Erfahrung ausgeht, nicht einen solchen als Voraussetzung zu Grunde legt (auch nicht den Begriff der natürlichen Erfahrung).

AVENARIUS will also die *Erfahrung kritisieren.* Er stellt

daher alle Erfahrungsaussagen als gleichberechtigt nebeneinander. Aber er teilt sein gesamtes Material von vornherein ein, indem er zwei Gruppen von Erfahrungsbegriffen unterscheidet, die nicht immer und ohne weiteres zusammenfallen.

Beim Erfahrungsbegriff I handelt es sich um eine Aussage (z. B. 'Baum')[1], welche darum von den Individuen als Erfahrung bezeichnet wird, weil sie in all ihren Komponenten durch einen Komplex von Umgebungsbestandteilen bedingt ist. Dieser Erfahrungsbegriff wird der synthetische genannt.

Beim Erfahrungsbegriff II fragen wir gar nicht nach den Bedingungen in der Umgebung, sondern bleiben innerhalb der Aussagewerte selbst — hier handelt es sich dann um eine Aussage (z. B. 'Engel'), welche darum Erfahrung ist, weil der Aussage nichts beigemischt ist, was nicht selbst wieder Erfahrung ist. (Für das Kind z. B., das die Aussage macht, es habe einen Engel gesehen, sind auch die Bestandteile desselben: etwa die Flügel, das lockige Haar, das weifse Gewand, die Stimme etc., Teile des Gesehenen, und es enthält die Aussage für das Kind keinen Teil, der nicht selbst erfahrbar wäre.) — Dieser Erfahrungsbegriff wird der analytische genannt. Dafs dieser zweite Begriff mit dem ersten nicht immer zusammenfällt, liegt auf der Hand.

Nun bezeichnet Avenarius beide Erfahrungsbegriffe als: »*reine*«, — und das ist der Stein des Anstofses für so viele. Auch für Wundt. Es ist das wohl begreiflich.

Wundt meint (S. 6), durch den „ungewöhnlichen, von dem üblichen philosophischen Gebrauch ziemlich weit abliegenden Sinn“, der hier mit dem Begriff »rein« verbunden werde, sei die Erkenntnis der Aufgabe der »Krit.« „einigermafsen verdunkelt“. Unter »rein« „pflege man sonst diejenige Erfahrung zu verstehen, die alle nicht-empirischen Bestandteile . . . aus-

---

[1]) Avenarius setzt alle Werte, sofern er sie just als Aussageinhalte charakterisieren will, in Anführungszeichen; ich folge diesem Brauch. Wo die Anführungszeichen fehlen, ist, im Gegensatz zum Aussageinhalt, mit demselben Werte der zugehörige Umgebungsbestandteil gemeint.

schliefst, und die daher erst durch eine kritische Untersuchung und Berichtigung der gewöhnlichen, ursprünglichen Erfahrung gewonnen werden kann". Hier aber sei es nicht so, es werde vielmehr »reine Erfahrung« „*identisch gesetzt*" mit der »gewöhnlichen« oder »ursprünglichen«, die durch »interesselose, rein objektive Betrachtung« (S. 7) gewonnen werde.

Dieser Satz Wundts mag in seinem ersten Teil zu Recht bestehen; der Schlufs jedoch könnte glauben machen, dafs Avenarius unter „reiner Erfahrung" *nur* die »ursprüngliche« verstehe, während es thatsächlich der Oberbegriff für die ursprüngliche, naive unwissenshaftliche *und* die spezielle, wissenschaftliche ist. Nicht für eine inhaltliche, wohl aber für eine formale Betrachtung mufsten, wie schon betont, *alle* Erfahrungsaussagen als gleichwertig nebeneinander stehen, ob nun ein Baum oder ein Engel etc. als Erfahrung ausgesagt wurde. Und die beiden unterschiedenen Erfahrungsbegriffe wurden als »reine« bezeichnet, weil im einen Fall es sich handelte um ein Bedingtsein rein nur durch Umgebungsbestandteile, im anderen Fall um ein Zusammengesetztsein rein nur aus Erfahrungsaussagen.

Beide zusammen machen das gesamte Untersuchungsmaterial aus. Und Avenarius hätte daher gerade so gut — vielleicht sogar weniger mifsverständlich — sein Werk die „Kritik *aller* Erfahrung" nennen können, wenn er nicht unter einem gewissen, ich möchte sagen: ästhetischen Zwange gestanden hätte. (Vgl. Kr. I, Vorw. S. XII.)

Wundt sagt S. 7: „Wenn das Bemühen der herkömmlichen Erkenntnistheorieen darauf gerichtet zu sein pflegt, den Inhalt der gewöhnlichen Erfahrung auf Grund gewisser logischer und psychologischer Voraussetzungen begreiflich zu machen, so ist der Versuch, den Spiefs auch einmal umzukehren, die gewöhnliche Erfahrung als das ursprünglich Gegebene, die Erkenntnistheorieen und die sonstigen wissenschaftlichen Problemlösungen als das zu Erklärende anzusehen, sicherlich ein origineller." Gewifs! Allein noch origineller dünkt mich, dafs Avenarius den Spiefs thatsächlich gar *nicht* umkehrt, sondern

nur die gewöhnliche Erfahrung in eine Linie mit den Erkenntnistheorieen stellt. *Beide* sind das „Gegebene“, *beide* auch das zu „Erklärende“ — aber zunächst nicht inhaltlich, sondern zunächst nach ihrer allgemeinen Form und ihrer Abhängigkeit vom menschlichen Individuum. Ausdrücklich sagt Avenarius (Kr. Vorwort, S. IX), sein Untersuchungsmaterial seien *nicht nur* und *ausschliefslich* »komplizierte und spezielle Formen oder Mittel eines hochentwickelten „wissenschaftlichen“ Erkennens . . ., sondern gerade *auch* das gewöhnliche Leben, das sich selbst überlassene natürliche und unbefangene Erkennen, aus welchem sich das wissenschaftliche entwickelte etc. Wundt scheint hier das Wörtchen »auch« und die damit beabsichtigte Nebeneinanderstellung übersehen zu haben; und so wurde ihm irrtümlich das natürliche und unbefangene Erkennen zu dem „Gegebenen“, im Sinne eines theoretisch Sichern, Wahren und Gewissen, auf welches das Unbekannte, erst zu „Erklärende“ zurückgeführt werden solle.

Nachdem ich so dargelegt habe, was Avenarius unter »reiner Erfahrung« zusammenfafst, weise ich den Wundtschen Satz zurück, dafs für die Kr. „die reine Erfahrung nicht sowohl Objekt als Voraussetzung“ sei (S. 6 Z. 10 v. o.).

Was Wundt meint, ist ja doch dies: Ihr wollt empirisch untersuchen und setzt dazu die Erfahrung voraus als Erkenntnismittel und -mafsstab. — Damit ist dem Empiriokritizismus ein dogmatisch-apriorisches Moment angedichtet, welches ihm völlig fern liegt.

Was Avenarius meint, ist aber dies: Wir wollen nicht „empirisch“, sondern »die Erfahrung« untersuchen und wir setzen dazu die ‘Erfahrung’ (in Anführungszeichen, s. Anm. S. 58) voraus — als unser Objekt.

Freilich in diesem Sinne, als Aussage, mufs für Avenarius die ‘Erfahrung’ Voraussetzung sein; denn wenn die Individuen nicht aussagten, *dafs* sie erfahren, könnte er auch nicht kritisch untersuchen, *wie* sie erfahren. Aber in keinem anderen Sinne ist für Avenarius Erfahrung Voraussetzung, besonders nicht als Erkenntnismittel. Die ‘Erfahrung’ liegt (als Aussage-

wert) in unserer Voraussetzung eingeschlossen, als eine der so vielen denkbaren Aussagen, sie ist nichts als ein »Spezialfall« (Kr. Vorwort S. V). Mit diesem Eingeschlossensein ist aber nichts Prinzipielles ausgesagt über Art und Weise ihres Daseins — und auch nichts über die Art und Weise, wie wir sie untersuchen und „erkennen" können. Der Empiriokritizismus geht also nicht von der Erfahrung aus, tritt nicht mit der Erfahrung an die Lösung der kritischen Betrachtung der 'Erfahrung'; sondern diese ist ihm nur als eine Aussage, wie alle anderen Aussagen auch gegeben, und er sucht für sie alle zusammen die Bedingungen auf.

Gut, wird man sagen; das ist „originell"! Aber — wenn der Empiriokritizismus nicht von der Erfahrung, als dem festen Grund und Boden aus, an die kritische Betrachtung der 'Erfahrung' herangeht, was ist dann überhaupt sein Erkenntnismittel, seine Methode?

Ich könnte darauf sofort mit der »reinen Beschreibung« und der Darlegung des Standpunktes antworten, allein ich will anders zu Werke gehen.

3. Der Urheber jeder Theorie stellt, sofern er systematisch vorgeht, um nur seine Untersuchung in Fluſs zu bringen, eine Annahme an den Anfang als Ausgangspunkt. Bei Avenarius heiſst dieselbe bekanntlich: »Jedes menschliche Individuum nimmt ursprünglich sich gegenüber eine Umgebung mit mannigfaltigen Bestandteilen, andere menschliche Individuen mit mannigfaltigen Aussagen und das Ausgesagte in irgendwelcher Abhängigkeit von der Umgebung an« (Kr. S. VII, vgl. Wundt S. 7). — Fragt sich, wie ist der Satz erhalten?

Ist er empirisch, durch die Erfahrung, durch Aussage Anderer, durch Wahrnehmung, Experiment etc. erhalten? Die Frage ist völlig wertlos. Da wir ja doch nicht wissen, was Erfahrung ist und zum Zweck der Untersuchung alle Aussagen gleich gestellt haben, so ist dadurch *alles* empirisch — und *nichts* empirisch. Für die Krit. ist der Satz nicht Erfahrung, nicht ein Sicheres, Wahres, Gewisses (s. oben S. 60), sondern eine Annahme (Kr. S. VII f.). Thatsächlich wird denn auch unser

Ausgangssatz von den einen als 'empirisch' charakterisiert, von den anderen als 'nicht empirisch'. Das verschlägt gar nichts. Was den Satz jedoch wert erscheinen läfst, an den Anfang der ganzen Untersuchung gestellt zu werden, ist der Umstand, dafs er gewonnen ist durch eine geschichtliche Induktion aus allen vorhandenen und etwa denkbaren Weltanschauungen, resp. enger: »Weltbegriffen«, durch einen Schmelzprozefs, der nun den Kern aller Variationen blofsgelegt hat. Der Satz enthält weiter nichts als die gemeinsamen Momente, das Meist-Sich-Wiederholende aller Weltbegriffe, die unumgänglich nötigen Bestandteile, mit welchen *alle* irgendwie operieren; thatsächlich ist noch von keiner Weltanschauung einer der hier gegebenen Bestandteile weggelassen worden, wenngleich zuweilen eine negative Charakterisierung der Umgebung (z. B. bei den idealistischen Richtungen) eintrat. Auf Grund dessen ist dann Avenarius berechtigt zu sagen: »Alle Erkenntnis-inhalte der philosophischen Weltanschauungen — kritischer oder nicht kritischer — sind Abänderungen jener ursprünglichen Annahme«. Dieser Satz wird das Axiom der Erkenntnisinhalte genannt (Kr. S. VII).

Daran reiht sich sofort ein zweiter Satz.

»Das wissenschaftliche Erkennen hat keine wesentlich anderen Formen oder Mittel als das nichtwissenschaftliche« (ib). Wie weit beide auch im speziellen auseinander liegen mögen, das eine haben sie doch gemeinsam, dafs sie ausgehen von *Menschen*, die in ihrer biologischen Beschaffenheit prinzipiell gleich anzunehmen sind. Also mufs sich auch ein biologisches Moment finden lassen, das in allen Erkenntnisarten das Meist-Sich-Wiederholende, Gemeinsame per Form (nicht des Inhalts) ist. Alle »müssen sich in letztem Betracht auf einfache und allgemein menschliche Funktionen zurückführen lassen« (Kr. ib.). Da dem so sein mufs, und da doch unbestritten in der zeitlichen Folge *nicht*-wissenschaftliche Erkenntnisformen den wissenschaftlichen *voraus*gegangen sind, so ist Avenarius berechtigt zu sagen: »Alle speziellen wissenschaftlichen Erkenntnisformen oder -mittel sind Ausbildungen vorwissenschaftlicher.« Dieser Satz wird das Axiom der Erkenntnisformen genannt.

In beiden Sätzen sehen wir der Meinung Ausdruck gegeben, dafs in allen noch so stark im speziellen variierenden Erkenntnisinhalten und Erkenntnisformen doch ein Gemeinsames der Form stecken müsse. Und wenn wir damit zusammenhalten, was Avenarius als Aufgabe der »Krit. d. r. Erf.« angiebt, nämlich: »Alles theoretische Verhalten überhaupt — an sich und in seiner Beziehung zum praktischen, sowie im allgemeinen auch dieses [praktische] selbst — als Folgen einer einzigen einfachen Voraussetzung aufzufassen« (Kr. S. V), so ist es ein Leichtes, jetzt Aufgabe und Methode hier zu überschauen: Gleichstellung aller variierenden Erfahrungsaussagen als unser Untersuchungsobjekt und induktive Aufsuchung der allen Erfahrungsaussagen gemeinsamen Momente, des Meist-Sich-Wiederholenden. Das heifst aber nichts anderes, als dafs die einfachen und allgemein menschlichen Funktionen, die allgemeinen biologischen Momente aufgestellt werden sollen, auf welche sich in letztem Betracht alle Erkenntnisformen zurückführen lassen müssen. Mag man nun von vornherein über die induktive Methode denken was man will, da sie bis jetzt immer nur auf die Inhalte angewandt wurde, so wäre erst abzuwarten, was Avenarius den Formen der Erfahrung gegenüber damit erreicht. Dafs diese Aufsuchung des Meist-Sich-Wiederholenden keine empirische Methode ist, liegt auf der Hand. Das aber entspricht völlig dem schon angegebenen Umstande, dafs für den Empiriokritizismus die Erfahrung nicht Erkenntnismittel, sondern einzig und allein Objekt ist.

Ich denke, das ist nun etwas anderes als „Analyse der Erfahrung und der aus ihr (!) durch mannigfache Variation hervorgegangenen Begriffsbildungen", wie Wundt S. 8 Abs. 2 sich ausdrückt. Aufgabe wie Methode sind von Wundt völlig irrig dargestellt, unter Vermischung dessen, was Avenarius der Form-untersuchenden Kritik und dem Inhalt-untersuchenden System (resp. dem Teil desselben, dem »menschlichen Weltbegriff«) als Aufgabe zuerteilte.

4. Was nun den Standpunkt betrifft, so bemerkt Avenarius, dafs die Leser seiner ersten systematischen Schrift von vorn-

herein vermuten würden, er werde die Behandlung der Aufgaben zuerst vom 'idealistischen' Standpunkt aus versucht haben, ehe er den »neuen Weg« eingeschlagen, den man nun wohl — aber nicht nach *seinem* Sprachgebrauch — als einen 'realistischen' bezeichnen werde. (Weltbegr. S. IX f.) Aber welches nun auch sein eigener philosophischer Standpunkt sein möge, dieser habe doch für seine Krit. d. r. Erf. zurücktreten müssen (Weltbegriff S. VII); denn die Krit., als allgemeine und formale Erkenntnistheorie, sollte überhaupt gar nicht auf spezielle philosophische Standpunkte beschränkt bleiben.

Der für die Krit. angestrebte — alle speziellen Ansichten umfassende — allgemeine Standpunkt wird von Avenarius als ein »rein örtlicher« bezeichnet (Kr. n. 16 ff.; Weltbegr. n. 137; Bemerkgn. n. 25, 27). Von diesem örtlichen Standpunkt aus, ergiebt sich das Vorgefundene als: »Ich und meine Umgebung« (Weltbegr. n. 138). Zu der Umgebung gehören, als Bestandteile derselben, auch die Mitmenschen. Wenn nun auch die Untersuchung vorwiegend an die Mitmenschen und deren Aussagen anknüpft, so ist doch damit im Prinzip nur eine Gleichstellung, keine Substitution gegeben.

Wundt sagt (S. 8 f.), daſs Avenarius „der Wahrnehmung der eigenen subjektiven Erlebnisse die Aussagen des Mitmenschen über das von ihnen Erlebte, ihre Gefühls-, Erkenntnis- und sonstigen Werturteile substituiert", oder daſs er „dem »als Ich bezeichneten« Individuum einen beliebigen Mitmenschen" substituiere, aber über den Grund dieser Substitution „keine Rechenschaft" gebe (S. 9 Abs. 2). Das ist aber durchaus nicht so. Wäre es der Fall, so könnte Avenarius nicht das Vorgefundene in den *beiden* Gliedern: Ich und der Mitmensch angeben. Es ist zweierlei, ob ich eins für etwas anderes *substituiere*, oder ob ich zu dem einen noch etwas anderes *hinzunehme*. Und warum Avenarius das thut, darüber hat er, wenigstens im »Weltbegriff«, sehr wohl Rechenschaft gegeben, nämlich in n. 31—33. Der Grund ist einfach der, daſs die *eigenen* Erlebnisse und Aussagen, trotz der »Vorzüge des unmittelbar Gegebenen«, doch ein allzu geringes Material sind, quantitativ

genommen, gegenüber der so überreichen Auswahl von Aussagen »einer unbeschränkten Anzahl von menschlichen Individuen, von Völkern — ja von Generationen der Menschheit«. Hierbei brauchen wir für die Kritik d. r. Erf. nicht einmal Gewicht zu legen auf die »objektivere Beleuchtung« und »reinere Sachlichkeit«, von welcher Avenarius spricht (Weltbegr. n. 32); und wir bedürfen auch für die Krit. d. r. Erf. nicht der Entschuldigung, daſs diese Anknüpfung an den Mitmenschen auch da noch förderlich sei, wo er (Avenarius) nicht umhin gekonnt habe, »doch schlieſslich eigene Gedanken dem fremden Individuum zu leihen«. Denn da die Untersuchung der Krit. keine materiale ist, bei welcher wir eine Deutung und Auslegung des Inhalts der Aussagen bedürfen, so genügt die Annahme, *daſs* die Ausagen überhaupt einen Inhalt *haben* (Kr. n. 25), und es wird für die Aufstellung und Analyse der *Abhängigkeitsverhältnisse* zwischen den Aussageinhalten und den biologischen Faktoren irrelevant bleiben, welchen speziellen Inhalt wir angenommen, wie wir eine Aussage 'gedeutet' haben.

Über den Standpunkt aber des *Lesers* gegenüber der Krit. d. r. Erf. giebt in so ausführlicher Weise die Anm. 2, S. 424 ff. (Bd. II) Auskunft, daſs ich mich hier auf diesen Hinweis beschränken kann.

C. Die empiriokritische Theorie.

1. Hauptpunkte der »Kritik der reinen Erfahrung«.

a. Inhalt des ersten Bandes.

Daſs dieser Abschnitt der Erwiderung sich ziemlich umfangreich gestaltet, ist wohl in der Natur der Sache selbst begründet. Wundt hat an Avenarius' 'hartes' Werk den Hebel seiner Kritik so kräftig angesetzt und unter seinen Bestandteilen einen solchen Wirrwarr angerichtet, daſs es jetzt erst einmal gilt, das Gebäude wieder einigermaſsen aufzurichten, ehe sich über dasselbe und in Verteidigung desselben irgend etwas sagen läſst. Denn es wird ja gewiſs nicht genügen, einfach

die Behauptung hinzustellen, *dafs* Wundt in der Auffassung des Empiriokritizismus gefehlt habe; es heifst vielmehr, genau die einzelnen Punkte aufzuweisen, *wo* Wundt gefehlt hat, und sie zu widerlegen. Das ist eine mühsame, aber wie ich denke für den Empiriokritizismus fruchtbare Detailarbeit. Erst wenn die irrigen Einzelheiten bei Wundt nachgewiesen sind an der Hand dieser Darstellung (bei welcher ich bemüht bin, so allgemein-verständlich zu sein, wie dem Stoffe gegenüber nur irgend möglich ist), erst dann wird für die kritische Betrachtung der Hauptpunkte die nötige Grundlage geschaffen sein. —

Die »Kritik der reinen Erfahrung« setzt ein mit dem Satze: »Es stehe ein beliebiger Umgebungsbestandteil in einem solchen Verhältnis zu menschlichen Individuen, dafs, wenn er gesetzt ist, die Individuen eine Erfahrung aussagen« (Kr. n. 1). Dieser Satz (nicht jener oben S. 61 zitierte des Vorworts) wird in n. 18 der Krit. als die »empiriokritische Voraussetzung« bezeichnet.

Der Satz wird von Avenarius als Annahme bezeichnet; erst *nach* Beendigung der Untersuchungen der »Krit.«, erst im »menschlichen Weltbegriff« wird die »Annahme« zum »Vorgefundenen«. Die empiriokritische Voraussetzung sagt gar nichts von einem „ursprünglich Gegebenen" (Wundt S. 9, Z. 13 v. o.); sie ist für die Stelle, an der sie steht, nichts als eine Voraussetzung, über deren Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit nichts ausgesagt ist. (Daran ändert der Umstand nichts, dafs wir wohl vorwegnehmen, es sei das kritische Endresultat schon in sie hineingearbeitet.) Die Voraussetzung ist nicht das Gegebene im Sinn von 'das Erfahrene', sondern nur im Sinn von 'Angenommenes Anfangsmaterial'. Avenarius sagt ausdrücklich: »Wenn wir nicht einem naiven Kritizismus verfallen wollen, könnten wir darüber: mit welchem *Rechte* jene Annahme gemacht oder angeeignet wurde — in welchen Stücken sie etwa *haltbar* oder *unhaltbar* sein möchte, jedenfalls wenigstens so lange nichts entscheiden, als noch gar nicht bestimmt ist, was überhaupt unter den verschiedenen Momenten der zu Grunde gelegten Annahme zu verstehen sei.« (Kr. n. 14.)

Dafs die gemachte Voraussetzung aus mehreren Bestandteilen besteht, ist ersichtlich; sie sind: 1. die Individuen, 2. der Umgebungsbestandteil und 3. die Erfahrungsaussage. Sofern man diese Bestandteile selber wieder „Voraussetzungen" nennen will, mag man das thun (Avenarius selbst thut es in n. 18, Abs. 3, n. 21). Andere Voraussetzungen jedoch als die, welche der angeführte Satz umschliefst, kennt die Krit. nicht. (Vgl. n. 18 und 38 f.)

Jedenfalls aber betont die Voraussetzung das eigentliche Untersuchungsmaterial in nicht mifszuverstehender Weise: Die Erfahrungsaussagen, die Aussagen. Immer wird von ihnen ausgegangen, das ist für alles Folgende festzuhalten; die Umgebungsbestandteile sowohl wie die Individuen sind die *Voraussetzungen* zu diesen Aussagen.

An die Bestandteile der Voraussetzung knüpft Wundt eine Kritik, die vielleicht von *seinem* Standpunkte aus ebenso einleuchtend, als von unserem aus unklar erscheint. — Erstens wird Avenarius vorgeworfen, er substituiere dem Ich die Mitmenschen und setze sie den Umgebungsbestandteilen gegenüber, anstatt ihnen das Ich gegenüber zu setzen. Ich habe schon darauf hingewiesen, dafs das durchaus nicht geschieht. Dieser Einwurf hängt aber mit dem folgenden aufs engste zusammen.

Zweitens nämlich sagt Wundt: „Dies vorausgesetzt zerfällt die Summe aller Erfahrungen in Umgebungsbestandteile, in Aussagen . . . und in weitere Aussagen . . ." (S. 9, Z. 11 ff. v. u.); ferner sagt er: „Die Erfahrung umfafst nunmehr nur noch Umgebungsbestandteile verschiedener Art . . ." (ib. Z. 1 v. u.). — Für die empiriokritische Anschauung geht beides nicht an; für uns heifst es nur: Erfahrungen *sind* Aussagen, sie sind doppelt bedingt, einerseits durch die Umgebungsbestandteile, andererseits durch die Individuen resp. deren nervöse Zustände und Prozesse. Da also der Umgebungsbestandteil eine der Bedingungen für die Erfahrungen ist (genau so wie z. B. die Rotationspresse eine der Bedingungen für die Erstellung von Zeitungen), so ist der Satz: „Erfahrungen *zerfallen* in Umgebungsbestandteile verschiedener Art" sinnlos. Der Unterschied zwischen den beiden sich widerstreitenden Auffassungen liegt in folgendem: Avenarius sagt neutral: Es sind (es giebt) Erfahrungen — und er sucht die Bedingungen derselben auf. Wundt dagegen hat immer einen Träger der Er-

fahrungen im Sinn, auch da, wo er es nicht direkt ausspricht; die Erfahrungen sind für ihn an eine Person geknüpft, welche sie *hat* oder *macht*. Hiermit beginnt denn auch schon der Streich, welchen ihm die Sprache spielt. Denn jetzt heifst es weiter: Wenn also die Individuen Erfahrungen machen, wenn sie erfahren — *was* erfahren sie denn; und damit ist die bekannte Spaltung in das *erfahrende* Subjekt und das *erfahrene* Objekt fertig. Was erfahren wird, das kann dann nach dieser Anschauung wieder sein 1. Umgebungsbestandteile, 2. Erlebnisse, Aussagen der Mitmenschen und des eigenen Ich — genau so, wie es Wundt selbst in den angezogenen Stellen hübsch angiebt und wie er es irrtümlich auch Avenarius zuschieben will.

Avenarius aber fragt gar nicht nach dem: Wer erfährt? Was wird erfahren? das ist für ihn nutzlos, ja sogar falsch; er vermeidet auch die Verbalform, in der schon ein Teil Verleitung zum Animismus steckt — er will die Bedingungen der Erfahrung aufsuchen. Die Bedingungen der Erfahrung aber kann er weder als Einteilungsprinzip gebrauchen, noch kann er eine von ihnen als einen Umstand bezeichnen, welchen das Bedingte *hat*. Man kann wohl die Erfahrungen (als das Bedingte) einteilen *nach* den Bedingungen (ebenso wie ich z. B. Gemälde einteilen kann nach den dazu verwendeten Materialien oder nach den Malern etc.), aber man kann nicht die Erfahrungen (als das Bedingte) einteilen *in* die Bedingungen: Umgebungsbestandteile und Individuen resp. individuelle Prozesse, wie es Wundt in der eben zitierten Stelle thut (ebensowenig wie ich Gemälde einteilen kann in Materialien und Maler etc.). — Und andererseits kann ich wohl sagen, ein Individuum *hat* Nerven und Nervenprozesse etc., aber ich kann streng philosophisch genommen *nicht sagen*, es *hat* Erfahrungen, *macht* Erfahrungen. Thue ich es doch und halte ich nicht ganz strikt den eigentlichen Sinn in dieser freien Ausdrucksweise fest, so entrücke ich mir mein Untersuchungsobjekt, indem ich es hinter die eine Bedingung verstecke; dann entstehen eben im Handumdrehen die grofsen, unlösbaren philosophischen Probleme. Auf diese Probleme stöfst man gar nicht, wenn man als das Bedingte, nicht das 'erfahrende *Individuum*' hinstellt, zu welchem allein das Objekt die Bedingung bildet, sondern wenn man die 'Erfahrungen' als das Bedingte hinstellt, zu welchem nun *sowohl* das Individuum, *als* der Umgebungsbestandteil die Bedingungen sind. Gehe ich vom 'erfahrenden Individuum' aus, so habe ich mein Untersuchungsobjekt von vornherein falsch gestellt, und es ist nun, nachdem ich mein eingentliches Objekt (die Erfahrung)

fälschlicher Weise mit nur *einer* der Bedingungen: Individuum, verschweifst habe, unmöglich, wieder zu den Erfahrungen allein zu gelangen und zu beantworten, was sie sind. Das aber wollen wir ja gerade untersuchen, und nicht etwa, worauf sie sich beziehen, was sie inhaltlich bedeuten etc.

Diese Andeutung möchte vielleicht hier im Anfang von Nutzen sein. Weiteres darüber wird unter Abschnitt C 2 bei Betrachtung der »Introjektion« folgen.

Nur eins wäre hier noch gleich mit zu erledigen. Avenarius zählt freilich den Mitmenschen auch zu den Umgebungsbestandteilen, die er von seinem örtlichen Standpunkte aus vorfindet. Wenn aber Wundt sagt, die Umgebungsbestandteile zerfielen dann in „solche, denen wir eine blofs mechanische Bedeutung und solche, denen wir aufserdem noch . . eine amechanische Bedeutung beilegen" (S. 10 Z. 1 ff.), und sich dabei auf »Bemerkungen I S. 147« zu stützen vorgiebt, so irrt er. Wir können *allen* Umgebungsbestandteilen eine amechanische Bedeutung beilegen (ich brauche mich ihnen gegenüber z. B. nur ästhetisch zu verhalten). Und Avenarius betont gerade in der von Wundt angezogenen Stelle, dafs die Mitmenschen und die übrigen Umgebungsbestandteile ein Vorgefundenes genau im *selben* Sinne seien, dafs auch den mitmenschlichen Bewegungen »*thatsächlich* nur eine *mechanische* Bedeutung zukommt« (Bem. n. 27). Der Unterschied der mechanischen und amechanischen Bedeutung liegt also nicht bei ihnen, sondern bei mir, dem „Zuschreibenden". Wird dennoch der Mitmensch von den übrigen Umgebungsbestandteilen unterschieden, so beruht das auf ganz etwas Anderem, wie wir sehen werden, nämlich auf dem Vorfinden eines Systems C.

Von den in der empiriokritischen Voraussetzung enthaltenen Bestandteilen bezeichnet Avenarius zwei mit Symbolen: Jeden der Beschreibung zugänglichen Wert, sofern er als Bestandteil unserer Umgebung vorausgesetzt wird, mit **R**, und jeden der Beschreibung zugänglichen Wert, sofern er als Inhalt einer Aussage eines andern menschlichen Individuums angenommen wird, mit E[1]. (Kr. n. 26 f.)

Die Aussageinhalte E werden noch einer Unterscheidung

[1]) Nicht zu verwechseln mit der in der experimentellen Psychologie gebräuchlichen Abkürzung für „Empfindlichkeit".

unterworfen. Sofern die Individuen einen von R bedingten E-Wert näher bezeichnen, als 'grün', 'Ton a', 'aromatisch', 'süſs', 'hart', 'kalt' etc., nennt Avenarius ihn »**Element**« (Kr. n. 30). Sofern die Individuen einen von R bedingten E-Wert näher bezeichnen, als 'Baum', 'Klang', 'Kölnisch Wasser', 'Zucker', 'Diamant', 'Eis' etc., nennt Avenarius ihn »**Elementen-komplex**«, da sich diese Aussageinhalte aus ersteren Aussagen zusammensetzen. (Kr. II S. 17 u. S. 426 Anm. 3, Bemerkgn. n. 87.) Immer muſs betont werden, daſs es sich hierbei nicht um Gegenstände, Dinge, Sachen handelt, sondern immer nur um *Aussagewerte;* und so handelt es sich bei den Elementen auch nicht (wenigstens für die Kr. d. r. Erf. nicht) um letzte Bestandteile, sondern um letzte *Merkmale*, also um logische Werte. (Erst bei der Analyse des Weltbegriffs werden wir sehen, wie mit dem Übergang von der relativen zur absoluten Betrachtungsweise 'Merkmal' und 'Bestandteil' zusammenfallen.)

Sofern andererseits die Individuen einen von R bedingten E-Wert näher bezeichnen, als 'lustvoll', 'unlustvoll', 'wahr', 'unwahr', 'bekannt', 'unbekannt', 'sachhaft', 'gedankenhaft' etc., nennt Avenarius ihn »**Charakter**« (Charakteristik, Charakterisierung) (Kr. n. 30). Es sind das die »charakterisierenden Erfahrungen« (Bemerkgn. n. 86). — Das Verhältnis der Charaktere zu den Elementen ist dies: Beide sind Erfahrungen, abhängig sowohl vom Umgebungsbestandteil als vom Individuum, aber die Elemente, als die relativ konstanteren Erfahrungen bilden die »Grundlage« für die relativ variableren Charaktere (Bemerkgn. n. 87).

Wundt sagt: die Elemente bezögen sich auf Umgebungsbestandteile, die Charaktere dagegen auf ein „affektionales Verhalten" (S. 10), also auf körperliche Zustände. Bei Avenarius beziehen sich *beide* Klassen von Erfahrungen auf Umgebungsbestandteile, indem beide bedingt sind von R-Werten; und *beiden* Klassen liegen auch wieder körperliche Zustände zu Grunde. — Ferner meint Wundt (ib.), „die Umgebungsbestandteile, die den E-Werten der ersten Art dieser Aussagen entsprechen", seien als R bezeichnet. Wie denn sind die Umgebungsbestandteile, die der zweiten Art entsprechen, bezeichnet?

Es liegt nahe, hier an die Individuen zu denken — was aber falsch wäre. Und wo ist die Logik, wenn WUNDT sagt: „Bezeichnet man . . . die Umgebungsbestandteile, die den E-Werten der *ersten* Art . . entsprechen“ [also einem *Teil* der E-Werte] „als R, *so* ist im allgemeinen *jeder* beliebige E-Wert abhängig von „R“?

WUNDT sagt ferner, dafs die Charaktere von den Elementen „in ähnlicher Weise abhängen, wie das »Erinnerungsbild« von der Wahrnehmung, oder der »Gedanke« von der »gedachten Sache«“ (S. 11 Z. 1 f.). Hiermit zeigt sich, dafs WUNDT Elemente mit Sachen im Sinne von R-Werten identifiziert, also die Unterscheidung und Trennung der Aussagewerte und Umgebungsbestandteile nicht aufrecht erhält; thut man das nicht, so werden die Elemente zu letzten Bestandteilen, sie bleiben nicht mehr logische Werte, als welche sie AVENARIUS ausdrücklich bestimmte, da er ja nicht naturwissenschaftlich (absolut), sondern psychologisch (relativ) untersuchen *wollte*. Für den Empiriokritizismus sind 'Sache' und 'Gedanke' auch charakterisierende Erfahrungen, also Charaktere: sie können einerseits mit den Elementen verbunden auftreten ('Farbe', 'Baum' als 'Sache' charakterisiert und 'Farbe', 'Baum' als 'Gedanke' charakterisiert); andererseits können sie auch mit den Charakteren wieder sich verbinden ('Lust', 'Schmerz', 'Bekanntheit' etc. als 'Sache' charakterisiert, und 'Lust', 'Bekanntheit' etc. als 'Gedanke' charakterisiert). — Die Stelle, auf welche sich WUNDT hier in der Anmerkung beruft („Bemerkungen, Art I S. 148 f.“ — hauptsächlich n. 30), bezieht sich gar nicht auf das Verhältnis der Charaktere zu den Elementen, sondern auf die Beziehung der E-Werte überhaupt (der Charaktere und der Elemente) zu der ihnen beigelegten (mehr-als-mechanischen) *Bedeutung*. — Übrigens ist eine „gedachte Sache“ (WUNDT S. 11 Z. 2) — also ein Inhalt, sofern er als 'Gedachtes', 'Gedankenhaftes' charakterisiert ist — identisch mit 'Gedanke' (vgl. Kr. n. 532 ff.). Es hat also keinen Sinn, den Gedanken abhängig machen zu wollen von der „gedachten Sache“.

WUNDT beliebt die Hineinziehung der Resultate des »menschlichen Weltbegriffs« in die »Krit. d. r. Erf.« Das kann aber nur mit gröfster Vorsicht geschehen, da der »Weltbegriff« ja teilweise materiale Behandlung zeigt. Am besten werden beide Werke (bis auf wenige Berührungspunkte) völlig getrennt gehalten.

Die angenommene und in unserer Voraussetzung enthaltene Abhängigkeit der Aussagewerte E von den Umgebungsbestandteilen R stellt sich bei näherer Untersuchung als *keine unmittelbare* heraus; denn es können erstens bei dem gleichen Umgebungsbestandteil die Individuen ganz verschiedene E-Werte aussagen (Beispiele Kr. n. 33 ff.), zweitens kann der Umgebungsbestandteil R nach einer Setzung ganz fortfallen, oder überhaupt gar nicht gesetzt gewesen sein, und es erfolgt doch ein E-Wert (z. B. 'Rom' als Gedanke — eine Hallucination etc.). Es mufs also für E aufser dieser in dem Umgebungsbestandteil vorausgesetzten Bedingung *noch* eine Bedingung geben, von welcher E *unmittelbar* abhängig ist. Diese haben wir beim aussagenden Individuum selbst zu suchen, und zwar thut Avenarius das, indem er speziell wieder für das Nervensystem des Individuums ein centralstes Centralorgan feststellt — nicht experimentell physiologisch, sondern logisch — und dasselbe als »**System C**« bezeichnet. Obwohl dessen nähere anatomische und physiologische Bestimmung dahingestellt bleibt (Kr. n. 71), nimmt Avenarius doch durchaus nicht an, dafs es überhaupt keine räumliche Bestimmtheit habe; dieselbe ist nur für seine Zwecke ohne Bedeutung.

Jetzt lassen sich für alle Aussagewerte E die zwei Arten von Bedingungen genau fassen, 1. diejenige, von welcher E unmittelbar abhängt, die Gesamtheit der im System C gegebenen Bedingungen, welche wir bezeichnen als **System-Vorbedingung** (Avenarius sagt »systematische Vorbedingung« — vgl. dazu meine Einführung in die Krit. d. r. Erf. S. 9 Anm.) und 2. diejenige, von welcher E mittelbar abhängt, die im Umgebungsbestandteil gegebene Bedingung; sie wird als **Komplementärbedingung** bezeichnet, weil sie die System-Vorbedingungen zur erforderten Bedingungsgesamtheit ergänzt.

Von der vorgefundenen Veränderung der Aussagen bei Veränderung der Umgebungsbestandteile wird dann auch auf eine Veränderung der System-Vorbedingung geschlossen. (Kr. n. 41 ff., n. 82 ff.) So wird der Satz erhalten: Das System C ist ein sich änderndes; was nur besagt, dafs die äufseren

Änderungsvorgänge ihrerseits wieder innere Änderungsvorgänge bedingen. Die »Änderungen des Systems C« sind also der allgemein-formale Ausdruck für die physiologischen Vorgänge im Centralorgan.

Nachdem so festgestellt ist, dafs es für alle menschlichen Aussagewerte E eine direkte Bedingung giebt, tritt nun an Stelle der allgemeinen Aufgabe: zu den ausgesagten E-Werten die jedesmaligen Bedingungen aufzusuchen, die speziellere Aufgabe der Krit. d. r. Erf.: zu den E-Werten die jedesmaligen *direkten* Bedingungen, die System-Vorbedingungen aufzusuchen, d. h. die Änderungsprozesse des nervösen Centralorgans, ihre Merkmale, Zusammenhänge und ihren Verlauf — immer in der Absicht, dadurch Aufklärung zu gewinnen über das, was wir suchen, die allgemeine Form aller E-Werte, und speziell der 'Erfahrungen'.

Wenn Wundt es unternimmt, diese Aufgabeformulierung „in gewöhnlicher Sprache“ auszudrücken (S. 12 Z. 9 v. o.), und dann sagt: Alle Erfahrungen seien „unmittelbar abzuleiten“ aus den Zustandsänderungen des Centralorgans, oder (an anderen Stellen) von einem „Zurückführen“ der Erfahrungen auf Prozesse des Centralorgans spricht, so mufs das zurückgewiesen werden, denn darin steckt schon die Unterschiebung eines materialistischen Momentes, welches der Krit. d. r. Erf. völlig fern liegt; diese will nur die Bedingungen alle möglichst vollständig aufzählen. Einmal, bei Streifung der Raumfrage (Weltbegr. Anm. 56), sagt Avenarius ganz klar: In letzter Instanz komme es nur darauf an, für jeden problematischen Wert einen Substitutionswert zu bestimmen, mit welchem das Problem seine Lösung findet. Die nähere Charakterisierung dieses Substitutionswertes als 'bekannt' ist dabei nur ein Spezialfall; im allgemeinen kommt es immer nur darauf an, dafs jedesmal die »Vitaldifferenz-Aufhebung« gesetzt ist. Und in der That, wenn naturwissenschaftlich z. B. für den R-Wert Elektrizität der Substitutionswert durch erfahrungsgemäfse Eeststellung aller Bedingungen aufgewiesen ist, dann ist das Problem gelöst; und ebenso ist es psychologisch mit dem E-Wert 'Elektrizität'. Den Substitutionswert finden heifst aber etwas anderes als „zurückführen“ oder „ableiten“.

Alle aufgefundenen bedingenden Momente bleiben für Avenarius zunächst als »**denkbare**« hingestellt. Erst wenn ein E-Wert erfolgt ist und für die Beschreibung als thatsächliches Material vorliegt, dann werden die bedingenden Momente als für diesen Fall »**wirkliche**« bezeichnet. Da Avenarius immer und überall von der *erfolgten* Aussage ausgeht, so ist ihm jede Bedingung im Zeitpunkte vor der Zusammenschliefsung zur Bedingunsgesamtheit eine nur denkbare. Wenn ein Physiologe an einem Präparat einen bestimmten Teil, eine Eigenschaft, Bewegung oder dergl. wahrnimmt, was ein anderes Individuum infolge geringerer Vorbereitung oder ungünstiger Umstände (etwa trotz Vergröfserung, Färbung etc.) nicht wahrnimmt, so fehlt für den E-Wert (die 'Wahrnehmung') des zweiten Individuums irgend eine Bedingung. Falls ein E-Wert erfolgt, so schliefse ich auf das Gesetztsein aller Bedingungen; falls ein E-Wert nicht erfolgt, so fehlt die eine oder andere der Bedingungen. Da diese für das eine Individuum *fehlende*, aber immer noch *vorausdenkbare* Bedingung gleichzeitig für ein anderes Individuum (für den Physiologen in obigem Beispiel) vorhanden sein kann, so ergiebt das den Unterschied von wirklicher und denkbarer Bedingung. Erst aus der thatsächlich gesetzten Verwirklichung kann ich *zurück*schliefsen auf die **Möglichkeit** der Bedingungen im Zeitpunkt *vor* der Verwirklichung[1]).

---

[1]) Ich kann hiernach also nicht sagen: „Es ist möglich, dafs ich ein Zündholz an der Reibfläche entzünden werde", da ich ja nicht von vornherein das Vorhandensein aller Bedingungen hierzu konstatieren kann, wenn ich sie auch wohl voraus*denken* kann; ich kann also nur sagen: „Es ist denkbar etc." Erst *nachdem* ich das Entzünden verwirklicht habe, kann ich sagen, dafs im Zeitpunkt *vor* der Verwirklichung die Entzündung eine *mögliche* war. — Übrigens sagt Avenarius im Zusatz zu Kr. n. 6, wo etwa Ausdrücke an Kant erinnern sollten, bliebe es doch dahingestellt, ob auch die *Begriffe* kantisch seien oder nicht. Das bezieht sich nicht sowohl auf „analytisch-synthetisch", sondern auch auf „möglich-wirklich". Kant sagt Kr. d. r. V. 1. Ausg., S. 218: „Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt, ist möglich. Was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung zusammenhängt, ist wirklich." Das stimmt mit der Begriffsbestimmung von Avenarius nicht überein.

Angewandt auf die E-Werte und ihre Bedingungen ergiebt das: Wenn der Inhalt der im allgemeinen denkbaren Aussagewerte in einem besonderen Fall ein bestimmter Wert E_x (z. B. 'Baum') sein soll, so mufs die im allgemeinen nur denkbare Komplementärbedingung, der Umgebungsbestandteil R_x für das betreffende Individuum in diesem Zeitpunkt als wirklich gesetzt angenommen werden. (Hierzu kommt für die Charaktere noch der Satz n. 124 der Krit. in Betracht.)

Wundt legt das folgendermafsen aus: „Um eine im allgemeinen als möglich angenommene Änderung . . . zu einer wirklichen zu machen, [mufs] zu dem System R ein specielles R_x als Complementärbedingung hinzutreten . . ., wodurch dann das im allgemeinen ebenfalls nur als möglich gedachte E einen bestimmten Wert E_x annimmt“ (S. 12 Abs. 2.). Ganz abgesehen davon, dafs es in beiden Fällen oben, korrekt genommen, »denkbar« statt „möglich“ heifsen müfste, ist doch auch das irrig, dafs zu dem System R etwas *hinzutreten* müsse: das ist schon deshalb unzugänglich, weil »System R« (Welt) der logische Inbegriff der Gesamtheit aller Umgebungsbestandteile R überhaupt ist (Kr. n. 42). Es braucht auch nicht zu der speziellen Umgebungskombination eines Individuums ein R *hinzuzutreten*. Das R kann schon da sein, es mufs jetzt auch die Rolle der *wirklichen* Komplementärbedingung spielen. Aber es steckt hier, trotz der anscheinend so geringen Abweichung der Formulierung von Avenarius und Wundt, doch, wie fast immer, ein prinzipieller Unterschied der Betrachtungsweisen. Das hier zu Grunde liegende Problem ist ja (um mich in der „gewöhnlichen Sprache“ auszudrücken) das „in den Blickpunkt treten“. Sowie wir aber das sagen, und damit anthropomorphistisch erklären, haben wir uns gewissermafsen aktiv ausgedrückt, haben wir an Stelle einer Thatsache ein *Geschehen* gesetzt, d. h. wir haben versucht zu zeigen, wie von einem Zeitpunkt τ_1 aus die Weiterbewegung zu einem Zeitpunkt τ_2 vor sich gehen würde. Es sei aber konstatiert, dafs das der 'auch exakten' Betrachtungsweise von Avenarius zuwiderläuft. Avenarius will mit der reinen Beschreibung niemals vorausbestimmen, er will nur, wenn etwas bereits eingetreten *ist (vorgefunden* wird), sagen, was seine Bedingungen *waren*; er hält sich durchweg an den Zeitpunkt τ_2 und sagt, was in diesem als eingetreten anzunehmen ist. Seine Betrachtungsweise ist also immer eine von den E-Werten aus retrospektive.

Avenarius unterzieht die denkbaren Änderungen des Systems C einer genauen Analyse. Statt vieler Worte will ich hier nur eine kurze Übersicht über die hauptsächlich in Betracht kommenden **speziell-präparatorischen Änderungen** geben. Nach Kr. n. 102—115 erhalten wir folgende Einteilung derselben:

I. Pathologische Änderungen, bei allen vorübergehenden und dauernden Anomalien.

II. Physiologische Änderungen.

A. Bei allen typischen Prozessen der Entwicklung des Individuums: Wachstum, Pubertät, Involution und den senilen Rückbildungen.

B. Infolge der anzunehmenden Übung, welche durch die Wiederholung der gleichen Bedingungen gesetzt ist,
 1. angeborene Änderungen,
  a) ererbte — elterliche, wie vorelterliche,
  b) kontingente, nicht mit der Abstammung gesetzte;
 2. erworbene Änderungen,
  a) funktionelle, die nach einer Zeit ganz vorübergehen,
   α) solche, die quantitativ *gleich* R sind, die Änderungsäquivalente,
   β) solche, die quantitativ *gröfser* als R sind, die Auslösungen, die wieder peripher oder intracentral verlaufen können;
  b) formelle oder organische, die nur teilweise vorübergehen,
   α) quantitative,
   β) konstitutionelle.

Alle diese Änderungen machen die gesamte körperliche und intellektuelle Vorbereitung eines Individuums aus, wie sie im Leben vorkommt, variiert und differenziert nach Geschlecht, Rasse und Alter, Nationalität und Individualität, nach Sympathieen nnd Antipathieen, nach Anlage, Temperament, Charakter, Bildung, Beschäftigung, Stand, Sitte, Zeitgeist etc. Von diesen präparatorischen Änderungen hängt es nicht nur

ab, dafs die Individuen untereinander in ihren E-Werten demselben R gegenüber variieren, sondern auch, dafs bei einem einzigen Individuum dasselbe R zu verschiedenen Malen gesetzt, nicht jedesmal denselben E-Wert (Element oder Charakter) bedingt. (Beispiele Kr. n. 33.)

Den präparatorischen Änderungen schreibt Wundt eine ganz besondere Rolle zu. Er sagt, sie sind es, die „bewirken können, dafs eine ursprünglich blofs mögliche [denkbare] Komplementärbedingung R_x zur wirklichen werde“ (S. 13 Z. 1 ff.). Das scheint sich auf n. 102 der Krit. zu beziehen. Was dort gemeint wird, ist aber dies: Die präparatorischen Änderungen bei einem Individuum sind die *Mitbedingung* dafür, dafs ein R_x (Baum) wirkliche Mitbedingung einer Aussage ist, oder dafs ein R_x als wirkliche Komplementärbedingung für die Aussage eines Individuums oder mir angenommen werden kann (denn, sobald etwa die körperliche und intellektuelle Vorbereitung fehlt, so hilft alles Vorhandensein des R_x nicht zur Aussage). Dieses ‘Mitbedingung-sein’ ist aber etwas anderes als das „Bewirken“ — die Vorbereitung „bewirkt“ gar nichts. Übrigens steckt auch in diesen Worten Wundts wieder der soeben zurückgewiesene Versuch des Vorausbestimmens dessen, was im Zeitpunkt τ_2 eintreten wird, noch ehe dieser Zeitpunkt erreicht ist.

Auch ist die Wundtsche Annahme „wechselseitiger Beziehungen“ zwischen R und System C irrig (S. 13 Z. 13 v. o.). Der Umgebungsbestandteil R (z. B. die Schallschwingungen) hat wohl die Bedeutung einer Vorbedingung für eine Änderung des Systems C; aber das System C hat gewifs nicht die Bedeutung einer Vorbedingung für die Schallschwingungen, diese kommen ganz ohne es zu stande. Wohl aber wird die Beschaffenheit oder Vorbereitung des Systems C bei Eintritt der Änderung von Einflufs sein auf den abhängigen E-Wert, weil dieser je nach der vorhandenen Vorbereitung variieren kann. Für diesen E-Wert ist die Systembeschaffenheit gleich der System-Vorbedingung, während die Schallschwingung die Komplementärbedingung bildet.

Die Änderungen des Systems C müssen nun noch näher bestimmt werden. Ein Auflösungs- und Zerstörungsprozefs ist auch eine Änderung. Da nun thatsächlich das Individuum und ein Centralorgan, welches wir gezwungen sind als ein stets sich

irgendwie änderndes anzunehmen, selbst unter Verminderung seines »vitalen Erhaltungswertes« nicht sofort zu Grunde geht, also die Änderungsprozesse nicht direkt als Auflösungsprozesse anzusehen sind, so kommt Avenarius zu einer näheren Bestimmung der Änderung als »**Schwankung**«. Die Schwankung ist ein Änderungsprozeſs, der aus zwei Ästen besteht, einem ersten, gebildet aus allen Änderungen, welche eine Entfernung von einem Anfangs- oder Nullpunkt bedingen, den Avenarius als die »Systemruhe«, das »**vitale Erhaltungsmaximum**« bestimmt, und einem zweiten, gebildet aus allen Änderungen, welche eine Wiederannäherung an diesen Punkt bedingen.

Es darf dieser Wert des vitalen Erhaltungsmaximums nicht identifiziert werden mit einem Zustand höchster Kraftentfaltung, höchster Lust, Stabilität, oder dergl. Er ist überhaupt kein 'Zustand' und hat zunächst keine reale Bedeutung. Er ist nur ein *logisch* bestimmter Wert und hat nur logische Bedeutung, genau so, wie ja auch der Indifferenzpunkt zwischen Lust und Unlust nur eine logische (event. mathematische) Bedeutung hat.

Der von der Krit. logisch fixierte maximale Erhaltungswert soll bloſs dazu dienen, die als Schwankungen bestimmten Änderungsprozesse auf ihn zu beziehen. Er dient vor allem zur logischen Bestimmung der beiden Äste und Richtungen der Schwankung, insofern die Entfernung vom Erhaltungsmaximum als positive Schwankungsrichtung, die Wiederannäherung an dasselbe als negative Schwankungsrichtung bezeichnet wird.

Durch das Betonen der rein logischen Bedeutung des vitalen Erhaltungsmaximums wird nun auch schon klar, daſs von einem „*Erhaltungsstreben*“ des Systems C im Empiriokritizismus nicht die Rede ist. Wenn wir jeden unberechtigten Animismus vermeiden wollen, wenn wir rein beschreiben wollen, so können wir von einem Streben überhaupt nur bei einem *Individuum* sprechen, und zwar bei einem solchen, das bereits über Erfahrungserinnerungen verfügt und infolge dieser Erinnerungen imstande ist, vor Erreichung eines Zieles sich das Ziel, den Erfolg vorzustellen. Überall wo dieser gewuſste Zweckbezug fehlt, läſst sich überhaupt nicht von einem Streben sprechen. Der denkende Mensch strebt freilich sich zu erhalten, indem er sich eine

Lebenslage verschafft, die ihm genügenden Unterhalt gewährt, indem er sich gegen Unbilden und Gefahren schützt. WUNDT sagt sehr richtig: „das Individuum“ strebt sich zu behaupten. Aber nichts berechtigt uns, mit WUNDT (S. 13 Z. 17 v. o.) fortzufahren: „*Folgeweise*“ strebt „*auch das System C*“ sich zu behaupten. Vielmehr kann ich hier weiter nichts thun, als wieder aus einem fait accompli zurückzuschliefsen auf die Bedingungen. Wenn die Pflanze ihre Blätter dem Lichte zugewendet *hat*, wenn ein Individuum, das unfähig ist, an den Erfolg vorauszudenken, sich erhalten *hat*, wenn ein System C sich behauptet *hat*, dann kann ich die Bedingungen feststellen, unter denen es geschah. Und sofern wir exakt vorgehen und exakt denken wollen, haben wir uns doch einzig an das Vorgefundene, Fertige zu halten und können es gar nicht unternehmen *wollen*, etwas erst in Zukunft sich Ereignendes auf Grund von Analogien vorauszubestimmen. Diese Behauptung widerspricht noch nicht dem Satze, dafs es Grundabsicht alles Denkens und aller Wissenschaft sei, die Thatsachen vorauszusagen (LOTZE); denn die Behauptung bezieht sich auf die *Methode* der Erforschung, nicht auf die praktische und theoretische Verwertung ihrer Ergebnisse, der Gesetze[1]).

Welches sind nun die **Erhaltungsbedingungen** des Systems C?

Die umgebende Natur in ihrer Gesamtheit (das System R) ist nicht in ihren stets sich verändernden Bestandteilen nur *einmal* gesetzt; sie ist sowohl in ihren Bestandteilen, als in deren Veränderungen eine mehrfach gesetzte, sich wiederholende; die Wiederholung der einzelnen Bestandteile wie auch aller Veränderungen derselben ist aber eine das System C (sofern es ihr exponiert ist) *übende*. Das Sytem C wird also in Bezug auf alle ihm mehrfach gesetzt gewesenen Umgebungsbestandteile über mehr oder weniger eingeübte Änderungsprozesse verfügen. (Vgl. S. 76 dieser Abhandlung.) Diese Einübung, als Inanspruchnahme des Systems C in ein und derselben Richtung, wird daher auch als eine der fundamentalen Erhaltungsbedingungen angesehen. Jeder Abweichung davon

---

[1]) Ich werde des näheren erst später auf dies Problem eingehen; hier galt es einzig zu konstatieren, dafs die Annahme eines Erhaltungsstrebens nicht im Geiste der Kritik d. r. Erf. ist.

wird die entgegengesetzte Bedeutung zukommen, sie wird die Erhaltung vermindern[1]).

Neben diese Einübung, als erste fundamentale Erhaltungsbedingung, tritt nun noch eine andere. Man kann die Änderungsprozesse des Systems C näher unterscheiden, je nachdem sie von einem Umgebungsbestandteil R als *Arbeitsstoff* oder von einem solchen R als *Nahrungsstoff* herstammen. Für die Bezeichnung der ersteren Umgebungsbestandteile behalten wir das eingeführte Symbol R bei; die letzteren bezeichnen wir dagegen mit S[2]). Die von R oder von S abhängigen Änderungen können nun getrennt werden, und zwar bezeichnet das Symbol

f(R) die Änderungen des Systems C abhängig von R,

f(S) die Änderungen des Systems C abhängig von S.

Eine höchst lichtvolle Untersuchung (Krit. n. 144—151) zeigt nun, dafs nicht die eine oder die andere dieser Änderungsgruppen als Erhaltungsbedingung angenommen werden kann, sondern nur der Unterschied beider, in der Annäherung an die Gleichheit beider.

Auch hier vermischt Wundt so viel Irriges mit Richtigem, dafs seine Darstellung eine gänzlich verworrene ist. S. 13 unten giebt Wundt richtig als erste Erhaltungsbedingung die Übung an, welche von der Umgebung R ausgeht; aber er fügt hinzu, dafs diese Übung „in ihren Folgen für C als Funktion von R oder f(R) bezeichnet wird" (S. 14 Z. 1 f.). Was soll man sich darunter vorstellen? Nach der Kritik d. r. Erf. werden alle Änderungsprozesse des Gehirns, sofern sie von R abhänging sind, als Funktion von R oder f(R) bezeichnet. Das hat einen Sinn. Aber wenn man selbst diesen Sinn in Wundt's Worten wiederfinden könnte, so würde doch nicht zweifelhaft bleiben, dafs er nur die *eingeübten* Änderungen mit f(R) bezeichnet, während die Krit. alle damit meint, die eingeübten, wie die nicht-eingeübten. — Als zweite Erhaltungsbedingung führt Wundt an: „systematische, in C selbst enthaltene Vorbedingungen, die unter dem Symbol f(S) zusammengefafst, und

[1]) Dafs hier nicht etwa an Herbarts Störungen und Selbsterhaltungen der Seelen-Monas zu denken ist, brauche ich wohl kaum anzumerken.

[2]) Symbol R schlechthin umschliefst also die S.

unter denen im allgemeinen Stoffwechselvorgänge innerhalb des centralen Nervensystems verstanden werden". (S. 14 Z. 2 ff.). Das widerspricht direkt der gesperrt und fett gesetzten n. 151 der Krit. d. r. Erf. Das gerade ist ja das Ergebnis der dort geführten Untersuchung, dafs (entgegen der populären Auffassung: die Ernährung sei Erhaltungsfaktor) eben die Stoffwechselvorgänge, der Ernährungsprozefs für sich *nicht* als Erhaltungsbedingung anzusehen ist. Vielmehr: Es kann *weder* der Arbeits-, *noch* der Ernährungsprozefs für sich als Erhaltungs-, beide aber auch nicht als Vernichtungsbedingung angesehen werden, sondern es ist einzig und allein der Unterschied beider Prozesse Erhaltungsbedingung, wenn er sich dem Nullwert annähert, und Vernichtungsbedingung, wenn er sich davon entfernt.

Nun ist zuzugestehen, dafs ein gleich darauf folgender Satz WUNDT's diesem Resultate sich wieder annähert, nämlich der Satz (S. 14 Z. 8 ff. v. o.) „zwar kann sowohl die Übung . . . etc." Um so schlimmer für WUNDT's Darstellung. Denn es ist zu fragen, warum steht das richtige Resultat der »Krit.« nicht auch da, wo WUNDT positiv die zweite fundamentale Erhaltungsbedingung angeben will? Warum heifst es da einfach: f (S), die Stoffwechselvorgänge seien Erhaltungsbedingung?

Und noch ein weiterer Irrtum steckt in dem oben zitierten Satz. WUNDT identifiziert die Stoffwechselvorgänge (nicht nur hier, sondern durchgängig) mit den in C selbst enthaltenen System-Vorbedingungen. Für den Empiriokritizismus sind aber die System-Vorbedingungen alle diejenigen Beschaffenheiten im Centralorgan, die eine Änderung im Moment ihres Eintretens vorfindet — sie sind also der Inbegriff aller Vorbereitung des Individuums (der physischen wie der sog. intellektuellen) (s. S. 76 dieser Abhandl.). Beruht diese Vorbereitung blofs auf Ernährungsprozessen und nicht auch auf Arbeitsprozessen? Soweit haben wir es leider in dieser 'bewunderungswürdigsten aller Welten' noch nicht gebracht, dafs unsere gesamte System-C-Vorbereitung einzig von der Ernährung abhinge. — Also: die Systemvorbedingungen sind der weitere Begriff, sie können nicht mit den Stoffwechselvorgängen f (S) identifiziert werden.

Auf Grund dieser Untersuchung und der Symbole ist dann die Kritik imstande, den vitalen maximalen Erhaltungswert in einer einfachen Formel auszudrücken. Wir sagen, ein System C ist im vitalen Erhaltungsmaximum zu denken, wenn die beiden einander entgegengesetzten Prozesse der Arbeit und

Ernährung im Gleichgewicht sind (d. h. also wenn ihr Unterschied gleich Null ist) und drücken das aus durch die Formel:

$$f(R) = -f(S), \text{ oder}$$
$$f(R) + f(S) = 0.$$

Man mag streiten über den Nutzen solcher Formeln. Das eine steht fest, für Avenarius war kein Geistreichthun hier Ausschlag gebend, wie man es etwa dahinter suchen könnte, dafs der Leser gezwungen wird, die Symbole immer wieder in ihren konkreten Inhalt umzusetzen, um die Bedeutung der Formel zu verstehen. Avenarius suchte einzig und allein für die vielen Worte dieses seines biomechanischen Grundgesetzes eine handliche Abbreviatur, mit welcher sich bequem weiter arbeiten liefs. Die Zeit hat ihm hierin Recht gegeben; wer sich auch nur etwas in die Sache hineingedacht hat, der sieht hier nicht eine Geheimsprache, sondern eine prägnante Abkürzung.

Da dem so ausgedrückten Erhaltungsmaximum nur eine logische Bedeutung zukommt, so wird die Formel für alle *Abweichungen* vom Erhaltungsmaximum von noch gröfserer Wichtigkeit sein; denn aus diesen Abweichungen setzt sich ja unser Leben realiter zusammen. Eine solche Abweichung wird aber gegeben sein, wenn die Änderungen abhängig von R und diejenigen abhängig von S *nicht* mehr sich das Gleichgewicht halten, sondern wenn einer der beiden Prozesse durch eine eingetretene Vermehrung oder Verminderung Ungleichheit bedingt hat. In unserer Formel drücken wir das einfach aus durch das Ungleichheitszeichen

$$f(R) + f(S) > 0.$$

Welcher der beiden Faktoren dabei vermehrt oder vermindert zu denken ist, bleibt sich gleich. — Jede solcherart ausgedrückte Abweichung vom vitalen Erhaltungsmaximum bezeichnet Avenarius als **Vitaldifferenz.**

Wundt meint (S. 14 Z. 11 v. u.), die Krit. d. r. Erf. habe in der erstgenannten Formel (der Gleichheitsformel für das Erhaltungsmaximum) „die rechte Seite . . als die »Vitaldifferenz«“ bezeichnet. Es ist nicht abzusehen, welchen Wert

es haben sollte, das Nullzeichen als Vitaldifferenz zu bezeichnen. Eine Abweichung Null ist eine Null-Vitaldifferenz, also: gar keine; erst die *Abweichung* mit ihrem ganz bestimmten Gröfsenwert ist die Vitaldifferenz.

»Vitaldifferenz« liefse sich etwa deutlich wiedergeben mit 'Erhaltungsverminderung'. Demgemäfs ist dann **Vitaldifferenzaufhebung** gleich 'Erhaltungs-Wiederannäherung', oder gleich Wiederannäherung des Unterschieds der Änderungen f (R) und f (S) an das Gleichgewicht.

Wenn wir nun annehmen müssen, dafs die Änderungsprozesse des nervösen Centralorgans nicht nur einphasige sind, die also von einem bestimmten Anfangszustand aus direkt zur Auflösung und Vernichtung führen, sondern *wenn* wir annehmen müssen, dafs sie in der überwiegenden Mehrzahl während einer bestimmten Zeit zweiphasige sind, bestehend aus einer Abweichung von, und einer Wiederannäherung an einen logisch fixierbaren, relativen Erhaltungswert — also wenn sie näher bestimmbar sind als »Schwankungen« —, *dann* haben wir auch anzunehmen, dafs alle Änderungsprozesse des nervösen Centralorgans sich zusammensetzen aus den beiden Momenten der Vitaldifferenzsetzung und der Vitaldifferenzaufhebung.

Es ist aber zweifellos, dafs allen unseren Lebensäufserungen, den gröfsten wie den kleinsten, irgendwelche Änderungsprozesse des Centralorgans zu Grunde liegen; denn ohne deren Vorhandensein ist ja überhaupt kein Leben und keine Äufserung des Individuums denkbar [1]). Wenn also im speziellen all

[1]) »Die Forderung, zur Annahme eines 'Glaubens' oder einer 'wissenschaftlichen Thatsache' das System C des gläubigen oder des forschenden Individuums anzunehmen, ist — ein Überbleibsel früherer Kulturstufen! — noch heute selbst von der 'Wissenschaft' nicht allgemein in aller Konsequenz anerkannt. Das Skelett in Goethes „Totentanz" allerdings — das 'wittert' ohne Geruchsorgan, 'sieht' ohne Augen, 'denkt' ohne Gehirn; aber es 'bewegt' sich auch ohne Muskeln. Das Für-Wahr-Halten solcher Leistungen wird jetzt allgemein als 'Aberglauben' bezeichnet; die Zeit wird kommen, wo man auch die Annahme 'psychischer Erscheinungen', welche ohne Zuordnung des Systems C denkbar seien, allgemein so bezeichnen wird.« Avenarius, „Der menschliche Weltbegriff", Anm. 12 S. 117.

unser Denken, Handeln, Trachten, Thun und Lassen, Dichten und Lieben solchen Änderungen zuzuordnen ist, von solchen abhängig ist, dann ist es auch abhängig von Vitaldifferenzsetzung und -aufhebung und mufs daraufhin betrachtet werden. Hierin liegt der grofse Einheitsbezug des Empiriokritizismus, dafs er alles menschliche Denken und Handeln in Beziehung setzt zur vitalen Erhaltung — das nennt er gerade seine biologische, oder besser biomechanische Betrachtungsweise. Der Unterschied wird alsbald hervortreten (vergl. S. 93).

Mag es immerhin dem Individuum für den Einzelfall (wenn ich z. B. einen Rosenstock beschneide, ein Werk lese etc.) unbegreiflich erscheinen, was das dann mit der Erhaltung zu thun haben soll; ist dadurch unsere Erhaltung vermindert oder vermehrt? — Und doch sind wir auf Grund der einfachsten logischen Deduktion dazu gezwungen, alles zu dieser Erhaltung in Bezug zu setzen. Das Centralste, was ein lebendes Wesen ausmacht, ist sein Leben. Also betrachten wir doch einmal alles, was es thut, in Beziehung zum Leben. Was ist das aber anders, als wenn ich sage: betrachten wir doch alles in Beziehung zu den Änderungen des Centralorgans? Im Prinzip ist das ganz dasselbe, was auch die physiologische Psychologie anstrebt, nur die Methoden sind verschieden. Die physiologische Psychologie will „ableiten", „zurückführen" — der Empiriokritizismus will »beschreiben«, »allgemein betrachten«. Und in dem »allgemein betrachten« steckt gerade der Kern aller Philosophie. Die physiologische Psychologie hat die Grenze zwischen Philosophie und Naturwissenschaft verwischt; denn sie hat mit ihrer 'speziellen' Betrachtung die Naturwissenschaft in die Philosophie hineingezogen und völlig in den Vordergrund gedrängt. Sie folgte darin dem Zug der Zeit, und es soll nicht bestritten werden, dafs das verdienstvoll und die Wissenschaft fördernd gewesen ist. Der Empiriokritizismus hat davon gelernt und ist unter ihren Auspizien herangewachsen. Aber, wenn er auch dasselbe Material untersucht, so hält er sich doch frei von der Hereinziehung der Naturwissenschaft, nicht indem er diese und ihre Resultate blind mifsachtet und in „Begriffsdichtung" verfällt, sondern indem er sich über sie erhebt und ihren Resultaten durch allgemein-logische Aufstellungen vorgreift. Welchen Wert das hat, mag man vergleichsweise ermessen an den durchaus hypothetischen Stammbäumen Haeckels. Auch diese sind nur heuristische Hypothesen, aber sie weisen uns den Weg, auf welchem

die weitere phylogenetische Forschung am besten vordringen kann. Und so wird es sich vielleicht auch einmal bewahrheiten, was ein Physiologe über die Krit. d. r. Erf. andeutete: dafs sie der Physiologie wieder die Wege weise[1]). In der allgemeinen Betrachtung des Empiriokritizismus sehe ich die Rückkehr zur reinen Philosophie[2]) unter Bewahrung einer für unser naturwissenschaftliches Jahrhundert notwendigen exakten, streng logischen Methode. Und man wird dieser Methode beipflichten können, vorausgesetzt, dafs mit den eingeführten allgemeinen Begriffen nicht doch im Grunde ein unbrauchbarer, fehlerhafter metaphysischer Sinn verbunden wird. Dafs dem nicht so ist, wird das Folgende zu zeigen versuchen.

Ausgehend von dem Gegebensein der Aussagewerte E, zu welchen die Umgebungsbestandteile R als Voraussetzung und Bedingung angenommen wurden, haben wir jetzt also noch eine Bedingung aufgefunden, die Änderungsprozesse des Systems C. Ist uns auch das Centralorgan durch die Anatomie und Physiologie ein einigermafsen Bekanntes, so sind es doch noch lange nicht die Änderungsprozesse. Was kann also eine allgemeine Erfahrungskritik, wie sie Avenarius vorhatte, anders thun, als sich für diese nun doch einmal nicht zu umgehende direkte Vorbedingung und die Abhängigkeit der E-Werte von ihr, an eine logische und zugleich formale Induktion zu halten — nicht in der Meinung, hierdurch die spezielle, materiale Forschung zu ersetzen, sondern nur in Ermangelung unumstöfslicher physiologischer Thatsachen, jederzeit bereit, die Ergebnisse seiner formal-logischen Forschung durch die Resultate der naturwissenschaftlichen Forschung zu messen und event. zu korrigieren.

Wie die Vitaldifferenzsetzung aus der Umgebung gesetzt sein kann, so auch ihre Aufhebung. Es sei z. B. einem Land-

---

[1]) Just. Gaule: Anzeige der Krit. d. r. Erf. in Zeitschrift für Physiol. u. Psychol. der Sinnesorgane 1891. Bd. II.

[2]) Doch in Übereinstimmung mit Wundt, der ja selbst gesagt hat: Philosophie ist die „Allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen hat“.

mann eine Vitaldifferenz gesetzt, die aus der Umgebung herrührt durch Überschwemmung seines Ackers; wenn dann die Wasser schnell wieder verlaufen (ohne dem Acker weiteren Schaden zugefügt zu haben), so ist dem Landmann eine Aufhebung seiner Vitaldifferenz gesetzt, welche Aufhebung ebenfalls durch die Umgebung mitbedingt ist.

Stammte die Vitaldifferenz-Aufhebung nicht aus der Umgebung und hat sich trotzdem das Centralorgan behauptet, z. B. durch Anpassung des Individuums an ein Klima, durch Finden einer wissenschaftlichen, künstlerischen etc. Problemlösung oder dergl., so müssen wir darauf schliefsen, dafs es sich behauptet hat durch Setzung irgendwelcher Änderungen seiner selbst. Diese werden höchst mannigfaltiger Art sein können, und demgemäfs wird auch der Prozefs der Vitaldifferenz-Aufhebung event. längere Zeit (sogar Jahre) in Anspruch nehmen können. Dadurch ist es begründet, wenn Avenarius hier eine weitere Teilung eintreten läfst und aus allen denkbaren Aufhebungsänderungen speziell noch diejenige Änderung hervorhebt, mit welcher die Aufhebung der Vitaldifferenz komplet wird (wirklich erreicht wird). Ihr gegenüber erscheinen die übrigen Aufhebungsänderungen als Aufhebungs*vermittlungen.* Ich glaube, dafs aus dieser Darstellung ergeht, wie das, was wir nun in der Hand haben, gefunden ist ohne jede Metaphysik, ohne jeden Zwang, nur durch logische Erwägungen. Wir erhalten nämlich jetzt den Ablauf des ganzen Prozesses im nervösen Centralorgan oder den Ablauf der Schwankung als bestehend aus:

1. Vitaldifferenzsetzung, 2. Aufhebungsvermittelungen, 3. Vitaldifferenzaufhebung.

Die Glieder 2 und 3 können dabei event. zusammenfallen, nämlich für den Fall, dafs die Aufhebung sofort gefunden wird und keine erst vermittelnde Änderung sich vorher einschiebt. Alles, was sich hiernach im Centralorgan abspielt von der ersten bis zur letzten Änderung für jeden Einzelfall des aus immerwährenden Änderungsprozessen sich zusammensetzenden Lebens

des Centralorganes, das wird nun **Vitalreihe** genannt[1]). In Bezug auf diese Reihe können wir auch obige 3 Glieder bezeichnen als Initial-, Medial- und Finalabschnitt. Das fügt Neues nicht hinzu, es hebt nur die Stelle der einzelnen Änderungen innerhalb der Reihe hervor. — Wenden wir das Gefundene auf die 'Erfahrung' an, so können wir jetzt sagen: Jeder Aussageinhalt E — mithin auch der Aussageinhalt 'Erfahrung', der ja nur ein Spezialfall aller E ist — ist irgendwie abhängig zu denken von einer Vitalreihe und deren Gliedern.

Dafs das Centralorgan vorhanden ist, wissen wir, und dafs die Prozesse und Zustandsänderungen dieses Centralorgans da sind, das wissen wir auch. Aber wir wissen nicht, *wie* sie da sind, weder ihrer speziellen neurochemischen Beschaffenheit, noch ihrer allgemeinen Form nach. So ergiebt sich jetzt also die Aufgabe, sie zu untersuchen; und zwar (da wir ja keine Physiologie treiben wollen) hinsichtlich ihrer allgemeinen Form. Und wir wollen das thun ohne jede Beziehung, wie etwa dies Physische das sog. „Psychische" „hervorbringen", »bewirken« könnte, oder wie dieses von jenem abzuleiten oder abhängig zu denken ist. Wir wissen nur, dafs die Abhängigkeit da ist — lassen sie aber einstweilen ganz beiseite, wie wir denn überhaupt die E-Werte beiseite lassen, um zunächst allein diese sogen. Vitalreihe zu betrachten, also den Ablauf der Änderungsprozesse im Centralorgan.

Ich will nur ganz kurz ein Bild geben, wie Avenarius hierbei zu Werke geht. Da eine Philosophie der Physiologie noch nicht vorlag, da der Stoff ein durchaus *neuer* war, so versteht es sich von selbst, dafs Avenarius sich gezwungen sah, eine ganz neue Terminologie zu schaffen; es sei hier nicht untersucht, ob sie sich in *allen* Teilen glücklich, ob in *allen* Teilen nötig erweist, jedenfalls war sie im Prinzip nötig. Solche Urteile aber, wie sie jüngst mehrfach gefällt worden sind, beruhen

---

[1]) Es sei hier einstweilen auf die nähere Bezeichnung »unabhängig« für unsere Zwecke verzichtet.

auf dem Unverständnis der Aufgabe, welche hier zu lösen war[1]). —

Zunächst ging Avenarius darauf aus, zu vereinfachen und kam so zur Auswahl eines Fundamentalfalles, der speziell für die Erkenntnistheorie von Bedeutung wäre und auf den sich so ziemlich alle Fälle als mehr oder minder komplizierte Modifikationen zurückführen liefsen. Die Erwägungen, welche zur Auswahl führten, sind klar ausgesprochen; sie beziehen sich sowohl auf die möglichste Einfachheit, als auf die möglichste Fruchtbarkeit (Krit. n. 197—201). Die Vitaldifferenzsetzung, mit welcher jeder Änderungsprozefs beginnt, kann von einer Arbeits- oder Ernährungsvariation herstammen. (Ich habe in meiner „Einführung zur Krit. d. r. Erf." die 8 denkbaren Fälle aufgeführt, S. 38.) Da für eine Erkenntnistheorie jedenfalls die Arbeitsvariationen von gröfserer Bedeutung sind, so wählt Avenarius seinen Fundamentalfall so, dafs er das Vollgewicht der Untersuchung auf diese Arbeitsvariationen legen kann. Er thut das, indem er die Ernährungsvariation an den *Anfang* der Vitalreihe gestellt denkt, wie es ja sehr gut angeht, wenn wir sie als gleichmäfsige Ernährungs*vermehrung* während des Schlafes gesetzt denken. Das bietet noch den Vorteil, dafs wir dann nicht mitten in dem »bunten Spiel des

[1]) Es sagt z. B. Dr. Rud. Eisler in s. Aufsatz: „Die Sprache des Philosophen" (Magazin f. Litteratur 1897 Nr. 30): „Es giebt ein Extrem . ., das ist das Philosophieren nicht aus dem lebendigen Weltinhalt heraus, sondern aus Begriffen, ja noch mehr aus blofsen Wörtern; ein eklatantes Beispiel dafür bietet die Scholastik und ihre dialektische Methode . . . . Mancher Philosoph glaubt, was Wunder gethan zu haben, wenn er den Dingen und ihren Begriffen neue Namen giebt, und doch erreicht er durch sein Verfahren nichts weiter, als dafs er erst recht mifsverstanden wird, weil der Leser meist nicht die zu den Ausdrücken gehörigen Begriffe denkt. Der kürzlich verstorbene Züricher Philosoph R. Avenarius hat eben dadurch . . . etc." Nein; die *hierzu* notwendige Portion — wie soll ich sagen? — Verschrobenheit oder Eitelkeit, besafs Avenarius nun doch nicht. Ja freilich, wenn „der Leser meist nicht die zu den Ausdrücken gehörigen Begriffe denkt" (!!) — dann mufs „der Leser" eben aufhören zu philosophieren.

wachen Lebens« zu beginnen brauchen, sondern die Arbeit langsam anwachsend betrachten können, von dem Nullpunkt während des (traumlosen!) Schlafes an. Ferner tritt eine Vereinfachung dann ein, wenn wir all den äufserst mannigfaltigen, höchst komplizierten Vitalreihen des wachen Lebens gegenüber eine solche an den Anfang unserer Untersuchung stellen, in welcher nicht nur die Vitaldifferenz*setzung*, sondern auch ihre *Aufhebung* gleichmäfsig geschieht und für das betreffende Individuum resp. sein Centralorgan schon einen gewissen Einübungswert hat.

Nach diesen Erwägungen schält sich dann der Fundamentalfall so heraus: Es wird gewählt ein Änderungsprozefs des Centralorgans, beginnend mit einer gleichmäfsig gesetzten Ernährungsvermehrung (als Vitaldifferenz), auf welche eine gleichmäfsig gesetzte Arbeitsvermehrung (als Vitaldifferenzaufhebung) folgt, beide ein Individuum betreffend, das in den Jahren fortschreitender Entwicklung steht (Krit. n. 200 f.).

Wundt meint hierzu (S. 16 Z. 8 ff.): Es „wird ausgegangen von dem Zustand im Mutterleibe, wo, wegen der konstanten Umgebung, f (R) jedenfalls annähernd konstant, f (S) aber mannigfachen Änderungen unterworfen ist. Hierauf wird zu dem Fall einer positiven und zugleich positiv zunehmenden Ernährungsschwankung übergegangen, welche, im Schlafe wahrscheinlich allein gegeben, während des Wachseins durch eine mit ihr zusammentreffende gleichmäfsige Arbeitsvermehrung aufgehoben werde. Daran schliefst sich als ein besonders auszuzeichnender Fall . . ." — Der erste Satz Wundts widerspricht direkt der deutlichen Erklärung von Avenarius (n. 199), er wolle *nicht* (!) ausgehen von einem solchen Zustand, er wähle für seinen Fundamentalfall *kein* Individuum *vor* oder unmittelbar *nach* der Geburt, aber auch keines, das sich schon in einer Lebensphase des Entwicklungsstillstandes befinde! Wie ist das mit Wundts Satz zu vereinen? — Ferner: wo sagt Avenarius je, dafs eine positive Ernährungsschwankung „im Schlafe wahrscheinlich allein" gegeben wäre? — Und endlich schliefst sich nicht an diesen Fall ein „besonders auszuzeichnender" an, sondern dieser Fall ist schon der besondere. Er erhält nur eine nähere Bestimmung noch dahin, dafs eben die Ernährungs- wie die

Arbeitsschwankungen zunächst gleichmäfsig gesetzte, eingeübte sein sollen.

Dem so ausgewählten und zu Grunde gelegten Fundamentalfall ist kaum noch etwas hinzuzufügen. Der Ablauf des Änderungsprozesses im Centralorgan stellt sich hier einfach dar als bestehend aus: 1. Setzung einer eingeübten Ernährungsvermehrung[1]), 2. darauf folgende Setzung der genau entsprechenden, das Gleichgewicht wiederherstellenden eingeübten Arbeitsvermehrung. Dies wäre die **Vitalreihe erster Ordnung.** Hierbei wird die *eingeübte* Ernährungsvermehrung als **Moment** Π und die *eingeübte* Arbeitsvermehrung als **Komoment** Γ bezeichnet. Das 'eingeübt' mufs hierbei betont werden; denn es wäre irrig, wollte man Moment und Komoment einfach gleichsetzen mit Ernährungs- resp. Arbeitsvermehrung (das könnte man leicht aus Wundts Angabe S. 16 Z. 17 f. v. o. herauslesen). Die Ernährungsvermehrung schlechthin ist gleich f (S), die Arbeitsvermehrung gleich f (R); erst wenn beide für das Individuum eingeübte ('gewöhnte') sind, sagen wir, das System C oder ein Partialsystem desselben verfügt über ein bestimmtes (Ernährungs-)moment, über ein bestimmtes (Arbeits-)komoment.

Waren hier beide Glieder zunächst als gleichmäfsig gesetzte und für das betreffende System C (resp. ein Hauptteilsystem desselben) als eingeübte angesehen, so liegt es auf der Hand, dafs im engsten Anschlufs hieran auch der Ablauf der Reihe bestimmt wird, wenn die beiden Faktoren *nicht* gleichmäfsig

---

[1]) Man übersieht gewöhnlich, dafs hiermit schon eine Erhaltungsstörung, also eine Vitaldifferenz gesetzt ist, da man die vorhandene sog. „Energie" und „Spannkraft" als Erhaltungs*förderung* auffafst. Das ist sie aber nur zum Teil, insofern sie nämlich eine durch *vorausgegangene* Arbeitsvermehrung gesetzt gewesene Vitaldifferenz aufhob. Aber dieser Teil der gesamten etwa im Schlaf gesetzten Ernährungsvermehrung geht uns hier nichts an, da er nicht den *Anfang* einer neuen Vitalreihe, sondern den *Abschlufs* einer vorausgegangenen bedeutet.

gesetzt sind und für das betreffende System *nicht* zu den eingeübten gehören. Dieser Fall ist sogar noch wichtiger, weil die nicht-eingeübten Verhältnisse in Wirklichkeit die der Zahl nach überwiegenden sein werden. Wir wollen nur die Ernährungsvermehrung als eingeübte weiter belassen, denken aber jetzt nicht eine Arbeitsvermehrung gesetzt, deren Wert demjenigen der Ernährungsvermehrung genau entspricht, sondern eine solche, die entweder *unter* diesem Wert bleibt, oder ihn überschreitet — kurz: wir denken im Gegensatz zur eingeübten, ausgleichenden Arbeitsvermehrung eine nicht-ausgleichende Arbeitsvariation gesetzt. Wenn und sofern nun auch hierbei ein Individuum resp. ein System C nicht zu Grunde gegangen ist, sondern sich irgendwie behauptet *hat*, so ist auch für diesen Fall anzunehmen, dafs im System C Änderungsprozesse gesetzt gewesen sind, durch welche die eingetretene Arbeitsvariation wieder aufgehoben wurde.

Hierbei ist freilich Voraussetzung, dafs jede Arbeitsvariation als eine solche der Quantität angesehen werden kann. Aber das kann sie, denn jede qualitative Abweichung läfst sich auf einen quantitativen Ausdruck bringen (Kr. n. 207). Das scheint nun allerdings nicht WUNDTS Ansicht zu sein, oder wenigstens drückt er verschiedentlich seine Verwunderung darüber aus, dafs AVENARIUS das voraussetze, aber nicht begründe. Das ist für einen „experimentellen" Psychologen auffallend, denn der Satz von AVENARIUS besagt nur etwas, das praktisch längst bekannt ist, und ohne das die Ingenieure und Architekten schwer ihre Berechnungen und Anschläge machen könnten. — Bergsteigen und Feuerlöschen sind z. B. so zwei qualitativ verschiedene Arbeiten. Sie auf einen quantitativen Ausdruck zu bringen, ist schnell gemacht, wenn ich dazu nur zwei Werte experimentell festgestellt habe, die Kraft und die Geschwindigkeit. Wiegt z. B. der Bergsteiger 70 kg, trägt er noch eine Last von 12 kg, so dafs er also 82 kg fortzubewegen hat und ist seine durchschnittliche Geschwindigkeit gleich 0,11 m, so ist seine (maximale) Leistungsfähigkeit = 82 . 0,11 oder 9,02 Sekundenmeterkilogramm, oder in Pferdekräften ausgedrückt = 0,12. (Es ist das die Maximalleistung der Alpenführer.) — Ist andererseits die Leistung eines Feuerwehrmannes an der Spritze = 8,77 kg bei einer Geschwindigkeit von 1,94 m, so

beträgt seine Leistung 17,01 Sekundenmeterkilogramm, oder in Pferdekräften ausgedrückt 0,227. — Ebenso aber, wie es auf diese Art möglich ist, die genannten qualitativ so verschiedenen Arbeiten auf einen quantitativen Ausdruck zu bringen, so würde das auch mit geistiger Arbeit gehen, sobald ich nur geleistete Kraft und Geschwindigkeit festgestellt habe. Dafs wir dazu anderer, verfeinerter Mafsmethoden bedürfen, ist klar (ich verweise auf die Arbeiten von Binet, Vaschide und Courtier in „Année psychologique" III 1897); aber warum sollten wir das nicht feststellen können, wenn wir sogar schon so weit sind, dafs wir „experimentell-psychologisch" feststellen, wie grofs die Zeit ist, deren ein Sinnenreiz bedarf, um „zur Empfindung zu werden"!

Von mehreren für die Arbeitsvariation denkbaren Fällen (s. Krit. n. 217—222) wird nun derjenige ausgewählt, der mit dem Fundamentalfall, als Modifikation derselben, in engster Beziehung steht. Es gestaltet sich bei ihm der Ablauf des Änderungsprozesses folgendermafsen: 1. Es ist wieder die obige eingeübte Ernährungsvermehrung gesetzt gedacht. 2. Es tritt die eingeübte, ausgleichende Arbeitsvermehrung ein — aber diesmal nur für kurze Zeit. 3. Ihre Setzung wird unterbrochen durch den Eintritt einer Arbeits*variation*. 4. Auf sie folgen innerhalb des Systems C Änderungen, welche die Aufhebung dieser Arbeitsvariation vermitteln, bis 5. eine solche Änderung eintritt, mit welcher die Arbeitsvariation thatsächlich aufgehoben ist, worauf 6. die sub 2 notierte *eingeübte* Arbeit wieder eintritt, um durch ihren weiteren Ablauf die anfangs gesetzte Ernährungsvermehrung in ihrer Bedeutung als Vitaldifferenz völlig aufzuheben. Es wäre das die **Vitalreihe höherer Ordnung.**

Ich habe in einem für die Bedürfnisse englischer Leser gearbeiteten Aufsatz im „Mind" (1897 Oktoberheft NS, Nr. 24 S. 10—12) für den Fundamentalfall der Vitalreihe erster Ordnung und diese Modifikation Beispiele angeführt, welche die Bedeutung der beiden Reihen für das Handeln und Denken veranschaulichen sollten. Ich wiederhole dieselben hier nicht,

schon deshalb nicht, weil ich diese Darstellung freihalten will von der Vermischung des Physiologischen mit den sog. psychischen Werten. Wir wollen hier dabei bleiben, dafs wir es einstweilen nur mit der logisch-systematischen Darstellung der Prozesse innerhalb des Systems C zu thun haben, und wollen uns um ihre etwaige psychologische Bedeutung nicht kümmern.

Der Unterschied der Vitalreihe höherer von derjenigen erster Ordnung beruht auf dem Eintreten anderer Arbeitsprozesse als der gleichmäfsig gesetzten, eingeübten des ersten Falles — also auf der Arbeitsvariation. Demgemäfs haben wir nun auch für die Vitaldifferenz eine analoge Bezeichnung und Unterscheidung. Eine Abweichung vom ideellen vitalen Erhaltungsmaximum, sofern sie gleichmäfsig gesetzt ist und bereits einen Übungswert für das betreffende Individuum hat, wird Vitaldifferenz erster Ordnung, eine Abweichung, beruhend auf nicht eingeübten Verhältnissen wird Vitaldifferenz höherer Ordnung genannt. In den Ablauf der Aufhebung einer Vitaldifferenz erster Ordnung (s. o. S. 90) schiebt sich also mit Glied 3 des soeben gegebenen zweiten Schemas eine Vitaldifferenz höherer Ordnung ein, die mit Glied 5 aufgehoben ist, worauf mit Glied 6 auch noch der Rest der Vitaldifferenz erster Ordnung aufgehoben wird. — Dafs das Ganze blofs ein methodologisches Schema ist, dem kein dogmatischer Wert irgendwie beigemessen wird, braucht wohl nicht noch betont zu werden. Aber weil wir es blofs mit einem methodologischen Schema zu thun haben, darum spricht Avenarius von seiner Betrachtungsweise auch gar nicht als einer biologischen, sondern einer b i o m e c h a n i s c h e n. Er stellt für die Betrachtung des Lebens ein formales Schema auf, aber er betrachtet deshalb noch lange nicht das Leben als ein mechanisches und die Menschen nicht als Automaten; die materialistische Auffassungsweise des „l'homme machine“ liegt ihm gänzlich fern. Der Unterschied beruht auch hier wieder darauf, dafs er nicht den I n h a l t des Lebens bestimmen will, sondern nur eine M e t h o d e giebt.

Die Krit. d. r. Erf. untersucht nun diese Vitalreihe und ihre einzelnen Glieder sehr ausführlich, worauf ich hier nach ihrer

Feststellung im allgemeinen nicht näher eingehen kann, ohne die Darstellung mit allzuviel Detail zu beschweren und das Verständnis doch vielleicht nur zu erschweren. Doch ist es angebracht, wenigstens noch darauf hinzuweisen, dafs speziell das vierte Glied des obigen Schemas eine besondere Untersuchung erfährt: die Änderungen des Systems C, welche die Aufhebung der Arbeitsvariation vermitteln. Avenarius unterscheidet hier zwei grofse Gruppen, 1. solche Änderungen, die ganz innerhalb des Centralorgans verlaufen, so dafs (unter gewöhnlichen Umständen) ein Beobachter gar kein Zeichen von ihnen erhält: die **endosystematischen Änderungen**; und 2. solche Änderungen, die wohl vom System C ihren Ausgang nehmen, aber durch Weiterleitung auf motorischen Bahnen mit Bewegungen der Gliedmafsen, Gesichtszüge, Sprachwerkzeuge etc. endigen, die daher als »Auslösungen« (s. S. 76 dieser Abhandlung sub B 2 a β) einem Beobachter zum Teil sichtbar werden: die **ektosystematischen Änderungen.** Von ihrer weiteren Analyse kann hier abgesehen werden, und verweise ich auf die Krit. d. r. Erf. selbst (oder auf meine Einführung). Auch von der Hereinziehung des Kongregalsystems sehe ich an dieser Stelle ab.

Wundt begnügt sich bei seiner Darstellung mit der Vitalreihe erster Ordnung (S. 15 f) und fügt nur hinzu (S. 16 Z. 4 v. u.): „Die weiteren Betrachtungen über mögliche [soll heifsen »denkbare«] Vitalreihen verschiedener [i. e. »höherer«] Ordnung, sowie über die drei oben erwähnten Abschnitte der »unabhängigen Vitalreihe« können hier übergangen werden: sie sind Folgerungen aus den entwickelten Voraussetzungen für die hauptsächlichsten denkbaren Fälle.“ — Sowie aber die Vitalreihe höherer Ordnung „übergangen“ wird (und zu ihrer Betrachtung genügt ja nicht, wie gezeigt, die Angabe allein der Vital*differenzen* höherer Ordnung), so fehlt für alles folgende der Boden; denn alles Folgende bezieht sich eben allein auf die Vitalreihe höherer Ordnung, *mufs* sich nur auf diese beziehen, da die sich im Rhythmus der Einübung bewegende Vitalreihe erster Ordnung erkenntnistheoretisch (und darauf kommt es doch der Krit. d. r. Erf. an) gar keine Bedeutung hat. Erst mit der Arbeits*variation*, mit der Setzung eines *Problems* (und das ist ja doch eine Arbeitsvariation im Sinne von Glied 3 des

Schemas S. 92), sowie den zu seiner Lösung aufgewandten Mitteln (Glied 4) beginnt die erkenntnistheoretische Bedeutung der Vitalreihe.

Die gesuchte allgemeine Form und Abhängigkeit der E-Werte ist also mit Abschlufs des ersten Bandes noch nicht gefunden; die E-Werte selbst sind sogar ganz in den Hintergrund getreten, um erst im zweiten Teil untersucht zu werden. Wohl aber ist die erste Aufgabe gelöst (s. S. 73), es sind die direkten Vorbedingungen, die Änderungsprozesse nach Zusammenhang und Ablauf formal-logisch aufgestellt. Zugleich ergiebt sich als Endresultat des ersten Bandes Folgendes: In unserem Ausgangssatz hatten wir die Umgebungsbestandteile als Voraussetzung der E-Werte und speziell des E-Wertes 'Erfahrung' angenommen. Daraufhin legte sich Avenarius zunächst diese Frage vor: In welchem Sinne und Umfang können denn überhaupt die Umgebungsbestandteile als Voraussetzung des E-Wertes 'Erfahrung' angenommen werden? Und jetzt beantworten wir diese Frage dahin: *Wenn* wir überhaupt die Umgebungsbestandteile R als Voraussetzung des E-Wertes 'Erfahrung' annehmen, so können wir das *nur* thun, wenn wir diese R nicht als direkte Vorbedingung, sondern als Ergänzungsbedingung, (Komplementärbedingung) annehmen.

Ich glaube, in diesem Satz tritt wiederum scharf der rein methodologische Charakter, im Gegensatz zu jedem (nicht beabsichtigten) inhaltlichen zu Tage. Dafs damit schon dem weitaus gröfsten Teil der kritischen Aussetzungen Wundts die Spitze abgebrochen ist, wird sich noch näher zeigen.

Bemerkungen zu dem Problem der Form in der Dichtkunst.

Von A. Riehl, Kiel.

(Zweiter Artikel.)

Inhalt.

Dem räumlichen Fernbild und seiner von A. Hildebrand nachgewiesenen Bedeutung für die bildende Kunst entspricht in der Poesie das Erinnerungsbild als das zeitliche Fernbild. Die dichterische Schilderung zunächst, aber auch der poetische Ausdruck der Gefühle, sowie die Darstellung von Handlungen zeigen die künstlerisch erfafste Erscheinungsweise der Erinnerungsbilder. Diese Anschauung führt zur Kenntnis und Deutung der Analogieen, die zwischen der Zeitdarstellung des dramatischen Dichters und der Raumdarstellung des bildenden Künstlers bestehen.

---

1. Das Bedürfnis nach klarem Ausdruck der Form, das der bildende Künstler der sichtbaren Erscheinung gegenüber empfindet, ist ein allgemein-künstlerisches Bedürfnis und Streben und als solches nicht auf die bildende Kunst beschränkt. Es macht sich ebenso der vorgestellten Erscheinung gegenüber geltend, die die Phantasie zur inneren Anschauung bringt, wie der wirklichen, die wir sehen. Der bildende Künstler genügt diesem Bedürfnis, wie Hildebrand zeigt, durch Festhaltung und Weiterentwicklung der Erscheinungsweise des Fernbildes. Denn dies ist eben die Aufgabe des Fernbildes, den Gegenstand zu klarer Erscheinung, die Form des Gegenstandes zu vollendetem Ausdruck zu bringen. Es ist die Aufgabe der Kunst überhaupt, und so mufs es in jeder Kunst eine dem Fernbild entsprechende Vorstellungsart geben. Insbesondere aber in der

Poesie. Auch die Poesie ist eine bildende Kunst; als dichterische Schilderung, als epische und dramatische Darstellung führt sie dem innern Sinn Bilder der Dinge, Bilder der Handlungen vor. Dafs das Mittel ihres Ausdrucks das in der Zeit fortschreitende Wort ist, macht sie nur äufserlich zu einer Redekunst, und die Folgerung: um dieses Mittels willen habe die Auflösung des Ruhenden in Thätigkeit, habe nur seelische Bewegung und Handlung ihren alleinigen Vorwurf zu bilden, war zum mindesten völlig einseitig. Die Frage hat vielmehr zu lauten: wie die Poesie trotz ihres Darstellungsmittels, des successiven Wortes, und durch kunstvolle Verwendung dieses Mittels, zur Erweckung innerer Bilder, zur Bildwirkung ihrer Gegenstände gelangt.

Der Dichter schöpft die Bilder, die er auf die Phantasie des Hörers, des Lesers überträgt, aus seiner eigenen Phantasie. Die Phantasie aber ist der Erinnerung verwandt, und die Gesetze und Eigenschaften der Erinnerung sind zugleich Gesetze und Eigenschaften der Phantasie. Man mufs die Erinnerung vom Gedächtnis unterscheiden. Den Gegenstand des Gedächtnisses bildet immer irgend ein abstraktes Wissen, die Vorstellung von Begriffen, Namen, Zahlen; wogegen die Erinnerungsvorstellung jederzeit anschaulich oder konkret ist. Es giebt ein Gedächtnis ohne Erinnerung. Wir sind uns z. B. bewufst, diesen oder jenen Lehrsatz zu kennen, brauchen uns aber nicht auch der Umstände zu erinnern, unter denen wir ihn zum erstenmal kennen gelernt haben. Oder wir wissen den Namen, die Lage und Einwohnerzahl einer Stadt, die wir nie im Leben betreten haben, von der wir also auch keine Erinnerungsvorstellung haben können. Das Gedächtnis ferner steht in weitem Umfang unter dem Einflufs des Willens, der den Ablauf der Vorstellungen in die beabsichtigte Richtung lenkt. Unwillkürlich und ungerufen tauchen dagegen die Bilder der Erinnerung in unserem Bewufstsein auf, wie eine innere Vision, und ein äufserer Reiz, ein Geruch z. B. ist weit mehr geeignet, sie hervorzurufen, als alle Absicht und Willensanstrengung. Es giebt auch eine Erinnerung ohne Gedächtnis. Im Traume hat die verbindende und orientierende Leistung des

Gedächtnisses entweder völlig aufgehört, oder erscheint doch sehr herabgesetzt, unzusammenhängend und unregelmäfsig. Die Erinnerungsbilder aber bleiben in ihrer vollen Kraft und anschaulichen Lebendigkeit bestehen, ja ihr Eindruck wird durch das Wegfallen des Gedächtnisses eher verstärkt als abgeschwächt. Und Bildern des Traumes gleichen ganz die Erinnerungen des wachen Lebens; sie erscheinen uns in traumhafter Stimmung, sind „solcher Stoff, wie der zu Träumen“.

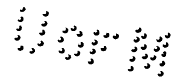
2. Die Erinnerung breitet einen Zauber über alles, worauf sie sich bezieht; alles erscheint in diesem inneren Lichte sogleich bedeutsam und erfreulich, selbst vergangenes Leid. — „Leidvoll war mein Leben — und doch erfreut mich Erinnerung“, sagt Leopardi. — Dieser Zauber der Erinnerung ist zunächst die Wirkung der zeitlichen Ferne. Infolge der zeitlichen Entfernung eines Gegenstandes sondert sich in der Erinnerung immer deutlicher die Erscheinung des Gegenstandes von seiner Wirklichkeit. Die Erscheinung wird selbständig, in sich abgeschlossen, auf sich beruhend und erhält damit Einheit für die Vorstellung. Die Zeit rückt alles in eine objektive Ferne und begünstigt so schon an sich das Eintreten des ästhetischen, der Erscheinung als solcher hingegebenen Zustandes. Und indem der Gegenstand zeitlich zurückweicht, erfahren auch unsere Gefühls- und Willensbeziehungen zu ihm, die Lust und Unlust, die er erregte, die Leidenschaft, die er entzündete, eine Umwandlung, auch sie rücken in eine objektive Ferne. Zwar erlöschen sie nicht gänzlich, das Bild des Gegenstandes würde uns sonst gleichgültig, „interesselos“ erscheinen, aber sie werden zu idealen Gefühls- und Willensbeziehungen, zu vorgestellter Lust und Unlust, zu vorgestelltem Verlangen. Die Vergangenheit, bemerkt Hume, ruft nur beschauliche Lust und Unlust hervor. Diese aber gehört, weil sie mitteilbar ist, in den ästhetischen Zustand hinein. Was unsere Gefühle von den Gefühlen anderer in Bezug auf einen und denselben Gegenstand unterscheidet, ist immer irgend ein individuelles Bedürfnis, ein persönliches Interesse, das wir an dem Gegenstand nehmen; je mehr also solche Interessen in die Vergangen-



heit zurückweichen, um so unpersönlicher, allgemeiner müssen unsere Gefühle werden, bis schliefslich nur noch der reine Anteil an dem Objekte übrig bleibt, der von dessen eigenem Werte ausgeht. So liegen die Vorbedingungen für die Entstehung des ästhetischen Zustandes im Vorgang der Erinnerung bereit.

Die Erinnerungsvorstellung ist das zeitliche Fernbild, das für die Poesie dieselbe Bedeutung hat, wie das räumliche für die bildende Kunst und mit diesem sogar in einem nachweisbaren Zusammenhange steht. Indem das Erinnerungsbild räumlicher Dinge zeitlich in die Ferne rückt, verwandelt es sich zugleich für die Phantasie in ein räumliches Fernbild. Auch das innere Auge ist gleichsam ruhend in die Weite und Ferne gerichtet und das Bild, das es empfängt, ein ruhendes Bild wie das für das äufsere, in die Ferne blickende Auge. Der Phantasie des Sehenden stellt sich ein Körper als reines, flächenhaftes Gesichtsbild des Körpers dar. Daher bemerken wir die Bildwirkung plastischer Figuren in der Erinnerung viel deutlicher, als wenn wir wirklich vor den Figuren stehen. Auch in der Phantasie erscheinen die Teile eines Gesamtbildes, einer Landschaft z. B., auf eine einheitliche Fläche bezogen; daher das „Malerische“ des Eindrucks der Erinnerungsbilder. Und streng genommen ist jedes äufsere Bild die Nachahmung, Nachschaffung eines inneren Bildes. Der Künstler giebt mit Farben und Formen nicht eigentlich das Bild selbst, sondern die Motive, das Bild, von dem er bei seinem Schaffen ausgegangen ist, im Geiste wieder zu erzeugen. Erinnerung und Phantasie des Beschauers müssen das Werk des Künstlers immer von neuem hervorbringen. Das Kind empfängt von einem Gemälde die gleichen Sinneseindrücke wie der Erwachsene und doch „sieht“ es das Bild eigentlich nicht, solange ihm die Erinnerungsvorstellungen fehlen, die erst aus Farbenflecken und Umrissen das Bild hervorgehen lassen. Doch auch die Vorstellung erschöpft den inneren Gehalt eines echten Kunstwerkes noch nicht. Der Künstler will uns auch seine mächtige, seelische Empfindung mitteilen, die Liebe zur Erscheinung, die

7*



erhöhte und zugleich besonnene Stimmung seines Schaffens, und nicht anders können wir uns dieses Gehaltes seines Werkes erfreuen, als durch gleichartige Empfindungen, die es in uns wach ruft und deren Quelle die eigene Erfahrung und Erinnerung ist.

Der Dichter geht bei seiner Darstellung vom Fernbild der Erinnerung aus, er hält die Erscheinungsweise des Erinnerungsbildes in seiner Darstellung fest und giebt auch den Gegenständen, die seine Phantasie frei schafft, den Charakter eines solchen Bildes. — Diese Auffassung, die sich mir durch die Verfolgung des Gedankenganges Hildebrands ergab, ist indefs nicht neu. Sie wird bereits von Home in den „Grundsätzen der Kritik" angedeutet und auf die Kunst überhaupt bezogen. Home unterscheidet zwischen realer Gegenwart und idealer Gegenwart, die sich so zu einander verhalten wie ein Objekt der Wahrnehmung zu dem ihm entsprechenden Erinnerungsbilde — und erklärt: die Kunst habe es mit der idealen Gegenwart zu thun. Ferner gehört eine briefliche Äufserung Schillers an Goethe (400. Brief der Ausgabe von 1870) hierher. Goethe betrachtete als wesentlichen Unterschied zwischen epischer und dramatischer Dichtung, dafs der Epiker seine Begebenheit als vollkommen vergangen, der Tragiker die seinige als vollkommen gegenwärtig zu behandeln habe, und leitete daraus die Gesetze der beiden Dichtungsarten her. Schiller erwidert mit der feinen Bemerkung, es entstehe hier ein reizender Widerspruch zwischen der Dichtung als Genus mit einer Spezies derselben, der in der Natur wie in der Kunst immer sehr geistreich sei, und fährt fort: „die Dichtkunst, als solche, macht alles sinnlich gegenwärtig, und so nötigt sie auch den epischen Dichter, das Geschehene zu vergegenwärtigen, nur dafs der Charakter des Vergangenseins nicht verwischt werden darf. Die Dichtkunst, als solche, macht alles Gegenwärtige vergangen und entfernt alles Nahe, und so nötigt sie den Dramatiker, die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten und dem Gemüt eine poetische Freiheit gegen den Stoff zu

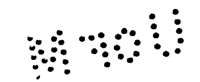


verschaffen.“ Eine Anspielung auf den nämlichen Gedanken findet sich auch in der Vorrede zur „Braut von Messina“. „Die wahre Kunst,“ heifst es hier, „hat es nicht blofs auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen, es ist ihr Ernst damit, den Menschen nicht blofs in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu machen, und dieses dadurch, dafs sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als roher Stoff auf uns lastet, in eine objektive Ferne zu rücken.“ Ist dies hier auch nur ein Gleichnis, so ist doch die Wahl des Gleichnisses überaus bezeichnend. — Endlich hat auch O. Ludwig diese Auffassung gekannt und auf das Deutlichste mit den Worten ausgesprochen: „die Poesie verfährt nach den Gesetzen der Erinnerung.“ (Werke VI, N. S. 42.)

Die Phantasie, die des Dichters zumal, ist gesteigerte Erinnerungskraft. — J. J. Rousseau sprach nur das Geheimnis des dichterischen Vermögens aus, wenn er in Bezug auf sich selber sagt: „die Objekte machen auf ihn in der Regel weniger Eindruck als die Erinnerungen, und alle seine Ideen seien Bilder.“ Der Dichter besitzt in höherem Grade die Fähigkeit, auch dem Nichterlebten, von ihm Erfundenen durch die Art, wie er es auffafst und wiedergiebt, den Charakter des Erlebten und Erinnerten zu verleihen; er setzt die Vorstellungsart der Erinnerung über die thatsächliche Erinnerung hinaus fort. Und auch dem, was er unserer inneren Anschauung als gegenwärtig, als eben geschehend vorführt, haucht seine Kunst den Geist der Vergangenheit ein; es wird uns zu Mute, als ob wir aus reinigender und verklärender Ferne eine Vision, ein Gesicht erschauten. Doch vermag auch der Dichter keine neuen Erinnerungselemente zu schaffen, er bringt nur die Bestandteile seiner wirklichen vergangenen Erlebnisse in einen neuen, künstlerisch wirksamen und zweckmäfsigen Kontakt, und es ist überaus lehrreich, diesen persönlichen Erinnerungen, dem Autobiographischen in seinen Werken nachzuforschen, um den

Vorgang der dichterischen Umgestaltung und Verwertung dieses inneren Besitztums zu beobachten.

3. Ästhetisches Auffassen eines Kunstwerkes und künstlerisches Hervorbringen des Werkes, Genufs der Kunst und Produktion der Kunst, gehören zusammen. Alles ästhetische Geniefsen ist, wie ich wiederholen will, bis zu einem gewissen Grade selbst ästhetisches Hervorbringen, das Wiederhervorbringen des künstlerischen Werkes. Dies fällt besonders auf, wenn es sich um ein Werk der Dichtkunst handelt. Was die produktive Phantasie des Dichters geschaffen hat, mufs die reproduktive des Lesers oder Hörers wiedererzeugen. Je anschaulich-allgemeiner daher, und in diesem Sinne typischer, eine dichterische Darstellung verfährt, um so sicherer wird sie die Erinnerung und Phantasie aller, die sie in sich aufnehmen, in Bewegung setzen und zur Wiederhervorbringung des Dargestellten veranlassen. J. J. Rousseau und Goethe beobachten aus diesem Grunde bei ihren dichterischen Schilderungen die höchste Vereinfachung; sie geben nur die wesentlichen Züge des Bildes, diese aber zu vollster Deutlichkeit herausgehoben, und erzielen eben damit die stärkste poetische Wirkung. Eine in solcher Weise verallgemeinerte Schilderung wendet sich an die Erinnerung jedes einzelnen Lesers; das Bild, das sie hervorruft, ist der Erinnerung des Einzelnen entsprechend in jedem ein anderes, individuell verschiedenes, die Stimmung aber, die sie erweckt, in allen dieselbe. — Man sehe z. B., wie J. J. Rousseau in den „confessions“ seinen Ausflug am St. Ludwigstage beschreibt: — „es hatte vor Kurzem geregnet; kein Staub, überall schnell einherrauschende Bäche; ein frischer Windhauch bewegte die Blätter, die Luft war rein, keine Wolke beschränkte den Blick, die Heiterkeit des Himmels glich der in unseren Herzen.“ Wir empfinden die aus diesen Worten hervorleuchtende Schönheit der Erinnerung und atmen den Geruch des vom Regen erquickten Bodens. Charmettes und seine Umgebung, den Ort der Schilderung, brauchen wir nicht zu kennen. Welche bestimmte italienische Landschaft Goethe vor Augen hatte, als er die Zeilen schrieb: „ein sanfter Wind vom blauen



Himmel weht, die Myrte still und hoch der Lorbeer steht", wissen wir nicht und brauchen es nicht zu erfahren, um mit SCHOPENHAUER zu fühlen: hier „schlägt aus wenigen Begriffen die ganze Wonne des südlichen Klimas vor die Phantasie nieder". Es ist das Bild des Südens, seines Himmels, seines köstlichen Pflanzenwuchses, das in der Erinnerung eines jeden wachgerufen wird, der je den Süden sah, und das den Erinnerungswert aller jener beseligenden Bilder, die er empfing und in sich bewahrt, vereinigt zum Ausdruck bringt. GOETHE ist reich an Schilderungen dieser Art. — „Morgenwind umflügelt die beschattete Bucht und im See bespiegelt sich die reifende Frucht"; so haben wir gesehen, wenn wir im Herbst am frühen Tage an den Ufern eines Seees wandelten. Je einfacher eine Beschreibung ist, frei von Schmuck und Beiwerk, desto tiefer ist ihre Wirkung, am tiefsten, wenn gleichsam die Sache selbst zum Worte kommt. — „Denn wie der Sonne Auf- und Niedergang, alt und doch täglich neu ist mein Gesang"; jedes schmückende Wort würde den mächtigen Eindruck dieses Gleichnisses SHAKSPEARES abschwächen. Ein Beispiel einer solchen auf das Wesentliche gebrachten Beschreibung giebt auch die von SCHOPENHAUER bewunderte Stelle: „nox erat et coelo fulgebat luna sereno inter minora sidera", — oder GOETHES: „wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe des späten Monds mit feuchter Glut heran"; hier redet ebenso tiefe Naturempfindung wie lebendige und treue Erinnerung. Ist es also immer ein Vorzug, wenn eine Beschreibung in wenigen Worten gegeben wird, so daſs das Bild sogleich als Ganzes zu überschauen ist, so soll damit eine mehr ins Einzelne gehende Schilderung von der Poesie nicht ausgeschlossen sein. Nur muſs die einheitliche Stimmung des Ganzen deutlich angeschlagen und in der Darstellung festgehalten werden; der „Reporterstil" gehört nicht in die Dichtkunst, denn ein dichterisches Bild entsteht nicht durch Addition der Teile, sondern durch Evolution der Teile aus dem Ganzen der Stimmung und Anschauung heraus.

Wie die Schilderung, so verfährt auch der dichterische

Ausdruck von Gefühlen, die Darstellung von Handlungen nach den Gesetzen der Erinnerung. Nicht die augenblickliche Erregtheit des Innern, die gegenwärtige leidenschaftliche Stimmung des Gemüts, schafft sich im Liede ihr dichterisches Gegenbild. In der unmittelbaren Empfindung einer Leidenschaft löst sich kein Lied von der Seele des Dichters. Lust und Leid müssen vergangen sein, ehe sie im Liede neues Leben empfangen können, ein Leben wie das in der Erinnerung. Die Poesie erhebt die leidenschaftlichen Erregungen unseres Inneren zur Betrachtung, sie giebt ihnen in Rhythmus und Bild Form und Gestalt, und so wirken sie auf Gefühl und Anschauung zugleich. Der lyrische Dichter giebt nicht den Eindruck der unmittelbar empfundenen, sondern den Eindruck der in der Erinnerung nachempfundenen Erregung wieder; er stellt die Affekte nicht so dar, wie sie bei ihrem wirklichen Auftreten im Gemüth erlebt werden, sondern wie sie in der Erinnerung erscheinen, — er stellt sie in ihrem zeitlichen Fernbilde dar. Wie könnte er sie sonst in so reiner Stimmung sehen, zugleich ergriffen von ihnen und frei. Und die gleiche Stimmung wird durch seine Darstellung auf uns übertragen. Auch wir sind ergriffen, inniger sogar und umfassender, als es durch ein wirkliches Erlebnis geschieht, was wir von ähnlichen Gefühlen je erfahren, wird durch die Kunst des Dichters in unserer Erinnerung angeregt, angeschlagen, daher die Poesie den Eindruck des Lebens übertreffen kann; — zugleich aber blicken wir auf dieses Wogen unseres Inneren wie aus weiter Ferne und ruhiger Höhe nieder, ohne wie durch wirkliche Affekte zu leiden, bewegt und erschüttert zu werden. Lust und Leid, die der Dichter in uns erregt, sind beschaulicher Natur, wie ihre Empfindung in der Erinnerung.

Der dramatische Dichter folgte nicht einem bloſsen Herkommen, wenn er bisher mit Vorliebe Stoffe aus der Vergangenheit wählte. „Die Gegenwart ist nie poetisch, weil sie dem Bedürfnis dient", erklärt Grillparzer. Man muſs sie erst poetisch machen, um sie in der Dichtung brauchen zu können. Man muſs verstehen, sie historisch zu sehen, sie in Gedanken

von uns zu entfernen, in Gedanken vor ihr zurücktreten, also fähig sein, indem man sie unmittelbar erlebt, sie zugleich als erinnert anzuschauen. Mit einem Worte, man mufs ein „Seher“ der Gegenwart sein. Da aber diese objektive Anschauung der Gegenwart im zeitlichen Fernbilde überaus schwierig ist und selten eintreten wird, so hat die Vergangenheit, die als Ganzes zu übersehen ist, und an der wir nur noch ideales Interesse, ein Interesse in der Vorstellung, nehmen, einen unleugbaren Vorzug für die dichterische Behandlung und Gestaltung. Wir sind den Stoffen der Vergangenheit gegenüber von vornherein reine Zuschauer und durch kein Bedürfnis mit ihnen verknüpft. Dagegen überwiegt das stoffliche Interesse an Gegenständen aus der Gegenwart das rein künstlerische an der Form ihrer Erscheinung. Wir sind als Partei oder aus wissenschaftlichem Interesse viel zu sehr an den Stoffen und Fragen der Gegenwart: der sozialen Frage, der Frauenfrage, der Frage der Vererbung, der „neuen“ Moral beteiligt, um poetische Werke, die solche Fragen behandeln, nur ästhetisch auffassen und geniefsen zu können. Der starke Eindruck, den dramatische Werke dieser Art unstreitig hervorrufen, kommt gröfsten Teils auf Rechnung des aufserkünstlerischen Interesses an ihrem Stoffe; und würde man dieses Interesse in Abzug bringen, so bliebe, wie ich vermute, von manchem gerühmten Werke unserer Zeit, manchem „realistischen“ Drama, nur ein sehr geringer künstlerischer Wert übrig. — Das Lustspiel mag eher als das Drama, die Tragödie, einen Nahepunkt für seine Hervorbringung, wie seine Auffassung vertragen. Es gleicht hierin dem „Genre“ in der Malerei. Will man aber sehen, wie auch Stoffe aus der Gegenwart von der Malerei zur „Historie“ erhoben werden können, so mufs man die Bildniswerke Tizians oder der Niederländer betrachten. Diese Porträts s c h e i n e n uns nicht etwa nur „historisch“ zu wirken, weil die dargestellten Persönlichkeiten längst der Vergangenheit angehören, sie s i n d ursprünglich vom Künstler historisch empfunden, der Gehalt der Gegenwart jener Zeiten kommt in ihnen zu künstlerischer Erscheinung. Aus den Bildniswerken von Rembrandt, von

Hals blickt uns die „Freiheit der Niederlande" entgegen, das lebenstüchtige, sicher auf seinem selbstgeschaffenen Boden stehende Bürgertum. — Aber, mag der Stoff einer dramatischen Dichtung der Vergangenheit angehören oder der Gegenwart, die Form der dramatischen Gestaltung bleibt in beiden Fällen wesentlich dieselbe. Der Dichter stellt in der Handlung zugleich den Typus der Handlung dar, wir empfangen den Eindruck, dafs das, was uns seine Kunst vergegenwärtigt, als ob es jetzt eben zum ersten und einzigen Male geschehe, so jederzeit geschehen sei, geschehen sein müsse. — So wie Shakspeare's Romeo, redet immer die zwanzigjährige südliche Liebe, so könnte sie reden; so wetterwendisch wie Brutus gegenüber, erweist sich immer die Gunst der Menge. — Diese typische Darstellungsweise giebt der als gegenwärtig vorgeführten Handlung jenen Charakter des Vergangenseins, den Schiller auch von der dramatischen Poesie fordert; sie trifft allein unfehlbar und entschieden auf die entgegenkommende Phantasie und Erinnerung des Zuschauers. Daraus folgt, dafs es nicht die Absicht des dramatischen Dichters sein kann, eine Handlung, eine Situation in ihrem ganzen thatsächlichen Verlauf oder Bestande vorzuführen. Der Dichter motiviert nicht wie ein wissenschaftlicher Psychologe; er motiviert überhaupt nur wenig, er läfst das Unwesentliche weg, womit sich das Wesentliche von selbst und auf das Eindringlichste herausstellt. Die dichterische Abstraktion verfährt hierin wie die Abstraktion der Erinnerung, die auch nur das Wesentliche festhält, dieses aber in klarster Anschaulichkeit.

4. Die dramatische Handlung vollzieht sich in einer idealen oder vorgestellten Zeit. Die Zeit kommt in der dramatischen Dichtung in ihrer Wirkung, als „Wirkungsform" zum Ausdruck, nicht als „Daseinsform", so, wie sie objektiv gemessen wird. Auch hier ahmt die Kunst die Vorstellung nach, nicht die Wahrnehmung. Die Forderung des französischen Theaters, wonach in einem Stücke nur so viel vorgehen soll, als in Wirklichkeit an einem Tage geschehen könnte, beruht auf einem falschen Prinzip. Sie will einen Teil der äufseren, objektiven Richtigkeit wahren und giebt dafür die innere Wahr-

heit der Darstellung preis. Die Regel der „physischen“ Einheit der Zeit führt, wie Lessing zeigte, zur Verletzung des Gesetzes der „moralischen“ Einheit der Zeit; sie zwingt den Dichter, Handlungen und Begebenheiten zu häufen, die sich aus inneren Gründen in der von ihm angenommenen Zeit nicht zusammendrängen würden. In der Anschauung einer Scene begriffen, bemerken wir niemals die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung zwischen der wirklichen Zeit, die während der Vorführung einer Handlung verläuft, und der vorgestellten, in die wir die vorgeführte Handlung verlegen. Ganz den Bildern hingegeben, die der Dichter vor unseren Augen entrollt, und gebannt durch die Gegenwart ihrer Erscheinung, vergessen wir völlig, an den Abflufs der realen Zeit zu denken. Wir sind wie eingesponnen in eine ideale Zeit; Verstöfse gegen die Chronologie stören uns nicht, ein Sprung über Zeiträume hinweg erscheint uns nur wie die Verwandlung eines Traumbildes in ein anderes. Denn die ideale Zeit hat ihre eigenen Mafsverhältnisse: sie erscheint verlängert und vertieft durch den Reichtum der Vorstellungen, die wir empfangen, beschleunigt oder verzögert durch den zeitlichen Charakter der dargestellten Handlung oder das Eingreifen des Gegenspieles. Man höre, wie B. ten Brink Shakspeare's Zeitdarstellung beschreibt: „wenige kurze Scenen, durch andere Scenen äufserlich getrennt, aber von kompakt innerem Zusammenhange, genügen, die Illusion einer reichen kontinuierlichen Handlung zu erregen. Dabei wird uns das Mafs der Zeit völlig aus der Hand genommen. Bei dem Studium der Zeitrechnung in Shakspeare's Werken stellt es sich heraus, dafs in einer Reihe seiner Dramen, vielleicht in der Mehrzahl, eine doppelte Zeitrechnung herrscht. Besonders deutlich tritt uns dies in König Lear entgegen. Verfolgen wir die Scenen, in denen der König auftritt, von dem Punkt an, wo Goneril ihm zum ersten Male rücksichtslos begegnet, bis zur Nacht, wo er obdachlos auf der Heide umherirrt, und berechnen wir die zwischen beiden Momenten verflossene Zeit, so ergiebt sich, dafs diese eine beschränkte Stundenzahl, höchstens ein paar Tage umfafst. In derselben

Zeit aber hat Cordelia in Frankreich bereits von der schnöden Behandlung, die ihr Vater erfährt, Nachricht erhalten, sie hat Gelegenheit gefunden, Kent einen Brief zukommen zu lassen, ja französische Truppen sind bereits an der englischen Küste gelandet. Aber was verschlägt dies? Welcher Zuschauer, der Lears Geschicke mit stets wachsender Teilnahme verfolgt, wird daran denken, dem Dichter die Zeit, welche zur Entwicklung dieser Geschicke nötig war, nachzurechnen?" — Eine weite zeitliche Perspektive scheint sich in „Julius Cäsar" aufzuthun. Die Vergangenheit Cäsars reicht herüber; in grofsen Massen zusammengehalten wird der Abfall der Bürger von Brutus, das Wachsen des Aufstandes, der Krieg mit Antonius und Oktavianus vorgeführt; der Zeitgehalt der dargestellten Begebenheiten kommt uns lebhaft zum Bewufstsein. — Die Zeitvorstellung, die der dramatische Dichter erweckt, gleicht ganz der Zeitvorstellung in der Erinnerung, im Traume, und diese „Idealität" der Zeit im Drama erhebt alles in ihm Dargestellte selbst in die Sphäre der Vorstellung, der reinen Erscheinung.

Der Stoff eines jeden Dramas enthält eine Vorgeschichte. Aber, wir sollen nicht zurückblicken und durch Vorfragen aufgehalten werden; die beginnende Handlung soll sogleich die Phantasie fesseln, mit ihrer Gegenwart unsere Anschauung erfüllen und auf das Kommende richten. Dies zu leisten ist die Aufgabe der Exposition des Dramas. Die Exposition hat vor allem die Zeitlage festzustellen, die Situation gegenwärtig zu machen, von der die Entwicklung der Handlung ihren Anfang nimmt. Diese Anfangslage mufs im dramatischen Werke ebenso entschieden und mit gleich starker Wirkung zum Ausdruck gelangen, wie die Hauptfläche bei einem Werke der bildenden Kunst. Sie hebt die Darstellung aus dem Zusammenhange mit dem äufseren Leben heraus und macht sie zu einem Bilde des Lebens. Und da der Dichter bei seiner Schöpfung von dem Ganzen des Werkes ausgegangen ist und Teile und Glieder aus dem Ganzen und für das Ganze entwickelt hat, so ist in dem Anfang der Handlung auch schon der Schlufs ideell gegenwärtig. Wir empfinden dies immer deutlicher, je mehr wir in

der Anschauung der Handlung fortschreiten und dem Ziele derselben näher kommen. In einheitlicher Fortbewegung strebt die dramatische Handlung von einer gemeinschaftlichen Anfangslage aus zu einem einheitlichen Schlusse hin. In dieser einzigen Gesamtbewegung, zu der alle Teile der Handlung in Spiel und Gegenspiel, in Auflösung und neuer Spannung zusammenwirken, besteht die innere Konsequenz und Notwendigkeit eines dramatischen Werkes; sie giebt dem Werke wahre Einheit der Zeit: einheitliche zeitliche Tiefe. — Was für ein Werk der bildenden Kunst der Gegensatz zwischen Hauptfläche und Hintergrundsfläche und ihre wechselseitige Beziehung bedeutet, ist für ein Werk der dramatischen Poesie die Gegenüberstellung der Anfangslage und Schlufssituation und ihr einheitliches Zusammenwirken. Zwischen diesen beiden Endpunkten, die niemals fehlen dürfen und ihrer Wirkung nach stets deutlich hervorgehoben werden müssen, verläuft die dramatische Handlung als ein einheitliches Ganzes.

Soll in einem Drama die vor Beginn des Stückes liegende Vergangenheit des Helden nach und nach aufgedeckt werden, verfährt also das Drama nach der üblichen Bezeichnung analytisch, so mufs, um die einheitliche Tiefe, die unerläfsliche Formbedingung der dramatischen Darstellung, zu wahren, der Handlung eine um so stärkere Kraft der Fortbewegung in der Richtung auf die Zukunft hin gegeben werden. Die Handlung würde in anderem Falle stille stehen, wenn nicht gar rückläufig zu werden scheinen. Wie bei einem Gemälde nichts aus dem Bilde heraus und auf uns zuzukommen scheinen darf, so darf auch im Drama nichts der einheitlichen Gesamtbewegung mit Übergewicht entgegenwirken; wo dies dennoch geschieht, da erscheinen uns die Scenen sogleich, wie die Figuren eines unkünstlerischen Reliefs, aufgesetzt; sie fallen aus der Hauptfläche des Dramas, aus der Anfangssituation, heraus. — Sophokles, der Schöpfer des analytischen Dramas, hat zugleich das richtige Verfahren bei dieser Gattung des Dramas gezeigt, und H. von Kleist hat es in seinem Lustspiel: „Der zerbrochene Krug“ auch richtig befolgt. Schon das Sujet ist hier sehr zweck-

mäfsig eine Gerichtsverhandlung, bei einer solchen wird Schuld oder Unschuld des Angeklagten erst nach und nach aufgedeckt, und der Richter Adam mufs, gerade indem er handelt, sich selbst vor unseren Augen in den Schuldigen verwandeln. Man hat zwischen der „Technik“ in IBSENS: „Gespenster“, der „Gespenstertechnik“, wie man sie nannte, und der Form des „König Oedipus“ eine genaue Übereinstimmung finden wollen, blofs weil auch JBSEN analytisch verfährt. In Wahrheit sind sich vielmehr die beiden Werke ihrer Form nach in allem Wesentlichen entgegengesetzt. Bei SOPHOKLES ist der Zuschauer der Sehende, der Held der Tragödie der Blinde; der Zuschauer kennt die Vergangenheit und das Geschick des Helden, er steht dem Stoffe wirklich als Schauender gegenüber, in objektiver Ferne, um ganz durch die Kunst der Darstellung gefesselt zu werden; aus dem Gegensatz seines Wissens zu dem Nichtwissen des Helden entsteht jene tragische Zweideutigkeit oder Ironie, in der alle Handlungen des Helden erscheinen, und die nirgends zu so mächtiger Wirkung gelangte, wie im Meisterwerke des griechischen Dichters. Bei IBSEN dagegen ist die Heldin (HELENE ALVING) die Wissende und der Zuschauer in Dunkelheit über die Voraussetzungen des Stückes. Daher nimmt zunächst das Stoffliche seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; er mufs gespannt auf jedes Wort hören, keine Anspielung, keine Gebärde der Spielenden darf ihm entgehen, seine dadurch rege gemachte und beschäftigte Verstandesthätigkeit hindert ihn, sich der reinen Betrachtung zu überlassen. Wichtiger noch erscheint uns der Gegensatz in der Zeitbehandlung. In energisch vorwärts strebender Handlung wird im „König Oedipus“ zugleich Stück für Stück der Vergangenheit enthüllt. — Erst die Beschuldigung Kreons durch den König, nachdem bereits Teiresias diesem den wahren Thäter angedeutet hatte, dann die Nachricht von Polybos Tode (die Peripetie des Stückes) und die Erzählung des Boten von der Aussetzung und Auffindung des Oedipus (— „in tiefer Waldschlucht am Kithäron fand ich dich, an den Fufsgelenken durchstochen“ —), verzweifelnd stürzt Jokaste ab (— „genug sei meiner Qual!“ —),

Oedipus verhört den Hirten, er selbst reifst den letzten Schleier vom Geheimnis seiner Herkunft, dem Schicksal seiner That (— „was immer wolle, breche los, doch mein Geschlecht ich will es kennen!" —): so steigert sich von Scene zu Scene die Wucht der fortstürmenden Bewegung. Und Anfang und Ende schliefsen sich zusammen, im Anfang ist das Ende ideell gegenwärtig, der Zuschauer sieht den Fluch, den Oedipus auf den Mörder des Laïos herabbeschwört, auf das Haupt des Königs selbst fallen. So wird durch die Kunst der Behandlung alles Vergangene, noch ehe es ganz zu Tage tritt, zugleich in ein Kommendes und endlich in ein Gegenwärtiges verwandelt; die Einheit der Zeit: die einheitliche Richtung der fortschreitenden Handlung und deren einheitliche zeitliche Tiefe wird durchaus gewahrt. In Ibsens „Gespenstern" geschieht wohl mancherlei (Kammerherrn Alvings Asyl brennt nieder, Oswald erkältet sich beim Wehren des Brandes und beschleunigt damit seinen Zusammenbruch); aber es wird fast garnicht gehandelt, an die Stelle der Handlung tritt die Erzählung; die Bewegung stockt oder scheint rückläufig zu werden, daher man nicht ohne Grund scherzen konnte: jeder folgende Akt spielt um zehn Jahre früher.

5. Jedes echte Drama bildet ein „Wirkungsganzes". Die einzelne Scene, die einzelne Figur im Drama hat ihre volle künstlerische Bedeutung nicht in dem, was sie an sich selber bedeutet und ausdrückt, sondern im dem, was sie für das Ganze bedeutet, und wie sie an der Hervorbringung des Ganzen mitwirkt. Daher drückt eine Scene, aus dem Ganzen herausgerissen und für sich betrachtet, so viel weniger und jedenfalls etwas Anderes aus, als in dem Zusammenhang, in den sie der Dichter gebracht hat. Man sehe sich also die Situationen und die Charaktere eines Dramas immer zugleich auf diesen ihren künstlerischen Zweck an, ein Wirkungsganzes hervorzubringen, und man wird sogleich gewahr werden, wie ihre Stelle im Werke durch diesen einheitlichen Zweck angegeben und notwendig gemacht wird. Wie die Teile und Glieder eines Baues, oder die Figuren eines Gemäldes, stehen auch die Situationen und Charaktere eines Dramas in der Wechsel-

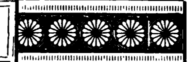
wirkung von Spannung und Gegenspannung, des Vor- und Zurücktreibens, der Überschneidung und Verbindung. Wir erleben die künstlerische Wohlthat dieser Einheit, wir erfassen sie gleichsam als die Grundstimmung des Werkes; die Wirkung des Ganzen ist in jedem Teile zu empfinden, jeder Teil von der Stimmung des Ganzen getragen. — Jede Scene im „Hamlet" zeigt etwas von der düsteren Farbe der Schwermut; auf allen Scenen des „Lear" liegt die Stimmung des Gewittersturmes auf der Heide. — Durch das Wirkungsganze und der Stimmung entsprechend, die es hervorruft, erhält das Drama einen bestimmten zeitlichen Charakter, vergleichbar dem Tempo eines musikalischen Werkes. So erscheint im „Hamlet" die ganze Bewegung des Stücks wie verzögert, zurückgehalten; die zwischen gedankenvoller Betrachtung und ursprünglicher Thatkraft geteilte Natur des Helden, das Durchkreuzen seiner Pläne, die Notwendigkeit, seine Gegenminen immer tiefer legen zu müssen, — alles hält die Handlung auf und bringt ihren Flufs zum Stauen: wir empfinden die Schwere der dem Helden auferlegten Aufgabe, das Gewicht der Aufgabe gerade für diesen Helden. Damit vergleiche man den zeitlichen Sturm, das Presto im „Macbeth". — Durch die Gestaltung als Wirkungsganzes wird das Drama zum Bilde des Lebens im Ganzen und weist auf das allgemeine zeitlich-geschichtliche Leben hinaus.

Auch in der Poesie sind Stoff und Gehalt verschieden, — Gehalt und Form aber gehören zusammen. Der Gehalt eines dichterischen Werkes ist das in dem Werke zur Anschauung gebrachte reine und tiefe Gefühl des Dichters für alle Zustände des Lebens; seine lebendige Erfassung der äufseren und inneren Natur gewinnt in dem Werke Form und Gestalt. In der Poesie lassen sich Formwerte und „Funktionswerte" nicht in demselben Mafse voneinander trennen, wie es in der Malerei und Plastik möglich ist; daher ist die Einheit von Form und Gehalt in der Dichtkunst eine noch vollkommnere und innigere als in der bildenden Kunst. Der Dichter bedient sich als Ausdrucksmittel der Sprache, des Werkzeuges also, durch welches auch Gedanken übermittelt werden. Aber der Gedanke

gehört in die Poesie nur weil und soferne er in das Leben gehört, er ist in der Dichtkunst niemals an sich selbst Zweck. Wo die Poesie ethische, religiöse oder philosophische Ideen gebraucht, gebraucht sie diese Ideen nicht um ihres Inhaltes willen, sondern nur, weil sie von des Natur des gewählten Stoffes und als Form seines Ausdruckes gefordert erscheinen. Ihr inhaltlicher Wert giebt der Darstellung keinen weiteren künstlerischen Wert. Kein echter Dichter ist je bei der Schöpfung eines poetischen Werkes von einem abstrakten Gedanken ausgegangen, um hinterher für den Gedanken nach einem passenden Bilde oder Symbole zu suchen. Lehrgedicht und Fabel müfsten sonst die wahren Formen der Poesie sein und nicht Zwitterformen zwischen Belehrung und Darstellung. Nicht das Gedankliche eines Gedanken, das Anschauliche desselben fällt in den Bereich der Poesie. Der poetische Gedanke kommt als Bild; alle poetischen Ideen sind Bilder, — Bilder des Lebens. „Idee? — nicht dafs ich wüfste!“ äufsert sich Goethe in Bezug auf seinen Tasso; „ich hatte das Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand mir das Bild des Tasso, dem ich als prosaischen Kontrast den Antonio entgegensetzte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte“. Selbst Werke nach Form und Gehalt so verschieden wie „Wilhelm Meister“ und „Faust“ liefsen sich am Ende noch unter eine und dieselbe abstrakte Idee bringen; man brauchte sie nur beide als Exemplificierung des Satzes aufzufassen: der wahre Mensch solle nach dem höchsten Lebensziele streben. — Erst die Form verhilft dem Gedanken zu poetischem Leben. Ein Beispiel dafür, das nicht glücklicher gewählt sein könnte, giebt Brandes in seinem Werke über Shakspeare. Brandes fand in Stirlings Darius die Parallele und das Vorbild für die wundervollen Verse im „Sturm“: „wie dieses Scheines lockrer Bau, so werden die wolkenhohen Türme, die Paläste, die hehren Tempel, selbst der grofse Ball, ja, was daran nur Teil hat untergehen; und wie dies leere Schaugepräng' erblafst, spurlos verschwinden“. Stirlings Verse „enthalten in ganz überein-

stimmenden Ausdrücken genau dieselbe Idee, wie die Verse Shakspeare's. Shakspeare hat sie durch einen Druck seiner Hand in einige reimlose Zeilen umgeformt, die, solange die englische Sprache besteht, im Gedächtnis der Menschheit leben werden". Das Interesse am Gedankeninhalt einer Dichtung ist ein stoffliches Interesse, nicht das künstlerische an Form und Erscheinung. In der Dichtkunst, als solcher, handelt es sich nicht um schöne Gedanken, sondern um die Schönheit der Gedanken, die ästhetische Wirksamkeit ihres Ausdrucks; eine einfache Idee, vollkommen dargestellt, gewährt daher den höchsten poetischen Genufs. Kein wirklicher Gegenstand ist an sich von der Poesie ausgeschlossen; ihre Kunst vermag jedes Objekt poetisch zu machen, sehr naturalistische Stoffe und Situationen z. B. durch leise aber deutlich zu fühlende humoristische Behandlung. Sein eigenes Darübersein und freies Schweben über dem nun einmal zur Wirklichkeit gehörigen Niedrigen, Häfslichen, Gemeinen teilt uns dabei der Dichter mit. Die Kunst adelt, was sie berührt.

So hat sich uns das Stattfinden einer Analogie gezeigt zwischen der Raumdarstellung des bildenden Künstlers und dem Ausdruck der Zeit und des zeitlichen Lebens durch den dramatischen Dichter. Auch in der dramatischen Poesie gilt die „Reliefauffassung"; sie besteht in der Gegenüberstellung der Anfangs- und Schlufssituation und deren wechselseitiger Beziehung. Innerhalb dieser, durch die Darstellung zur Wirkung gelangenden Grenzen verläuft die Handlung in einheitlicher Bewegung; das Drama gewinnt dadurch einheitliche zeitliche Tiefe. Auch das Drama gestaltet ein Wirkungsganzes; jede Scene, jeder Charakter erscheint in ihm der Wirkuug des Ganzen untergeordnet, empfängt durch das Ganze Stellung und Bedeutung. Alles aber, was der dramatische Dichter vergegenwärtigt, zeigt er zugleich im Bilde der Vergangenheit: im zeitlichen Fernbilde der Erinnerung.



Berichterstattung.

I.

Besprechungen.

Riehl, Alois, Friedrich Nietzsche, der Künstler und der Denker. Ein Essay. Fr. Frommanns Klassiker der Philosophie, herausgegeben von R. Falkenberg. Bd. VI. Stuttgart 1897. Frommann. (132 S. Mk. 1.75.)

Schon in dem Titel ist der Weg angegeben, den Riehl zur Überwindung der schwierigsten Aufgabe, die heute an einen Historiker der Philosophie gestellt werden kann — eine Würdigung Nietzsches zu geben — sich gewählt hat. Eine schwierige und undankbare Aufgabe, denn wer hier nicht absolut zu loben, absolut abzusprechen vermag, ist sicher, auf ein nur sehr kleines Publikum zählen zu können; es geht ihm ähnlich wie Hume, der als erster es wagte, eine Geschichte Englands zu schreiben, die weder ein Pamphlet im Dienste der Whigs noch der Tories sein wollte. Möge der Vergleich sich auch darin bewahrheiten, dafs, nachdem die von Hume behandelte Zeit in die historische Perspektive längerer Vergangenheit gerückt ist, die heutige Forschung fast überall sich der Beurteilung Humes angeschlossen hat.

Ein Essay will das vorliegende Buch sein. Damit soll meines Erachtens ausgedrückt werden, dafs einem Mann wie Nietzsche unrecht gethan würde, wenn seine Lehre den Gegenstand schwerer systematischer Erörterung bilden sollte. Er, der es geliebt hat, seine tiefsten Gedanken in leichtester beflügelter Form zu geben, der den Aphorismus als die dem Denker zuträglichste Form erklärt hat, würde wohl die That, ihn durchaus zu systematisieren, als eine Unthat bezeichnet haben. Mit einem dicken Buch kann man wohl den Körper erschlagen, die Seele, das Feinste, Flüchtigste trifft nur ein beflügelter Pfeil. Ebenso ist es durchaus berechtigt, dafs vor den Denker der Künstler tritt. In dieser Eigenschaft als Künstler liegt

das Geheimnis des Erfolges von Nietzsche. Unter dem grofsen Heer seiner Verehrer wird es wohl nur wenige geben, die etwas über die innern Wandlungen in dem Denken ihres Meisters zu sagen wüfsten, was darüber hinausginge, dafs seiner anfänglichen Bewunderung für Wagner später ebenso glühender Hafs gefolgt sei. Diese Anhänger haben ganz recht, denn was sie an dem Meister bewundern, das ist er in jeglicher seiner Schriften gewesen: ein Meister der Schilderung, der Formulierung; immer ist er der „persönliche Denker" (S. 15), mit einem Wort der grofse Künstler. Kein Philosoph, mit Ausnahme vielleicht von Plato, ist schwerer zu kritisieren. Immer wieder fühlt sich der Leser hingerissen von der Flut seiner Sprache, dem Zauber seines Wesens, und er geniefst, statt zu kritisieren, er findet einen „Künstler, den man mit einem Philosophen verwechseln könnte". (S. 29.) Daher verhält sich Riehl in diesem ersten Teil des Buches (nach einer kurzen Übersicht über N.s Leben und Schriften) durchaus darstellend, feinsinnig den Geheimnissen des Wohlklangs in N.s Worten nachgehend, überwiegend ihm selbst das Wort lassend — denn wenige haben so tief über das Wesentliche des sprachlichen Ausdrucks nachgedacht wie er. Wir erkennen, wie mächtig der Eindruck solcher stilistischen Meisterwerke in einer Zeit sein mufste, die dem rhetorisch durchgebildeten Griechen als eine Periode wissenschaftlicher Barbarei erscheinen würde. Auch darin ist Riehl vollständig beizupflichten, wenn er für das „eigentlich poetische Werk" Nietzsches den Zarathustra erklärt. Nicht nur die überraschenden Wortbilder — jedes für sich ein Epigramm — finden wir hier reicher vertreten als in den früheren Werken, auch die Naturumgebung tritt hier beinahe als selbständiger Faktor auf. Was in den früheren Schriften gelegentliches Gleichnis, höchstens Einkleidung war (der Wandrer und sein Schatten), wird hier zu der Umgebung, in der allein die Worte Zarathustras ihre volle Wahrheit haben. Und diese Worte zeigen am deutlichsten die Berechtigung von Riehls Urteil, mit dem er diesen Abschnitt schliefst: „Nietzsche hat dem „Naturalismus in der Behandlung der Sprache den Stil gegenüber „gestellt und wieder gezeigt, was Stil in der Sprache ist." (S. 37.)

Gehen wir zu der nachfolgenden Darstellung „des Denkers" über, so ist zunächst der Grundgedanke hervorzuheben, von dem aus Riehl es versucht hat, die vielgestaltige Gedankenwelt Nietzsches als die verbundenen Umformungen eines und desselben Prinzips darzustellen. Es ist schon mitunter (so bei Wiegand) darauf hingewiesen worden, wie der Gedanke des

„Übermenschen" nicht nur in den spätern Phasen des Denkens N.s vorhanden war, sondern wie das Problem „höherer Menschenbildung" dem geistigen Auge des Denkers immer gegenwärtig gewesen ist. Riehl sucht nun zu zeigen, wie dies „Kulturproblem bis in die Einzelheiten der Darstellung hinein immer das treibende Motiv N.s war, und wie alle seine überraschenden Wendungen und die oft sprunghaften Wandlungen seines Denkens darauf zurückgehen, dafs der früher als richtig erkannte Weg zu diesem Ideal hin sich dem Wanderer als Irrweg herausstellt: Die Wahl des Weges wechselte, der Zielpunkt blieb bei allen „Umkippungen" derselbe. Es fällt damit auch der Hauptpunkt, der gegen N., namentlich auch von philosophischer Seite, geltend gemacht ist, fort, der des schrankenlosen Individualismus. Immer ist es gerade der Gedanke an die Menschheit und ihre Zukunft, der seinem Geist gegenwärtig war; der Individualismus beschränkt sich darauf, dafs er nicht auf „Massenbewegungen" seine Hoffnung setzte, sondern auf die Wenigen, die genialen Individuen. Es fragt sich für ihn nur, welcher Typus des genialen Menschen am sichersten die Gewähr für die Zukunft biete.

So ist es durchaus wichtig, dafs man in seiner ersten Zeit Nietzsche als Schüler Schopenhauers behandelt. Nicht die Lehre in erster Linie, sondern der Mann mit seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe, der grofse Stilist, dem die geistvolle Intuition mehr galt als die logisch strenge Deduktion, hatte es ihm angethan. Auch Richard Wagner wirkte mindestens ebenso sehr als Mensch auf N. denn als Künstler. Man vergleiche nur die Aussprüche dithyrambischer Begeisterung über Bayreuth v o r seinem Besuch mit der schweren Ernüchterung, nachdem er dort geschaut und gehört hatte. Das Moment höherer Menschenbildung, das er in Wagners Musik zu finden gemeint hatte, war für ihn zu diesem Zweck als unzureichend erkannt worden — und sogleich wird N. eine „Windfahne nach der andern Seite". Der „dithyrambische Künstler" (S. 46) ist kein Kulturideal. Wer diese erste Epoche von N.s Denken, in welcher Wagner und Schopenhauer die beiden Brennpunkte der Ellipse waren, in der sein Geist sich bewegte, kennen lernen will, mufs die „Geburt der Tragödie" zur Hand nehmen. Nicht als ob daraus irgend etwas für das antike Drama zu lernen wäre, sondern weil hier sich am deutlichsten der jugendliche Enthusiasmus N.s ausspricht. Die Kunst Wagners als Ausweg aus dem Pessimismus Schopenhauers, das ist das eigentliche Motiv der Schrift und keineswegs die unhaltbare Unterscheidung zwischen appollinischer und dionysischer Kunst bei den Griechen,

welche die Einkleidung bildet. Riehl bemerkt höchst treffend, dafs „Dionys und Appolo — Schopenhauers Wille uud Vorstellung als Kunstmächte gedacht sind". (S. 50.) Und sofort stellen sich N.s geistigem Auge eine kleine Schar in dem Sinn der „Kultur der tragischen Erkenntnis" erzogener Jünglinge dar, von denen er für die Menschheit das Höchste erwartet: „ihrem bevorstehenden Untergang mit tragischer Gesinnung entgegen zu gehen".

N. mufste diesem Ideal entsagen, er hatte in Wagner zu viel sehen wollen. Auch Schopenhauers Methaphysik verblafste vor neuen Anregungen. Riehl bringt mit dieser Sinnesänderung N.s vorübergehende Genesung von schwerer Krankheit in Zusammenhang, und er scheint (S. 58) geneigt zu sein, die neue Wendung als eine „Zeit der Genesung seines Geistes von dem doppelten Gift der philosophischen und musikalischen Romantik" anzusehen. Dafs diese zweite Epoche, in welcher N. von der Wissenschaft das neue Kulturideal der Menschheit erhofft, erfreulichere Blüten gezeitigt hat als die erste, ist unbedingt zuzugeben, ebenso vielleicht, dafs für diesen Geist es vorteilhaft war, der Romantik — (wenn anders man Schopenhauer als Romantiker bezeichnen mag) — den Rücken zu kehren. Der Versuch aber, das, was dem kranken Geist Gift ist, als Gift schlechthin zu bezeichnen, die reichste Entfaltung geistiger Tendenzen, die die Menschheit überhaupt gesehen hat, die Romantik deshalb zu verurteilen, weil ein Einzelner ihrem Einflufs nicht gewachsen war, scheint doch nur aus der Vorliebe Riehls für Nietzsche entschuldbar zu sein.

Ganz richtig sieht Riehl in den Schriften dieser Periode (Menschliches, Allzumenschliches, der Wandrer und sein Schatten), den Höhepunkt von N.s Leistungen als Denker. Wer ihn hier lediglich die Wege Voltaires wandeln sieht, ist weit entfernt, die Bedeutung dieser Periode zu verstehen. Hier zeichnet N. „den psychologischen Typus des erkennenden Geistes, dessen Erlebnisse Gedanken sind. (S. 61.) Der früher so mit Unrecht geschmähte Sokrates ist in seiner „fröhlichen Art des Ernstes" ihm gegenständlich und erfreulich geworden, und etwas von dieser fröhlichen Art liegt über den Blättern, die er in dieser nur zu kurzen Zeit geschrieben. Aber auch hier tritt der Mangel an geschultem philosophischen Denken stark zu Tage. Die ebenso vorübergehende wie intensive — ich möchte nicht sagen Vertretung — sondern Leidenschaft für den Militarismus deutet auf fremde Beeinflussung, als deren Quelle Riehl Paul Rée wahrscheinlich gemacht hat. Sie war jedenfalls N.s

innerstem Wesen vollständig fern und ist auch nie über eine sehr ephemere aber höchst bezeichnende Epoche hinaus von N. festgehalten worden. Ebenso wird wohl auch die sehr weit gehende Anlehnung an die Vererbungstheorie SPENCERS und LOMBROSOS auf denselben Ursprung zurück gehen. In allem ist hier N. das Widerspiel zu seiner früheren wie zu seiner letzten Epoche „wie weit von seiner eigentlichen Natur" (S. 65) und doch hier seine beste philosophische Leistung. Man braucht diese Sätze nur zusammenzustellen, um ein härteres Urteil über N. als Denker zu finden, als es RIEHL formuliert hat.

Als „Bund der Romantik und des Positivismus" bezeichnet RIEHL treffend die Zarathustra-Periode NIETZSCHES. (S. 68.) Mit dem Positivismus teilt sie die gänzlich unhistorische Auffassung, die den Menschen rein absolut auf sich selber stellt, ihn von der geschichtlichen Gebundenheit gänzlich loslösen will. Dahin gehört die intellektualistische Ansicht, dafs die Kultur, die unbewufst entstanden, nun zur bewufsten Weiterbildung gestaltet werden soll, dafs die Wissenschaft den Kulturplan auszuarbeiten habe. Aber über die bescheidenen zugleich und philisterhaften Pläne, die den Positivismus bei der Ausarbeitung dieser seiner Gedanken lächerlich zu machen pflegen — von BACONS „Neuer Atlantic" bis auf BELLAMY — tritt sofort bei N. ein viel höheres Ziel, das nicht mehr bewiesen, nur noch geglaubt werden kann, ein. Nämlich der „Ersatz der Religion" (S. 71), wie es RIEHL treffend nennt, der Glaube an den „Übermenschen".

Es ist hier nicht der Ort, die oft verhandelte Kontroverse wieder erstehen zu lassen, ob der Übermensch die Aufgabe habe, als der Begründer einer neuen Art „Mensch" zu dienen, einen Kulturfortschritt der gesamten Menschheit zu einem „letzten und höchsterrungenen" Ziel vorzubereiten, oder ob die „Viel zu Vielen" für eine derartige Leitung niemals zugänglich sein werden, und der „Übermensch" nur immer eine vereinzelte individuelle Ausnahmeerscheinung sein wird. RIEHL ist Vertreter der ersteren Ansicht; die Mehrzahl der aristokratischen Anhänger N.s stimmen der zweiten bei; für beide Ansichten können Zitate aus N. beigebracht werden. Es zeigt sich eben hier, dafs dies Kulturproblem nicht die ausschliefsliche centrale Stellung im Denken N.s gehabt hat, nicht die „diamantene Achse" gewesen ist, welche RIEHL in ihm erkennen wollte. Zu Zeiten bricht doch das ganze individuelle Kraftgefühl N.s durch, in welchem er das höhere Problem aufser Augen läfst und

lediglich den Pöbel mit seiner Sklavenmoral verachtet, ohne sich zu erinnern, dafs sein bestes Denken auf Hebung gerade dieser Menschenherde gerichtet ist. Dafs es gerade solche Stellen giebt, die N. bei Menschen populär machen, für die ihm der Ausdruck der „Viel-zu-Vielen" noch viel zu gut gewesen wäre, ist zweifellos; dafs dies nicht die Seiten N.s sind, auf die seine wahren Verehrer mit Stolz hinweisen würden, ist gleichfalls wahr, aber ebenso wahr ist die Thatsache, dafs sich Belegstellen dafür mit leichter Mühe aus N. sammeln lassen können.

Aus diesem Grunde möchte ich auch den Protest Riehls (S. 81) gegen die gebräuchliche Parallelisierung N.s mit Plato, Kallikles und Stirner nicht ohne Vorbehalt unterscheiden. Es ist vollständig richtig, dafs Stirner wie Kallikles nur an den Selbstgenufs der kraftvollen Persönlichkeit denken; dafs das Element, das Riehl bei N. so bedeutsam hervorgehoben hat, das Kulturproblem, bei ihnen vollständig fehlt. Aber bis zu einem gewissen Grade ist eben N. doch auch Individual-Aristokrat, und die Widerlegung, die Sokrates dem Kallikles zu teil werden läfst, richtet sich ebenso gut auch gegen diese Seite N.s. In der Zarathustra-Gruppe von N.s Schriften können wir eine Zunahme dieser individualistischen Bestandteile merken; im „Antichrist" überwiegt sie fast zum Schaden der edleren Tendenz. Vollständig richtig betont aber Riehl den Zug der Stärke, der Freudigkeit, der rein physischen Gesundheit in dem Bilde des Übermenschen. N. war, als er diese Schriftengruppe verfafste, bereits ein schwer Kranker, und so mufste sein Ideal notwendig die Züge unerschöpflicher Gesundheit tragen. Der nervöse Mensch unserer Zeit hat keine Hoffnung, dem Nietzscheschen Ideal des Übermenschen zu entsprechen.

Dies ist wohl auch der letzte Grund, weshalb seine Moral sich auf Biologie gründen will, weshalb der durch eine aufsernatürliche Moral krank und schwach gewordene Mensch wieder zum Leben zurückgeführt werden soll. (S. 95.) Und wie hart und schroff so ganz im Sinne Darwins er das Leben aufgefafst hat, mag eine Warnung für die sein, die aus dem Darwinismus einen honigsüfsen Moralextrakt nach dem Muster Spencers zu ziehen bemüht sind. Es würde zu weit führen, wenn wir die feine Darstellung der Moral N.s und die äufserst treffende Kritik, der sie Riehl unterzieht, reproducieren wollten. Es ist eben eins der Bücher, die gelesen werden wollen, und deren Besprechung von vornherein darauf verzichten mufs, auch nur

annäherungsweise auf jede einzelne gelungene Ausführung hinzuweisen. Treffend ist die kurze Charakteristik des „Antichrist" als „aus dem Zeitalter Voltaires". Aber geht daraus überhaupt nicht hervor, daſs N. in religiösen Dingen niemals den Standpunkt des XIX. Jahrhunderts und den der deutschen Wissenschaft diesem Problem gegenüber eingenommen? Daſs er Zeit seines Lebens ein Epigone aus dem 18. Jahrhundert gewesen, der diese Gedanken mit seinem gewaltigen dichterischen Pathos eindringlicher zu formulieren verstand, als es je einem Voltaire, Bolingbroke oder Holbach gelungen ist?

Daher teile ich auch nicht die Hoffnung, die Riehl in den letzten Seiten des Buches ausspricht, daſs auf den „Antichrist" eine Umkehr, eine Umkehr zur deutschen Philosophie hätte erfolgen können. Die Probleme, mit denen sich die groſsen Deutschen beschäftigten, waren N. selbst während seiner Beschäftigung mit Schopenhauer nicht eigentlich zum Bewuſstsein gekommen, und um die schönen Schluſsworte Riehls „es sind nicht alte Werte, nicht neue Werte, es sind die Werte", schreiben zu können, hätte er ein Schüler Kants und Fichtes werden müssen.

Straſsburg i. E. Paul Hensel.

Krüger, F., Ist Philosophie ohne Psychologie möglich? München 1896. Th. Ackermann.

Der Verf. will in seiner kleinen Abhandlung eine Erwiderung geben auf Dr. C. Güttlers Schrift „*Psychologie und Philosophie — Ein Wort zur Verständigung*", die voll ist von Miſsverständnissen des Charakters und der Stellung der Psychologie innerhalb der Philosophie; die altertümlich genug ist, von der Psychologie zu erwarten, daſs sie den Begriff der Seelensubstanz als Dogma an den Anfang ihrer Forschung stelle, während der heutigen Psychologie nur Raum bei der Gruppe der Naturwissenschaften, nicht bei der Philosophie zu gönnen sei. Gegen diese Ansichten Güttlers weiſs der Verf. im allgemeinen vieles treffend geltend zu machen und die Bedeutung der Psychologie in das richtige Licht zu stellen. Auch im einzelnen finden sich eine Reihe glücklicher Bemerkungen, die von manchen heute anerkannt, immer noch von den wenigsten wirklich genau beherzigt werden, so z. B. die Darlegung der Bedeutung des psychophysischen Parallelismus für die Psychologie. (S. 13.) Die Auffassung des Verf. von der Aufgabe und dem Ausgangspunkt der Psychologie hingegen, die in der „Münchener

Schule“ (S. 11/12) und auch sonst verbreitet ist, kann nicht als einwandsfrei betrachtet werden. Einer Auffassung, dafs „die Psychologie ausgehen mufs und allein ausgehen darf“ von den „unmittelbar gegebenen Bewufstseinserscheinungen“ (S. 17), wobei noch des weiteren an einer „Einheit des Bewufstseins“ streng festgehalten wird, eine solche Auffassung kann nur da vorkommen, wo man über den Begriff des „Bewufstseins“ zu wenig nachgedacht hat, um einzusehen, dafs der Terminus „Bewufstsein“ lediglich eine versubstantivierte und versubstanzialisierte Verbalform ist, die schlechterdings einer Psychologie nicht zu Grunde gelegt werden kann. Demgegenüber kann man nur mit Lotze auf das Mifsliche solcher Versubstanzialisierungen von Adjektiven und Verbalformen aufmerksam machen, durch welche schon so viele Verwirrungen in der Philosophie angerichtet worden seien. Diese Mahnung sollten gar manche Psychologen berücksichtigen, auf dafs sie frei werden von den Verwirrungen innerhalb ihrer Psychologie.

München. O. Krebs.

Marty, Prof. Dr. A., Was ist Philosophie? Inaugurationsrede. Prag 1897. J. Koch.

Was ist Philosophie, jene Disziplin, von der schon Kant sagte, dafs über sie alle weit eher als über irgend ein anderes Gebiet mitzusprechen und zuversichtlich zu entscheiden sich berechtigt glauben, die also mehr als jedes andere Feld der Wissenschaft auch von Laien betreten wird und deren Interesse in weitgehendem Mafse auf sich zieht? Was ist Philosophie? So fragt der Verf. angesichts namentlich der verschiedensten Antworten, welche selbst die Philosophen bisher auf diese Fragen gegeben haben? Zweifelsohne geht die Philosophie darauf aus, Erkenntnisse zu gewinnen. Um eine Definition der Philosophie zu gewinnen, müssen diese Erkenntnisse etwas Gemeinsames haben, sie müssen eine einheitliche Klasse bilden. Das scheint nun angesichts der Disziplinen, welche man in die Philosophie einbezieht (Metaphysik, Psychologie, Ethik, Logik, Ästhetik) und ihrer zum Teil heterogen erscheinenden Gegenstände kaum erreichbar, und es hat sich gezeigt, dafs die meisten, ja wohl alle Philosophen, der eine mehr von dieser, der andere mehr von jener philosophischen Disziplin ausgehend, die Bestimmung des Gegenstandes der gesamten Philosophie unternahmen, welche Bestimmung eben deshalb immer an Einseitigkeit krankte.

Wie sucht nun der Verf. diese Einseitigkeit zu überwinden? Zunächst steht ihm fest, dafs vom rein theoretischen Standpunkt aus die einzelnen philosophischen Disziplinen nicht einheitlich klassifiziert werden können (vergl. hierzu S. 25, Abs. 3 und S. 8, Abs. 2). „Unter einem praktischen Gesichtspunkte dagegen können Sätze, die unter sich heterogen sind, verbunden werden um eines Zweckes willen, der vielleicht ganz aufserhalb des Erkenntnisgebietes liegt.“

Dieser praktische Gesichtspunkt aber, von welchem aus Metaphysik, Logik, Psychologie etc. unter die Gesamtbezeichnung der Philosophie klassifiziert werden, ist „das praktische Interesse der Arbeitsteilung“ (S. 10, 11), wobei der Verf. allerdings eingesteht, dafs die sog. praktischen Disziplinen innerhalb der Philosophie nicht nur, sondern auch die Metaphisik ohne Psychologie als ihre Quelle nicht denkbar sei. Demnach lautet für den Verf. die Definition der Philosophie (S. 13): Die Philosophie ist „jenes Wissensgebiet, welches die Psychologie und alle mit der psychischen Forschung nach dem Prinzip der Arbeitsteilung innigst zu verbindenden Disziplinen umfafst“, d. h. die Metaphysik, Ethik, Rechtsphilosophie, Politik, Logik, Ästhetik und Geschichte der Philosophie. —

Originell ist diese Auffassung, das ist nicht zu leugnen; ich fürchte fast zu originell, als dafs sie allzuviele Anhänger erwerben könnte. Denn die Arbeitsteilung ist ein sekundärer Gesichtspunkt, dem allemal ein primärer zu Grunde liegt. Und das scheint der Verf. selbst zuzugestehen, indem er die Abhängigkeit aller philosophischen Einzeldisziplinen von der Psychologie behauptet. Damit wäre aber ein theoretischer und zugleich primärer Klassifikationsgesichtspunkt angegeben — der sekundäre, praktische der Arbeitsteilung, welcher die ganze Philosophie hiermit gerade den Psychologen und nicht etwa den Chirurgen zuweist, versteht sich dann einigermafsen von selbst und wäre somit für die Definition der Philosophie ziemlich überflüssig. Ob aber die Psychologie als der letzte Central- und Klassifikationsgesichtspunkt für alle übrigen philosophischen Disziplinen angesehen werden kann, das ist eine Frage, die hier eingehend zu erörtern viel zu weit führen würde, und ist ja auch nicht die Frage, auf deren Beantwortung es dem Verf. in erster Linie ankam.

München. O. Krebs.

Mach, E., Die Mechanik in ihrer Entwicklung historisch-kritisch dargestellt. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1897.

Die neue Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden wieder durch eine Reihe von Zusätzen, die durch inzwischen veröffentlichte Arbeiten veranlafst sind. Am meisten dürfte davon die Kritik der Hertzschen Mechanik interessieren. (S. 253 ff.)

Das vortreffliche Machsche Buch hat schon ungemein viel Aufklärung und Anregung gebracht, seine Mission aber, mit zahlreichen und tiefwurzelnden Vorurteilen der Philosophen, Mathematiker und Naturwissenschafter gründlich aufzuräumen, ist noch bei weitem nicht erfüllt. So möge es denn auch fernerhin den Weg zur Natur weisen, von der die Menschheit im allgemeinen noch immer durch dicke metaphysische Nebel getrennt ist.

J. Petzoldt.

Volkelt, Joh., Prof. d. Phil. a. d. Universität Leipzig. Ästhetik des Tragischen. München, C. H. Beck. Mk. 7.—.

Einem solchen Buche gegenüber, wie das Vorliegende ist, legt man sich, scheint mir, gern zwei Fragen vor: Was ist mit diesen Ausführungen für den Kunstschaffenden, den produktiven Künstler, was für den Kunstgeniefsenden geleistet? Als Drittes käme allerdings in Frage, was ist für die rein wissenschaftliche Erkenntnis des künstlerischen Schaffens gethan? Ich setze bewufst als Drittes das hin, was man meistens wohl als Erstes bei solchen Untersuchungen anzusehen gewohnt ist. Ich will dieser Anschauung auch in keiner Weise entgegentreten, wenn ich auch glaube, dafs eben eine rein wissenschaftliche Behandlung dieser Probleme nur bis zu einem gewissen Grade möglich ist. Was uns am Kunstwerk interessiert, ist das Individuelle, das, was nur diesem Künstler und diesem Kunstwerk eigen ist, und wodurch es sich von jedem anderen unterscheidet. Alle wissenschaftliche Betrachtung des Künstlerischen geht aber sofort auf das Allgemeine, auf das allen Kunstwerken mehr oder minder Gemeinsame, und auf diese Weise wird gerade das Besondere, das, was wir speziell im Kunstwerk suchen, eliminiert. Volkelt hält daran fest, die Ästhetik solle eine normative sein. Er stellt sich also von vornherein nicht auf den Boden einer

rein theoretisch-wissenschaftlichen Untersuchung, sondern behält das Praktische im Auge. Das Normative einer Ästhetik ist, wie klar liegt, von zweierlei Art: man giebt Normen für den Schaffenden oder Normen für den Genielsenden, meistens für beide. Ich mufs nun gestehen, ich habe nicht gar so viel Normatives in der „Ästhetik des Tragischen“ gefunden, und ich möchte sagen: glücklicher Weise. Volkelt ist so vorgegangen, dafs er Kunstwerke aller Zeiten und Richtungen nahm und aus ihnen seinen Begriff des Tragischen abzog. Er wollte allen gerecht werden, Sophokles sowohl als Shakespeare, Calderon sowohl als Kleist, ja auch Hauptmann, Schlaf, Holz und anderen unserer Modernsten. Unter dem Wandel aller dieser Formen des Tragischen sucht er nun ein Bleibendes, ein Grundbestimmendes zu finden oder wenigstens die am meisten verschiedenen Formen und Typen des Tragischen festzustellen. Nun mufs man wirklich fragen, für welches Schaffen kann der Verfasser auf diese Weise Normen geben? Für dasjenige eines Sophokles oder eines Gerhard Hauptmann, für Hebbel oder Lope de Vega, für Calidasa oder Arno Holz? Denn darüber, dafs das Schaffen und die Art des einen das Schaffen und die Art des anderen ausschliefst, kann doch kein Zweifel sein. Mir scheint also, es läuft ein wenig Selbsttäuschung mit unter, wenn Volkelt für seine Ästhetik den Titel einer normativen in Anspruch nimmt. Sollte der »Erfahrungsgrundlage« „eine breitere und ausgreifendere Gestalt gegenüber werden“, so müfste das Normative notwendig auf Einzelheiten beschränkt bleiben. Und darin, dafs Volkelt wirklich so verschiedenartige Dichtungen in den Kreis seiner Betrachtungen zog, dafs er seinen Begriff vom Tragischen fortwährend an den Thatsachen kontrollierte, darin liegt die Bedeutung des Werkes. Darum ist es auch unmöglich, in einer kurzen Besprechung sich mit Volkelts Auffassung des Tragischen auseinanderzusetzen, weil man auf jeden Abschnitt, den er in seinem Buche macht, eingehen und ihm in alle Einzelheiten folgen müfste.

Otto Hinrichsen.

Chabot, Prof. Dr. **Charles**, Nature et Moralité. Paris 1897. F. Alcan. (290 S.)

Der Verf. hatte sich vorgenommen, die Moral als ein Bedürfnis des menschlichen Organismus darzustellen, daher die Zusammenstellung Moral und Natur. — Die Moral ist untrennbar

von dem Pflichtgefühl (obligation), und es galt zu finden, was uns diese Pflicht auflegen soll. Es werden nun die objektiven und die subjektiven Ursachen des Pflichtgefühls analysiert. Verf. meint, dafs weder die Religion noch die Gesellschaft die nötigen Stützen der Moral liefern. Die Religion kann uns als Macht, Liebe oder Vernunft imponieren. In allen Fällen lähmt sie unseren Willen und kann daher nicht zu moralischen Handlungen führen, denn diese sind nach des Verfassers Ansicht willig und bewufst. Die Gesellschaft ist ihrerseits zu schwach, um die Gesetze, welche sie für richtig hält, uns aufzuzwingen. Weder das allgemeine Wohl, noch die allgemeine Rache kann ein Individuum bewegen, dies oder jenes zu machen, was ihm zuwider ist. Somit sind die objektiven Prinzipien ungenügend. Die Quelle des Pflichtgefühls kann nur subjektiv sein. Und hier unterscheidet der Verfasser die Gefühle und die Vernunft. Die ersteren (mobiles sensibles) sind nur die Deutung der Befehle der Vernunft und verdienen deshalb keine Berücksichtigung. Die Vernunft allein kann die Stütze der Moral und ihre Quelle werden; sie ist auch die Quelle des Pflichtgefühls. Da nun diese „Réflexion“ eine Form der Natur ist, so wäre die Moral von der Natur abzuleiten. — Verf. sucht einen Parallelismus zwischen Moral- und Kunstgefühl, zwischen den Pflichten gegenüber der Ethik und den Pflichten gegenüber der Wissenschaft durchzuführen, um zu zeigen, dafs in beiden Fällen eine bewufste Handlung vorliege, welche durch ein Pflichtgefühl bedingt sei.

Nachdem so der Ursprung und die Natur der Moral gefunden worden ist, bespricht Verf. im zweiten Teile ihren Inhalt. Der Gegenstand der Moral (objet moral) ist für ihn weder das Gute (LE BIEN) noch das Nützliche oder das Wahre, sondern das Schöne, denn dieses allein entspricht allen Forderungen, ebenso von der Gesellschaft und Umgebung wie vom Individuum abhängig, genau bewufst, wenn auch nicht definiert. Das Ziel, das Schöne zu erreichen, verlangt den Willen, die Reflexion, verlangt auch Entsagung und Opfer, schliefst Willkür aus etc.

Der Verf. zeigt nun, dafs alles, was von KANT etc. über Ästhetik gesagt worden ist, auf die Moral passe, und bestreitet lebhaft die Meinung SCHILLERS und HERBARTS, welche den ästhetischen Gefühlen das Bewufstsein absprechen. — Im letzten Teile wird von den Grenzen der Moral und von dem Verhältnis der Moral zum Metaphysischen gesprochen.

Zürich. W. v. MORACZEWSKI.

Dauriac, Prof. **Lionel**, La psychologie dans l'opéra français. Paris 1897. F. Alcan. (164 S.)

Das, was Herr Dauriac „psychologie dans l'opéra" nennt, sind Betrachtungen über drei musikalische Werke, die „Stumme" von Auber, „Wilhelm Tell" von Rossini und „Robert der Teufel" von Meyerbeer. Man kann wohl mit Recht behaupten, dafs jedes Urteil über die Kunst zur Psychologie gehört, aber man ist doch gewohnt, Theaterkritiken nicht gleich mit dem hohen Namen der psychologischen Studien zu bezeichnen, und das Buch von Dauriac ist eine Theaterkritik höheren Stiles. — Der Autor wollte durch die Besprechung der drei Opern uns klar machen, warum die heutigen Franzosen für Wagner schwärmen und den Übergang von Rossini zu Wagner über Meyerbeer demonstrieren. Das Buch des Herrn Dauriac ist kein wissenschaftliches Buch, die Begriffe, mit welchen er operiert, sind die eines Dilettanten, seine Kritiken bringen herzlich wenig Neues. Der Verf. will auch wohl etwas anderes, als Kritiken schreiben, aber dieses, was er will, erreicht er nicht.

Zürich. W. v. Moraczewski.

Sheldon, W. L., An Ethical Movement. Macmillan & Co. XVI, 349 S.

Die vorliegende Schrift ist hervorgegangen aus den Vorlesungen, die der Autor während der letzten zehn Jahre in St. Louis gehalten hat. Mr. Sheldon ist ein Schüler von Dr. Felix Adler, dem weitbekannten Pionier und Gründer der ethischen Gesellschaften in Amerika, England, Deutschland und anderen Ländern. Den Überblick über das Werk möge die Wiedergabe des Inhaltsverzeichnisses erleichtern, das die folgenden Überschriften aufweist: Was versteht man unter „ethischer Bewegung"? Das Wesen der Religion. Was bedeutet ein „ethischer Idealist"? Pflicht; Verhalten gegen Andersgläubige; Wieviel Bedeutungen kann das Wort Gott haben? Der ethische Christ; Die Mission der Stoiker; Hat Tugend Glückseligkeit zur Folge? Werth der Poesie; Methoden für geistige Kultur; Ehe im Lichte des Neu-Idealismus; Kann die Ethik das Familienleben billigen oder es durch etwas anderes ersetzen? Gesetz und Regierung und warum wir sie verehren sollen; Soziale Ideale; Die Mifslichkeit für den Idealisten an den Tagesfragen Anteil zu nehmen; Von welchem Gesichtspunkte aus kann die Ethik das Privateigentum rechtfertigen?

In dem ganzen Buche findet sich keine einzige trockne

oder uninteressante Seite. Der Gesichtspunkt, unter welchem Mr. Sheldon die einzelnen Fragen betrachtet, ist, wie er selbst sagt, „weder derjenige des reinen Stubengelehrten, noch der eines Mannes, der völlig im praktischen Leben aufgeht“. Das Buch ist sichtbarlich frei von allen strittigen philosophischen Ausdrücken, und gelehrten, aber dunklen Diskussionen und metaphysischen Erörterungen ist kein Raum gegeben. Trotzdem trägt das Buch das Kennzeichen eines gereiften und gründlichen Denkens an sich, sein Freisein von der scholastischen Methode, seine einfache Aufstellung überzeugender Thatsachen und Ansichten machen es geeignet, einem lang gefühlten Bedürfnis abzuhelfen, nämlich nach der Aufstellung ethischer Prinzipien, die, frei von allen metaphysischen Spekulationen und Streitigkeiten, von einem jeden einigermaſsen Gebildeten verstanden werden können. Dies wird es dem auſsenstehenden Laien ebenso sehr empfehlen, als den mit diesen Fragen bestvertrauten zünftigen Philosophen. Auch der tiefste Denker wird reichlich Anregung zum Nachdenken finden.

Viele suchen eine Lebensanschauung, die sich in Übereinstimmung befinden soll mit den besten Ideen der modernen Forschung, die nicht auf Dogmen basiert ist, aber sich auch nicht in Disharmonie befindet mit dem inneren Bewuſstsein eines höheren Lebens und eines höheren Wesens. Unter der groſsen Masse haben sowohl die religiösen Grundlagen, als auch diejenigen der Wissenschaft wegen der vorausgesetzten Unvereinbarkeit beider zu leiden. Einerseits will man nicht die Lehren der Wissenschaft annehmen, da man sie in Konflikt mit den religiösen Prinzipien vermutet, anderseits will so mancher wissenschaftlich Gebildete sich nicht mit religiösen Fragen abgeben, da er sie auf haltlosen Hypothesen beruhend glaubt. Das vorliegende Buch weist auf einen gemeinsamen Punkt hin, wo sich der wissenschaftlich Gebildete, der streng Religiöse und der Indifferente treffen. Mr. Sheldon thut keinem Glauben irgendwie Gewalt an, sondern zeigt, daſs „Religion die Hingabe des Willens an das Ideal oder die geheiligten Prinzipien einschlieſst, welche für uns der Ausdruck der wahren Bestimmung oder des Wertes der menschlichen Seele sind“. Unter diesem allgemeinen Ausdruck lassen sich die Lehren aller der groſsen religiösen Führer zusammenfassen, welche die Menschheit je verehrt hat. Dies vereinigt sie zu einer groſsen Brüdergemeinde, mögen sie nun Jesus, Buddha, Thomas a Kempis, St. Augustin, George Eliot oder Emerson heiſsen.

Das Buch wird indessen denen nicht behagen, welche Trost

in dem Gedanken an Freiheit von Verantwortlichkeit und Loslösung von der Pflicht finden wollen. Das Gefühl der Verpflichtung ist gegenwärtig ein bleibender Bestandteil unseres Bewufstseins, und unsere höchste Aufgabe sollte sein, seine Forderungen besser verstehen zu lernen. Das Ziel aller ethischen Bewegungen ist, „den Charakter zu beeinflussen und Methoden zu finden, die am wirksamsten auf dieses Ziel hinarbeiten“. Die Individuen zur Vervollkommnung anzuleiten, sie für höhere Ideale zu begeistern und ihnen erhabenere Ziele zu stecken, ist dies nicht für die Zukunft der Welt von höherem Wert, als den historischen Wert oder Unwert der „Bibel“ nachzuweisen oder zu prüfen, welche Überzeugungskraft den Gründen für die Existenz einer Gottheit zukommt? Mr. Sheldon sucht begeisterte Ideale in den Schriften von Kant, Darwin, George Eliot, Goethe, Dante, Buddha, Jefferson, Welster, Washington, den Episteln Pauli, den Psalmen Davids, in der Poesie und im grofsen Buche der Natur.

Das gemeinsame Band, das alle Menschen umschlingt, ist Not und Mühsal. An ihnen haben in gleicher Weise zu tragen „die römisch Katholischen wie die Presbyterianer, der Unitarier und der Jude, der Agnostiker und der Atheist, der Buddhist und der Anhänger des Confucius“. Alle weisen die Spuren und Narben von Elend und Leiden auf. Diese gemeinsamen menschlichen Erfahrungen bilden eine Basis für die Vereinigung. Freude führt nicht zusammen, sie hat eher eine trennende Wirkung. Aber „die Angst unserer sündenbeladenen, sorgenschweren Seele läfst uns hilflos die Hand ausstrecken nach der Hand unsres Nächsten, sie läfst uns suchen nach irgend etwas, das uns dieser entsetzlichen Last enthebt, die uns zu Boden drückt“.

Die hervorragendsten Kapitel sind die über „Ehe“ und „Familie“. Diese tragen so sehr den Stempel der Wahrheit auf der Stirn, dafs sie sich unvertilgbar dem Gemüt eines jeden Gesellschaftsmitgliedes einprägen sollten. Würde jedes Paar, das vor den Altar zu treten gewillt ist, die darin enthaltenen Gedanken sich gegenwärtig halten, so würde dies gar manchen abhalten, vorschnell das Ehegelöbnis abzulegen, und der Ehestand würde in einem reineren, helleren, feierlicheren und verlockenderen Lichte erstrahlen, und Streit und Familienzwistigkeiten wären weniger an der Tagesordnung.

Das Buch verdient in einem jeden Land und in einer jeden Sprache Eingang zu finden.

Leipzig. Fr. Bolton.

Gerber, Prof. **Paul**, Die Prinzipien der Erkenntnis in der Physik und Chemie. Programm des städt. Realprogymnasiums Stargard i. P. (31 S. 4°.)

Ich freue mich, im dem Aufsatz von Prof. Gerber eine Arbeit anzeigen zu können, die nicht nur den Naturwissenschaftler, sondern auch den Philosophen interessiert, und speziell auch die Empiriokritiker, da die Arbeit dem empiriokritischen Gedankenkreis nahe, wenn auch nicht gerade mit demselben in Verbindung steht.

Wie es schon Helmholtz versuchte, die Physik und Chemie in die Newtonsche Mechanik einzubeziehen, so sieht auch Verf. die Mechanik als diejenige *allgemeine* Wissenschaft an, deren Aufgabe es ist, für die *besonderen* Wissenschaften Physik und Chemie den einheitlichen Grund zu schaffen. Verf. befindet sich dabei, wenigstens was die Grundbegriffe anbetrifft, in Übereinstimmung mit der Mechanik von Hertz, wenn er auch in Bezug auf dessen Ausgangs- und Grundgesetz anderer Meinung ist und vor allem die Aufgabe, welche der Mechanik für die Physik und Chemie zufällt, anders bestimmt.

Man kann heutzutage die Naturwissenschaftler einteilen in zwei Gruppen, 1. solche, die alle physikalischen und chemischen Vorgänge als Bewegungen auffassen, welche also in den Bewegungen speziell mechanische *Vorbilder* sehen, die sie den Erscheinungen unterlegen, und 2. solche, die gerade entgegengesetzter Ansicht sind und von allem Mechanischen, wo es sich nicht in unmittelbarer Erfahrung darbietet, grundsätzlich absehen. — Verf. bekämpft beide Richtungen. Er bestreitet gegenüber den „Bewegungsphysikern" der ersten Art, dafs die physikalischen und chemischen Prozesse alle als Bewegungen anzusehen seien (er führt das speziell für Wärme aus). Gegenüber den Vertretern der andern Richtung weist Verf. dagegen in erfreulicher Weise wieder einmal darauf hin, dafs es die Wissenschaft nicht mit Anschauungen, sondern immer nur mit Begriffen zu thun habe, und dafs es zweierlei sei, ob man einen Vorgang in der Natur als an sich mechanisch ansehe, oder ob man ihn aus mechanischen Gesetzen *begründe*.

Wenn nun die Bewegungsnatur einer Anzahl von Erscheinungen bestritten wird, so ist die Frage, wie es noch möglich sei, denjenigen Teil der Vorgänge, wo wir direkt Bewegungen beobachten können (der also selbstverständlich in die Mechanik fällt) und denjenigen Teil, wo keine Bewegungen vorliegen, in der Mechanik einheitlich zusammenzufassen. Verf. sucht den Oberbegriff für beide Prozefsarten in der ihnen ge-

meinsamen Gesetzmäfsigkeit und denkt sich die Aufgabe so: man hätte zuerst die Vorgänge auf das Wesentliche zu konzentrieren und die für ihre Bestimmung eben noch hinreichenden und ihnen darum notwendig zugehörigen Begriffe aufzustellen. Dann wäre für jede physikalische und chemische Erscheinung oder Erscheinungsgruppe ein mechanisches System von entsprechenden Eigenschaften zu schaffen, dessen Verhalten im einzelnen dann das unter gleichen Bedingungen eintretende Verhalten des anderen anzeigt. (S. 18.) „Die Gedankenwendung, wie wenn es sich um *Vergleichung* zweier *verschiedener* Erscheinungen oder Systeme handelt, läfst den Gang der jedes mal erforderlichen Untersuchung und die Bedeutung, was unter Anwendung der Mechanik auf Physik und Chemie zu verstehen sei, besser hervortreten. Aber im übrigen sind die beiden Erscheinungen oder Systeme eigentlich gar nicht zwei. Man kehrt nur durch die Mechanik dahin zurück, von wo man ursprünglich ausging.“

Die vom Verf. aufgestellten Grundbegriffe sind (in Übereinstimmung mit Hertz): Raum, Zeit, Masse und feste Zusammenhänge. Es sei unzulässig, daneben noch von Energie zu sprechen, besonders wenn man sie, wie z. B. Ostwald, real auffafst. Auch mit der Kraft in der alten Bedeutung des Wortes, die bekanntlich als etwas aus der Erfahrung Entnommenes galt, wird hier gebrochen: „Indem man ein von äufseren Massen unabhängiges, in Bewegung begriffenes System in 2 Teile zerlegt, erhält man infolge der festen Zusammenhänge und der Bewegungen eine Abhängigkeit des einen Teils vom andern. Man kann nun das Mafs der Abhängigkeit als Kraft bezeichnen. Von einem Drucke oder einem Stofse, von einem Zug oder sonst einer Fernkraft ist dabei keine Rede, nur die festen Zusammenhänge sind das Mafsgebende.“ (S. 11.) Kraft kennzeichnet eben nicht einen Zustand, eine Lage etc., sondern nur die Änderungen eines Zustandes, einer Lage. Die vom Verf. vertretene Methode der mechanischen Begründung ist nicht zu identifizieren mit der Methode der mechanischen Analogieen. Die durch Analogieen geschaffene Einheitlichkeit ist ohne Wert, wenn nicht nachgewiesen wird, dafs die Prozesse w i r k l i c h lauter Bewegungen sind und die Analogieen m e h r als dies, nämlich die streng thatsachenmäfsige begriffliche Darstellung der Wirklichkeit. Die Analogieen bleiben immer blofs Bilder, während wir es hier im Gegensatz zu Bildern mit B e g r i f f e n zu thun haben, als den erfahrungsmäfsigen Bestimmungen der Bilder.

Die Abhandlung ist höchst anregend und klar geschrieben, und es ist zu hoffen, dafs der Verf. den darin niedergelegten Plan einer Mechanik, die als formales Muster für Physik und Chemie diene, bald in weiteren Arbeiten zur Ausführung bringe; es wird alsdann nicht ausbleiben, dafs noch mehr Licht über den Begriff „feste Zusammenhänge" gebreitet wird, in welchem mir bis jetzt noch ein gut Teil der doch sonst in erfreulicher Weise verurteilten Fernkraft zu stecken scheint.

Zürich. FR. CARSTANJEN.

Stein, Karl Heinrich v., Vorlesungen über Ästhetik, nach vorhandenen Aufzeichnungen bearbeitet. Stuttgart 1897. J. G. Cotta Nachf. (VI, 145 S., gr. 8°) mit H. v. Steins Bildnis.

Ich gestehe, dafs ich nach Lesung des Vorwortes mit starken Befürchtungen an die Lektüre des Buches gegangen bin, und zwar aus folgendem Grund: HEINRICH V. STEIN († 1887, bekannt durch seine vorzügliche „Entstehung der neueren Ästhetik" und „Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker") pflegte fast vollkommen frei zu sprechen und für seine Vorlesungen nur wenige Schlagworte und einzelne Sätze aufzuzeichnen; ganz selten hat er eine Gedankenreihe im Zusammenhang niedergeschrieben. So lagen denn auch für diese Ästhetik nur wenige Hefte Manuskript vor. Es fand sich jedoch das Heft eines Zuhörers, der die Vorlesungen von 1886 im Anschlufs an die Worte des Vortragenden skizziert hatte. Und die Bearbeiter, Dr. F. POSKE und dieser damalige Hörer R. HUBER, stellten sich nun die Aufgabe, aus dem so gegebenen Material die Ästhetik v. STEINS „in möglichster Treue" zu rekonstruieren.

Was konnte man von einer solchen Rekonstruktion anders erwarten, als dafs sie (wie zumeist) ein Untergehen des ursprünglichen Geistes bedeute? Gestehen doch die Bearbeiter im Vorwort: „Vieles mufste wegfallen (!) wenn eine Deutung und Einfügung nicht gelang. Auch war es nicht zu vermeiden, dafs in manchen Abschnitten Nebensächliches breitere Ausführung (!) erfuhr, während es für die Hauptsache an authentischem Material fehlte." (Vorw. S. V.) Daneben wird auch noch verraten, dafs stellenweise „die ursprüngliche Fassung aus redaktionellen Gründen eine Umformung erfahren hat" (ib.). Demgegenüber war wohl die Befürchtung begründet, dafs schliefs-

lich mehr eine Ästhetik der Herren Poske und Huber, als eine v. Steins herausspringen werde. Ich, für meinen Teil, hätte es lieber gesehen — und ich glaube, das ist etwas mehr als nur ein ganz individueller Wunsch — wenn einfach die vorhandenen Merksätze und mehr oder weniger kurzen Ausführungen v. Steins, die doch im vorhandenen Manuskript immerhin 169 halbbogige Seiten ausfüllen, so wiedergegeben worden wären, wie sie vorliegen, während vielleicht in kleiner gedruckten Zusätzen Erweiterungen, wie sie sich aus der Kollegnachschrift ergeben, hätten hinzutreten können. Aber dann wäre freilich nicht ein so lesbares und gangbares Buch entstanden, sondern ein „document humain“, das vielleicht nur den engeren Kreis der Fachgenossen interessiert hätte.

Nach der Lektüre mufs ich nun zugeben: ganz so schlimm, wie man befürchten mufste, steht es nicht; was uns die Bearbeiter bieten, ist immerhin noch eine Ästhetik v. Steins. Da das Material unbekannt ist, so läfst sich nicht beurteilen, wie viel weggefallen ist, wie stark die Überarbeitung ändernd eingegriffen hat; aber wer v. Stein aus seinen anderen Arbeiten kennt, mufs gestehen, dafs das Buch v. Steinschen Geist atmet. Und so haben wir denn den Bearbeitern im Grund nur dankbar zu sein, dafs sie sich dieser wenig dankbaren Arbeit unterzogen haben.

Was die Ansichten v. Steins selbst betrifft, so sind sie in ihren Grundzügen schon in der „Entstehung der neueren Ästhetik“ niedergelegt, erfahren aber hier ihren Ausbau und zwar vorwiegend nach der subjektivistischen Seite. Es wird hervorgehoben, dafs der ästhetische Eindruck durch innere Thätigkeit zustande komme, und es wird stark betont, dafs dabei die Assoziationen, die gedanklichen Verknüpfungen, und der Anthropomorphismus eine hervorragende Rolle spielen. Dem Formalschönen wird nicht jede ästhetische Bedeutung abgesprochen, aber es sei nicht der einzige und wesentlichste Faktor; bereits bei den einigermafsen verwickelten Formen des Ornaments mische sich Assoziation ein. Während so in weitsichtiger, künstlerisch feinfühliger Weise überall die subjektivistischen Momente in den Vordergrund treten, zeigt sich an anderen Stellen wieder ein Schwanken zu objektiven Bestimmungen, ein Schwanken, das ja durchgehends die Ästhetik der letzten Jahrzehnte durchzieht, da man das Gefallen immer noch getrennt in Bezug auf den einen und den anderen Faktor, Subjekt und Objekt bestimmt. Die Umschreibung der Kunst, als Bewältigung eines Stofflichen, scheint mir zu den besten

Bestimmungen zu gehören, schon deshalb, weil sie dynamisch ist; nur ist sie zu umfassend, es fehlt das beschränkende Moment. — Der zweite Abschnitt des Buches ist geschichtlichen Inhaltes und wiederholt zum Teil kurz die Resultate des gröſseren Werkes „Entstehung der neueren Ästhetik", während neu hinzukommen die Abschnitte über die italienische Renaissance, über die spanische Dichtung, die kantische und nachkantische Ästhetik, sowie der Abschnitt „Anordnungen".

Bietet auch das Buch inhaltlich des Neuen wenig — es ist sogar manches im systematischen Teil bereits überholt —, so wüſste ich doch keines zu nennen, in welchem die Ästhetik so kurz und klar, so allgemeinverständlich, feinsinnig und geistvoll vorgetragen würde. Wenn ich zusammenhalte, daſs diese Anschauungen im selben Jahr vorgetragen wurden als die populär seinsollende Ästhetik von Schasler erschien (1886) — um wieviel freier und künstlerischer sind sie als diejenigen von Schasler. Freilich, v. Stein ist kein Systematiker wie Schasler, aber ich glaube, daſs gerade dieser Umstand ihm und diesem Buche Freunde genug verschaffen wird.

Zürich. Fr. Carstanjen.

Selbstanzeigen.

Barth, Dr. P., Privatdozent an der Universität zu Leipzig, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie. Erster Teil: Einleitung und kritische Übersicht. Leipzig O. R. Reisland 1897. XVI., 396 S.

Der Verfasser ist der Ansicht, daſs Philosophie oder Wissenschaft der Geschichte und Soziologie zusammen fallen. Nachdem er in der Einleitung dies begründet hat, geht er dazu über, den Ursprung der Soziologie (Saint-Simon), das erste System (Comtes) und die drei Richtungen, die sich aus diesem heraus gebildet haben, zu charakterisieren. Diese drei Richtungen sind: 1. die klassifizierende (Littré, de Roberty, de Greef, Lacombe), 2. die biologische (Spencer, Lilienfeld, Schäffle, Fouillée Worms), 3. die dualistische, die neben und über der Natur noch das Wirken des Geistes anerkennt (Mackenzie, Ward,

Hauriou, Giddings). Am ausführlichsten sind Comte und Spencer behandelt. Es folgt darauf die Darstellung und die Kritik der einseitigen Geschichtstheorieen, mit Beschränkung auf diejenigen, die jetzt noch lebendig sind. Die individualistische Ansicht (Theorie der grofsen Männer), die anthropogeographische, die ethnologische, die kulturgeschichtliche, die politische, die ideologische, die ökonomische (Durkheim, Patten, Marxismus), werden nacheinander beschrieben und als einseitig und unzulänglich erwiesen. Den Schlufs bilden eine Auseinandersetzung mit Dilthey, der alle bisherige Philosophie der Geschichte und Soziologie verwirft, und eine kurze, rein deskriptive Skizze der eignen Ansicht des Verfassers. Der zweite Teil soll in seiner ersten Abteilung die Grundlegung der eignen Theorie des Verfassers und die Naturformen der Gesellschaft, in seiner zweiten die Kunstformen der Gesellschaft und die Ergebnisse der ganzen Untersuchung zum Gegenstande haben.

Cornelius, Hans, Psychologie als Erfahrungswissenschaft, gr. 8°. XVI, 445 S. Leipzig, B. G. Teubner 1897.

Das Buch enthält die Ausführung des Programmes, welches ich in meinem Artikel „Das Gesetz der Übung“ (diese Vierteljahrsschrift Bd. XX, S. 48 f.) entwickelt habe. Seine Aufgabe ist die Begründung einer rein empirischen Theorie der psychischen Thatsachen unter Ausschlufs aller metaphysischen Voraussetzungen.

Den einzigen Ausgangspunkt zur Lösung dieser Aufgabe bilden die vorgefundenen psychischen Thatsachen. Die Analyse derselben führt auf die fundamentalen Faktoren, welche die Möglichkeit eines zusammenhängenden, zeitlich verlaufenden psychischen Lebens bedingen, sowie zugleich auf die allgemeinen Gesetzmäfsigkeiten, welche den Verlauf der psychischen Entwicklung beherrschen. Es wird gezeigt, wie diese Entwicklung zur Bildung zweier wesentlich verschiedenen Arten von Begriffen führt, mit deren Hilfe einheitliche Erfahrung zustande kommt: der „Wahrnehmungsbegriffe“ und der „empirischen“ Begriffe. Auf Begriffsbildungen der ersteren Art beruhen unsere Aussagen über die verschiedenen Arten von Bewufstseinsinhalten und deren Beziehungen; auf solchen der zweiten Art beruht unsere Überzeugung von der Existenz einer Welt der Dinge, die Unterscheidung „objektiver“ Zusammenhänge von dem „subjektiven“

Zusammenhang unserer Erlebnisse, sowie die Unterscheidung eigener und fremder Bewufstseinsthatsachen.

Als notwendige Folge des Mechanismus der empirischen Begriffsbildung ergiebt sich die naiv-realistische Weltansicht. Weiter ergeben sich aus demselben Mechanismus einerseits die geometrischen Grundsätze, welche den objektiven Raum als euklidischen Raum charakterisieren, andererseits die Gesetze der Beharrlichkeit der Substanz und des Naturlaufes.

Im Gebiete der subjektiven Thatsachen führt die Entwicklung auf Grund der gleichen Gesetze zur Entstehnng der Begriffe der unbemerkten Bewufstseinsinhalte und der psychischen Dispositionen; ebenso zur Unterscheidung von Wahrheit und Irrtum, zu den Phänomenen des Begehrens, Wollens und willkürlichen Handelns, sowie zur Bildung der Wertbegriffe, welche ihrerseits die Entwicklung und Umbildung unserer Dispositionen zu Begehrungen und Handlungen beherrschen.

Elsenhans, Dr. **Theodor**, Selbstbeobachtung und Experiment in der Psychologie, ihre Tragweite und ihre Grenzen. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr 1897. 63 S. (Mk. 1.50.)

Angesichts der thatsächlichen Erfolge der experimentellen Methode und ihres Anspruchs auf Alleingültigkeit im Gesamtgebiete der Psychologie, dessen Anerkennung die psychologische Arbeit ohne Experiment überhaupt ausschliefsen würde, sucht die vorliegende Schrift eine Antwort auf folgende Fragen: Wie weit reicht die Leistungsfähigkeit der früheren Methode der blofsen Selbstbeobachtung im Gebiete der Psychologie? Sind die gegen dieselbe vorgebrachten Gründe ausschlaggebend? Und wenn dies zu bejahen ist, wie grofs ist die Tragweite des Experiments? Fallen die Grenzen der experimentellen Psychologie mit denen der Psychologie (des Individuums) überhaupt zusammen oder nicht? Und welche psychischen Erscheinungen sind im letzteren Fall der experimentellen Bearbeitung unzugänglich? Nachdem zunächst die materialistische Verwerfung einer autonomen Psychologie der Selbstbeobachtung überhaupt zurückgewiesen ist, werden die Schwierigkeiten der Selbstbeobachtung und ihre Lösung, sowie ihre Ergänzung durch die Erinnerung besprochen. Die Möglichkeit einer solchen reinen Selbstbeobachtung als Voraussetzung einer jeden, auch einer

experimentellen Psychologie und die Bedingtheit jeder psychischen Erscheinung durch eine vorangehende innerliche Reihe ergeben bereits allgemeine Schranken der experimentellen Methode. Hierauf wird unter Geltendmachung zweier die Anwendbarkeit des Experiments im einzelnen beschränkender Umstände: der Kompliziertheit gewisser psychischer Vorgänge und der Unvereinbarkeit mit dem Bewufstsein, Gegenstand eines Experiments zu sein — der Versuch gemacht, ein dem Experiment unzugängliches Gebiet der Psychologie abzugrenzen.

Froehlich, Dr. J., Die Individualität vom allgemein-menschlichen und ärztlichen Standpunkt. Stuttgart, A. Zimmers Verlag (E. Mohrmann) 1897. Mk. 6.—.

Das vorliegende Buch ist der Ausdruck der Lebens- und Berufsphilosophie eines Arztes, in dem sich individuelle Lebens- und Berufsauffassung gegenseitig zu einem einheitlichen Ganzen durchdrungen haben. Diese Verbindung bedingt es, dafs der Idealismus des Verfassers doch überall von einem realen Wirklichkeitsempfinden gestützt und andererseits wiederum die Erscheinungswelt des Stoffes durch die einende Idee durchgeistigt wird.

Es herrscht nur ein Gesetz im Reiche des Stoffes wie des Geistes, das Gesetz der Harmonie, das im Individuellen sich zum Selbstbewufstsein hindurchgerungen. Hierin ist auch das Sittengesetz begründet: Wie in der Einheit unseres Organismus, in dem wunderbaren In- und Durcheinanderwirken aller seiner Teile und Funktionen zum harmonischen Ganzen der Wahrspruch der Liebe „Einer für Alle, Alle für Einen“ Leben und Gestalt gewonnen, so müssen wir auch dieses organische Gesetz auf unsere gesamte Lebensauffassung übertragen. Denn in jenem allein kann die Individualität, die ihre Wurzeln wie ihre Daseinsbedingungen im Ganzen hat, sich voll und harmonisch entfalten, ihre Eigenkräfte entwickeln und rückwirkend wieder den Zwecken des Ganzen dienstbar machen.

Harmonie in der Welt der Erscheinungen aber ist Zweckmäfsigkeit, welche besonders deutlich sich ausspricht in dem Grundgesetz individuellen Lebens, dafs — in den Grenzen der Individualitätskraft — jede äufsere Einwirkung im Organismus die Thätigkeiten zu ihrem Ausgleich oder Überausgleich wachruft. Hierin liegt das Rätsel des Lebens, hierin liegt allein die Möglichkeit aller organischen Entwicklung, jeden Fort-

schrittes im Körperlichen und Geistigen. Dieses Gesetz aber bietet uns in seinen zweckmäſsigen Äuſserungen (z. B. Entzündung und Fieber) gegenüber den verschiedenartigen Einwirkungen der Auſsenwelt auch den Schlüssel von Krankheit und Heilung, welch letztere sich immer nur im Rahmen der natürlichen Regulation vollziehen kann, und bietet zugleich auch der Medizin die Grundlage und das untrüglichste Leitmotiv ihres Handelns, das sie allein auch zur Kunst und Wissenschaft erheben und ihr überall fruchtbare Anregung bringen wird.

So erscheinen überall in dem Buche medizinische Gesetze und geistige und sittliche Fragen zu einem innigen organischen Ganzen verwebt.

Müller, Rudolf, Naturwissenschaftliche Seelenforschung. I. das Veränderungsgesetz. Leipzig 1897. Arwed Strauch. (VIII, 168 S.)

Die oft behauptete Unvereinbarlichkeit der Psychologie mit der Naturwissenschaft ist nur eine Folge des rein subjektiven, aber gänzlich unfruchtbaren Standpunktes, den die Psychologen aller Richtungen bei ihren Forschungen durchwegs einnehmen und mit unbegreiflicher Zähigkeit festhalten. Auch in der Psychologie ist die objektive Auffassung des psychischen Geschehens, nämlich jener Vorgänge, welche das Entstehen psychischer Erscheinungen mit Notwendigkeit und Allgemeingiltigkeit zur Folge haben, nicht nur möglich, sondern geradezu unerläſsliche Bedingung einer erfolgreichen Forschung. Insbesondere fordern die hypnotischen und die sogen. occulten Erscheinungen zur objektiven Untersuchung geradezu ostentativ auf. Somit bietet sich die Aussicht auf eine objektive, also naturwissenschaftliche Psychologie.

Das Naturgeschehen vollzieht sich allüberall mit strenger Notwendigkeit und Allgemeingiltigkeit nach erkennbaren, erforschbaren Gesetzen. Die Aufdeckung der bei jeder einzelnen Naturerscheinung beteiligten Kraftformen, der Gesetze ihrer Wirkungsart und Umformung ist Aufgabe der Naturforschung. Auch die Entstehung und der Verlauf der psychischen Erscheinungen und jener mit ihnen unzertrennlichen körperlichen Zustände, die wir als Bewuſstseinszustände bezeichnen, unterliegt derselben objektiv untersuchbaren, also auch kausal erklärbaren Gesetzmäſsigkeit. Der Prozeſs der Bewuſstwerdung (und Willenshandlung) ist daher ebenfalls ein objektiver, er ist nur für mein eigenes Ich subjektiv, für jedes andere Ich ist er uns

objektiv. Und wie dem Naturforscher das Fortbestehen von Kraft bei fortdauernder Umwandlung der Formen ihrer Bethätigung den einzigen Ausgangspunkt für die kausale Untersuchung aller objektiven Erscheinungen bildet, so bedarf auch der Seelenforscher keines anderen Ausgangspunktes; er läfst daher insbesondere die Metaphysik nicht mehr oder weniger unberührt wie jener.

Den Wegweiser für alle und jede Naturforschung bildet das Veränderungsgesetz. Da sich aber die naturwissenschaftliche Seelenforschung viel mehr als die sonstige objektive Forschung einer besonderen Rigorosität in der Auffassung aller Naturerscheinungen befleifsen mufs, so ist auch eine genaue Feststellung und Fassung dieses Gesetzes dringend erforderlich. In der Aufseracbtlassung der erwähnten rigorosen Auffassung liegt der Grund zur Fehlerhaftigkeit der bisherigen Formulierungen desselben, in dieser Mangelhaftigkeit besteht auch einer der gröfsten Denkfehler SCHOPENHAUERS, daher auch seine fehlerhafte Formulierung des Satzes vom Grunde. Die Anwendung des in seine richtige Formel gebrachten Veränderungsgesetzes auf die psychischen Erscheinungen läfst sofort erkennen, dafs „Seele“ und „Bewufstsein“ zweierlei voneinander ganz und gar verschiedene Begriffe involvieren.

Die objektive Auffassung der psychischen Erscheinungen erfordert zur Erforschung derselben eine entsprechende Methode. Die am meisten erspriefsliche, die eine objektive Untersuchung des psychischen Geschehens eigentlich erst ermöglichende Methode ist die hypnotische Inschaumethode, vom Verfasser daher auch die objektive Methode genannt. Dieselbe verspricht zu einer vollkommen befriedigenden kausalen Erklärung der psychischen Erscheinungen zu führen. Näheres hierüber wird der II. Band bringen.

Stock, Dr. **Otto**, Privatdozent der Philosophie an der Universität Greifswald: Lebenszweck und Lebensauffassung. Greifswald 1897, Julius Abel. 177 S. 8°. Mk. 350.

Der erste Teil der Schrift beschäftigt sich mit dem Gegenstand und der Methode der Ethik als Wissenschaft. Er bestimmt als das Seiende, mit dem allein es die Ethik als Wissenschaft zu thun hat, die sittliche Wertunterscheidung, d. i. die Höher- oder Minderwertung menschlichen Handelns und Wollens. Wie die kritische Erkenntnistheorie die in den Erkenntnisurteilen

ausgesagte Allgemeinheit und Notwendigkeit aus dem Wesen des Bewufstseins begreift, so hat die kritische Ethik die besondere Aufgabe, die in den sittlichen Urteilen sich aussprechende Gesetzmäfsigkeit durch Kritik des Bewufstseins in Bezug auf die aus seinem Wesen fliefsende Wertschätzung oder Zwecksetzung zu erklären und zu begründen. — Nachdem in dieser methodischen Untersuchung die ethischen Grundbegriffe festgestellt sind, kennzeichnet die Bewufstseinsanalyse des zweiten Teils jenen „absoluten", d. h. überindividuellen Lebenszweck, aus dem das Gesetz der sittlichen Wertunterscheidung und damit ohne weiteres das Sittengesetz folgt, als einen rein geistigen. Der Begriff der sittlichen Gemeinschaft, der aus dem absoluten Zweck abgeleitet wird, charakterisiert den Gegenstand zu den sozialethischen und sozialistischen Theorieen, die die Gemeinschaft als Selbstzweck in Anspruch nehmen. Der dritte Teil führt vom objektiv Sittlichen zur subjektiven Sittlichkeit, vom Lebenszweck zur Lebensauffassung, versucht das Verhältnis von Objektivität zur Subjektivität im sittlichen Urteil nach Seiten des Urteilenden wie des Beurteilten zu bestimmen. Er liefert damit den Mafsstab für die Würdigung des modernen Individualismus, seiner Irrtümer wie seines berechtigten Grundgedankens. Den Schlufs bildet eine Darlegung der Haupterscheinungsformen des Sittlichen, deren notwendige Stufenfolge mitsamt ihrer Widerspiegelung im theoretischen Gedankenausdruck aus dem Wesen der unendlichen sittlichen Aufgabe begriffen wird.

II.

Bibliographische Mitteilungen.

(Bis 15. Nov. 1897.)

Abkürzungen für Zeitschriften:

Am. J. Ps. = American Journal of Psychology.
Arch. G. Ph. = Archiv für Geschichte der Philosophie.
Arch. syst. Ph. = Archiv für systematische Philosophie.
Int. J. E. = International Journal of Ethics.
Phil. Jahrb. = Philosophisches Jahrbuch.
Phil. Stud. = Philosophische Studien, hrsg. v. W. Wundt.
Phil. Rev. = The Philosophical Review.
Ps. Rev. = The Psychological Review.
Rev. de l'U. B. = Revue de l'Université de Bruxelles.
Rev. Mét. = Revue de Métaphysique et de Morale.
Rev. N.-sc. = Revue Néo-scolastique.
Rev. Ph. = Revue Philosophique de la France et de l'Etranger.
Rev. Théol. et Phil. = Revue de Théologie et de Philosophie.
R. I. Fil. = Rivista Italiana di Filosofia.
Vjschr. = Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie.
Vopr. ph. i. ps. = Voprosy philosophii i psychologii. (In russ. Sprache.)
Z. f. i. Ph. = Zeitschrift für immanente Philosophie.
Z. f. Phil. = Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.
Z. f. Phil. u. P. = Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik.
Z. f. Ps. u. Phys. = Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane.

Alle übrigen Abkürzungen sind an sich verständlich. Die im Buchhandel erschienenen Werke sind durch größere Schrift hervorgehoben; dagegen sind Aufsätze aus Zeitschriften in kleinerer Type gesetzt.

I. Geschichte der Philosophie.

Abhandlungen zur Philosophie u. ihrer Geschichte. Hrsg. v. Benno Erdmann. 9. Heft. gr. 8°. Halle, N. Niemeyer.

9. Mayer, Dr. Ed. v., Schopenhauers Ästhetik u. ihr Verhältnis zu den ästhetischen Lehren Kants u. Schellings. (VII, 82 S.) M. 2.—.

Adlhoch, B., Der Gottesbeweis des hl. Anselm. (Schlufs.) Phil. Jahrb. X 4, S. 394 bis 416.

Andler, Ch., La conception matérialiste de l'histoire, d'après M. Antonio Labriola. Rev. Mét. V 5, S. 644—658.

Apel, R., Die Lebensanschauung der italienischen Renaissance. In: Das Magazin für Litt. 1897, Nr. 36.

Bacon, Roger, The „Opus Majus". Edited, with Introduction and Analytical Table, by John Henry Bridges. 2 vols. 8vo. Clarendon Press. Sh. 32.

Bähring, B., Moritz Carriere über Jacob Böhme. Comeniusblätter V, Juli—Okt., S. 108.

Bamberger, Herz: Das Tier in der Philosophie Schopenhauers. Diss. gr. 8°. (VII, 136 S.) Würzburg, J. Frank. M. 2.60.

Baumeister, Gymn.-Lehr. Dr. **Adf.,** Über Schillers Lebensansicht insbesondere in ihrer Beziehung zur Kantschen. Progr. 4°. (60 S.) Tübingen, G. Schnürlen. M. 1.50.

Bergmann, J., Zur Lehre Kants von den logischen Grundsätzen. Kantstudien II 2 u. 3, S. 323—348.

Binet, A., Le Dantec's work on biological determinism and conscious personality. Ps. Rev. IV 5, S. 516.

Caird, Edw., Professor Jowett. Int. J. E. VIII 1, S. 40—47.

Carstanjen, Fr., Richard Avenarius and his general theory of knowledge, Empiriokriticism. Mind VI 24, S. 449—475.

Collins, F. Howard, Epitome of the Synthetic Philosophy of Herbert Spencer. With a Preface by Herbert Spencer. 4th ed. (The Philosophy Completed.) 8vo, pp. 702. Williams and Norgate. Sh. 21.

Cortesi, D., La storia morale di Federigo Nietzsche. L'Avvenire I 13.

Creighton, J. E., The philosophy of Kant in America. Kantstudien II 2 u. 3 S. 237 bis 252.

Duncan, G. M., English Translations of Kants writings. Kantstudien II 2 u. 3, S. 253 bis 258.

Duproix, Paul, Kant et Fichte et le problème de l'éducation. 2e édition. In-8. Fr. 5.

Dwelshauvers, G., Leçons sur la philosophie de Kant. 2e partie. Rev. de l'U. B. II 9. S. 689—707.

Eleutheropulos, Dr. **A.,** Kritik der reinen rechtlich-gesetzgebenden Vernunft oder Kants Rechtsphilosophie. 2. [Titel-]Aufl. gr. 8°. (81 S.) Leipzig 1896, O. Weber. M. 2.—; geb. bar M. 3.—.

Fechtner, Dr. **Ed.,** John Locke, ein Bild aus den geist. Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert. gr. 8°. (XI, 298 S.) Stuttgart. F. Frommann. M. 5.—.

Fischer, K., Geschichte der neuern Philosophie. Jubil.-Ausgabe. 1. u. 9. Bd. gr. 8°. Heidelberg, C. Winter.

1. Descartes' Leben, Werke und Lehre. 4. Aufl. (XVI, 448 S) M. 11.—; geb. bar M. 13.—. — 9. Schopenhauers Leben, Werke und Lehre. 2. Aufl. (XVI, 535 S.) M. 14.—; geb. bar M. 16.—.

—, Geschichte der neueren Philosophie. Jubil.-Ausg. 6. u. 7. Lfg. Heidelberg, C. Winter. à M. 3.—.

Fischer, M., Schleiermacher-Studien (II). Protestant. Monatshefte I 8, S. 312—320; I 9, S. 353—367.

Förster-Nietzsche, E., Wie der Zarathustra entstand. In: Die Zukunft VI 1, S. 11.

Fromm, E., Das Kantbildnis der Gräfin K. Ch. A. von Keyserling (mit Abbildg.). Kantstudien II 2 u. 3, S. 145—160.

Goebel, Dr. **Heinr.,** Das Philosophische in Humes Geschichte von England. gr. 8°. (V, 114 S.) Marburg, N. G. Elwerts Verl. M. 2.40.

Gomperz, Th., Griechische Denker. 6. Lfg. Leipzig, Veit & Co. M. 2.—.

Grunwald, Dr. Max, Spinoza in Deutschland. Gekrönte Preisschr. gr. 8°. IV, 380 S.) Berlin 1897. M. 7.20.

Hartmann, Dr. Fr., Die Erkenntnislehre der Bhagavad Gita, im Lichte der Geheimlehre betrachtet. Ein Beitrag zum Studium derselben. gr. 8°. (III, 150 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 3.—.

Heger, P., Émil du Bois Reymond. Rev. de l'U. B. II 8, S. 561-584.

Herbarts', Joh. Fr., sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge hrsg. von Karl Kehrbach. 9. Bd. gr. 8°. (XIV, 462 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Herbart u. die **Herbartianer.** Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie u. der Pädagogik. Sonderabdr. aus dem encyklopäd. Handbuch der Pädagogik von W. Rein in Jena, zusammengestellt aus den Arbeiten v. Thilo, Flügel, Rein, Rude. Lex.-8°. (154 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. M. 3.—.

Hicks, Dr. George Dawes, Die Begriffe Phänomenon u. Noumenon in ihrem Verhältnis zu einander bei Kant. Ein Beitrag zur Auslegung u. Kritik der Transzendentalphilosophie. gr. 8°. (III, 276 S.) Leipzig, W. Engelmann. M. 5.—.

Immisch, O., Schriften über Friedrich Nietzsche. Blätter f. litter. Unterhaltung 1897, Nr. 37, S. 588.

Langner, Dr. Erdm., I. H. Pestalozzi's anthropolog. Anschauungen. Nebst zwei Litteratur-Beilagen. gr. 8°. (VIII, 129 S.) Breslau, Hirt's Sort. M. 2.—.

Lewes, G. H., A Biographical History of Philosophy. New ed. Cr. 8vo, pp. 656. Routledge. Sh. 2.

McGilvary, Prof. E. B., The presupposition question in Hegels Logic. Phil. Rev. VI 5, S. 496—520.

Mercier, D., La psychologie de Descartes et l'anthropologie scolastique (suite). Rev. N.—sc. IV 4, S. 386.

Mellone, S. H., Some of the leading ideas of Comte's positivism. Int. J. E. VIII 1, S. 73-85.

Menzer, P., Der Entwicklungsgang der Kantischen Ethik in den Jahren 1760—1785 I. Art. Kantstudien II 2 u. 3, S. 290.

Montaigne, Principaux chapitres et extraits des »Essais« publiés avec des notices et des notes par A. Jeanroy. In-4. Cart. Fr. 2.50.

Nys, D., La notion de temps d'après saint Thomas d'Aquin (suite et fin). Rev. N.—sc IV 3, S. 225—246; IV 4, S. 367.

Prächter, K., Zur epikurischen Spruchsammlung. Philologus LVI 3, S. 551.

Regener, Fr., Die Methode der Scholastik. In: Die Deutsche Schule I 7, S. 400—411 I 8, S. 457—469.

Remacle, G., La métaphysique de »Scotus novanticus«. Rev. Mét. V 5, S. 591—619.

Salis-Marschlins, Dr. Meta v., Philosoph und Edelmensch. Ein Beitrag zur Charakteristik Friedrich Nietzsches. gr. 8°. (III, 110 S.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 3.—; geb. M. 4.50.

Schellwien, Rob., Nietzsche u. seine Weltanschauung. Eine krit. Studie. gr. 8°. (45 S.) Leipzig, A. Janssen. M. 1.—.

Schopenhauers Gespräche u. Selbstgespräche nach der Handschrift *εἰς ἑαυτον*. Hrsg. von Ed. Grisebach. gr. 8°. (VII, 143 S.) Berlin, E. Hofmann & Co. M. 3.—; geb. in Leiw. M. 4.—.

Schuster, L., Nietzsche's Moralphilosophie. gr. 8°. (16 S.) Rheinbach, Litterar. Bureau. M. —.50.

Schwarz, H., Der Rationalismus und der Rigorismus in Kants Ethik. II. Art. Kantstudien II 2 u. 3, S. 259—276.

Tocco, F., Dell' opera postuma di E. Kant sul passaggio della metafisica della natura alla fisica. Kantstudien II 2 u. 3, S. 277—289.

Tuch, Dr. E., Lotzes Stellung zum Occasionalismus. Die Bedeutung der occasionalistischen Theorie in Lotzes System. gr. 8°. (VI, 48 S.) Berlin, Mayer & Müller. M. 1.50.

Vivecananda, S., Yoga-Philosophie. Neue metaph. Rundschau I 1, S. 8—11; I 2, S. 77 bis 82.

Vorländer, K., Goethes Verhältnis zu Kant. III. Art. Kantstudien II 2 u. 3, S. 161 bis 211.

—, Publikationen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv und dem Goethe-Nationalmuseum zu Weimar, Goethes Verhältnis zu Kant betreffend. Kantstudien II 2 u. 3, S. 212 bis 236.

Wwedenskij, A., Russische Litteratur über Kant aus den Jahren 1893—1895. Kantstudien II 2 u. 3, S. 349—352.

II. Philosophische Prinzipien- und Methodenlehre.

Blavatsky, H. P., Die Geheimlehre (The secret doctrine), die Vereinigung von Wissenschaft, Religion und Philosophie. Aus dem Engl. v. Rob. Froebe. (In ca. 20 Lfgn.) 1. Lfg. gr. 8°. (S. 1—96.) Leipzig, W. Friedrich. M. 3.—.

Braig, Prof. D. Dr. **Karl**, Die Grundzüge der Philosophie. Vom Erkennen. Abrifs der Noetik. gr. 8°. (VIII, 255 S.) Freiburg i. B., Herder. M. 3.40; geb. in Halbleinw. M. 4.—.

Brunschwicg, L., Spiritualisme et sens commun. Rev. Mét. V 5, S. 531—545.

Büchner, L., Die wissenschaftliche Bilanz des Jahrhunderts. In: Die Gegenwart, Bd. 52, Nr. 42.

—, Ein unmoderner Naturforscher. Ibid., Nr. 40.

Bugg, L. H., A little of wisdom. Being great thoughts of many wise men and women. gr. 16°. (239 S.) St. Louis, Mo. Freiburg i. B., Herder. Geb. in Leinw. M. 2.50.

Bullinger, Ant., Phantasterei oder Schwindel? Frage an den Neuscholastiker Dr. M. Glossner betr. seine Kritik der von mir vertretenen Philosophie. gr. 8°. (28 S.) München, Th. Ackermann. M. —.40.

Carus, Dr. **Paul**, Fundamental Problems, the Method of Philosophy, &c. 2nd. ed. Cr. 8vo. Longmans red. Sh. 6.

Correus, Realgymn.-Dir. a. D. **Herm.**, Der Mensch. Leitfaden der Anthropologie nebst Berücksicht. der Diätetik (Hygiene) u. Pathologie. Mit vielen in den Text eingedr. Abbildgn. Nach method. Grundsätzen bearb. 2. Aufl. gr. 8°. (100 S.) Berlin, L. Öhmigke's Verl. M. —.50.

Drews, Priv.-Doz. Dr. **Arth.**, Das Ich als Grundproblem der Metaphysik. Eine Einführung in die spekulative Philosophie. gr. 8°. (XVI, 322 S.) Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. M. 8.—.

Duboc, Dr. **Jul.**, Das Ich und die Übrigen. (Für u. wider M. Stirner.) Ein Beitrag zur Philosophie des Fortschritts. gr. 8°. (60 S.) Leipzig, O. Wigand. M. 1.—.

Dwelshauvers, G., Notre bilan philosophique. Rev. de l'U. B. II 7, S. 499—512.

Eimer, Th., On species-formation, or the segregation of the chain of living organisms into species. Monist VIII 1, S. 97—122.

Feldner, Fr. G., Der Urstoff oder die erste Materie. Jahrb. f. Phil. u. spekulat. Theol. XII 2, S. 133—170.

Flügel, O., Idealismus und Materialismus der Geschichte. (Forts.) Z. f. Phil. u. P, IV 4, S. 241—261; IV 5, S. 321—362.

Ganser, Ant., Das Weltprinzip u. die transzendentuale Logik. gr. 8°. (VII, 156 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 3.—.

Gentile, G., Una critica del materialismo storico in Studi storici Vol. VI Fasc. III, p. 379—425. Livorno 1897.

Glossner, M., Aus Theologie und Philosophie. Jahrb. f. Phil. u. spekulat. Theol. XII 2, S. 170—229.

Grasserie, R. de la, Des causes efficientes et téléologiques dans les faits linguistiques et juridiques. Rev. Phil. XXII 9, S. 251—282.

Gutberlet, Dr. Const., Lehrbuch der Philosophie. (1. und 2. Bd.) gr. 8°. Münster, Theissing.

1. Die Theodicee, 3. Aufl. (XIV, 279 u. 11 S.) M. 3.—. — 2. Allgemeine Metaphysik. 3. Aufl. (XV, 279 S.) M. 3.—.

Hargrove, E. T., Der metaphysische Charakter des Universums. Neue metaphysische Rundschau I 2, S. 55—62.

Hoppe, Prof. Dr. Rhold., Die Elementarfragen der Philosophie nach Widerlegung eingewurzelter Vorurteile. gr. 8°. (92 S.) Berlin, Winckelmann & Söhne. M. 1.60.

Isenkrahe, C. Th., Zur Kriteriumsfrage. Phil. Jahrb. X 4, S. 444—451.

Korff, Heinr., Bibliotheca theologiae et philosophiae catholicae. Systematisches Verzeichnis von deutschen Werken der katholischen Theologie u. Philosophie und eine Auswahl der vorzüglichsten in latein. Sprache erschienenen theol. u. philos. Werke des Auslandes von 1870—1897. gr. 8°. (IV, 196 S.) München, C. v. Lama's Nachf. M. 1.50.

Lebrun, H., Les nucléoles nucléiniens. Rev. N.-sc. IV 4, S. 319.

MacDermott, G. M., Evolution and Revelation: Being a Brief and Elementary Sketch of Darwin's Theory, and a Short Comparison thereof, with the Bible Account of Creation. 12mo, pp. 112. Jarrold. Sh. 2.

Martin, J., La démonstration philosophique. Rev. Ph. XXII 9, S. 225—250.

Menzi, Thdr., Der Materialismus vor dem Richterstuhl der Wissenschaft. Den Gebildeten aller Stände dargeboten. gr. 8°. (IV, 219 S.) Zürich, F. Schulthefs. M. 2.20.

Milhaud, G., Le raisonement géométrique et le syllogisme. Rev. Ph. XXII 10, S. 364 bis 389.

Mongré, Paul, Sant' Ilario. Gedanken aus der Landschaft Zarathustras. gr. 8°. (VIII, 379 S.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 6.50; geb. bar M. 8.50.

Montanari, Ant., Lezioni sulla filosofia della storia che precedono lo studio comparativo delle tre grandi civiltà mondiali. Bologna. 8°. p. 468. M. 8.—.

Morgan, C. Ll., Automatism, determinism, and freedom. Monist VIII 1, S. 148.

—, The realities of experience. Monist VIII 1, S. 1—18.

Muller, F. Max, Three Introductory Lectures on the Science of Thought. Cr. 8vo. Longmans red. Sh. 2/6.

Munnynck, M. P. de, La section de philosophie au congrès scientifique de Fribourg. Rev. N.-sc. IV 4, S. 329.

Muirhead, J. H., The goal of knowledge. Mind VI 24, S. 476—492.

Necker, M., Eine Genealogie des Übermenschen. Blätt. f. litterar. Unterhaltung 1897, Nr. 43, S. 673.

Ormond, A. T., The negative in logic. Ps. Rev. IV 3, S. 231—245.

Pasquier, E., Sur les hypothèses cosmogoniques. Rev. N.-sc. IV 3, S. 282—298; IV 4, S. 347.

Passon, Dr. M., Kurzer Versuch einer energetischen Weltordnung. gr. 8°. (29 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. —.80.

Philanthropus erectus Dubois. Phil. Jahrb. X 4, S. 467.

Romanos, G. J., On isolation on organic evolution. A posthumous essay. Monist VIII 1, S. 19—38.

Rubinstein, S., Der Mensch als Summationsphänomen. In: Das Magazin f. Litteratur. 1897, Nr. 38.

Rundschau, neue metaphysische. Eine unabhäng. Monatsschrift für philosoph., psycholog. u. okkulte Forschungen. Hrsg. von Paul Zillmann. I. Bd. Aug. 1897—Juli 1898. 12 Hefte. gr. 8°. (1. Hft. 54 S.) Zehlendorf-B., P. Zillmann. M. 12.—; einzelne Hefte M. 1.—.

Scheffler, Dr. Herm., Realität und Ideellität, ferner Naturkraft und Schöpfungskraft, eine Ergänzung zur Theorie der Grundfesten. Im Anh.: Naturwissenschaftliche Irrtümer. gr. 8°. (VI, 265 S.) Braunschweig, F. Wagner. M. 4.—.

Schiller, F. C. S., Relation of Pessimism to ultimate philosophy. Int. J. E. VIII 1 S. 48—54.

Spicker, Prof. Dr. Gideon, Der Kampf zweier Weltanschauungen. Eine Kritik der alten und neuesten Philosophie m. Einschlufs der christl. Offenbarung. gr. 8°. (VIII, 302 S.) Stuttgart, F. Frommann. M. 5.—.

—, Religion und Philosophie. In: Die Gegenwart, Bd. 52, Nr. 45.

Stock, Priv.-Doz. Dr. Otto, Lebenszweck und Lebensauffassung. gr. 8°. (V, 177 S.) Greifswald, J. Abel. M. 3.50.

Stoff, der ewige, allgegenwärtige und allvollkommene, der einzige mögliche Urgrund alles Seyns und Daseyns. Von einem freien Wandersmann durch die Gebiete menschl. Wissens, Denkens und Forschens (Paul Aug. Kesselmeyer). 4. (Schlufs-)Band. gr. 8°. (VI, 374 S.) Leipzig, Veit & Co. M. 4.50.

Tille, A., Die Grundlagen der modernen Weltanschauung. In: Das Magazin f. Litter. 1897, Nr. 34.

Walther. Mor., Die wahre Natur des Menschen. gr. 8°. (V, 48 S.) Leipzig, Th. Thomas in Komm. M. —.60.

Wulf, M. de, Quelques formes contemporaines du Panthéisme. Rev. N.-sc. IV 4, S. 375.

III. Philosophie der Naturwissenschaften und Mathematik.

Mach, E., Populärwissenschaftliche Vorlesungen. 2. Aufl. 8°. (IX, 344 S. m. 46 Abbldgn.) Leipzig, J. A. Barth. M. 5.—; geb. in Leinw. M. 5.75.

Lechalas, G., De l'infini mathématique, par M. Louis Conturat (suite et fin). Rev. Mét. V 5, S. 620—643.

Lippmann, Dr. Edm. v., Robert Mayer und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Vortrag. [Aus: „Zeitschr. f. Naturwissenschaft".] gr. 8°. (36 S.) Leipzig. C. E. M. Pfeffer. M. —.60.

Lobsien, M., Über das Wesen der Zahl. Z. f. Phil. u. P. IV 4, S. 261—276.

IV. Psychologie.

Adickes, E., Dritter internationaler Kongreſs für Psychologie in München vom 4. bis 7. August 1896. In: Deutsche Litteraturzeitung XVIII 35.

Arbeiten, psychologische, hrsg. von Prof. Emil Kraepelin. 2. Bd. 1. Heft. gr. 8°. (202 S. mit 5 Fig.) Leipzig, W. Engelmann. M. 5.—.

Ardigo, Roberto, Opere filosofiche. Vol. IV. Sociologia: il compito della filosofia e la sua perennità: il fatto psicologico della percezione. Padova. 8°. L. 6.—.

Aschaffenburg, G., Experimentelle Studien über Associationen, II. T. Die Associationen in der Erschöpfung. Psychologische Arbeiten hrsg. von Kraepelin II 1, S. 1—83.

Axenfeld, Th., Über den Brechungswert der Hornhaut und der Linse beim Neugeborenen nebst Bemerkungen über Ophthalmometrie an Leichenaugen. Z. f. Ps. u. Phys. XV 1 u. 2, S. 71—81.

Baldwin, J. M., Determinate evolution. Ps. Rev. IV 4, S. 393.

—, The psychology of social organisation. Ps. Rev. IV 5, S. 482—515.

—, s. **Farrand.**

Baker, Fr. C., On the effect of music on caged animals. „The american naturalist" Heft 365, S. 460.

Barker, S., The identification of the self. Ps. Rev. IV 3, S. 272—284.

Battelli, F., Sur la limite inférieure des sons perceptibles. Arch. Ital. de Biologie XXVII II, S. 202.

Bechterew, W. von, Neue Beobachtungen über die Errötungsangst. Neurolog. Centralblatt 1897, Nr. 21, S. 985.

—, Über die künstliche Hervorrufung der Sinnestäuschungen bei an halluzinatorischen Formen von Wahnsinn leidenden Alkoholikern. Centralblatt f. Nervenheilkunde und Psychiatrie. Okt. 1897, S. 505.

—, Über den suggestiven Einfluſs der akustischen Sinnestäuschungen. Ibid. S. 508.

Beiträge zur Psychologie u. Philosophie, hrsg. von Prof. Dr. Götz Martius. 1. Bd., 2. Heft. gr. 8°. (S. 161—273.) Leipzig, W. Engelmann. M. 3.—.

Bentley, J. M., The psychology of the Grammar of science. Phil. Rev. VI 5, S. 520 bis 528.

Birch, L. G., Distraction by odors. Am. J. Ps. IX 1, 45—55.

Bolin, W., Psychologie und Erfahrung. In: Die Nation, Nr. 2. (9. Okt. 1897.)

Bourdon, B., La sensibilité musculaire des yeux. Rev. Phil. XXII 10, S. 413—422.

Cameron, A., The imagery of one early made blind. Ps. Rev. IV 4, S. 391.

Carus, P., Prof. F. Max Müllers theory of the self. Monist VIII 1, S. 123—139.

Caruso-Rasà, G., La posa e i „poseurs": studio di psicologia sociale. Catania. 16°. p. 250. L. 2.—.

Cattell, J. McK., s. **Farrand.**

Cohn, J., Experimentelle Untersuchungen über das Zusammenwirken des akustisch-motorischen und des visuellen Gedächtnisses. Z. f. Ps. u. Phys. XV 3, S. 161—183.

Cornelius, Hans, Psychologie als Erfahrungswissenschaft. gr. 8°. (XV, 445 S.) Leipzig, B. G. Teubner. M. 10.—.

Cyon, E. von, Bogengänge und Raumsinn. Experimentelle und kritische Untersuchung. Arch. f. Anatomie und Physiologie 1897, Heft I u. II, S. 29—112.

Dallemagne, J., Biologie et sociology (suite). Rev. de l'U. B. II 7, S. 533—552.

Damilano, G. B., I fondamenti della psicologia morale positiva, su disegno di Th. Ribot e secondo le indagini più recenti. I: Parte generale (Contributo alla diffusione della cultura positiva.) Torino. 16°. p. 130. L. 2.—.

Deaborn, G. V., Blots of ink in experimental psychology. Ps. Rev. IV 4, S. 390.

Dearborn, G. V. and Spindler, F. N., Studies from the Harvard psychological labora-

tory (VIII): Involuntary motor reaction to pleasant and unpleasant stimuli. Ps. Rev. IV 5, S. 453—462.

Downey, J. E., A musical experiment. Am. J. Ps. IX 1, S. 63—69.

Duboc, Dr., Jul., Die Psychologie der Liebe. 2. Aufl. Neue, mit e. Vorwort verseh. (Titel-)Ausg. 8°. (XVIII, 240 S. m. Bildnis.) Dresden, H. Henkler, 1880. M. 4.—; geb. M. 5.—; eleg. geb. m. Goldschn. M. 6.—; Vorwort allein (18 S.) M. —.60.

Dugas, L., Analyse psychologique de l'idée de devoir. Rev. Phil. XXII 10, S. 390—412.

Dumas, G., Gall et l'expression des émotions. Rev. Phil. XXII 10, S. 423-425.

Dupouy, Dr., Edmond, Sciences occultes et physiologie psychique. In-18 illustré (Société d'Éditions scientifiques). Fr. 4.—.

Dwelshauvers, G., Leçon d'ouverture aux cours d'introduction à la philosophie et de psychologie. Rev. de l'U. B. III 2, S. 103-120.

Faist, A., Versuche über Tonverschmelzung. Z. f. Ps. u. Phys. XV 1 u. 2, S. 102—131.

Farrand, L. u. Cattell, J. McK. u. Baldwin, J. M., Note on 'reaction types'. Ps. Rev, IV 3, S. 297—299.

Fick, W., Über den Schlaf. Pädag. Magazin (Langensalza), Heft 90.

Foltz, O., Die Phantasie in ihrem Verhältnis zu den höheren Geistesthätigkeiten. Pädag. Magazin (Langensalza), Heft 89.

Fleury, Maurice, de, Introduction à la médecine de l'esprit. In-8. Fr. 7.50.

Flügel, O., Das Seelenleben der Tiere. 3. Aufl. gr. 8°. (IV, 176 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. M. 2.40.

Friedmann, M., Weiteres zur Entstehung der Wahnideen und über die Grundlage des Urteils. Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurologie II 4, S. 278—299.

Froehlich, Stabsarzt z. D., Dr., J., Die Individualität vom allgemein-menschlichen und ärztlichen Standpunkt. gr. 8°. (V, 410 S.) Stuttgart, A. Zimmer. M. 6.—.

Fullerton, G. S., Professor Ladd and the president's address. Ps. Rev. IV 4, S. 402.

Halley, H., La vue et les couleurs. (suite et fin.) Rev. N.-sc. IV 3, S. 247—260.

Hartmann, Osw. Osk., Das Problem der Homosexualität im Lichte der Schopenhauer'schen Philosophie. gr. 8°. (27 S.) Leipzig, M. Spohr. M. 1.—.

Hawkins, Ch. J., Experiments on memory types. Ps. Rev. IV 3, S. 289—294.

Heinzel, Gg., Versuch einer Lösung des Willensproblems im Anschlufs an eine Darstellung und Kritik der Theorien von Münsterberg, Wundt und Lipps. Züricher Inaug.-Diss. 1897, Breslau, F. W. Jungfer. (79 S.)

Herrick, C. L., The propagation of memories. Ps. Rev. IV 3, S. 294—296.

Hofbauer, L., Über die Ursachen der Differenzen zwischen wirklicher und scheinbarer Körpergröfse. Z. f. Ps. u. Phys. XV 3, S. 206-212.

Hösel, Assoziation und Lokalisation. Allgem. Z. f. Psychiatrie etc. LIV 3. S. 323—336.

Irons, Dr. D., The nature of emotion. II. Art. Phil. Rev. VI 5, S. 471—496.

Jaeger, Pfr. Strafanstalts-Geistl. Dr., Johs., Wille und Willensstörungen. Eine psycholog. Studie. [Aus: Die Kinderfehler.] gr. 8°. (28 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. M. —.40.

James, W., Studies from the Harvard psychological laboratory. Ps. Rev. IV 3, S. 246 bis 271.

Judd, C. H., Some facts of binocular vision. Ps. Rev. IV 4, S. 374—389.

Keferstein, H., Zur Frage des Egoismus. Pädag. Magazin (Langensalza), Heft 93.

Kodis, J., Der Empfindungsbegriff. Vjschr. XXI 4, S. 425—452.

Koster, W., Kritik des Aufsatzes von A. Schapringer: Findet die Perzeption der verschiedenen Farben nicht in einer und derselben Lage der Netzhaut statt? Albrecht u. Graefs Arch. f. Ophthalmologie. Bd XLIV, Abt. 2, S. 250.

Krafft-Ebing, Hofr. Prof. Dr., **R. v.,** Arbeiten aus dem Gesamtgebiet der Psychiatrie u. Neuropathologie. 2. Hft. gr. 8°. (V, 215 S.) Leipzig, J. A. Barth. M. 4.50; geb. bar M. 5.50.

Krios, J. v., Über die Farbenblindheit der Netzhautperipherie. Z. f. Ps. u. Phys. XV 4, S. 247—288.

Kurnig, Das Sexualleben und der Pessimismus. gr. 8°. (IV, 46 S.) Leipzig, M. Spohr. M. 1.—.

Lazursky, A., Estado actual de la psicologia del individuo. Rivista de Ciencias Medicas de Barcelona, Nr. 12, 1897.

Le Dantec, F., Le déterminisme biologique et la personalité consciente. Rev. de l'U. B. II 8, S. 626—634.

Leuba, J. H. The psycho-physiology of the moral imperative. Am. J. Ps. VIII 4, S. 528 bis 559.

Lindley, E. H., A study of puzzles with spezial referenze to the psychology mental adaptation. Am. J. Ps. VIII 4, S. 431—493.

Lovell, Arthur, Volo or, The Will. What It Is, How to Strengthen, and How to Use It. („Ars Vivendi" Series, Vol. 2.) Cr. 8vo, pp. 150. Nichols and Co. Sh. 3/6.

Lipps, Th., Bemerkungen zu Heymans Artikel „Quantitative Untersuchungen über die Zöllnersche und Löbsche Täuschung. (Mit 6 Abbildgn.) Z. f. Ps. u. Phys. XV 1 u. 2, S. 132—138.

Mach, E., On sensations of orientation. Monist VIII, 1, S. 79—96.

Martius, G., Über den Einfluſs der Lichtstärke auf die Helligkeit der Farbenempfindungen. Beitr. z. Psychol. u. Philos., hrsg. von G. Martius, I 2, S. 161—171.

McCrea, J. and Pritchard, H. J., The validity of the psycho-physical law for the estimation of surface magnitudes Am. J. Ps. VIII 4, S. 494—505.

Meinong, A. u. Witasek, St., Zur experimentellen Bestimmung der Tonverschmelzungsgrade. Z. f. Ps. u. Phys. XV 3, S. 189—205.

Mendelssohn, M., s. **Rosenthal, J.**

Mercier, D., Les suggestions criminelles. Rev. N.-sc. IV 4, S. 408.

Michelson, Ed., Untersuchungen über die Tiefe des Schlafes. Psychol. Arbeiten, hrsg. von Kraepelin, II 1, S. 84—117.

Müller, Rud., Naturwissenschaftliche Seelenforschung I. Das Veränderungsgesetz. gr. 8°. (VIII, 168 S.) Leipzig, A. Strauch. M. 5.—.

Münsterberg, X., Die verschobene Schachbrettfigur. Z. f. Ps. u. Phys. XV 3, S. 184 bis 188.

Nagel, W. A., Über Mischgerüche und die Komponentengliederung des Geruchssinnes. Z. f. Ps. u. Phys. XV 1 u. 2, S. 82—101.

Neisser, Karl, Die Entstehung der Liebe. Zur Geschichte d. Seele. gr. 8°. (VII, 100 S.) Wien, C. Konegen. M. 1.70.

Nordau, Max, Psycho-physiologie du génie et du talent. In-12. Fr. 2.50.

Oetiker, F., Kasuistischer Beitrag zur Kenntnis der Erinnerungsfälschungen. Allgem. Z. f. Psychiatrie etc. LIV 1 u. 2, S. 149.

Ostermann, Über die Grenzen der physiologischen Erklärung des Seelenlebens. Pädag. Blätt. 26, 5, S. 495.

Pace, E. A., Visceral disease and paine. Ps. Rev. IV 4, S. 405.

Pfeifer, F. X., Über den Begriff der Auslösung und dessen Anwendbarkeit auf Vorgänge der Erkenntnis. Phil. Jahrb. X 4, 369—379,

Philipps D. E., Genesis of number forms. Am. J. Ps. VIII 4, S. 506—527.

Pillsbury, W. B., Projection of the retinal image. Am. J. Ps. IX 1, S. 56—60.

Preyer, W., Letter on certain optical phenomena. Am. J. Ps. IX 1, S. 42.

Pritchard, H. J., s. **McCrea, J.**

Psychological association, Annual meeting of the American. — „The american naturalist", Heft 362, S. 169.

Psychology, The year 1896, in scientific. — „The american naturalist", Heft 363, S. 248.

Rehmke, J., Fundamental conceptions of consciousness. Phil. Rev. VI 5, S. 449–470.

—, Zur Lehre vom Gemüt. Eine psychologische Untersuch. (Aus: „Zeitschr. f. immanente Philosophie.") gr. 8°. (122 S.) Berlin, Philosophisch-histor. Verl. M. 3.—.

—, Zur Lehre vom Gemüt. Z. f. i. Phil. II 4, S. 389–510.

Ribot, Th., The Psychology of Attention. Cr. 8vo. Longmans. red., ned., Sh. 3.

—, The Psychology of the Emotions. (The Contemporary Science Series.) Cr. 8vo, pp. 476. W. Scott. Sh. 6.

Roberty, E. de, Le Psychisme social. In-12. Fr. 2.50.

Rosenthal, J., und **Mendelssohn, M.,** Über die Leitungsbahnen der Reflexe im Rückenmark und den Ort der Reflexübertragung. Neurologisches Centralblatt 1897, Nr. 21, S. 978.

Rostosky, P., Über funktionelle Beziehungen beider Gehörorgane. Beitr. z. Psychol. u. Philos., hrsg. von G. Martius, I 2, S. 172–273.

Schallenberger, M. E., Professor Baldwins method of studying the color perception of children. Am. J. Ps. VIII 4, S. 560–576.

Schmidkunz, H., Was ist Okkultismus? In: Die Gegenwart. Bd. 52, Nr, 36.

Seashore, C. E., A new factor in Weber's law. Ps. Rev. IV 5, S. 522.

Spindler, F. N., s. **Dearborn, G. V.**

Starbuck, Edw. D., Some aspects of religious growth. Am. J. Ps. IX 1, S. 70–124.

Sprechhemmungen, ein Knabe mit, auf psychopathischer Grundlage. Mitgeteilt aus dem Erziehungshaus Sophienhöhe. In: Die Kinderfehler (Langensalza, H. Beyer & S.) II 5, S. 138.

Stretson, G. R., Some memory tests of whites and blacks. Ps. Rev. IV 3, S. 285–289.

Stratton, G. M., Vision without inversion of the retinal image. Ps. Rev. IV 4, S. 341 bis 360; IV 5, S. 463–481.

Stumpf, C., Neueres über Tonverschmelzung. Z. f. Ps. u. Phys. XV 4, S. 280–303.

Tarde, G., La graphologie. Rev. Phil. XXII 10, S. 338–363.

Thiéry, A., La vue et les couleurs. Quelques observations en réponse à M. Hallez. Rev. N.-sc. IV 3, S. 261–281.

—, Notes psychologiques. Rev. N.-sc. IV 3, S. 307–310.

Trüper, J., Schema zur Feststellung des leiblichen u. seelischen Zustandes eines Kindes. In: Die Kinderfehler (Langensalza, H. Beyer & S.) II 5, S. 143.

Ullrich, M. W., Moderne phrenologische Forschung und ihr Wert für das praktische und gesundheitliche Leben. Neue metaphys. Rundschau I 1, S. 30–37; I 2, S. 62–69.

Uphues, G., Das Bewufstsein der Transzendenz. Vjschr. XXI 4, S. 453–473.

Urban W. M., The psychology of sufficient reason. Ps. Rev. IV 4, S. 361–373.

Vailati, Il pensiero di Crookes sulle ricerche psichiche. Archivo di Psichiatria, scienze penali ect. XVIII 4, S. 415.

Vogt, O., Aphasie (eine Litteraturzusammenstellung). Z. f. Hypnotismus etc., hrsg. von Dr. O. Vogt, VI 4, S. 215.

Wagner, Dr., Friedr., Ist Verneinung des Willens möglich? gr. 8°. (32 S.) Stuttgart, F. Frommann. M. —.75.

Weygandt, W., Über den Einflufs des Arbeitswechsels auf fortlaufende geistige Arbeit. Psychol. Arbeiten, hrsg. von Kraepelin, II 1, S. 118–202.

Witasek, St., s. **Meinong.**

Wolff, G., Über krankhafte Dissoziation der Vorstellungen. Z. f. Ps. u. Phys. XV 1 u. 2, S. 1–70.

Wolff, Priv.-Doz. Dr. **Gust.,** Zur Psychologie des Erkennens. Eine biolog. Studie. gr. 8°. (34 S.) Leipzig, W. Engelmann. M. —.60.

Woodwork, R. S., Note on the rapidity of dreams. Ps. Rev. IV 5, S. 524.

V. Ethik.

Billia, L. M., Lezioni di filosofia della morale fatte all'università di Torino. Torino. 8°. p. 108. L. 1.50.

Dorner, A., Über das Verhältnis des Sittlichen zum Ökonomischen und des Rechts zur Wirtschaft. Protest. Monatshefte I 8, S. 305—312.

Gizycki, Dr. Paul v., Vom Baume der Erkenntnis. Fragmente zur Ethik u. Psychologie aus der Weltlitteratur, gesammelt und hrsg. v. G. II. Das Weib. gr. 8°. (X, 775 S.) Berlin, F. Dümmler's Verlag. M. 7.50; geb. in Halbfrz. M. 10.—.

Lapie, P., Morale deductive. Rev. Mét. V 5, S. 546—570.

Logan, J. D., Fixity of Character: its Ethical Interpretation. Mind VI 24, S. 526—535.

Mackenzie, John S., A Manual of Ethics. 3rd ed. Revised, Enlarged and in Part Re-written. (University Tutorial Series.) Cr. 8vo, pp. xix—456. Clive. Sh. 6/6.

Marchesini, Gius., Elementi di morale, ad uso anche dei licei, secondo le opere degli scienziati moderni. Con prefazione di R. Ardigò e con cenni di storia della filosofia. Vol. II. Firenze. 16°. p. 252. L. 1.50.

Moral, die, im öffentlichen und privaten Leben. Aus dem Franz. gr. 8°. (64 S.) Leipzig, Th. Thomas. M. 1.—.

Nakamura, K., History and spirit of chinese Ethics. Int. J. E. VIII 1, S. 86—99.

Aus dem pädagogischen Universitäts-Seminar zu Jena. 7. Heft. Hrsg. aus Anlass des 10jähr. Bestchens des durch Professor Rein wiedereröffneten Seminars von frühern Mitgliedern. gr. 8°. (IX, 262 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. M. 3.—.

Pennisi, Mauro A., I veri principi etico-sociali: prefazione alla Rivelazione dell'Ente e segno suo. Catania. 8°. p. 32. L. 1.—.

Porret, J. A., Les Philosophies morales du temps présent. In-8. Genève. Fr. 1.—.

Roberty, E. de, La moralité et la nature. Riv. scientif. del diritto I 5, S. 265—274.

Secretan, Henri F., La Société et la morale. Notes et aperçus. In-12. Fr. 3.—.

Segond, G., Le mouvement moral d'après un livre récent. Rev. Phil. XXII 9, S. 283 bis 298.

Studien, Berner, zur Philosophie u. ihrer Geschichte. Hrsg. v. Prof. Dr. Ludw. Stein. IX. Bd. gr. 8°. Bern, Steiger & Co. M. 1.75.

IX. Berdyczewski, Dr. M. J.: Über den Zusammenhang zwischen Ethik und Ästhetik. (57 S.)

VI. Philosophische Pädagogik.

Barth, Dir. Dr. Ernst, Über den Umgang. Ein Beitrag zur Schulpädagogik. 4. Aufl. gr. 8°. (VII, 110 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. M. 1.50.

Beiträge zur pädagogischen Pathologie. In Verbind. m. Pädagogen u. Ärzten hrsg. von Arno Fuchs. 2. Heft. gr. 8°. Gütersloh, C. Bertelsmann.

2. Fuchs, Arno, Die Analyse pathologischer Naturen als eine Hauptaufgabe der pädagogischen Pathologie. Die Schwachsinnigen und die Organisation ihrer Erziehung. (64 S.) M. 1.—.

Bergemann, Soziale Pädagogik. In: Die deutsche Schule I 9, S. 513—519.

Bibliothek pädagogischer Klassiker. Eine Sammlung der bedeut.

pädagog. Schriften älterer u. neuerer Zeit, hrsg. v. Friedr. Mann. 22. u. 29. Bd. gr. 8°. Langensalza, H. Beyer & Söhne.

22. Locke's, John, Gedanken über Erziehung. Eingeleitet, übers. u. erläutert von Geh. Hofr. Dr. E. v. Sallwürk. 2. Aufl. (VIII, 310 S.) M. 2.50; geb. M. 3.50. — 29. Salzmann's, Ch. G., ausgewählte Schriften. Mit Salzmanns Lebensbeschr. hrsg. v. Ed. Ackermann. 1. Bd. 2. Aufl. (XLVI, 250 S.) M. 2.50; geb. M. 3.50.

Ciapelli, J., Letture pedagogiche: passi scelti e notizie delle opere di illustri pedagogisti. Torino. 16°. p. 211. L. 1.60.

Flügel, O., Noch einmal über erziehenden Unterricht. In: Die Deutsche Schule I 8, S. 449—457.

Frank, Ferd., Zwilling, Fachlehrer **Vict.,** u. **Zappert,** Dr. **Jul.,** Handbuch f. naturgemäfse Kindererziehung. Ein prakt. Wegweiser für Eltern, Erzieher und Lehrer. gr. 8°. (VII, 327 S.) Leipzig, J. Klinkhardt. M. 3.—.

Haase, Bericht über die 29. Jahresversammlung des Vereins für wissensch. Pädagogik. Päd. Blätt. 26 5, S. 601.

Hasenow, A., Die Temperamente in Erziehung und Unterricht. In: Aus der Schule — für die Schule, IX 6, S. 252.

Natorp, P., Zur Frage der körperlichen Züchtigung in der Schule (Schlufs). In: Die Deutsche Schule I 6, S. 344—557.

Schwartz, Dr. **E.,** Einige Bemerkungen über Begriff und Ziel der Erziehung. Z. f. Phil. u. P. IV 5, S. 362—386.

Zappert, J., s. **Frank, F.**

Zwilling, V., s. **Frank, F.**

VII. Ästhetik.

Allin, A., s. **Hall, St.**

Donkin, E. H., Suggestions on Aesthetic. Mind. VI 24, S. 511—525.

Guyot, E., La Boussole de l'Harmonie universelle. Esthétique applicable aux arts des sons, de la couleur et de la forme. Gr. in-8. Fr. 4.—.

Hall, St. and **Allin, A.,** The psychology of tickling, laughing and the Comic. Am. J. Ps. IX 1, S. 1—41.

Lacombe, P., Du comique et du spirituel. Rev. Mét. V 5, S. 571—590.

MacColl, H., Symbolic Reasoning II. Mind. VI 24, S. 493—510.

Mauerhof, Emil, Das Wesen des Tragischen in alter u. neuer Zeit. gr. 8°. (52 S.) Zürich, K. Henckell & Co. M. 1.20.

—, Der Ursprung der Poesie. gr. 8°. (38 S.) Ebd. M. 1.20.

Opitz, R., Zur Theorie und Geschichte des Komischen. Blätt. f. litterar. Unterhaltung. 1897 Nr. 44 S. 689.

Romundt, Dr. **Heinr.,** Eine Gesellschaft auf dem Lande. Unterhaltungen üb. Schönheit u. Kunst m. besond. Beziehg. auf Kant. 8°. (VI, 124 S.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 2.—.

Schriften der Gesellschaft f. psychologische Forschung. 9. u. 10. Heft. (II. Sammlg.) gr. 8°. Leipzig, J. A. Barth.

9. 10. Lipps, Prof. Thdr.: Raumästhetik u. geometrisch-optische Täuschungen. Mit 183 Fig. u. 1 Taf. (III, VIII, 424 S.) M. 12.—.

Sonneck, O. G., Ein kritisch-polemisches Referat über die Musikästhetischen Streitfragen u. s. w. v. Friedr. Rösch als Protest geg. den Symbolismus in d. Musik. gr. 8°. (III, 95 S.) Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. M. 1.50.

Wolff, Prof. Dr. **Eug.,** Die Poesie in entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung. Grundzüge einer neuen Poetik. In: Tägliche Rundschau, Unterhaltungsbeil. 1897 I Nr. 238. II 239, III 242, IV 245, V 246, VI 251, VII 252.

VIII. Religionsphilosophie.

Banks, John S., The Tendencies of Modern Theology. Cr. 8vo, pp. 278. Wesleyan Conference Office. Sh. 3/6.

Friedrich, C. A., Die Weltanschauung eines modernen Christen. gr. 8°. (VIII, 255 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 4.—.

Frins, V. S. J., Zum Begriff des Wunders (Schlufs). Phil. Jahrb. X 4, S. 380—398.

Grupp, G., Die Grundlage des Glaubens. Phil. Jahrb. X 4, S. 417—424.

Heinzelmann, Prof. Gymn.-Oberlehr. Dr. W., Christentum u. mod. Weltanschauung. Ein apologet. Beitrag. 8°. (119 S.) Erfurt, C. Villaret. M. 1.20.

Herrmann, Ed., Populäre Theosophie. gr. 8°. (94 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 1.50.

Leadbeater, C. W., Träume, e. theosoph. Studie. Autoris. Übersetzung v. Günther K. Wagner. 8°. (68 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 1.—.

Noeggerath, La Survie: sa réalité, sa manifestation, sa philosophie. Echos de l'au-delà. publiés par Rufina Noeggerath. In-8. Fr. 3.50.

Schwarz, H., Erkenntnistheoretisches aus der Religionsphilosophie Thiele's. Vjschr. XXI 4, S. 474—508.

Wort, das! Monatsschrift für die allseitige Erkenntnis Gottes, des Menschen u. der Natur. Hrsg.: Leop. Engel. Red.: S. Miller. 5. Jahrg. Juli 1897 bis Juni 1898. 12 Nrn. gr. 8°. (Nr. 1 32 S.) Bitterfeld, F. E. Baumann. Halbjährlich M. 3.—.

IX. Rechts- und Staatsphilosophie.

Achelis, Th., Soziologische Probleme. Beil. z. Allgem. Zeitung. 1897 Nr. 242.

Alviella, Cte. G. d', Le devoir social des générations nouvelles. Rev. de l'U. B. III 2, S. 81—102.

Brandt, L. O., Zum Studium der Soziologie. Blätt. f. litterar. Unterhaltung. 1897, Nr. 40.

Brünneck, Ref. Wern. v., Die herrschende Kausalitätstheorie und ihre Stellung zum Reichsstrafgesetzb. Diss. gr. 8°. (VII, 88 S.) Halle, Berlin, F. Vahlen. M. 2.—.

Chimienti, P., Democrazia e libertà. Riv. scientif. del diritto I 5, S. 275—301.

Crahay, Ed., L'organisme social au congrès de l'institut international de sociologie, Rev. N.-sc. IV 4, S. 415.

Lantsheere, L. de, L'évolution moderne du droit naturel. Rev. N.-sc. IV 3, S. 298 bis 306.

Montgomery, Edm., Our social and ethical solidarity. Int. J. E. VIII 1, S. 55—72.

Paolucci, G., La Società è un organismo? Palermo. 16°. p. 87. A. 2.50.

Pinnaferro, Gio., Orientazioni Sociologiche. L'Arvenire I 16.

Topinard, P., Man as member of society. Part. II, Monist. VIII 1, S. 39—78.

Vortragskurse, ethisch-sozialwissenschaftliche, veranstaltet von den ethischen Gesellschaften in Deutschland, Österreich u. d. Schweiz, hrsg. v. d. schweizer. Gesellsch. f. eth. Kultur. (Züricher Reden. 7. Bd. gr. 8°. Bern, Steiger & Co. M. —.60.

7. Tönnies, Prof. Dr. Ferd., Über die Grundthatsachen des sozialen Lebens. (75 S.)

Besprechungsverzeichnis.

(Bis 15. Nov. 1897.)

Für die gebrauchten Abkürzungen siehe Seite 141.

Aal, A., Geschichte der Logosidee in der griechischen Philosophie. Litt. Centralbl. 1897, Nr. 35. Drng. — Rev. Phil. XXII 9, S. 312. Ossip-Lourié.

Adamson, E., The logical copula and quantification of the predicate. Ps. Rev. IV 5, S. 535. J. G. Hibben.

Ahlström, G., Beobachtungen über das Sehvermögen eines mit gutem Resultate operierten neunjährigen Blindgeborenen. Z. f. Ps. u. Phys. XV 4. S. 310. Borchard.

Aimé, H., Étude clinique du dynamisme psychique. Am. J. Ps. VIII 4, S. 581.

Aldwell, W., Schopenhauers System in its philosophical significance Deutsche Litt.-Zeitung XVIII 37. R. Lehmann.

Amberg, E., Über den Einfluſs von Arbeitspausen auf die geistige Leistungsfähigkeit. Ps. Rev. IV 5, S. 558. Sh. J. Franz.

Année, l', psychologique, publiée par Alfred Binet. Troisième année. Monist VIII 1, S. 157.

Apelt, O., Platonis Sophista. Deutsche Litteraturztg. XVIII 37. C. Ritter.

Arnoult, F., Traité d'esthétique visuelle transcendentale. Rev. Phil. XXII 10, S. 440. L. Arréat.

Arrer, M., Über die Bedeutung der Konvergenz- und Akkomodationsbewegungen für die Tiefenwahrnehmung. Ps. Rev. IV 5, S. 547. G. A. Tawney.

Aschaffenburg, G., Experimentelle Studien über Assoziationen. I. Teil. Ps. Rev. IV 3, S. 329. M. W. Chalkins.

Bahlmann, Le plan fondamental de la science humaine. Rev. Phil. XXII 9, S. 383. F. Picaret.

Baldwin, J. M., Genetic studies. Bd. I, 4. Vjschr. XXI 4, S. 528. Frederick E. Bolton.

—, Princeton contributions to psychology. Z. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 2, S. 249.

—, Spencers psychologiy. — „The american naturalist", Heft 66, S. 553.

Barnes, E., Studies in education. Deutsche Z. f. ausl. Unterrichtswesen III 1, S. 86. Aug. Klein.

Barth, P., Die Philosophie der Geschichte als Soziologie. Litter. Centralblatt 1897, Nr. 42. en.

Basch, P. V., Essai critique sur l'esthétique de Kant. Phil. Rev. VI 5, S. 543. D. R. Major.

Battelli, P., Sur la limite inférieure des sous perceptibles. Z. f. Ps. u. Phys. XV 4, S. 317. Borchardt. — Rev. neurolog. V 20, S. 572. Massalongo.

Bauer, W., Der ältere Pythagoräismus. Rev. Mét. V 5. Suppl. S. 9. — Litter. Centralbl. 1897, Nr 39. Drng.

Baumann, I., Über Willens- u. Charakterbildung auf physiologisch-psychologischer Grundlage. „Die Kinderfehler" (Langensalza, H. Beyer u. S.) II 5, S. 153. Trüper.

Baumgartner, H., Die Philosophie des Alanus de insulis. Litter. Handweiser 36, Nr. 1. R. Stölzle.

Bäumker, Cl., La dernière phase du Schopenhauérisme. Rev. Phil. XXII 9, S. 331. F. Picavet.

Berend, M, u. **Friedländer, J.**, Spinozas Erkenntnislehre in ihrer Beziehung zur modernen Philosophie. Rev. Phil. XXII 9, S. 320. F. Picavet.

Bergson, H., Matière et Mémoire. Mind VI 24 S. 572 f. Alexander.

Bettmann, S., Über die Beeinflussung einfacher psychischer Vorgänge durch körperliche und geistige Arbeit. Ps. Rev. IV 5, S. 558. Sh. J. Franz.

Biltz, O., Der Phädo Plato's und Mendelssohn's. Österreich. Litteraturblatt VI 18. v. Kralik.

Binet, A., L'année psychologique, III. année. Rev. Phil. XXII 10, S. 426. Bourdon.

Birch-Reichenwald-Aars, Kr., Die Autonomie der Moral. Litter. Centralbl. 1897, Nr. 38. — Vjschr. XXI 4, S. 525. Fr. Bon.

Blanc, E., Histoire de la philosophie Am. J. Ps. VIII 4, S. 580.

Bobba, R., La dottrina dell' intelletto in Aristotile. Litter. Centralbl. 1897, Nr. 37. O. W.

Bon, S., Grundzüge der wissenschaftlichen und technischen Ethik. Z. f. i. Phil. II 4, S. 511. Stock.

Bonhöffer, A., Die Ethik des Stoikers Epiktet. Rev. Phil. XXII 9, S. 305. F. Picavet.

Bosanquet, B., Psychology of the moral self. Am. J. Ps. IX 1, S. 180 f. Pillsbury.

—, Sociology and philosophy. Ps. Rev. IV 3, S. 317. J. H. Tufts.

—, The Psychology of human progress. Phil. Rev. VI 5, S. 553. M. G. Allen.

Bösch, I. M., Die entwicklungsgeschichtliche Idee sozialer Gerechtigkeit. Int. J. E. VIII 1, S 115 ff. Ritchie.

Boucher, H., Des origines épidémiques. Am. J. Ps. VIII 4, S. 581.

Jastrow, J., The popular aesthetics of color. Ps. Rev. IV 4, S. 445. J. O. Quantz.

Jeiler, J., S. Bonaventurae principia de concursu Dei generali ad actiones causarum secundarum. Phil. Jahrb. X 4, S. 440. C. Gutberlet.

Jevons, Fr. B., Introduction to the history of religion. Int. J. Eth. VIII 1, S. 128. Trotha.

Jodl, Fr., Lehrbuch der Psychologie. Ps. Rev. IV 3, S. 300. G. T. W. Patrick.

Joël, K., Fr. Paulsens Einleitung in die Philosophie. Phil. Jahrb. X 4, S. 454.

Jörgensen, Joh., Lebenslüge und Lebenswahrheit. Phil. Jahrb. X 4, S. 431. C. Gutberlet.

Joseph, M., Die psychologische Grundanschauung Schopenhauers. Litt. Centralbl. 1897 Nr. 41.

Journal, the international, of ethics, octobre 1896. Rev. Mét V 5, Suppl. S. 10.

Judd, Ch. H., Über Raumwahrnehmungen im Gebiet des Tastsinns. Z. f. Ps. u. Phys. XV 1 u. 2, S. 142. Th. Heller.

Kableschkoff, S., Die Erfahrbarkeit der Begriffe, geprüft an dem Begriff der Erziehung. Rev. Phil. XXII 10, S. 448. L. Grandgeorge.

Kant, J., Critique of pure reason, translated by F. Max Müller. Phil. Rev. VI 5. S. 563. E. A.

Kaufmann, N., Elemente der aristotelischen Ontologie. Litter. Handweiser 36, Nr. 1, S. Huber.

Kiefl., F. X., Le scepticisme de Gassendi et sa position par rapport au matérialisme. Rev. Phil. XXII 9, S. 332. F. Picavet.

Kiesow, F., s. Mosso.

Knox, H. V., On the nature of the notion of externality. Phil. Rev. VI 5, S. 561. C. V. Tower.

Koch, Dr. E., Das Bewufstsein der Transzendenz oder der Wirklichkeit. Phil. Rev. VI 5, S. 539. H. N. Gardiner.

—, Die Psychologie in der Religionswissenschaft. Vjschr. XXI 4, S. 519; Deutsche Littztg. XVIII, Nr. 43. E. Troeltsch.

Korniloff, Sur les troubles des fonctions motrices consécutifs au troubles de la sensibilité. Rev. neurolog. V 20, S. 588.

Kraepelin, E., s. Rivers.

Krafft-Ebing, R. v., Arbeiten aus dem Gesamtgebiet der Psychiatrie und Neuropathologie. 1897, Heft 1. Z. f. Criminal-Anthropologie I 3, S. 317. W. W.

Külpe, O., Introduction to philosophy. Int. J. Eth. VIII 1, S. 129. Mackenzie.

Lahouse, P. S. J., Praelectiones metaphysicae specialis. Rev. N.-sc. IV 3, S. 314. D. Nys.

Lange, K., Gedanken zu einer Ästhetik auf entwicklungsgeschichtl. Grundlage. Phil. Jahrb. X 4, S. 460.

Langwieser, K., Der Bewufstseinsmechanismus im Gehirn des Menschen. Monatsschrift f. Psychiatrie u. Neurologie II 4, S. 338. Bennecke.

Lasswitz, K., Gustav Theodor Fechner. Ps. Rev. IV 3, S. 310. G. A. Tawney. — Z. f. Ps. u. Phys. XV 3, S. 213. G. Martius.

Le Bon, G., Psychologie du socialisme. Ps. Rev. IV 3, S. 316.

—, The crowd: a study of the popular mind. Ps. Rev. IV 3, S. 313. W. J.

Legrésille, H., Quel est le point de vue le plus complet du monde etc. Rev. N.-sc. IV 3, S. 312.

Linsmeier, P. A., Les principes speculatifs de la théorie optique des ondulations. Rev. Ph. XXII 9, S. 331. F. Picavet.

Lindley, E. H., A preliminary study of some of the motor phenomena of mental effort. Z. f. Ps. u. Phys. XV 1 und 2, S. 159. K. Marbe.

Lippmann, E. von, Robert Mayer und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Z. f. Physikal. Chemie etc. XXIV 2, S. 380.

Löwenthal, E., Der letzte Grund der Dinge u. d. Entstehung der beseelt. u. geistig. Organism. Österr. Litteraturbl. VI 20. v. Kralik.

—, Geschichte der Philosophie im Umrifs. Österr. Litteraturbl. VI 166.

Lough., E., s. Mosso.

Lowell, B., Government and parties in continental Europe. Int. J. E. VIII 1, S. 117 ff. Rowe.

Ludewig, C., Le concept de substance chez Descartes, chez les scolastiques et les modernes. Rev. Ph. XXII 9, S. 330. F. Picavet.

Luzatto, F., Saggi di enciclopedia giuridica e filosofia del diritto. Riv. scientif. del diritto I 5, S. 318. E. L. Pellegrino.

—, Sur la perception de la direction des sons. Rev. neurolog. V 20, S. 571. Massalongo.

Mabilleau, L., Histoire de la philosophie atomistique. Rev. N.-sc. IV 3, S. 312.

Mach, E., Analysis of the sensations. Am. J. Ps. VIII 4, S. 582. E. C. S.

—, Contributions to the analysis of the sensations. Ps. Rev. IV 4, S. 419. E. C. Sanford. — Phil. Rev. VI 5, S. 565. M. Washburn.

Mac Kechnie, W. Sh., The State and the individual. Int. J. E. VIII 1, S. 111—115. S. Ball.

Mackenzie, J. S., A manual of ethics. Am. J. Ps. VIII 4, S. 580.

Maldidier, J., Le hasard. Phil. Rev. VI 5, S. 560. E. A.

Manacéïne, M. de, Le sommeil. Am. J. Ps. VIII 4, S. 577.

Mantovani, G., Psicologia fisiologica. Vjschr. XXI 4, S. 528. Hoar.

Marbach, Dr. **Fr.,** Die Psychologie des Firmianus Lactantius. Rev. Ph. XXII 9, S. 311. F. Picavet.

Picavet, F., Gerbert: un pape philosophe d'après l'histoire et d'après la légende. Monist, VIII 1, S. 154. T. J. McC.

Pillsbury, W. B., A study in apperception. Ps. Rev. IV 5, S. 536. J. E. Lough.

Plechanow, P., Beiträge zur Geschichte des Materialismus. Vjschr. XXI 4, S 521.

Pobedonoszew, K. P., Streitfragen der Gegenwart. Österr. Litteraturbl. VI 20. R. v. Hoffinger.

Pohle, Sur la détermination actuelle de l'infiniment petit. Rev. Ph. XXII 9, S. 332 u. S. 334. F. Picavet.

Preyer, Zur Psychologie des Schreibens. Rev. Ph. XXII 10, S. 430. G. J.

Proceedings of the society for psychical research. March 1897. Appendix to part XXXI, Vol. XII. Adress by the president, William Crookes. Ps. Rev. IV 5, S. 535. J. G. Hibben.

Pseudoptics: The science of optical illusions. A series of psychological experiments for the classroom and home. Ps. Rev. IV 5, S. 546. J. McKeen Cattel.

Psychowska, L. D., s. Ozanam.

Rappenhouer, J., Allgemeine Moraltheologie. Theol. Litteraturbl. XVIII 33.

Rau, A., Empfinden und Denken. Z. f. Ps. u. Phys. XV 1 u. 2. S. 139. W. Stern.

Regnaud, P., Précis de logique évolutionniste. Rev. Ph. XXII 10, S. 430. B. — Am. J. Ps. VIII 4, S. 580.

Rehmke, J., Grundrifs der Geschichte der Philosophie. Litter. Rundschau XXIII 9. Braig.

Rein, W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Päd. Arch. XXXIX 11, S. 844. Aus d. Schule, für d. Schule IX 7, S. 346. Falke.

Reiner, J., Malebranches Ethik in ihrer Abhängigkeit von seiner Erkenntnistheorie und Metaphysik. Vjschr. XXI 4, S. 534. Otto Krebs.

Remak, E., Ein Fall von typischen Mitbewegungen der rechten Oberextremität bei Aphasie. Z. f. Ps. u. Phys. XV 1 u. 2. Th. Heller.

Reyer, Prof. Dr. E., Handbuch des Volksbildungswesens. Z. f. Phil. u. Pädagog. IV 4, S. 313. G. Hamdorff.

Ribot, Th., La psychologie des sentiments. Journ. des Savants, août 1897, S. 453. Sept. 1897, S. 513. Ch. Lévêque. — Z. f. Ps. u. Phys. XV 1 u. 2. S, 150. K. Groos. — Neue Metaphys. Rundsch. I 1. S. 48. Ed. Reich.

—, L'évolution des idées générales. Monist VIII 1, S. 140. L. Arréat. — Am. J. Ps. VIII 4, S. 578. — Riv. quindicinale di Psicol. etc. I 11. De Sanctis.

Rickert, H., Die Grenzen der naturwissenschaftl. Begriffsbildung. Litt. Centralbl. 1897 Nr. 44. O. K. — Vjschr. XXI 4, S. 530. R. Willy.

Rivers, W. H. R., On mental fatigue and recovery. Ps. Rev. IV 5, S. 558. Sh. J. Franz.

Rivers, W. H. R., and **Kraepelin, E.,** Über Ermüdung und Erholung. Ps. Rev. IV 5, S. 558. Sh. J. Franz.

Robertson, G. Cr., Elements of Psychology. Ps. Rev. IV 3, S. 306. J. McKeen Cattell.

Roberty, E. de, Le bien et le mal. Vjschr. XXI 4, S. 523. Fr. Bon.

Robinsohn, J., Psychologie der Naturvölker. Am. J. Ps. VIII 4, S. 578. — „Die Gesellschaft" XIII 9, S. 266. Dr. G.

Roland, De la surpression des sensations et de ses effets sur l'activité psychique. Rev. neurolog. V 20, S. 572. Feindel.

Rolfes, Dr. E., Die substantielle Form und der Begriff der Seele bei Aristoteles. Litt. Handweiser 36, Nr. 9 u. 10. J. Hirschkamp. — Theolog. Quartalschrift 79 3, S. 478. Schanz.

Romundt, H., Eine Gesellschaft auf dem Lande. Untersuchungen über Schönheit und Kunst mit besonderer Beziehung auf Kant. K. II 2 u. 3, S. 369.

Rousseau, J. J., Un Testament littérarie de, publié par O. Schultz-Gora. Litt. Centralbl. 1897, Nr. 40. Drng.

Roux, J., La faim, étude physio-psychologique. Rev. de l'U. B. III 2, S. 158. René Sand. — Rev. neurolog. V 20, S. 573. Thoma.

Roux, W., Programm und Forschungsmethoden der Entwicklungsmechanik der Organismen. Litt. Centralbl. 1897, Nr. 44, N-e. — Biolog. Centralbl. XVII 21.

Rubin, S., Die Erkenntnistheorie Maimons u. s. w. K. II 2 u. 3, S. 356.

Russell, B., German social democracy. Int. J. E. VIII 1, S. 130 f. Bosanquet.

Sachs, H., Die Entstehung der Raumvorstellung aus Sinnesempfindungen. Z. f. Ps. u. Phys. XV 3, S. 232. Crzellitzer.

Sallwürk, E. v., John Lockes Gedanken über Erziehung. Deutsche Z. f. ausländ. Unterrichtswesen III 1, S. 82.

Sanctis, de, Étude de l'attention. Rev. Neurolog. V 20, S. 572. Massalongo.

—, L'attenzione e i sui disturbi. Z. f. Ps. u. Phys. XV 1 u. 2, S. 144. O. Külpe.

—, Sopra imo speciale disturbo dell' attenzione in un degenerato. Z. f. Ps. u. Phys. XV 3, S. 237. Fränkel.

Sanctis, S. de, u. Montessori, Sulle cosidette allucinazioni antagonistiche. Z. f. Ps. u. Phys. XV 3, S. 238. Fränkel.

Sands, M., The opposite of the universe. Am. J. Ps. VIII 4, S. 579.

Santayana, G., The sense of beauty, being the outlines of aesthetic theory. Ps. Rev. IV 4. S. 439. A. Hodder. — M. VI 24, S. 559. Titchener.

Schanz, P., Religion et théorie de l'évolution. Rev. Ph. XXII 9, S. 331. F. Picavet.

Scherer, H., Die Pädagogik in ihrer Entwicklung etc. Die Deutsche Schule I 6, S. 381. H. J. Eisenhofer.

Schiller, H., Der Stundenplan. Z. f. Ps. u. Phys. XV 4, S. 304. L. Burgerstein. — Päd. Monatshefte III 10, S. 558.

Schmidt, F. J., Das Ärgernis der Philosophie. Deutsche Littztg. XVIII Nr. 43. E. Adickes. — Kantstudien II 2 u. 3, S. 358.

Schmidt, F. J., Le concept du vrai. Rev. Ph. XXII 9, S. 333. F. Picavet.

Schneider, W., Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewufstseins. Theologische Quartalschrift 79 3, S. 470. Schanz.

—, Das andere Leben. Theol. Quartalschr. 79 3, S. 473. Schanz.

—, Die Sittlichkeit. Theol. Quartalschrift 79 3, S. 471. Schanz.

Schrenk-Notzing, Über Spaltung der Persönlichkeit. (Sogenanntes Doppel-Ich.) Ps. Rev. IV 4, S. 447. — Z. f. Ps. u. Phys. XV 4, S. 328. Meumann.

Schultz, J., Bemerkungen zur Psychologie der Axiome. K. II 2 u. 3 S. 359.

Schwarz, H., Grundzüge der Ethik. Blätt. f. litterar. Unterhaltung 1897 Nr. 46. E. Melzer.

—, Die Zwiespältigkeit der naturwissenschaftlichen Erkenntnislehre. Phil. Jahrb. X 4, S. 453.

Scott, C. A., Old age and death. Z. f. Ps. u. Phys. XV 4, S. 320. Heymans.

Silby-Bigge, B. A., British Moralists. Int. J. E. VIII 1, S. 121 f. Mackenzie.

Sergi, G., Psicologia per le scuole. Ps. Rev. IV 5, S. 538. G. Santayana.

—, Über den Sitz und die physische Grundlage des Affekts. Phil. Jahrb. X 4, S. 458.

Seth, A., Man's place in the cosmos. Phil. Rev. VI 5, S. 529. G. T. Ladd. — M. VI 24, S. 571. Douglas. — Int. J. E. VIII 1, S. 102. Muirhead.

Sheldon, W. L., An ethical movement, a volume of lectures. Rev. Ph. XXII 9, S. 283. G. Segond.

Sickenberger, O., Über die sogenannte Quantität des Urteils. Ps. Rev. IV 3, S. 335. J. G. Hibben.

Siecke, E., Die Urreligion der Indogermanen. Deutsche Littztg. XVIII 38. Zupitza.

Sigismund, B., Kind und Welt. „Die Kinderfehler." Langensalza, H. Beyer & Söhne II 5, S. 158. H. Winzer.

Silberstein, S. J., Disclosures of the Universal Mysteries. M. VI 24, S. 566. L. B. S.

Simerka, s. Thomayer.

Simon, Die Psychologie des Apostels Paulus. Theol. Litteraturztg. XXII 19. Grafe. — Deutsche Litztg. XVIII 34. Holtzmann.

Sloane, W. M., The life of James McCosh. Ps. Rev. IV 4, S. 422. A. F. Ormond.

Smith, G., Guesses et the riddle of Existence etc. Phil. Rev. VI 5. S. 570. J. S.

Spencer, H., Einleitung in das Studium der Soziologie. Blätt. f. litterar. Unterh. 1897 Nr. 40. L. O. Brandt.

Spir, Von der Erkenntnis des Guten und Bösen. Rev. Ph. XXII 10, S. 446. L. Grandgeorge.

Stammler, Prof. Dr. R., Wirtschaft und Recht. Krit. Vjschr. f. Gesetzgebung und Rechtswiss. III 4, S. 483—528. Keller.

Starke, K., Über die Wirkung des Kokains und Hyoscins auf die psychomotorischen Zentren. Z. f. Ps. u. Phys. XV 3, S. 217. Schäfer.

Staudinger, Fr., Das Sittengesetz. K. II 2 u. 3, S. 363.

—, Die objektive Apperzeption und ihre pädagogische Bedeutung. K. II 2 und 3, S. 360.

Stein, E., Philosophische Studien. Vjschr. XXI 4, S. 539. Otto Krebs.

Stein, H. v., Vorlesungen über Ästhetik. Dtsch. Littztg. XVIII Nr. 41. J. Volkelt. — Blätt. f. litt. Unterhaltg. 1897 Nr. 42. M. Hecker.

Stein, L., Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Litt. Centralbl. 1897 Nr. 48. P. B.

Stern, W., Kritische Grundlegung der Ethik etc. Litt. Centralbl. 1897 Nr. 41. K. II 2 u. 3, S. 366.

Stosch, G., Die Seele und ihre Geschichte. Theol. Littbl. XVIII 39.

Stölzle, B., Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung. K. II 2 u. 3, S. 371. — Litt. Centralbl, 1897 Nr. 42. — Litt. Rundsch. XXIII 10. Bach. — Biolog. Centralbl. XVII 21. — Phil. Rev. VI 5, S. 569. — Monist VIII 1, S. 150. T. J. Mck.

Stout, G. F., Analytic psychology. Ps. Rev. IV 4, S. 410. H. N. Gardiner. — Phil. Rev. VI 5, S. 532. J. R. Angell.

Strada, La religion de la science et de l'esprit pur, constitution scientifique de la religion. Monist VIII 1, S. 144. L. Arréat. — Am. J. Ps. VIII 4, S. 581.

Stratton, G. M., Kinderforschung und Psychologie. „Die Kinderfehler", Langensalza, H. Beyer & Söhne II 5, S. 148. Ufer.

—, Über die Wahrnehmung von Druckänderungen bei verschiedenen Geschwindigkeiten. Ps. Rev. IV 3, S. 331. H. Griffing.

Striegel, J., Wozu dienen Vernunftanlagen? „Die Gesellschaft" XIII 9, S. 267.

Sully, J., Untersuchungen über die Kindheit. Psycholog. Abh. ect. Päd. Monatshefte III 6, S. 331, Aus der Schule, für die Schule IX 2, S. 95, IX 8, S. 394.

Surbled, Le tempérament. Phil. Jahrb. X 4, S. 434. C. Gutberlet.

Svoboda, A., Gestalten des Glaubens. Neue

metaph. Rundsch. I 2, S. 97. Dr. Ed. Reich.

Symonds, s. **Havelock u. Ellis, H.**

Talbot, E. B., An attempt to train the visual memory. Z. f. Ps. u. Phys. XV 4, S. 319. Heymans.

Tarde, L'opposition universelle, essai d'une théorie des contraires. Monist VIII 1, S. 142. L. Arréat.

Tawney, G. A., Über die Wahrnehmung zweier Punkte mittels des Tastsinns, mit Rücksicht auf die Frage der Übung und die Entstehung der Vexirfehler. Ps. Rev. IV 5, S. 562. G. M. Stratton.

Thiele, G., Die Philosophie des Selbstbewufstseins und der Glaube an Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Z. f. Phil. u. Päd. IV 5, S. 388. R. Schade.

Thomayer u. Simerka, La signification de quelques rêves. Z. f. Ps. u. Phys. XV 3, S. 236. Giessler.

Thon, O., Die Grundprinzipien der Kantschen Moralphilosophie in ihrer Entwicklung. K. II 2 u. 3, S. 353. P. Menzer.

Thouvarez, E., Le réalisme métaphysique. Phil. Rev. VI 5, S. 568. H. N. Gardiner.

Tiedemanns, D., Beobachtungen über die Entwicklung der Seelenfähigkeit bei Kindern. „Die Kinderfehler", Langensalza, H. Beyer & Söhne, II 5, S. 158. H. Winzer.

Tonini, S., Semejotica delle lesioni corticali nei cani in rapporto con alcune questioni di Fisio-Pathologia umana. Z. f. Ps. u. Phys. XV 3, S. 220. Fraenkel.

Tönnies, F., Der Nietzsche-Kultus. Rev. Ph. XXII 9, S. 324. L. Arréat. — Dtsch. Littztg. XVIII Nr. 42. G. Simmel.

Toulouse, E., Enquête medico-psychologique sur les rapports de la supériorité intellectuelle avec la nevropathie. Z. f. Ps. u. Phys. XV 3, S. 242. Pelman.

Tschisch, W. v., Über das Gedächtnis für Sinneswahrnehmungen. Ps. Rev. IV 3, S. 327. H. C. Warren.

Tucker, M. A., Comperative observations on the involuntary movements of adults and children. Ps. Rev. IV 5, S. 538. J. E. Lough.

Türck, H., Der geniale Mensch. Deutsche Littztg. XVIII 37. M. Dessoir.

Überweg-Heinze, Grundrifs der Geschichte der Philosophie. Litterar. Handweiser 36 Nr. 8. R. Stölzle.

Uhthoff, W., Weitere Beiträge zum Sehenlernen blindgeborener und später mit Erfolg operierter Menschen, sowie zu dem gelegentlich vorkommenden Verlernen des Sehens bei jüngeren Kindern, nebst psychologischen Bemerkungen bei totaler kongenitaler Amaurose. Phil. Jahrb X 4, S. 459.

Uphues, G. K., Sokrates und Pestalozzi. Päd. Arch. XXXIX 11, S. 846. E. Hermann. — Comenius Blätter V, Juli-Okt. S. 111.

Vandervelde, s. Demoor.

Verworn, M., Allgem. Psychologie. Monist VIII 1, S. 157.

Viallet, P., Je pense, donc je suis. Rev. de l'U. de B. III 2, S. 152. P. E. — Am. J. Ps. VIII 4, S. 579.

Vierkandt, A., Naturvölker und Kulturvölker. Deutsche Littztg. XVIII Nr. 40. Al. Wernicke.

Villa, G., La psicologia dei sentimenti. Phil. Rev. VI 5, S. 554. E. Ritchie.

Villinger, A., Das Buch vom Wesen aller Dinge. Neue metaphys. Rundschau I 2, S. 99. Sch.

Vogt, O., Flechsigs Assoziationscentrenlehre, ihre Anhänger und Gegner. Z. f. Ps. u. Phys. XV 4, S. 308. Umpfenbach.

Vold, J. M., Einige Experimente über Gesichtsbilder im Traum. Ps. Rev. IV 5, S. 549. H. C. Warren. — Phil. Rev. VI 5, S. 558. J. M. Bentley.

—, Expérience sur les rêves. Ps. Rev. IV 5, S. 549. H. C. Warren.

Volkelt, J., Ästhetik des Tragischen. Protestant. Monatshefte I 9, S. 367. O. Eggeling.

Volkmann, P., Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaften etc. Z. f. d. Realschulwesen XXII 10, S. 610. — Österr. Littbl. VI 17. v. Kralik.

Wachlez, E., Zur Natur- und Entwicklungsgeschichte der ethischen Erscheinungen und Werte. Rev. Ph. XXII 10, S. 448. L. Grandgeorge.

Walther, M., Über Erziehung der Jugend durch Schule und Haus. Pädagog. Arch. XXXIX 211, S. 835. H. Löwe.

Ward, L. F., Dynamic Sociology. M. VI 24, S. 569. Sandeman.

Warren, H. C., Dreams — „The american naturalist", Heft 364, S. 354.

—, Notes on childs psychology. — „The american naturalist", Heft 365, S. 455.

—, Contraction of the field of vision. — „The american naturalist", H366, S. 558.

Wasmann, E., Instinkt und Intelligenz im Tierreich. Phil. Jahrb. X 4, S. 435. L. Schütz. — Z. f. Phil. u. Pädag. IV 4, S. 308. O. F.

—, Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere. Litt. Centralbl. 1897 Nr. 37. N.-e.

Watson, J., Christianity and idealisme. Ps. Rev. IV 4, S. 422. A. T. Ormond. — Int. J. E. VIII 1, S. 123. Mc Taggert.

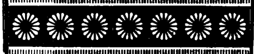
Weinmann, R., Wirklichkeitsstandpunkt. Deutsche Litteraturztg. XVIII 34. V. Heyfelder.

Welby, V., Grains of sense. Mind VI 24, S. 571.

Welton, J., Manual of logic. 2ed edition. Ps. Rev. IV 3, S. 335.

Wendt, G., Der Deutsche-Unterricht und die philosophische Propädeutik (Bau-

Notizen.



Der zweite Teil der Artikelserie des Herrn Privatdozenten Dr. R. Willy (Zürich), betitelt: „Die Krisis in der Psychologie“, wird wegen Raummangels nicht mehr in der Vierteljahrsschrift, sondern vereinigt mit dem bisher erschienenen ersten Teil als selbständige Publikation im Verlag von O. R. Reisland — Leipzig — erscheinen.

Auf die von der Redaktion der Vierteljahrsschrift gestellte Preisaufgabe (s. Jahrg. XXI, S. 145) sind vier Lösungen rechtzeitig eingelaufen mit dem bez. Motto:

1. „Alles Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben,
wieder einmal von vorn zu gründen.“ (Goethe.)

2. In Lebensfluten, im Thatensturm
Wall ich auf und ab,
Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

3. Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als dafs sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läfst zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre?

4. Corporibus caesis
Natura res agit. (Lucretius.)

Die Philosophische Gesellschaft an der Universität zu Wien hat ihren zehnten Bericht versendet für das Jahr 1896/97 mit einem Rückblick über die abgelaufenen ersten zehn Vereinsjahre.

Berichtigungen.

Folgende in der Vierteljahrsschrift Jahrg. XXI, Heft 4 stehen gebliebene Druckfehler bitten wir zu berichtigen.

S. 528, Z. 20 v. o.: Widerlegungen, statt: Wiederholungen.

S. 542, Z. 8 v. u.: seine, statt: für; Z. 5 v. u.: kein, statt: ein; Z. 3 v. u.: beider Seiten, statt: bei der Seite.

Neuerschienene Werke der philosophischen Litteratur

bis zum 15. Nov. eingegangen bei der Redaktion der

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie.

Angelini, Prof. **A.**, Ansonio Franchi. Roma 1897. Loescher & Cie. (73 S.)

Baldwin, J. M., Die Entwicklung des Geistes beim Kind und bei der Rasse. Übers. von Dr. A. E. Ortmann, nebst einem Vorwort von Th. Ziehen. Berlin 1898. Reuther u. Reichard. M. 8.—.

—, Social and ethical interpretations in mental developement. New-York, 1897. The Macmillan Co. Sh. 2.60.

Cornelius, H., Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig 1897. B. G. Teubner. (XV u. 445 S.)

Dippel, Dr. **Jos.**, Der neuere Spiritismus in seinem Wesen dargestellt und nach seinem Werte geprüft. 2. gänzlich umgearbeit. und erweiterte Aufl. München 1897. Rud. Abt. (279 S.) M. 3.50.

Drews, A., Das Ich als Grundproblem der Metaphysik. Freiburg i. B. 1897. J. C. B. Mohr. M. 8.—.

Dyroff, Dr. **Ad.**, Die Ethik der alten Stoa. Berlin 1897. S. Calvary & Co. (XVI u. 410 S.)

Eleutheropulos, Dr. **Abr.**, Das kritische System der Philosophie. Grundlegung einer Sittenlehre (Ethik), die als Wissenschaft wird auftreten können. I. Abt. Das Recht des Stärkeren. Die Rechtlichkeit oder ein politisch-rechtlicher Traktat. Zürich 1897. C. Schmidt. (168 S.)

Fechtner, Dr. **Ed.**, John Locke, ein Bild aus den geistigen Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert. Stuttgart 1898. Fr. Frommann. (XI u. 298 S.) M. 5.—.

Fischer, Kuno, Geschichte der neueren Philosophie. Jubiläumsausgabe. Liefg. 6, 7, 8. Descartes und Schopenhauer, Liefg. 9 und 10. Spinoza. Heidelberg 1897. C. Winter. à M. 3.—.

Grunwald, Dr. **M.,** Spinoza in Deutschland. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1897. S. Calvary & Co. (IV u. 380 S.)

Hass, Dr. **C.,** Über die Verwertbarkeit des Gegensatzes von adäquatem und inadäquatem Kausalzusammenhang in der Lehre vom Interesse. Zugleich ein Beitrag zur Lösung des Kausalitätsproblems in der Rechtswissenschaft. Sonder-Abdr. aus Jherings Jahrbüchern für die Dogmatik des bürgerlichen Rechts. Jena 1897. G. Fischer. (157 S.)

Heinzel, Gg., Versuch einer Lösung des Willensproblems im Anschlufs an eine Darstellung und Kritik der Theorieen von Münsterberg, Wundt und Lipps. Züricher Inaug.-Diss. Breslau 1897, F. W. Jungfer. (79 S.)

Henri, V., Über die Raumwahrnehmungen des Tastsinns. Berlin 1898. Reuther u. Reichard. M. 7.50.

Hoppe, Prof. Dr. **Reinh.,** Die Elementarfragen der Philosophie nach Widerlegung eingewurzelter Vorurteile. Berlin 1897. Winkelmann u. Söhne. (92 S.)

Lipps, H., Raumästhetik und geometrisch-optische Täuschungen. (Mit 183 Fig. u. 1 Taf.) Leipzig 1897. J. A. Barth. (VIII und 424 S.) M. 12.—.

Mikhailowsky, N., Qu'est-ce que le Progrès? Examen des idées de M. Herbert Spencer. Traduction du Russe, revue par Paul Louis. Paris 1897. F. Alcan. (200 S.) Fr. 2.50.

Müller, Rud., Naturwissenschaftliche Soelenforschung. I. Das Veränderungsgesetz. Leipzig 1897. Osw. Strauch. (VIII u. 168 S.) M. 5.—.

Nettleship, Rich. Lew., Philosophical lectures and remains. Edited with a biographical sketsch by A. C. Bradley and G. R. Benson. Two vols. (XI u. 394 S.; VI u. 364 S.) London 1897. Macmillan and Co. Sh. 17.

Parsons, A. R., Parsifal. Der Weg zu Christus durch die Kunst. Eine Wagner-Studie. Aus dem Englischen nach der 2. Auflage übersetzt von Dr. Reinhold Freiherr von Lichtenberg. Berlin-Zehlendorf 1897. P. Zillmann.

Scherff, General **W. v.,** Die Lehre vom Kriege, auf der Grundlage seiner neuzeitlichen Erscheinungsformen. Berlin 1897. Mittler u. Sohn. (VI u. 309 S.) M. 6.—.

Spicker, Prof. Dr. **Gid.,** Der Kampf zweier Weltanschauungen. Eine Kritik der alten und neuesten Philosophie mit Einschlufs der christlichen Offenbarung. Stuttgart 1898. Fr. Frommann. (VIII u. 303 S.) M. 5.—.

Steiner, Rud., Goethes Weltanschauung. Weimar 1897. E. Felber. (206 S.)

Stock, Dr. **O.,** Lebenszweck und Lebensauffassung. Greifswald 1897. Jul. Abel. (IV u. 177 S.)

Strada, J., La réligion de la science et de l'esprit pur. Constitution scientifique de la réligion. Tome II. Paris 1897. F. Alcan. (XII u. 578 S.) Fr. 7.

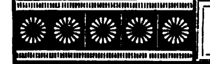
Vailati, Dr. **Giov.,** Il principio dei lavori virtuali da Aristotele a Erone d'Alessandria. Torino 1897. C. Clausen. (25 S.)

Wachler, E., Über Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze. Inaug.-Diss. Berlin 1897. E. Ebering. (38 S.)

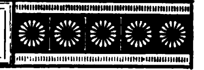
Winkler, Dr. M., Der Traditionsbegriff des Urchristentums bis Tertullian. München 1897. Rud. Abt. (V u. 312 S.) M. 1.80.

Zeitschriften:

„American Journal of Psychology“, VIII 4; IX 1.
„International Journal of Ethics“, VIII 1.
„Kantstudien“, II 1—3.
„L'Avvenire“, I, 7—15.
„Mind“ NS. V 24.
„Monist“, VIII 1.
„Nuovo Risorgiomento, VII 4—7.
„Revue de l'Université de Bruxelles“ II 10; III 1 u. 2.
„Revue de Métaphysique et de Morale“, V 5.
„Revue Néo-scolastique“, IV 3 u. 4.
„Revue Philosophique de la France et de l'Etranger“, XXII 9 u. 10.
„Rivista italiana di Filosofia“, XII 5. (Sett.-Ott.)
„Rivista quindicinale di psicologia, psichiatria etc. I 7, 10, 11.
The „Philosophical Review“, VI 5.
„Voprosy philosophii i psychologii“, VIII 4.
„Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane“, XV 1—4.



Abhandlungen.



Zum 100. Geburtstage Auguste Comte's.

Von P. **Barth**, Leipzig.

Inhalt.

Comte's innerstes Wesen ist ein lebhaftes Gefühl für die sozialen Beziehungen; dieses teils Anlage, teils von Saint-Simon geweckt. C. knüpfte die Soziologie an die Biologie an. Trotzdem ist er nicht Naturalist. Seine Teleologie. Seine zweite Phase Fortbildung der ersten. Einflufs des Gefühls: 1) auf die Bestimmung der Handlungen des Kultus, 2) auf C.'s Gedankenverbindung. — Seine Nachfolger. Seine Bedeutung für die Geschichte und die Nationalökonomie. Seine Persönlichkeit.

Der 19. Januar 1898 ist der hundertste Geburtstag Aug. Comte's. Damit ist freilich noch nicht ein ganzes, sondern etwa ein halbes Jahrhundert seines Wirkens und Nachwirkens vollendet. Aber selbst dieser Zeitraum ist lang genug, um ihn dem Rückblickenden in eine gewisse Ferne zu rücken, in der das Hervorragende, Wesentliche seines Wirkens sich vom Unwesentlichen abhebt, lang genug auch, um an dem ersteren die Erprobung durch die Zeit sich vollziehen zu lassen.

In Comte's Persönlichkeit ist der Grundzug ein starkes Gefühlsleben, und zwar zieht es seine Nahrung gar nicht aus den Schönheiten der Natur oder der Kunst, sondern aus der Betrachtung der Beziehungen des Menschen zum Menschen. Die Wissenschaft ist ihm nur Organ und Mittel zum Zwecke dieser Beziehungen. — Diese Richtung des Gefühlslebens ist zum Teil Anlage, zum Teil Ergebnis einer von aufsen gekommenen Einwirkung. In früher Jugend, 19 Jahre alt, trat er in Verkehr mit Saint-Simon. Dieser Mann, als Pair von Frankreich,

als Verwandter des französischen Königshauses geboren, war von Anfang an nicht auf das Denken, sondern auf das Thun gerichtet. In Amerika hatte er an dem Befreiungskampfe der Amerikaner teilgenommen, auch ein Unternehmen versucht, durch das eine der Landengen von Panama durchstochen werden sollte, in Spanien wollte er Madrid zum Seehafen machen, alles im Interesse der Menschheit[1]). Nach einem „experimentalen“ Leben, in dem er die Höhen und die Tiefen, wohl auch die Niedrigkeiten der Gesellschaft kennen gelernt hatte, bettelarm geworden, hatte er damals, als Comte ihn fand, seit etwa 15 Jahren nur den einen Gedanken: die Politik als Naturwissenschaft zu begründen und so das Wohl der Gesellschaft und aller ihrer Mitglieder auf eine ebenso feste Grundlage zu stellen, wie sie etwa die Mechanik der Technik gewährte. Saint-Simon gehörte zu den Menschen, die — wenn der Ausdruck gestattet ist — von ihrer Idee besessen sind. Auch für ihn war alles nur Mittel zum höchsten Zwecke, dem allgemeinen Wohl. „Die wesentliche Beschäftigung der Philosophen besteht darin, das für ihre Epoche beste System sozialer Organisation zu ersinnen und die Regierten sowohl als die Regierenden zu dessen Annahme zu bestimmen[2]).“ Wie für Bacon, den er von allen Denkern der Vergangenheit am höchsten schätzt, den er unter seinen Vorgängern nennt[3]), den er neben Newton und Locke als „wissenschaftlichen Kolofs“ rühmt[4]), neben Luther und Descartes als Lenker der allgemeinen Wissenschaft preist[5]), aus dessen Nova Atlantis er die Anregung zu seiner „Kammer der Erfindung“ geschöpft hat, so ist auch ihm das wahre Ziel der Wissenschaft der Nutzen für das Leben. Wo und wie er auch von einer „Reorganisation der

---

[1]) Vgl. G. Weill, Saint-Simon et son œuvre. Paris 1894, Anfang.

[2]) Vol. 39, S. 51/52. Die Citate aus Saint-Simon beziehen sich auf Oeuvres de Saint-Simon et d'Enfantin. Paris 1865—1878.

[3]) Vol. 37, 169.

[4]) Vol. 40, S. 58.

[5]) Vol. 17, S. 79.

Wissenschaft" spricht, immer soll sie blofs dem Glücke der Menschheit im edleren Sinne dienen.

Alles, was SAINT-SIMON bis dahin an festen Ansichten erworben hatte, ging auf COMTE über[1]). Auch sein Lebensinteresse war entschieden. Es mufste die menschliche Gesellschaft sein, und zwar ihre Reform auf Grund ihrer Erkenntnis.

SAINT-SIMON unterscheidet bereits, an TURGOT anknüpfend, die positive von der theologischen und der metaphysischen Epoche der Wissenschaft. Seine „Politik" — so nennt er die Wissenschaft der Gesellschaft — soll vor allem positiv sein, d. h. auf beobachteten Thatsachen ruhen. Aber es gelang ihm nicht, sie an eine der schon bestehenden „positiven" Wissenschaften enger anzuknüpfen, weil er den Begriff verfehlte, durch den dies allein möglich war, den des Organismus. Wenn PLATO die menschliche Gesellschaft der Einzelseele verglich, so meinte er ausschliefslich die Seele des Menschen; wenn HOBBES und ROUSSEAU vom Staate als einem Körper sprachen, so dachten sie nur an den menschlichen Körper. Und beiden diente dieser Vergleich wesentlich zur Stütze einer Forderung, nämlich der, dafs der Einzelne dem Gemeinwesen gegenüber ebensowenig Recht habe, ebenso unselbständig sei, wie das Glied gegenüber dem Gesamtkörper. Weiter ist auch SAINT-SIMON nicht gekommen. Er verneint ausdrücklich, dafs die Gesellschaft eine blofse agglomération sei, er spricht viel vom organisme social, auch vom corps social, ausdrückliche theoretische Folgerungen aber zieht er gerade daraus noch weniger als HOBBES und ROUSSEAU; da er sogar von der Gesellschaft als einer „machine organisée" redet[2]) — mit einer gewissen contradictio in adjecto, die ihm als solche nicht auffällt —, so scheint ihm

[1]) H. WÄNTIG (A. COMTE und seine Bedeutung für die Entwicklung der Sozialwissenschaft, Leipzig 1894) ist der entgegengesetzten Ansicht, dafs nur von COMTE Gedanken auf SAINT-SIMON übergegangen seien. Doch beruht diese Ansicht lediglich auf ungenügender Kenntnis oder Vergleichung SAINT-SIMONS. Vgl. P. BARTH, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie I, Leipzig 1897, S. 56 f. Alle hier nicht belegten Einzelheiten über COMTE sind dort durch Citate gestützt.

[2]) Vol. 39, 177.

der Begriff des Organismus noch weniger klar als jenen beiden gewesen zu sein.

Anders Comte. Er kannte die „hiérarchie animale“ oder „zootaxie“ und wufste, dafs „Organismus“ nicht identisch ist mit „menschlichem Organismus“. Er erkannte, dafs hier das Gelenk war, welches die Wissenschaft der Gesellschaft mit derjenigen der organischen Welt verbinden könnte. Gab es im Reiche der tierischen Organismen eine hiérarchie, eine série, so mufste es auch im Reiche der menschlichen Gesellschaften eine solche Reihe geben. Er gewann oder bestätigte dadurch mit einem Schlage zwei wichtige Einsichten: 1) dafs die Gesellschaften der Vergangenheit für ihre Zwecke, die sie verfolgten, wohl ebenso vollkommen waren, wie die gegenwärtigen Gesellschaften für ihre gegenwärtigen Zwecke; geradeso, wie ein niederes Tier für seine Zwecke nicht minder vollkommen ist, als ein höheres für seine höheren Zwecke, — 2) dafs die Biologie, die Gesamtwissenschaft des tierischen Organismus, der Soziologie zur Hilfe, zur Grundlage dienen könne.

Die erste dieser Einsichten war schon auf anderem Wege erworben. Schon Saint-Simon stand den Gesellschaften der Vergangenheit objektiv gegenüber, er verachtete das Mittelalter nicht mehr, wie es Condorcet, der Prophet des menschlichen Fortschrittes, gethan hatte. Das Erlebnis, das hier zu Grunde lag, aus dem seine von der Theorie bestätigte Meinung entsprang, war wohl eine grofse Enttäuschung über die Wirkungen der Revolution, die fortwährend neue Verfassungen erzeugt, aber schliefslich den Zustand der Gesellschaft nicht von Grund aus umgestaltet hatte. Wenn das Neue so unvollkommen war, hatte man dann ein Recht, die Vergangenheit zu verachten, zumal die ferne, deren Übel nicht so offenkundig wie die der nächsten Vergangenheit, des alten Regiments, vor Augen lagen?

Die zweite Einsicht aber, von den Diensten der Biologie für die Soziologie, fand von anderer Seite her eine Stütze. Über das Verhältnis des Allgemeinen zum Besonderen hatte schon Aristoteles eine bestimmte Lehre aufgestellt: Das Allgemeine ist in der Natur das Frühere, das bestimmte Einzelding

das Spätere; im menschlichen Wissen aber kehrt sich das Verhältnis um. Danach hätte ARISTOTELES eine doppelte Rangordnung der Wissenschaft festsetzen können: eine den Dingen angemessene, also sachliche, logische und eine ihrer Entstehung im menschlichen Geiste entsprechende, die der ersteren entgegengesetzt gewesen wäre. Er hat dies nicht gethan. Erst BACON hat eine bestimmte Einteilung der Wissenschaften gegeben, und in seinem „globus intellectualis“, den sie zusammen bei ihm ausmachen, steckt schon der Begriff eines notwendigen Ganzen. D'ALEMBERT hat im Prospekt der „Encyklopädie“ den BACONschen Versuch wesentlich wiederholt. Erst COMTE hat das logische Verhältnis, die Abhängigkeit der Wissenschaften von einander ins Auge gefafst[1]). Er findet, dafs die allgemeinere immer die Vorbedingung für die speziellere ist, die Mathematik für die Astronomie, diese für die Physik, die Physik für die Chemie, die Chemie für die Biologie, diese endlich für die Wissenschaft, die noch übrig sei, die Soziologie.

Dies ist die „Hierarchie“ der Wissenschaften nach abnehmender Allgemeinheit und wachsender Komplikation ihrer Objekte. Nach ARISTOTELES wäre nun ihre zeitliche Folge gerade die entgegengesetzte, nach COMTE ist sie die gleiche. Äufserlich geht diese Lehre in seinen Werken der Auffassung der Gesellschaft als Organismus voran, als ihre Begründung. In Wirklichkeit war ihm diese Auffassung wohl aus folgerichtiger Fortführung des von HOBBES und ROUSSEAU gebrauchten Gleichnisses gekommen. Die Lehre von der Hierarchie wurde ihm nur eine neue Stütze, eine Bestätigung der Notwendigkeit einer biologischen Grundlegung für die Soziologie, zugleich auch der Beweis, dafs eben in seiner Gegenwart die Zeit der Soziologie gekommen war.

Von einem Gebiete auf das andere Begriffe und Gesetze

---

[1]) Nach W. DILTHEY, Einleitung in die Geisteswissenschaften, Leipzig 1883, S. 28 „beabsichtigte schon COMENIUS in seiner ‘Pansophia’ aus dem Verhältnisse der inneren Abhängigkeit der Wahrheiten voneinander die Stufenfolge, in welcher sie im Unterricht auftreten müssen, abzuleiten“.

zu übertragen, ist nur möglich, wenn das zweite dem ersten ähnlich ist. Aber diese Voraussetzung trifft nach COMTE hier zu, es giebt nach ihm eine Analogie zwischen den Gesetzen der verschiedenen Gebiete der Wirklichkeit[1]), die desto gröſser ist, je näher sie in der „Hierarchie" stehen. Und er findet nun eine ganze Reihe von Begriffen, die nicht bloſs für den tierischen Organismus, sondern auch für den gesellschaftlichen gelten. Zunächst zeigen beide den Consensus, d. h. das Aufeinanderwirken und die gegenseitige Abhängigkeit der Teile, wofür es oft auch solidarité heiſst, ferner die harmonie, d. h. das Zusammenwirken verschiedener Teile zu einem Zwecke[2]). Und zwar ist beiderseits das Zusammenwirken desto inniger, je höher der Organismus entwickelt ist. Denn beiden Gebieten gemeinsam ist auch ein Gesetz der Entwicklung[3]). Es giebt eine série biologique oder hiérarchie animale, oder zootaxie, ebenso aber degrés de l'échelle sociale oder degrés de sociabilité, d. h. verschiedene Stufen in dem Prozeſs des Werdens der künftigen einen menschlichen Gesellschaft.

Die Rangordnung in der série biologique wird bestimmt durch den Grad des Einflusses, den das Nervensystem auf den ganzen Körper des Tieres ausübt; die Rangordnung einer Gesellschaft durch ihren leitenden Teil, der dem tierischen Nervensystem entspricht, d. h. durch die Macht der in ihr die gesamte Weltanschauung und die sittlichen oder politischen Ideen vertretenden Menschen. Diese Macht wird am höchsten sein, wenn die Vertreter der Ideen sich reinlich von den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft abtrennen. Wie das Nervensystem dann am höchsten entwickelt ist, wenn seine Gewebe ein von den übrigen Organen deutlich unterscheidbares Geflecht bilden, so scheint ihm die Macht der Ideen dann am gröſsten, wenn ihre Vertreter innerhalb der Gesellschaft einen von den anderen

[1]) Vol. IV, S. 136; vol. VI, 729. Diese Citate beziehen sich auf COMTE's Cours de philosophie positive, 3. éd. Paris 1869.

[2]) IV, 242–243.

[3]) Freilich ist die biologische „évolution" der Organismen bei C. nur begrifflich, nicht genetisch. Vgl. III, 390 ff.

Ständen deutlich sich abhebenden Stand ausmachen, insbesondere, wenn sie von dem äufserlich regierenden Stande getrennt sind, also die von Comte unaufhörlich gerühmte „Trennung der Gewalten“ eintritt. Wenigstens hätte Comte für die Trennung der Gewalten diese biologische Begründung geben können. Er hat eine solche meines Wissens nicht gegeben, sondern nur eine psychologische Erklärung. Er meint, das abstrakte, wissenschaftliche Denken und die richtige, für das Handeln notwendige Schätzung der Einzelheiten seien nicht in demselben Menschen vereinigt. Die zweierlei Geister seien also in zweierlei Körperschaften einzuteilen und müfsten sich gegenseitig ergänzen. Auch Saint-Simon hatte eine psychologische Erklärung der Trennung der Gewalten gefunden. Er meinte, dafs die geistliche Gewalt der apriorischen, die weltliche der aposteriorischen Methode des Denkens entspreche [1]). Beide Begründungen sind wohl nachträglich ersonnen, die erste Ursache der Schätzung der geistlichen Gewalt und ihrer Selbständigkeit war sicherlich die romantische Schwärmerei für das Mittelalter, die am Anfange des Jahrhunderts alle Westeuropäer ergriffen, bei den beiden Philosophen aber sich zur unbefangenen Würdigung seines gesellschaftlichen und geistigen Lebens geläutert hatte.

Aber abgesehen von der Unterlassung biologischer Begründung der „Trennung der Gewalten“ ist doch eben, wie aufgezählt, manches für Beurteilung der Gesellschaft aus der Biologie entnommen, und darum ist Comte in den Ruf eines Naturalisten gekommen [2]). Er selbst gab dazu noch Anlafs, indem er sein ganzes System philosophie naturelle und die Soziologie eine branche complémentaire davon nannte. Aber die Bezeichnung „Naturalismus“ wäre nur dann gerechtfertigt, wenn er das ganze Leben der Gesellschaft aus solchen Trieben und Thätig-

[1]) Vol. 40, S. 247—249.

[2]) So z. B. bezeichnet er für Dilthey den Typus der naturalistischen Auffassung der Gesellschaft. Ebenso für H. Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung I, S. 18, Freiburg i. Br. und Leipzig 1896. — Nur Spencers System kann man Naturalismus nennen, wenn damit die Nivellierung des Geistes mit der Natur bezeichnet werden soll.

keiten ableitete, die auch im Tierreiche vorkommen, wenn im Menschen nichts spezifisch Neues, nichts qualitativ, sondern nur graduell Verschiedenes hinzukäme. Davon ist COMTE jedoch sehr weit entfernt.

Nur der Anfang der Gesellschaft, nämlich die Familie, läfst sich aus der „Natur" des Menschen erkennen, also deduzieren. Diese Deduktion tritt hier an die Stelle der Induktion, die für die Urzeit, den Ursprung der Gesellschaft unmöglich ist. Das Weib ist an Sympathie dem Manne überlegen, steht ihm aber an Fähigkeit zu geistiger Arbeit und zur Regierung nach, darum mufs es sich ihm unterordnen[1]). Das Kind aber ist seiner allgemeinen Hilflosigkeit wegen den Eltern unterworfen. Auf diesen beiden Verhältnissen der Unterordnung beruht die Verfassung der Familie und schliefslich auch der ursprünglichsten Gesellschaft, die nach COMTE nichts als eine Anhäufung von Familien ist. Aber schon das Leben der nächstfolgenden und noch mehr dasjenige der späteren Generationen der Gesellschaft ist für die Deduktion aus der Natur ihrer Elemente unerreichbar. Oft wiederholt COMTE, dafs der Einflufs einer Generation auf die folgende nicht aus der Physiologie zu deduzieren ist[2]), dafs er das ist, was der menschlichen Gesellschaft als Specificum angehört und sie auszeichnet[3]). Das ist freilich in strengster Allgemeinheit unrichtig. Dafs es einen solchen Einflufs geben mufs, wäre sehr wohl biologisch zu deduzieren. Denn der physische Organismus erbt von seinen Eltern nicht blofs physische, sondern auch geistige Dispositionen, sogar einen geistigen Besitz, gewisse fest eingeübte Bewegungsvorstellungen, die man Instinkte nennt. Und so mufs nach COMTE's Analogie auch der soziale Organismus von seinem Erzeuger, also wohl von der vergangenen Generation, einen geistigen Besitz, darunter eine allgemeine Weltanschauung erben. Aber in der Natur, in der Tierwelt, bleibt dieser geistige Besitz durch alle Jahrtausende unverändert. Die Tiergesellschaften

---

[1]) Vol. IV, 406—408. [2]) I, 74; IV, 345/346; VI, 606, 713.

[3]) Vgl. auch Système de politique positive, Paris 1851, vol. I, p. XXXIV.

haben darum nach Comte nur Statik, nicht Dynamik. In der menschlichen Gesellschaft hingegen findet eine doppelte Veränderung statt: Erstens eine fortschreitende Erweiterung des Gesichtskreises der Menschheit. „Die Menschheit ist ein Mensch, der ewig lebt und fortwährend lernt," sagt Comte mit Pascal. Zweitens eine innere Umwandlung, die vom theologischen durch das metaphysische in das positive Stadium überführt. Beide Änderungen aber, die Erweiterung ebenso wie die Umwandlung, sind nicht natürliche, sondern geistige Thatsachen. Und besonders die Umwandlung, das „Gesetz" der drei Stadien, ist ja nach Comte das Gesetz der „sozialen Dynamik", der Geschichte.

Auch hier hätte Comte eine biologische Begründung konstruieren können. Seine Voraussetzungen gaben sie ihm eigentlich an die Hand. Er konnte den Fortschritt zum Positivismus aus der fortschreitenden Entwicklung der Stirnregion des Gehirns ableiten, die nach ihm wirklich stattfindet[1]). Zunehmender Positivismus ist zunehmende Abstraktion, Ausscheidung aller Elemente, die nicht dem beobachteten Thatbestande angehören; und die Abstraktion findet nach Comte im Stirnhirn statt. Der Positivismus wäre also auf dessen Wachstum zurückgeführt. Hätte er weiter für dieses Wachstum einen biologischen Grund gefunden oder, was ja sehr leicht wäre, eine Tendenz zum Wachstum der vordersten Teile des Gehirnes in der aufsteigenden Reihe der tierischen Typen festgestellt, so wäre das Gesetz der drei Stadien als biologisches „Gesetz" dargestellt. Er hat diese Darstellung verschmäht. Freilich hat er auch keinen psychologischen Grund des Gesetzes angegeben, er hat nicht versucht, es auf ein allgemeines geistiges Prinzip zurückzuführen. Aber es bekundet doch seinen Glauben an die influences spirituelles, von denen er oft spricht[2]), es zeigt ihm die Herrschaft des Geistes über die Gesellschaft, die einer seiner fundamentalen Sätze immer wieder verkündet.

---

[1]) Wenigstens zeigt sich nach C. in der Entwicklung der menschlichen Gattung wie des Einzelnen wachsende Macht des Stirnhirns, Abnahme der Übermacht der hinteren Teile des Gehirns (V, 35).

[2]) z. B. V, 61/62.

Und aus dieser geistigen Thatsache hat er sich nun bemüht, die Art und Weise des Lebens der Gesellschaft abzuleiten. Die Hauptthätigkeit eines Volkes, seine ständische Gliederung, seine Wirtschaft, seine ästhetische Bildung, alles dieses geht ihm hervor aus seiner Weltanschauung. Er wendet sich ausdrücklich gegen „die ungeheuere und beinahe ausschliefsliche Befangenheit in zeitlichen (d. h. weltlichen, materiellen) Gesichtspunkten bezüglich aller menschlichen Begebenheiten, die eines der Hauptmerkmale der Philosophie des revolutionären Zeitalters“ ist[1]). Und er ist z. B. sich sehr bewufst, dafs er den Ackerbau, „diese grofse materielle Umwälzung“, von der entscheidenden Einwirkung der geistigen Einflüsse herleitet, „die von den rein materiellen Ursachen doch wesentlich verschieden und unabhängig sind, während man die Gewohnheit hat, diesen letzteren ausschliefslich jenen grofsen Fortschritt zuzuschreiben“ [2]).

Bis zum Ausgange des Mittelalters hat er den Beweis der alles gestaltenden Kraft der Weltanschauung durchgeführt. Für die Neuzeit, die Epoche der Metaphysik, nimmt er eine gewisse Vorherrschaft der Industrie über das geistige Leben an, in Zukunft erst werden wieder die Ideen das ganze Leben durchdringen und sich unterwerfen. Eine solche Konstruktion der Geschichte darf man nicht naturalistisch oder materialistisch nennen.

Aufser dieser Geschichtskonstruktion ist aber auch ein zweites Element bei Comte durchaus nicht naturalistisch, nämlich seine überall hervortretende Teleologie. Das Ziel alles Lebens, ja sogar alles Seins ist ihm ja die eine, alle Menschen vereinigende Gesellschaft, die „Menschheit“. Biologisch ist dieses Ziel nicht begründet. Ein Gesetz etwa einer immer umfassenderen Integration hat er für die Biologie nicht aufgestellt. Die gesellschaftliche Integration ist Comte's Glaube, geschöpft vielleicht aus der Betrachtung der Geschichte, aber nicht aus der Natur, die für Spencer Tendenzen zur Integration, für manche andere aber entgegengesetzte zeigt, so dafs z. B. K. Rodbertus,

---

1) Vol. V, 66. 2) Vol. V, 62.

ein nationalökonomischer Forscher von philosophischem Blicke, der Natur als Trennungsprozefs die Geschichte als Vereinigungsprozefs entgegenstellt. Und zwar ist diese Teleologie bewufster und unbewufster Weise als erklärendes Moment verwendet worden. So ist z. B. in ihr besonders das grofse politische Prinzip begründet, das er nie müde wird zu rühmen, die Trennung der Gewalten. Eine geistliche Gewalt vereinigt mehr Menschen als eine physische, das christliche Priestertum umfafste noch mehr Menschen, als die römische Herrschaft umfafst hatte. Darum mufste es neben der weltlichen Macht und von ihr unabhängig entstehen. Aufserdem sollte es eine Vorstufe und ein Vorbild für die geistige Gewalt des Positivismus sein, die einst die ganze Menschheit vereinen wird [1].

Die Teleologie ist auch ein zweites ordnendes Prinzip für die Einheit der Wissenschaft. Es giebt zwar schon eine gewisse Einheit der Wissenschaft (unité intellectuelle), da in ihrem Objekte, in der Welt, eine gewisse Einheit herrscht, die besonderen Gesetze der verschiedenen Gebiete der Wirklichkeit „konvergieren“. Eine zweite, wichtigere Einheit aber wird erst zu schaffen sein, indem alle Objekte der Wissenschaft noch einmal im soziologischen Geiste, d. h. mit Rücksicht auf das Wohl der Menschheit zu bearbeiten sind [2]. Er erklärt, von dieser Bearbeitung, da sein Leben für mehr nicht ausreiche, nur noch die der Mathematik und der Politik geben zu wollen. Die Bearbeitung der Mathematik ist seine Philosophie der Mathematik, das letzte Buch, das er geschrieben hat [3]. Die Politik im Geiste der wahren Universalität aber liegt in seinem Système de politique positive vor. Und in diesem ist ihm überhaupt die soziologische Einheit der Wissenschaften die einzige [4], die natürliche Einheit existiert für ihn nicht mehr.

---

[1]) Vol. V, 95, 229, 267.

[2]) Vgl. S. 26—27 meines oben genannten Buches.

[3]) Vgl. darüber J. St. Mill, Comte und der Positivismus, deutsch von E. Gomperz, Leipzig 1874, S. 134 ff.

[4]) Vgl. den Discours préliminaire des Système de politique positive, deutsch unter dem Titel: Der Positivismus in seinem Wesen

So steht für Comte immer das Wünschenswerte, das Ziel des Willens, fest und bestimmt zum grofsen Teile seine Gedanken schon in seiner ersten, „objektiven“ Periode. Ganz und gar dem Willen aber dient er in seiner zweiten, „subjektiven“ Periode, deren Hauptwerk die „politique positive“ ist. Auf die „organisation de l'esprit“ will er darin die „organisation du sentiment“ folgen lassen. Aber die Gefühle sind ihm nicht Selbstzweck, sondern sie sollen auf den Willen wirken, entweder direkt oder durch Vermittlung von Vorstellungen.

Comte scheint zu meinen, dafs aus den Gefühlen Vorstellungen hervorgehen können, denn er will im zweiten Teile seines Lebens den Geist durch das Herz erleuchten [1]), nachdem er im ersten Teile das Herz durch den Geist entwickelt habe. Und er stimmt dem Worte Vauvenargues' bei: Les grandes pensées viennent du cœur.

Aber Gefühle können keine Vorstellungen erzeugen, sie können nur zweierlei: 1. unsere geistige Kraft auf schon vorhandene Vorstellungen konzentrieren oder 2. die Verbindung der Vorstellungen bestimmen, indem sie Vorstellungen mit verwandtem Inhalt oder gleichem Gefühlstone herbeirufen und so anderer Assoziation oder der logischen Verbindung der Gedanken entgegenwirken. Für seine Gläubigen hat Comte wesentlich die erste Art der Wirkung der Gefühle gemeint, wenn er von der organisation du sentiment redet. Für sich selbst ist er vielfach der Gefahr, die in der zweiten Art der Wirkung liegt, in seiner „subjektiven Periode“ unterlegen.

Als Ziel der Erziehung und alles sittlichen Strebens steht für seinen Willen und für seine zum Teil vom Willen geleitete Erkenntnis fest: Die Unterordnung des Selbstgefühls unter das Sozialgefühl [2]). Diese Hingebung aller und die daraus folgende gegenseitige Liebe aller schafft sogar erst den Gegenstand der neuen „positivistischen Religion“, die Menschheit, das Grand

---

und seiner Bedeutung, übersetzt von E. Roschlau, Leipzig 1894 S. 12, 32.

[1]) Système de politique positive, vol. I, p. VI. Paris 1851.

[2]) Discours préliminaire, deutsche Übersetzung S. 200, 232.

Etre. An sich aus trennbaren Elementen bestehend, wird sie erst durch das innere Band der Liebe zu einer Einheit, und zwar, je weiter die neue Religion fortschreitet, zu einer immer umfassenderen und festeren Einheit.

Das Gefühl der Verehrung der Menschheit also ist durch 'Organisation' zu stärken, und alle Vorstellungen, die dazu geeignet sind, werden Bestandteile des Systems des neuen Kultus.

Die Frauen haben von Natur mehr Sympathie als Egoismus, darum sind sie die Vorbilder, die Heiligen, und wird ihre Verehrung gefordert[1]). Das Grand Etre besteht ferner zum gröfseren Teile aus Toten als aus Lebenden, besonders aus denen, die die Menschheit an Wissen bereichert und an Tugend gefördert haben; daher das ganze System der „commémorations". Endlich sollen die bürgerlichen und menschlichen Tugenden recht oft im Geiste der „Gläubigen" in Erinnerung gebracht werden; daher die Feste der Tugenden und die Feier der Sakramente.

Wenn man bedenkt, dafs Comte von vornherein nicht der abstrakten Wissenschaft, sondern dem Leben dienen wollte, so hat das ganze religiöse System nichts Überraschendes. Denn wer die Gesellschaft gestalten will und den alten Glauben unhaltbar findet, der mufs ein neues System aufstellen und empfehlen. Wäre Comte ein gröfserer Psychologe gewesen, so hätte er wohl nicht die Menschheit, in der doch so viele minderwertige Erscheinungen sind, sondern das Gute selbst und das Streben danach auf den göttlichen Thron erhoben. Freilich wäre es ihm dann wohl schwieriger gewesen, neue sinnvolle Formeln und Symbole zur Einkleidung der sittlichen Wahrheiten zu finden, aber der Kultus des Idealen hätte ihn auch vor dem Rückfalle in den Animismus bewahrt, er hätte nicht Le Grand Milieu (den Raum) und Le Grand Fétiche (die Erde) in sein System aufgenommen. Aber auch so, wie es ist, bietet Comte's religiöses System gar manchen erhebenden Gedanken und bildet z. B. in Süd-Amerika noch heute inmitten eines starren Katholizismus für

---

[1]) Discours prélim. Deutsche Übersetzung S. 292.

viele die Grundlage geistigen Strebens und geistiger Freiheit[1]).

Anders aber verhält es sich mit der oben genannten zweiten Art der Wirkung der Gefühle auf die Gedanken. Sie hat, wie J. St. Mill[2]) treffend nachgewiesen hat, für die zweite Periode seines Denkens bei Comte den Wunsch an die Stelle des Beweises gesetzt, ihn geradezu zur Verachtung der freien Forschung, sogar des Verstandes selbst, zu durchaus verderblicher Schätzung der geistigen Autorität und zur einseitigen Empfehlung der Unterordnung unter sie geführt. Die extremste Probe, wie rein subjektive Gefühle ein ganzes System von Gedanken willkürlich aufbauen, ist seine Lehre von den „moralischen und intellektuellen Eigenschaften der Zahlen". Es geht weit hinaus über alles, was die Pythagoreer in die Zahlen hineingedacht haben, ohne dafs es dieselbe Entschuldigung für sich hätte, wie die Phantasieen jener, die im zartesten Kindesalter der Wissenschaft und unter dem Eindruck der ersten Entdeckungen mathematischer Akustik entstanden sind. Glücklicherweise ist das rein Willkürliche und Phantastische der zweiten Phase Comte's ohne Nachwirkung und Nachahmung geblieben.

Aber aus der Zeit seines gesunden Denkens giebt es genug, was folgenreich wurde, indem es zu weiterem Denken Anlafs gab, oder noch heute nicht überholt ist.

Dafs die zeitliche Ordnung der Wissenschaften gleich ihrer logischen sei, das ist freilich ein Irrtum Comte's, den Spencer[3]) treffend widerlegt hat. Aber seine Übersicht über die Geschichte der Wissenschaften, die die erste Hälfte des cours de philosophie positive enthält, giebt trotz manchen Irrtümern im einzelnen[4]) die Entwicklung im ganzen richtig wieder.

---

[1]) Vgl. u. a. J. E. Lagarrigue, Lettre à Mgr. Ireland, archevêque de Saint-Paul aux Etats-Unis. Santiago du Chili, 1896.

[2]) a. a. O. S. 119—140.

[3]) In dem Essay: the genesis of science, 1854, wieder abgedruckt in den Essays, vol. I, 1883, S. 116 ff.

[4]) Vgl. J. St. Mill, a. a. O. S. 41 ff.

Die zweite Hälfte des genannten Cours enthält seine „Soziologie“. Er hat dies sprachlich nicht glückliche, aber jetzt unausrottbar gewordene Wort geprägt, er hatte auch ein Recht dazu.

Er war der erste, der es ausgesprochen hat, dafs der einzelne, isolierte Mensch nur eine Abstraktion ist. Es ist dies ein Gedanke von grofser Tragweite; das Bereich dessen, was man mit Recht subjektiv nennen kann, wird dadurch sehr eingeschränkt.

Die Klassifikation der Objekte sowohl als der Wissenschaften nach abnehmender Allgemeinheit und gleichzeitig wachsender Komplikation hält Comte für das, was „seine Philosophie am besten charakterisiert[1])“. Darum ist diese Klassifikation nach ihm auch auf die verschiedenen Gebiete des sozialen Lebens angewendet worden, was bei ihm noch nicht geschehen war. Littré und Lacombe haben diesen Gedanken verfolgt, in alle Einzelheiten hat ihn de Greef ausgeführt. Dieser glaubt auch mit der logischen die damit identische zeitliche Folge der sozialen Zustände und Thätigkeiten, also die Entwicklung der Gesellschaft überhaupt gegeben zu haben. Obwohl jedoch jene Identität der logischen und der zeitlichen Folge für das Leben der Gesellschaft nicht so unwahr ist, wie für die Geschichte der Wissenschaften, so ist seine Rekonstruktion doch mifslungen. Denn er hat das Allgemeine und das Spezielle falsch bestimmt, in der Auswahl geirrt[2]).

Comtes Auffassung der Gesellschaft als Organismus ist ebenfalls der Anfang einer besonderen Richtung der Soziologie geworden. Spencer, Lilienfeld, Schäffle, Fouillée, Worms haben nach ihm diese Auffassung weiter ausgesponnen. Sie ist von grofsem heuristischen Werte gewesen. Erst nach ihm ist sie über die Grenzen des Richtigen ausgedehnt worden. Comte selbst ist noch frei von biologischer Einseitigkeit. Denn, wie wir oben

---

[1]) Vol. IV, S. 7.

[2]) Vgl. S. 87 f. meines S. 171 genannten Buches, dieses überhaupt über alle hier genannten Soziologen.

gesehen haben, ist er sich stets bewufst geblieben, dafs der Geist seine besonderen, aus der Natur nicht abzuleitenden Gesetze hat. Er hat so, mit der Sicherheit des klaren Denkers, den Standpunkt eingenommen, den, nach den mannigfachen Verirrungen der auschliefslich biologischen Richtung, erst die neuesten Soziologen Ward, J. S. Mackenzie, Hauriou, Giddings wiedergewonnen haben [1]).

Seine Darstellung, wie aus der Weltanschauung einer Gesellschaft ihre Zustände sich ergeben, ist der erste empirische und wahrhaft positive, d. h. auf Thatsachen ruhende Versuch einer Wissenschaft der Geschichte oder, was dasselbe ist, einer Geschichtsphilosophie [2]). Dieser Versuch hat nicht alles zu seiner Zeit vorhandene Material zur Grundlage, er fufst vielfach sogar auf Irrtümern, aber er geht aus von dem richtigen Begriffe der Geschichte, als der Wissenschaft von den Schicksalen der menschlichen Gesellschaften, nicht einzelner grofser Männer als solcher. Dieser Begriff geht auf Saint-Simon zurück; aber erst Comte hat ihm wirklich zu genügen gesucht und damit aller künftigen Wissenschaft der Geschichte das Ziel gewiesen.

In Taine hat diese Richtung auf das Ganze des Zustandes einer Gesellschaft reiche Frucht getragen. Was er von allgemeinen Gedanken sich immer gegenwärtig hielt, was ihn bei seinen Forschungen leitete, verdankte er Comte. Der Begriff

---

[1]) R. Eucken („Zur Würdigung Comtes“, in den Philosophischen Aufsätzen, E. Zeller gewidmet, Leipzig 1887, S. 67) sagt: „In den Grundbegriffen der Geschichte und der Gesellschaft tritt [bei Comte] versteckt eine Wirklichkeit ein, welche sich keineswegs als Fortsetzung des Naturprozesses fassen läfst“. Eucken hat damit soweit Recht, dafs Comte nicht überall, wo er über die Natur hinausgeht, dieses Hinausgehens sich bewufst ist, z. B. in seiner Ethik, die mit ihrem Grundgedanken, der généralité im Denken und im Handeln, keineswegs an die in der Natur vorhandene Reihe der Spezialisierung anknüpft, sondern im Gegensatze zu ihr fast an den Anfang zurückkehrt. Im allgemeinen aber hat Comte den Gegensatz von Natur und Geist, die Selbständigkeit des letzteren bestimmt ausgesprochen. S. oben S. 177 f.

[2]) Vgl. J. St. Mill a. a. O. S. 75.

des Milieu, den TAINE sehr ausgiebig verwertet hat, ist von COMTE aus der LAMARCK'schen Biologie in die Soziologie übertragen worden. Auf ihn geht auch zurück die doppelte Abhängigkeit des Künstlers, nämlich sowohl von den Ideen der Zeit als von dem Geschmacke des Publikums, die TAINE in seiner Kunstphilosophie so sehr betont, Comtisch, wenigstens dem Gedanken, wenn auch nicht dem Worte nach, ist auch die typische Persönlichkeit, der „personnage régnant", den TAINE für jedes Zeitalter zu seiner Kennzeichnung aufsucht.

Als Darstellungsmethode kann diese Richtung auf das allgemeine Leben einer Zeit und einer Gesellschaft wohl nie übertrieben werden. Denn das Allgemeine ist Gegenstand der Wissenschaft, auch der Geschichte. Als Hypothese aber zur Erklärung des geschichtlichen Fortschrittes kann diese Tendenz wohl irreführen, kann sie verleiten, der Masse alles, der schöpferischen Thätigkeit des grofsen Individuums nichts zuzuschreiben. Von den Franzosen sind BOURDEAU und ODIN diesem Irrtum unterlegen, doch hält ihnen G. TARDE mit seiner Hochschätzung des Neuerers (inventeur) ein heilsames Gegengewicht.

In der Geschichte war die Soziologie im allgemeinen siegreich, sie brachte ein Streben, das bis dahin nur wenigen bewufst gewesen war, das Streben nach Ergründung des Logischen und des Gesetzmäfsigen, nun zum helleren Bewufstsein.

Weniger erfolgreich war die Soziologie bisher in ihrem Verhältnis zu einer anderen Wissenschaft, zu der sie nahe Beziehungen hat, zur Nationalökonomie. Diese, hervorgegangen aus der Praxis der staatlichen Verwaltung, ist erst allmählich zu einer rein theoretischen Betrachtung durchgedrungen. Gleichwohl konnte sie nie ganz die Rücksicht auf die Praxis aufser Acht lassen, und da die Praxis, das Leben nicht blofs ökonomisch, sondern auch politisch und geistig ist, so mufste sie immer die übrigen Seiten des sozialen Lebens einigermafsen heranziehen. So handelt z. B. A. SMITH nicht blofs von Handwerk und Manufaktur, von Lohn und Rente, von Zöllen und Freihandel und verwandten Begriffen, sondern auch von der Regierungsform,

von dem Verhältnis des Staates zum Religionsbekenntnis und zum gesamten Unterricht, vom elementarsten bis zur Universität. So kann es nicht fehlen, dafs der Wissenschaft der Ökonomie alle übrigen Seiten des sozialen Lebens von der Wirtschaft beherrscht erscheinen, dafs schliefslich „sozial" ihr nicht mehr bedeutet als „ökonomisch", ein Sprachgebrauch, der jetzt ziemlich allgemein geworden ist[1]). Und doch liegt in diesem Sprachgebrauch ein schwerer Irrtum verborgen. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein", dieses Wort gilt auch für die Gesellschaft und wird immer gelten. Comte bekämpfte die Einseitigkeit der nationalökonomischen Wissenschaft, die ihren Gegenstand von den anderen Seiten des sozialen Lebens isoliere und dadurch unfruchtbar werde. Er war sehr im Rechte; denn die praktischen Fragen der Nationalökonomie beziehen sich auf menschliche Handlungen, und diese werden nicht blofs hervorgerufen und geleitet durch wirtschaftliches Begehren, wie es bei dem oben genannten Gebrauche des Wortes „sozial" stillschweigende Voraussetzung ist. Vielmehr, zu den Handlungen und zum Glücke der Mitglieder einer Gesellschaft oder einer Klasse der Gesellschaft wirken aufser dem Begehren noch die gemeinsamen religiösen, sittlichen, politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Ideen mit. Wie sehr verschiedene Folgen hat eine wirtschaftliche Ordnung, z. B. der Kapitalismus, je nachdem er in einer Gemeinde von streng sittlicher, etwa puritanischer Lebensführung, oder in einer modernen, „liberalen" Ideen zugeneigten Grofsstadt, in einer Despotie oder in einer konstitutionellen Monarchie oder in einer Demokratie sein Dasein führt! Welche Schätze von Lebensglück liegen in wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung, die, je nachdem sie gehoben oder nicht gehoben werden, eine wirtschaftlich arme Nation oder Klasse innerlich reich, eine reiche innerlich arm machen können! Wie sehr ist die Wirtschaft eines Volkes doch nur ein Ergebnis tiefer liegender geographischer, ethnologischer, politischer, sittlicher, wissenschaftlicher Bedingungen! Weit entfernt, den

---

[1]) Vgl. S. 285 ff. meines oben genannten Buches.

übrigen Wissenschaften ihre Kategorieen auferlegen zu können, mufs die Nationalökonomie vielmehr von ihnen Begriffe entlehnen. Wenn sie sich über die blofse Beschreibung zur Erkenntnis der Ursachen erheben will, mufs sie Soziologie werden.

Freilich ist nun die Soziologie selbst schuld, wenn sie gegenüber der einseitig ökonomischen Betrachtung der Gesellschaft die allseitige soziologische noch nicht durchgesetzt hat. Es kommt dies daher, dafs sie selbst in Einseitigkeit verfallen ist, dafs ihr erfolgreichster Vertreter, H. Spencer, ganz rein und konsequent, die übrigen nur mit unwesentlichen Einschränkungen, die biologische Ansicht allein durchgeführt, in der Gesellschaft nur ein Naturgebilde gesehen, die Gestaltungskraft des menschlichen Geistes aber ignoriert haben. Aber es ist dies nicht Comtes Schuld. Er hat in seiner Geschichtsbetrachtung ebensowohl wie in seinen Zukunftsplänen dem Geiste sein Recht widerfahren lassen und damit den richtigen Weg gewiesen. Es wäre nur die Aufgabe seiner Nachfolger gewesen, auf Grund der neueren Forschungen noch genauer, als es ihm möglich war, den Spuren des Geistes nachzugehen und den wesentlichen Teil der geschichtlichen Wirklichkeit, das Entstehen, Wachsen, Wirken und Verblassen der Ideen nach psychologischer Kausalität zu verfolgen.

Comte war wohl keine liebenswürdige Persönlichkeit. Zweifellos hat er Mifsgunst und Zurücksetzung erlitten. Aber aus seinen Schriften spricht auch öfter eine übertriebene Selbstschätzung und die Neigung, auch am unrechten Orte seine Kämpfe mit seinen Gegnern zu erneuern. Seine Undankbarkeit gegen seinen Lehrer Saint-Simon ist geradezu eine Pflichtverletzung[1]). Er wufste auch keineswegs in demselben Grade

---

[1]) Als solche wird sie auch, auf Grund tiefer Kenntnis beider Persönlichkeiten, aufgefafst von R. Flint (historical philosophy in France and French Belgium and Switzerland, Edinburgh and London 1893, S. 585): „Fast jeder leitende Gedanke, den Comte darlegte und anwandte, war vorher von Saint-Simon ausgesprochen worden.

Menschen anzuziehen, wie jener, wenn schon ihm einige treue Schüler nicht gefehlt haben.

Aber er hatte einen grofsen Glauben an die Menschheit und an die Entfaltung ihres Geistes. Sie schien ihm eine alle hegende und schützende Mutter, deren Liebe mit ihrer Erkenntnis wachse, deren Wissensschatz zu mehren also das Glück und die Pflicht eines jeden sei. Es ist bezeichnend, dafs er Condorcet seinen „Hauptvorläufer", seinen „grofsen Vorgänger" nennt[1]). Denn auch Condorcet war beseelt von einem unerschütterlichen Glauben an die Menschheit und an den ewigen Fortschritt ihrer Bildung und ihres Glückes, einem Glauben, der ihn auch dann nicht verliefs, vielmehr in seiner berühmten „Esquisse" zum vollsten Ausdrucke kam, als die Menschheit oder wenigstens der Teil, dem er sich aufgeopfert hatte, das französische Volk, ihn verfolgte und mit schimpflichem Tode bedrohte. Ferner war Comte in Frankreich einer der letzten Denker, die an dem grofsen, aus dem 17. Jahrhundert überkommenen Ideal der Philosophie als der universalen Wissenschaft festhielten. Er selbst hat kraftvoll, unter äufseren Schwierigkeiten gestrebt, dieses Ideal in seinem System zu verwirklichen, er hat einen Zweig der Philosophie zuerst systematisiert und der weiteren Arbeit daran die Ziele gewiesen,

---

Comte war bis ans Ende seiner Tage, was die Hauptgrundsätze seines Systems betrifft, ein Schüler Saint-Simons, wenn auch ein sehr undankbarer, eifersüchtig darauf bedacht, dafs er nicht als dessen Schuldner betrachtet werde." Und a. a. O. S. 587: „In a word, Comtism must be admitted to be, as a whole, a modified and developed Saint-Simonianism".

H. Höffding (Geschichte der neueren Philosophie, II, Leipzig 1896, S. 357) schreibt in seiner eingehenden kritischen Würdigung Comtes doch wohl seinem Vorgänger noch zu wenig zu, wenn er sagt: „Selbst wenn Comte auf seinem eigenen Wege auf ähnliche Ideen gekommen ist, hat die Beziehung zu Saint-Simon doch seine Entwicklung beschleunigt, und sehr mit Unrecht betrachtete Comte es später als ein Unglück, dafs er Saint-Simon hatte kennen lernen."

[1]) Discours préliminaire, deutsche Übersetzung, S. 59, 364.

sein Leben aber ist stets mit seiner Lehre in Übereinstimmung gewesen.

Darum verdient Auguste Comte, dafs ihm die philosophische Nachwelt an seinem 100. Geburtstage einen dankbaren Rückblick weihe und unter den Geistern, deren Leben eine bleibende Frucht getragen hat, einen Platz anweise.

Der Empiriokritizismus,

zugleich eine Erwiderung auf W. Wundts Aufsätze: „Der naive und kritische Realismus“ II u. III.

Von **Fr. Carstanjen**, Zürich.

(Zweiter Artikel.)

Inhalt.

In Fortsetzung der begonnenen Übersicht über die Krit. d. r. Erf. wird die empiriokritische Psychologie in einigen Hauptpunkten skizziert, um die Bedeutung derselben und der rein formalen Betrachtung hervortreten zu lassen.

b. Der zweite Teil der »Kritik der reinen Erfahrung«.

α) Die Grundwerte.

Meine bisherige Darlegung, unternommen als notwendige Vorbereitung und Grundlage zur Widerlegung der Haupteinwände Wundts, hat gezeigt, dafs Avenarius ausging von dem Vorfinden der menschlichen Aussagen und der Umgebungsbestandteile, dafs die Umgebungsbestandteile und ihre Veränderungen als mittelbare Bedingung der Aussagen aufzufassen sind und dafs die unmittelbare Bedingung im nervösen Centralorgan und seinen Änderungsprozessen zu sehen ist. Nachdem als erste Notwendigkeit die Analyse dieser Prozesse nach formal-logischen Gesichtspunkten unternommen wurde, einstweilen ohne Rücksicht auf die mit ihnen verbundenen „psychischen Werte“, wendet sich Avenarius im zweiten Teile der »Kritik« wieder seiner Anfangsaufgabe zu, die menschliche

Aussage 'Erfahrung' zu kritisieren. Und er thut das, indem er nun alle Aussagen untersucht, unter denen sich ja irgendwie und -wo auch diejenige 'Erfahrung' vorfinden mufs. Seine Disposition ist dabei die, dafs zuerst grofse Gruppen von Aussagewerten einzeln untersucht werden, samt ihren Modifikationen und dann ihre mit der Sprache gegebene Verbindung untereinander zu Aussagereihen. Wir haben es also hier mit der **empiriokritischen Psychologie** zu thun.

Wundt giebt (S. 17, Z. 6 ff. v. u.) als „Aufgabe der Theorie" an: „die Gesetze dieser »abhängigen Vitalreihen« auf die der »unabhängigen« zurückzuführen, d. h. in gewöhnlicher Sprache ausgedrückt: den gesamten Inhalt des wissenschaftlichen wie des vorwissenschaftlichen Denkens, des theoretischen wie des praktischen Verhaltens aus den Zuständen und Zustandsänderungen des centralen Nervensystems abzuleiten . ." Auch S. 30, Z. 5 v. u. heifst es, „alle Erfahrungsinhalte [seien] auf die mechanischen Eigenschaften des Systems C zurückzuführen". Das entspricht nicht der Absicht von Avenarius; ihm war es weder um die Inhalte überhaupt zu thun, noch um deren Ableitung aus nervösen Zuständen. Was Avenarius wollte, ist einfach dies: Aufstellung der allen E-Werten gemeinsamen Formen und — nicht Ableitung aus —, sondern logische Zuordnung der E-Werte zu den Änderungsprozessen nach Merkmalen und Ablauf.

Wundt hat diesen wichtigen Teil der »Kritik« sehr stiefväterlich behandelt, obwohl er (S. 30, Z. 1 v. u.) die „Wichtigkeit" der Anwendungen der empiriokritischen Theorie „im Gebiete der Psychologie und der Geisteswissenschaften" hervorhebt. Der Empiriokritiker steht sogar oft ratlos vor den Seiten 17 bis 34; um wieviel mehr erst ein Leser, der die »Kritik« nicht aus eigener Anschauung kennt. — Es ist nun nicht meine Sache, in diesen Blättern eine empiriokritische Psychologie zu entwickeln; um aber die Bedeutung der »Kritik« in das richtige Licht zu setzen, mufs ich wenigstens in soweit auf sie eingehen, dafs ich die wichtigeren Punkte skizziere und die Stellung andeute, welche der Empiriokritizismus den psychologischen Fragen gegenüber einnimmt[1]).

---

[1]) Es liegt das nicht nur innerhalb der engeren Aufgabe dieser Erwiderung, sondern zugleich innerhalb der weiteren, welche sich die „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" überhaupt gestellt hat: die empiriokritische Theorie zu verbreiten und auf die

Was zunächst den Gegenstand der empiriokritischen Psychologie anbetrifft, so hat AVENARIUS ihn bekanntlich noch speziell in seinen »Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie« (diese Zeitschrift Jahrg. XVIII u. XIX) bestimmt und zwar als die „Erfahrungen in ihrer Abhängigkeit vom Individuum" (Bemerk. n. 106, 113). Das aber sind eben die E-Werte [1]). Bei dieser Fassung sind nicht nur die Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Erkenntnisse etc. Gegenstand der Psychologie, sondern auch die Erfahrungen, wie sie

---

neuen Probleme hinzuweisen, welche durch sie entstanden der Bearbeitung harren. — Mit Freude kann ich an dieser Stelle mitteilen, dafs neben dem wachsenden Interesse am Empiriokritizismus in Deutschland auch ein solches in Rufsland zu spüren ist, hauptsächlich zurückzuführen auf die Bemühungen von WL. LESSEWITSCH und dessen Vorträge in St. Petersburg, sowie in Tiflis, Vladikavkas, Kharkoff, Poltava und Kremenchoug.

[1]) Spricht man statt von E-Werten von „Bewufstseinsinhalten", so wäre empiriokritisch *gar nichts* dagegen *einzuwenden, sofern* man damit auch nur Aussageinhalte, Erfahrungen versteht. Und wenn man in diesem Sinne als Gegenstand der Psychologie bestimmt: „Bewufstseinsinhalte in ihrer Abhängigkeit vom Individuum", so würde das inhaltlich mit der Angabe von AVENARIUS völlig übereinstimmen. Was AVENARIUS prinzipiell abweist, ist nur der Ausgang von dem unmittelbar Gegebensein, dem unmittelbar Gewissen des „Bewufstseins" oder „Denkens" etc., wobei diese als Vermögen, als Erkenntnismittel etc. auftreten. Nur hiergegen wandte sich AVENARIUS. Und er perhorresziert die Bezeichnung Bewufstseinsinhalt deshalb, weil man eben (im Gegensatz zu obiger Bestimmung) doch immer wieder von einem Inhalt des Bewufstseins, wie von einem Inhalt des Denkens, Inhalt der Empfindung etc. spricht, wobei eben Bewufstsein, Denken, Empfinden doch (introjektionistisch) als etwas aufgefafst ist, welches den Inhalt hat. Ich kann wohl von einem Inhalt der Aussage (oder einem Begriffsinhalt) sprechen, wobei dann „Aussage" als etwas materielles, gleich physikalischer Lautkomplex ist, und wobei „Inhalt" gleich der Bedeutung und Meinung ist, welche wir mit dem materiellen Vorgang verbinden — aber es ist entweder unsinnig oder zum mindesten gefährlich, von einem Inhalt des Bewufstseins zu sprechen; denn nur zu leicht vergifst man darüber die einzig sinnvolle Bedeutung; nämlich: Aussageinhalt, sofern er als ‹gewufst›, ‹gedacht›, ‹empfunden› etc. noch einmal sprachlich speziell charakterisiert ist.

sprachlich näher bezeichnet werden als 'Baum', 'Haus', die gesamte 'Welt' und ihre Bestandteile überhaupt, sofern sie eben *ausgesagt* werden (Bemerkgn. n. 103). Alsdann, bei dieser *Aussage*, haben wir es ja nicht mehr mit R-Werten allein zu thun (welche die Naturwissenschaft betrachtet), sondern mit E-Werten, mit Relationen zwischen Individuum und den R. Avenarius subsumiert die Erfahrung 'Baum' also nicht unter die Erfahrung 'Wahrnehmung', resp. 'Vorstellung', sondern trennt beide als zwei verschiedene Aussagen, als zwei verschiedene Untersuchungsobjekte, die jedes für sich ihre verschiedenen Bedingungen haben. (Diese Verschiedenheit soll unter den »Modifikationen der Grundwerte« hervorgehoben werden.) Dabei bleibt ganz dahingestellt, ob das „Psychische" etwas Gleiches oder etwas Anderes sei als ein Vorgang der materiellen Welt, weil es sich ja nicht um das Was der E-Werte, sondern allein um ihr Wie handeln soll. Doch kann ich schon an dieser Stelle vorwegnehmen, daſs für den Empiriokritizismus die psychologischen Werte — formal betrachtet — jedenfalls etwas anderes sind als der R-Wert, und auch etwas anderes als der Gehirnprozeſs, insofern wir konsequent daran festhalten, daſs der E-Wert (als das Bedingte) doch nicht identisch sein kann mit einer oder mehreren seiner Bedingungen. Und R sowohl, als das System C und dessen Prozesse, sind eben die Bedingungen.

Gemäſs der oben angegebenen Disposition betrachtet Avenarius zunächst die psychologischen **Grundwerte** und deren Modifikationen (Kr. d. r. Erf. II. Abschn. 2—4). Unter Grundwerte faſst Avenarius mehr zusammen, als von der Psychologie etwa unter der Bezeichnung: „Elemente des Bewuſstseins", im Gegensatz zu den „Verbindungen der Bewuſstseinselemente" verstanden wird. Das erhellt zur Genüge aus folgender Übersicht der Grundwerte:

1. Alle Druck-, Temperatur-, Geschmacks-, Geruchs-, Gehörs-, Gesichtsaussagen, also die »Elemente« (vgl. Art. I, S. 70).

2. Alle Aussagen, welche Stärke oder Schwäche der Elemente bezeichnen.

3. Alle Aussagen, welche die Erheblichkeit bezeichnen.
4. Alle Aussagen, welche Lust und Unlust bezeichnen.
5. Alle Aussagen, welche Wirklichkeit, Sicherheit, Bekanntheit oder deren Gegenteil bezeichnen.
6. Alle Aussagen, welche (bei wiederholten Setzungen) Andersheit oder Dasselbigkeit bezeichnen.
7. Alle Aussagen, welche das Abgehobensein eines Wertes bezeichnen.

Bei Erwähnung der Grundwerte fügt Wundt erläuternd hinzu (S. 18, Z. 9 v. o.): „also der Meinungen, Überzeugungen, wissenschaftlichen und vorwissenschaftlichen »Erfahrungen«, »Theorieen« und »Systeme«, die uns in Gegenwart und Geschichte als menschliche Aussagen begegnen". Das ist unvereinbar mit dem, was Avenarius unter den Grundwerten versteht.

Folgende Überlegung bereitet den nächsten Schritt vor. Wir wissen, dafs die akustischen Aussagewerte abhängig sind von dem äufseren Änderungsvorgang: den physikalischen Schwingungen. Wir wissen aber auch, dafs hierbei einzelne der Aussagewerte abhängig sind von bestimmten einzelnen Merkmalen dieses Vorgangs, so die Aussage 'Stärke' oder 'Schwäche' von der Schwingungsweite, die Aussage 'Höhe' von der Schwingungszahl oder -geschwindigkeit, die Aussagen betreffs Klangfarbe von der Schwingungsform. Da nun aber der R-Wert: physikalische Schwingung samt seinen Merkmalen immer erst die *indirekte* Vorbedingung für die Aussagewerte 'Stärke', 'Höhe', 'Timbre' ist, so wäre die *direkte* Vorbedingung als ein Mittelglied erst noch zu suchen. Und Avenarius stellt nun auf, dafs gemäfs den Merkmalen des äufseren Änderungsvorgangs (wie sie hier als Weite, Geschwindigkeit und Form auftreten) auch dem inneren Änderungsvorgang im System C entsprechende Merkmale zukommen, welche als die direkte Vorbedingung anzunehmen seien.

Die entsprechenden einzelnen **Schwankungsmerkmale** hat Avenarius schon im I. Bde. aufgestellt. Es sind:

1. Form,
2. Gröfse, 5. Geübtheit,
3. Relevanz, 6. Übungsabweichung,
4. Richtung, 7. Gliederung[1]).

Nach Aufstellung der Merkmale und obiger Einteilung der Grundwerte sagt nun Avenarius:

1. Wenn eine Aussage 'Licht', 'Ton', 'Geruch' etc. vorliegt, so ist sie einer der denkbaren Schwankungs f o r m e n zuzuordnen.

2. Wenn eine Aussage 'stark', 'schwach', 'laut', 'leise' vorliegt, so ist sie der Schwankungs g r ö f s e zuzuordnen.

3. Wenn eine Aussage der mehr oder weniger grofsen Erheblichkeit eines Eindruckes, eine Aussage des Affekts vorliegt, so ist sie der Schwankungs r e l e v a n z zuzuordnen.

4. Wenn eine Aussage 'Lust' oder 'Unlust' vorliegt, so ist sie der Schwankungs r i c h t u n g zuzuordnen.

5. Wenn eine Aussage der Art 'wirklich', 'sicher', 'bekannt' (resp. deren Negation) vorliegt, so ist sie der Schwankungs-g e ü b t h e i t (resp. -ungeübtheit) zuzuordnen.

6. Wenn eine Aussage der Art 'anders' (oder 'dasselbe') vorliegt, so ist sie der mit einer Schwankung gesetzten Übungsabweichung (oder deren Gegenteil) zuzuordnen.

7. Wenn *überhaupt* eine Aussage der Art 'Element' oder 'Charakter' vorliegt, so ist sie der im betreffenden Zeitpunkt vorhandenen Schwankungs g l i e d e r u n g zuzuordnen.

W e l c h e n w i s s e n s c h a f t l i c h e n W e r t h a b e n d i e s e Z u o r d n u n g s s ä t z e? Sind sie empirisch oder nicht? Sind es Definitionen?

Man ist heute gewohnt, die Psychologie eine „Erfahrungswissenschaft" zu nennen. Es ist aber ein Unterschied zwischen einer Erfahrungswissenschaft und einer Wissenschaft, welcher nur die Thatsachen der Erfahrung als ihr Material vorliegen,

---

[1]) Von einigen weiteren Merkmalen sehe ich ab, ebenso von der Einführung der termini technici; es soll nicht bestritten werden, dafs Avenarius, was die termini betrifft, hier, wie an manchen anderen Stellen, des Guten zu viel gethan hat.

wie auch ein Unterschied ist zwischen einer Wissenschaft etwa, die ihre Ergebnisse durch mikroskopische Beobachtung feststellt, und einer Wissenschaft für Mikroskope. Empirisch im engeren Sinne ist für mich nur die experimentelle Psychologie, denn sie gewinnt ihre Resultate durch absichtlich angestellte Beobachtungen und Versuche; sie ist Wissenschaft durch Erfahrung (wie z. B. auch die experimentelle Pathologie und Therapie). Alle andere Psychologie gewinnt ihre Resultate, Sätze und Definitionen durch irgend ein analytisches oder synthetisches, methodologisches Prinzip aus dem ihr gegebenen vorliegenden Erfahrungsmaterial; sie ist also Wissenschaft **für** die Erfahrung. Dadurch aber kann sie die zusammenfassende, die abschliefsende Wissenschaft sein, während erstere nur eine vorbereitende ist. Auch sie nennt sich empirisch, denn sie betrachtet nicht *alle* „Bewufstseinsinhalte", sondern hat schon vor Beginn der Untersuchung die Spreu vom Waizen getrennt, weil sie im Besitz des Mafsstabes der „Erfahrung" zu sein glaubt, mit welchem sie das Wahre vom Falschen, das Wissenschaftliche vom Unwissenschaftlichen scheidet. — Beide Arten haben das gemeinsam, dafs sie auf inhaltliche Bestimmungen abzielen, beide betrachten material.

Nun habe ich schon im ersten Artikel (S. 56, 60 f.) betont, dafs der Empiriokritizismus kein Empirismus ist; es ist also auch die empiriokritische Psychologie keine empirische Psychologie. Ich sage das, obwohl es heutzutage fast gewagt erscheint, von einer Wissenschaft zu sagen, sie sei nicht empirisch; sinkt doch dadurch ihr Prestige sofort in den Augen Vieler herab. Aber Avenarius mifst eben nicht mit dem Mafsstab der Erfahrung und läfst nur das gelten, was mit ihr übereinstimmt; denn er ist so vorsichtig zu fragen: Ja, wissen wir denn schon, was Erfahrung ist? Wir wissen wohl, dafs wir Erfahrungen machen — diese sind also ihrer allgemeinen Bestimmung nach als E-Werte unser Vorgefundenes — aber wir kennen nicht die Erfahrung (d. h. die „einzig wissenschaftliche"), das untrügliche Erkenntnismittel. An den Erfahrungen, an allen, als dem Untersuchungsmaterial wollen wir also fest-

halten, nicht aber an der Erfahrung als dem Erkenntnismittel, vermöge deren wir einen Teil aller Erfahrungen als unwissenschaftlich ausschalten sollen. Die eigentümliche Stellung der empiriokritischen Psychologie ist wieder dadurch bedingt, dafs es ihr nicht auf die Inhalte, sondern auf die allgemeinen Bedingungen der E-Werte ankommt; sie ist formal. Es gehen daher auch die obigen sieben Sätze wohl von Erfahrungsthatsachen aus, sie sind aber keine empirischen Bestimmungen, sondern formale.

Die Geschichte der Philosophie und Psychologie zeigt, dafs man bisher stets versuchte, den philosophischen Begriffen durch eine Sacherklärung, eine Realdefinition, gerecht zu werden, d. h. eine solche Definition, „durch welche die Stellung eines Begriffs innerhalb eines allgemeineren Zusammenhanges von Begriffen bestimmt wird". (Wundt, Logik, 2. Aufl. II, S. 42.) Die Geschichte zeigt uns daneben aber auch aufs deutlichste, dafs es ein Irrtum ist, wenn man annimmt, eine Realdefinition könne diejenige Bedeutung angeben, welche immer und überall mit einer Bezeichnung verbunden werden müsse. Alle philosophischen Realdefinitionen, von so hervorragenden Köpfen sie auch aufgestellt worden sind, haben nur eine begrenzte Anerkennungs- und Gültigkeitszeit — sofern sie sich nicht auf R-Werte beziehen, wie dies ja bei den Naturwissenschaften und auch bei der Mathematik der Fall ist. Vom Wechsel der Zeiten aus betrachtet, ergeben sich letzten Endes alle Definitionen, die sich nicht auf R-Werte beziehen, als blofse Namenerklärung, als Ersetzung durch synonyme Ausdrücke. Auch die reine Beschreibung — angewandt auf die philosophischen Begriffs i n h a l t e — erhebt uns nicht darüber hinaus; auch mit ihr würden wir den individuellen Meinungsverschiedenheiten nicht entgehen und nicht gerecht werden können. Die bisherige Methode der analytischen oder synthetischen Inhaltsbestimmungen hat sich zwar nicht erfolglos für die einzelnen Philosophen erwiesen; diese haben noch immer damit eine sie befriedigende und beruhigende Lösung gefunden, welche dann je nach der Autorität des Urhebers auch

für einen mehr oder minder grofsen Individuenkreis eine Lösung bedeutete. Aber für die Gesamtheit aller Zeiten und aller Individuen haben sich diese Lösungen als nicht haltbar erwiesen.

Diese Einsicht mag es gewesen sein, welche Avenarius zum Eröffnen des neuen Weges trieb. Er trat mit der reinen Beschreibung nicht an den Inhalt der psychologischen Werte heran, sondern an ihre Bedingungen. Damit stand er vor der Aufgabe, die einzelnen psychologischen Thatsachen biologisch zu betrachten, sie in Beziehung und Abhängigkeit zu bringen mit dem Leben des Individuums, mit dem Leben des nervösen Centralorgans; damit stand er vor der wissenschaftlich exakten Aufgabe, für die menschlichen Aussageinhalte *eine* Bedingung *nach der andern* festzustellen, die Bedingungsgesamtheit zu suchen. Und so stellt er den stets wechselnden Realdefinitionen eine spezielle Art von analytischer Definition gegenüber, die ich Bedingungsdefinition nennen will. Er beschreibt und definiert die psychologischen Werte durch formal-logische Aufstellung der Bedingungen[1]. Somit beantwortet sich die Frage nach der wissenschaftlichen Bedeutung der oben angeführten Sätze dahin: Sie haben die Bedeutung von Bedingungsdefinitionen.

Avenarius ist durchaus nicht der Meinung gewesen, mit der formalen Betrachtung die materiale völlig überflüssig machen zu können, wie er ja auch gewifs nicht mit der empiriokritischen Psychologie die empirische beseitigen wollte. Er stellt die formale Betrachtung nur als die zunächst notwendige hin. Daneben aber versuchte er ja selbst eine inhaltliche in seinem »Weltbegriff« zu geben. Deswegen konnte er auch sagen: „Die Krit. d. r. Erf. verträgt sich mit allen Systemen, der Weltbegriff mit keinem"[2]. Aber

---

[1]) Dafs Avenarius auf Grund hiervon die E-Werte symbolisch in Form von Funktionsgleichungen ausdrücken kann, steht dann ganz in Übereinstimmung mit Wundt, Logik, 2. Aufl. II 1, S. 45.

[2]) Dafs selbst die Bibelanschauung sich mit derjenigen der Kr. d. r. Erf. verträgt, habe ich in dem Artikel über Empiriokritizismus in Mind (Vol. VI N. S. n. 24, S. 19 f.) dargethan.

gerade, weil sich die Krit. mit allen Systemen verträgt, darum sollten auch alle Philosophen, welcher Spezialrichtung sie nun auch angehören mögen, hier in dem Bemühen um die Aufstellung der formalen Bedingungsgesamtheit für alle psychologischen Werte das Einigungsgebiet sehen und schätzen.

Da die empiriokritische Methode, entsprechend dem Abschnitt der Wundtschen Aufsätze, noch ihre besondere Besprechung erfahren soll, so beschränke ich mich hier auf einige Bemerkungen zu den oben aufgestellten Sätzen.

ad 1. In der Krit. d. r. Erf. hat die Betrachtung dessen, was die anderen Psychologieen die „Empfindungsqualitäten" nennen, nur einen Umfang von einer Seite; es kommt Avenarius eben nicht auf die Untersuchung der Elemente als R-Werte an, er will nur die Elemente als E-Werte in ihrer Abhängigkeit vom Individuum betrachten. Alles andere gehört in die Spezialwissenschaft. Die allgemeine Psychologie — ich spreche von der allgemeinen — hat nicht die Bedingungen ohne ihre Beziehung zum Individuum (d. h. als R-Werte) zu untersuchen, weder ihre Entwicklung noch ihre Struktur und Funktion — das bleibt der Physik und Physiologie überlassen. Avenarius will nur seine Aussagegruppe zuordnen zu einem Merkmal des Änderungsprozesses, der direkten Vorbedingung. Er stellt auf: sowohl die disparaten Aussagewerte, wie 'Licht', 'Schall', 'Geschmack', als auch die Abstufungen gleichartiger Aussagewerte, wie die einzelnen Farb- und Tonaussagen sind abhängig von verschiedenen Formen des Änderungsprozesses. Wie es der Fortschritt Goltzs über die Lokalisationslehre hinaus war, „dafs er von der Lokalisation der psychischen Qualitäten ganz absah, und dafs er gerade ihr entgegen eine örtliche Bestimmung der Formationen . . . anstrebte" [1]), so war es auch ein Fortschritt von Avenarius, dafs er die „Empfindungsqualitäten" (Elemente) den verschiedenen Formen der Änderungsprozesse zuordnete. Hierbei ist eine qualitative Gleichwertigkeit der Änderungsprozesse vorausgesetzt; nicht

[1]) C. Hauptmann, Die Metaphysik in der modernen Physiologie. Dresden 1892, S. 259.

ausgesprochen ist, ob die Variation der Prozefsformen allein bedingt wird von dem quantitativen Moment verschiedener Geschwindigkeiten. Hier kann die Weiterarbeit einsetzen und durch formal-logische Unterscheidung verschiedener Formen eine Einteilung der „Empfindungen“ gewinnen, unabhängig von den physiologischen Korrelaten [1]). Wie mit den Elementen nicht letzte Bestandteile gemeint sind, so bedeuten sie auch nicht etwa „letzte hypothetische Elemente des psychischen Geschehens“. Das psychische Geschehen setzt sich vielmehr zusammen aus den »Grundwerten« und ihren Modifikationen. — Dafs die verschiedenen Änderungs- (resp. genauer: Endbeschaffenheits-)formen, denen die Elemente zugeordnet werden, nicht nur bedingt sind durch den äufseren Reizvorgang, sondern mitbedingt werden durch die Vorbereitung (s. Art. I, S. 76 f.) des Centralorgans (resp. eines centralen Teilorgans) ist nach dem Vorausgegangenen selbstverständlich.

ad 2. Alle übrigen Aussageinhalte trennt Avenarius scharf von den 'Elementen', schon die Aussageinhalte 'stark' und 'schwach', wenn sich auch diese und die Elemente vielleicht nicht überall ganz unabhängig voneinander variieren lassen (z. B. bei den Farben, vgl. Krit. n. 461, Zus. B 2). Die 'Stärke' und 'Schwäche' von E wird zu den »Charakteren« gezählt und als Charakter durchaus auf eine Stufe gestellt mit 'angenehm', 'unangenehm', 'wirklich', 'bekannt' etc. Dienen die 'Elemente' zur Bezeichnung der R-Werte unter Absehung vom Individuum, so tritt hier schon die Relation des Individuums zu diesen R in den Vordergrund. Es verbindet sich daher der Intensitätscharakter auch leicht mit anderen, die Relation kennzeichnenden Charakteren, z. B. Lust, Unlust. Innerhalb der Merklichkeitsgrenzen entspricht hierbei der Vermehrung, resp. Verminderung der Bedingungsgröfsen auch ein Anwachsen, resp. eine Abschwächung der Intensitätsaussage [2]).

---

[1]) Vgl. Cornelius, Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig 1897, S. 183.

[2]) Man könnte hier zu Avenarius' einfacher Aufstellung Brentanos neueste Intensitätstheorie in Gegensatz bringen, in welcher be-

ad 3. Die Unterscheidung von Intensität und Relevanz ist eine sehr feine; sie ist umfassender als die Unterscheidung einer Intensität der Empfindung und einer Intensität der Apperception (Wundt Phys. Psych. 3. Aufl. I S. 237 etc.). Der Erheblichkeitswert eines Änderungsvorganges ist von zwei Faktoren abhängig: 1) von der Gröfse der Änderung, 2) von der Bedeutung der betroffenen Teilorgane. Die Gröfse beruht auf dem Unterschied vom Gleichgewicht, die Bedeutsamkeit aber auf Anlage und Übung. Je gröfser also einerseits die Änderungsvorgänge im gesamten Centralorgan sind, je entschiedener sie andererseits solche Teilorgane betreffen, welche durch Übung und Anlage ausgezeichnet sind, desto mehr nehmen die Individuen ein affektives Verhalten an. Ganz abgesehen von dem Bemerken oder Nichtbemerken eines Reizes, entspricht doch derselben Reizstärke nicht immer dieselbe Intensitätsaussage: Mit manchen an sich schwachen Reizen ist eine hohe Intensitätsaussage (wie auch etwa eine hohe Lust- oder Unlustaussage) verknüpft; mit anderen an sich starken Reizen nur eine schwache Intensitätsaussage. Das führt Avenarius auf die Relevanz des ausgelösten Änderungsprozesses zurück — auf die Bedeutsamkeit desselben für die Gesamterhaltung des Centralorgans und für andere funktionell verbundene Teilsysteme, auf welche sich die primäre Änderung ausbreitet. Wenn also z. B. der 14jährige Mozart ein Miserere von Allegri nach einmaligem Anhören in der Peterskirche niederschreiben konnte, so sind die E-Werte seines Verhaltens abhängig zu denken, nicht nur von der Schwankungsintensität — diese mochte für die Mehrzahl der Zuhörer gleich grofs sein —, sondern von der Schwankungsrelevanz, welche bei Mozart allein eine hochwertige war.

kanntlich die Intensität erklärt wird als Mafs der Dichtigkeit im Nebeneinander erfüllter und leerer Sinnesfelder. Es ist das eine introjektionistische Bildtheorie, die in der realen Auffassung ihres Urhebers einen durchaus metaphysischen Charakter trägt. Und selbst wenn man sagen dürfte, Brentano wolle nicht material bestimmen, sondern auch rein formal die Bedingungsgesamtheit aufstellen, so hätte doch seine Theorie gegenüber derjenigen von Avenarius den Nachteil, dafs sie biologisch nicht haltbar ist.

ad 4. Wichtige Unterschiede zwischen Wundt und Avenarius lassen sich bei der Gefühlstheorie konstatieren, auf welche Wundt leider nicht näher eingegangen ist[1]). Dementsprechend, dafs bei Wundt das Gefühl eine dritte Bestimmung der Empfindung ist (neben deren Qualität und Intensität), bezieht Wundt seine Gefühlskurve in ihren einzelnen Punkten stets auf die Empfindungskurve. Avenarius geht anders vor; er bezieht alles auf die Erhaltung des Centralorgans, also auch das Gefühl. Wundt zeichnet in seiner Kurve das Gefühl selbst, wie es sich der „inneren Wahrnehmung" darbietet. Avenarius würde darin auch das Gefühl dargestellt sehen, aber zugleich auch den biologischen Prozefs, dessen psychologischer Ausdruck es ist. Für Avenarius ist das 'Gefühl' auch Begleiterscheinung der 'Empfindung', aber es begleitet diese nicht, insofern sie eben Empfindung ist, sondern es begleitet mit der Empfindung gleichberechtigt die Zustandsänderungen des Centralorgans. Demgemäfs wäre die Gefühlskurve nicht als Funktion der Empfindungskurve abzulesen, sondern (gleich der Empfindungskurve) als Funktion der Abscisse. Bei der Wundtschen Kurve tritt das Lustmaximum ein, wenn das Wachstum von Reiz und Empfindung proportional ist, also bei dem Kardinalwert der Empfindung. Da aber Reizstärke und Arbeitsprozefs des Centralorgans proportional sind, so entspricht dem Reizwert *c* der Wundtschen Kurve[2]) ein Arbeitswert *c*, welcher als derjenige, auf den das betreffende Centralorgan am meisten eingeübt ist, »Kardinalwert der Arbeit« genannt werden kann. Der Kardinalwert der Arbeit mufs sowohl derjenige sein, welchem die günstigste Empfindungsstärke entspricht, als auch derjenige, welcher der maximalen Erhaltung des Centralorgans, resp. der Teilsysteme am besten entspricht. Hier im Kardinalwert der Arbeit hätten wir also das, was Avenarius unter den völlig

---

[1]) Die nachfolgende Skizze, welche die Grundlage meiner Vorlesungen über die Lust-, Unlusttheorie und ihre Beziehungen zur Ästhetik (S.-S. 1897) bildete, verdanke ich den Psychologie-Vorlesungen von Avenarius (W.-S. 1889/90.)

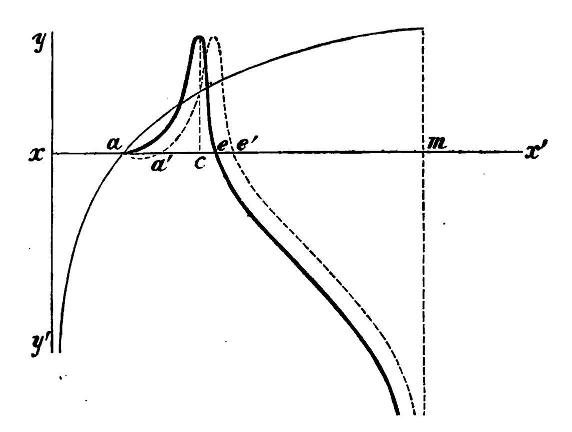
[2]) Physiol. Psychologie. 3. Aufl. Bd. I, S. 511.

eingeübten Arbeitswerten abhängig von R versteht, hier haben wir das Komoment Γ (vgl. Art. I S. 90). Sein psychischer Ausdruck ist die für den betreffenden Fall höchst-mögliche Lust; das Lustmaximum liegt also auf der in *c* errichteten Ordinate. Mit Annäherung der Arbeitswerte an den Kardinalwert wächst das Lustgefühl, nach Überschreitung desselben nimmt es ab und geht in Unlust über[1]. Das Unlustmaximum aber liegt an der Grenze, wo der abverlangte Änderungsprozefs die Zerstörung des Teilorgans bedingen würde.

Bis hierher haben wir wohl eine methodologische Differenz zwischen Wundt und Avenarius, aber noch keine sachliche; wir haben noch nichts anderes, als was Wundt auch in seiner Gefühlskurve hat, Lustwerte oberhalb der Abscisse, Unlustwerte unterhalb derselben; und es ist noch nicht abzusehen, wie das mit der Behauptung von Avenarius zusammenhängt, das Gefühl sei abhängig von der Schwankungsrichtung. Bis jetzt haben wir aber auch erst das substanzielle oder absolute Gefühl, wenn ich so sagen darf, ohne mifsverstanden zu werden — ich meine, wir haben in den einzelnen Ordinaten der Kurve das Mafs der an sich genommenen Lust resp. Unlust für jeden auf der Abscisse abgetragenen Arbeitswert. Je mehr aber das Individuum sich entwickelt, je mehr es die Reihe der Lust- und Unlustwerte schon durchlaufen hat, um so mehr verbindet sich mit dem primären Gefühl ein nuancierendes. Wenn ein Lustwert, entsprechend der Überschreitung des Kardinalwertes der Arbeit, sich vom Lustmaximum herabbewegt zum Indifferenzpunkte *e*, (s. Fig. S. 204), so haben wir nicht nur geringere Lust, es mischt sich dieser vielmehr eine positive Nuance von Unlust bei. Und wenn umgekehrt ein Unlustgefühl (z. B. Schmerz), von einem höheren Werte herabsteigend, sich dem Indifferenzpunkt nähert, so haben wir nicht nur den geringeren Schmerz, sondern bereits ein Lustgefühl. Diese nuancierenden Gefühle, welche

[1] Theoretisch ist hier das Lustmaximum, wie der Kardinalwert der Arbeit als Punkt angenommen — praktisch werden wir von einer physiologischen Breite der Γ-Werte sprechen, wie auch von einer psychologischen Breite des Lustmaximums.

von der Gefühls**bewegung** abhängen, kann man als die relativen bezeichnen, insofern wir durch sie zu jedem Arbeitswert einen Gefühlswert haben, der in Beziehung gesetzt ist zu vorher erfahrenen Werten. — Jetzt haben wir sachlich ein anderes als Wundt, denn wir erhalten auch oberhalb der Abscisse Unlustwerte und unterhalb derselben auch Lustwerte; und zwar sind die Unlustgefühle gesetzt bei einer Abwärtsbewegung vom Lustmaximum, dagegen die Lustgefühle (auch unterhalb der Abscissenachse) bei einer Aufwärtsbewegung zum Lustmaximum. Sofern nun in der Weiterentwicklung des Individuums jedes Gefühl mehr und mehr nur eine Bewegung von einem ersten Gefühlswert zu einem zweiten darstellt, hängen Lust und Unlust überhaupt von der Richtung der Gefühlsbewegung ab. Das aber heifst: Lust und Unlust sind letzten Endes **nicht** abhängig von der Form, wie der Gröfse oder Bedeutsamkeit des Reizes und des Arbeitswertes, sondern von der Richtung des Änderungsprozesses in Bezug auf die Erhaltung.



Eine nicht unwichtige Modifikation der Wundtschen Gefühlskurve zeigt übrigens, dafs auch schon für das absolute Gefühl Unluststrecken an den Anfang der Kurve treten können. Der Kardinalwert der Arbeit liegt nicht nur für die verschiedenen Individuen verschieden, sondern auch bei ein und demselben Individuum verschieden je nach dem Einflufs der Gewöhnung

und Einübung eines Arbeitswertes. Unter dem Einflufs der Gewöhnung verschiebt sich die Kurve, so dafs Arbeitswerte aus Unluststrecken in Luststrecken und aus dem Lustmaximum in die abnehmende Lust treten. In der beigegebenen Figur bezeichne die punktierte Kurve den Verlauf des Gefühls nach der Anpassung. Hier erhalten wir in a' einen zweiten Indifferenzpunkt und in der Strecke aa' Arbeitswerte mit Unlustgefühl. Da bei fortschreitender Entwicklung immer mehr Reize zu den eingeübten gehören, so ist die Meinung wohl begründet, dafs diese zweite Kurve thatsächlich von gröfserer Bedeutung als die erste ist — besonders aber für das Gebiet der Ästhetik. Dafs das Lust-Unlustgefühl nicht nur von der Richtung der Gefühlsbewegung (resp. allgemeiner: der Schwankung) abhängig ist, sondern zugleich von dem Umfang dieser Bewegung, das spricht die Krit. d. r. Erf. bei dieser Gelegenheit nicht noch besonders aus; es bedarf das eben keiner besonderen Hervorhebung mehr, weil es schon in der vorher gemachten Angabe mit enthalten ist, dafs jede Intensitätsaussage abhängig ist von der Schwankungsgröfse, also auch die Intensitätsaussage bei Lust und Unlust.

ad. 5. Ebenso aufklärend ist die Art, wie Avenarius die nächstfolgende Gruppe von Charakteren behandelt. Er fafst hier alle diejenigen Aussagen zusammen, welche als Ausdruck aller Arten eines 'heimhaften' Gefühls aufgefafst werden können. Es sind das die Aussagen:

1) 'wirklich' — das Existenzial,
2) 'sicher' — das Sekural,
3) 'bekannt' — das Notal.

Zunächst wird durch Beispiele belegt, dafs in der That diese drei Aussagegruppen zusammenhängen, ja ursprünglich eine Einheit gebildet haben (n. 483 ff.). Dann wird die ganze Gruppe in Abhängigkeit gesetzt zu dem Eingeübtsein eines Änderungsprozesses im Centralorgan. Nur mit einem eingeübten Prozefs kann sich die Aussage 'bekannt', 'sicher' verbinden, aber auch die Aussage 'wirklich'. Nicht ein Inhalt wird gesucht und festgestellt — nicht etwa wird behauptet: wirklich sind die Körper, wirklich ist die Aufsenwelt etc., wie es der naive Realismus thut. Avenarius ist weit entfernt von einer solchen materialen Bestimmung. Nur das allgemeine, in

allen noch so variierenden Aussagen gemeinsam enthaltene Wie will er bestimmen: Die Aussage 'wirklich' (wie ihre Verwandten und deren Gegenteil) ist abhängig von dem Grade der Geübtheit eines Gehirnprozesses, der bedingt ist durch einen R-Wert, sei dieser R-Wert nun ein Umgebungsbestandteil oder die sprachliche Mitteilung eines andern.

Wundt reiht (S. 19) die »Schwankungsgeübtheit« unter die „abhängigen E-Werte" ein — offenbar ein Versehen, da im Absatz vorher schon richtig von denjenigen Werten gesprochen wird, die abhängig sind von der Schwankungsgeübtheit, wobei dann doch die Schwankungsgeübtheit den unabhängigen Wert darstellt. — Zum mindesten miſsverständlich ist es, wenn Wundt sagt, die entgegengesetzten Charaktere 'unwirklich', 'unsicher', 'unbekannt' beruhten „auf einer Einübung in entgegengesetzter Richtung" (S. 31 Z. 2 v. u.). Die R-Werte üben nicht in entgegengesetzter Richtung, es läſst sich nur von einem gröſseren oder geringeren Maſs der Übung sprechen.

Das, was Avenarius aufstellt, paſst ebensogut für die Materialisten, Realisten, wie für die Spiritualisten und Spiritisten. Die Wissenschaft sucht doch das Allgemeine, Feststehende. Wenn wir nun den ungeheuren Relativismus aller Werte fassen, das Meist-Sich-Wiederholende feststellen wollen, so können wir gar nicht von vornherein material bestimmen wollen. Thun wir es, so erhalten wir immer nur 1) individuelle, „subjektive" Urteile, 2) interindividuelle Urteile, die nur mit der Einschränkung auf einen Kreis gleich vorbereiteter Individuen als „objektive" bezeichnet werden können, im Grunde genommen also nur subjektive Urteile von gröſserer Anerkennung sind. Wenn wir aber unter dem „Objektiven", „Wahren", was die Wissenschaft sucht, das Allgemeine, Gleichbleibende verstehen wollen, dann müssen wir von der materialen Bestimmung auf die formale übergehen. Erst in der formalen Beantwortung erhalten wir die Antworten, die jeder annehmen kann, weil sie den Inhalt nicht betreffen und mit jedem Inhalt vereinbar sind.

Es ist ein feiner Unterschied zu konstatieren zwischen der Aussage 'seiend' und derjenigen 'wirklich'. Das Prädikat 'seiend'

bedeutet nur: als thatsächliche Komplementärbedingung gegeben. Bei dem Prädikat 'wirklich' spielt eine verstärkende Gefühlsnuance mit, die des Heimhaften, Vertrauten, und gerade das war der Grund, warum AVENARIUS das Prädikat 'wirklich' mit 'sicher' und 'bekannt' zusammenordnete. Mit dem Prädikat 'wirklich' verstärke ich meine Seinsaussage in dem Sinne einer Gewifsheit, Bekanntheit, auch einer zeitlichen Sicherheit und Dauer, dafs der Umgebungsbestandteil zu jeder Zeit an seinem Orte sei und nicht flüchtig schwinde wie ein Phantom[1]).

ad 6. Zwei weitere Aussagegruppen bringt AVENARIUS in engste Verbindung: die entgegengesetzten Aussagen

1) 'anders' — die Heterote,
2) 'dasselbe' — die Tautote.

Beide Aussagen zusammen werden die Identialcharaktere oder das Idential genannt. Mit dem Charakter der Andersheit ist jedoch nicht eine totale Verschiedenheit (Heterogenität) gemeint, wie sie etwa vorliegt, wenn ein Individuum zuerst die Aussage 'Licht' macht, und dann etwa beim Anschlagen einer Stimmgabel die Aussage der Andersheit. Dann hätten wir es in der Aussage mit zwei disparaten 'Elementen' zu thun. Was AVENARIUS feststellen will, ist die feine Nuance, in der ein und dasselbe Ob-

[1]) Wenn wir die Aussage des 'Seins' ausdehnen auf Gegenstände, welche für uns in dem betreffenden Moment nicht thatsächlich Komplementärbedingung sind, wenn wir die 'Existenz' von Dingen behaupten, die wir nicht wahrnehmen, so beruht das auf der Identifizierung der eigenen und der fremden Erfahrung. Da diese Identifizierung bei Annahme einer prinzipiellen, menschlichen Gleichheit ihre Berechtigung hat, so ist auch die Aussage berechtigt, ein R 'existiert' ohne dafs es für mich wirkliche Komplementärbedingung ist. Hier haben wir nicht wie beim 'Ding-an-sich' ein R, das Komplementärbedingung sein soll, ohne dafs eine Systembedingung angenommen wird, welche komplementiert wird, sondern hier haben wir ein R, das — obwohl gerade nicht Komplemtärbedingung für mich — doch Komplementärbedingung zu der Systembedingung eines Mitmenschen ist. Dieser Satz umschliefst dann die Denkbarkeit, dafs dieses R unter bestimmten Bedingungen auch wieder Komplementärbedingung für mich werden kann. (Vgl. die analoge Darstellung in CORNELIUS, Psychologie als Erfahrungswiss. S. 99 ff.)

jekt zu verschiedenen Zeiten von uns gewertet wird, das heute so und morgen irgendwie 'anders' 'erscheint'. Diese Nuance der Andersheit setzt er in Abhängigkeit von einer mittlerweile eingetretenen Entfernung von einer eingeübten Form des Änderungsprozesses (Krit. n. 473) — die entgegengesetzte Nuance der 'Dasselbigkeit' aber wird in Abhängigkeit gesetzt zu einer Wiederannäherung an eine schon vorher eingeübte Änderungsform (n. 475 f.).

Was heifst nun dem gegenüber der Satz Wundts (S. 21): „Die Charakteristik dieses so eintretenden »tautotischen« Zustandes wird das »Idential« genannt (der neue Zustand wird als gleich oder identisch mit dem früheren charakterisiert)?" Vor allen Dingen handelt es sich in erster Linie gar nicht um irgend welchen „Zustand", sondern um einen *Aussagewert*, für welchen allerdings ein bestimmter Zustand des Gehirns als die eine Bedingung anzunehmen ist. Aber mit dem Aussagewert, dem Identialcharakter 'anders' oder 'dasselbe', wird in keinem Fall dieser Zustand, i. e. der Gehirnprozefs, charakterisiert. Wenn jemand einen Bekannten mit den Worten begrüfst: wie anders siehst du heute aus! so wird er mit dieser heterotischen Charakteristik nicht einen Gehirnprozefs oder -zustand, sondern den Bekannten charakterisieren wollen. Und nur bei der Frage, wovon ist nun dieser E-Wert *abhängig*, kommt man auf den Gehirnzustand. Die Beispiele, welche Avenarius anführt (n. 473 und 475), lassen das auf den ersten Blick klar hervortreten.

ad 7. Mit dem Satz vom Abhebungswerte sind wir bei dem Problem der Aufmerksamkeit.

Die verdienstvolle Arbeit von Jos. Kreibig[1]) hat in ihrem historischen Teil in jüngster Zeit uns wieder klar vor Augen geführt, welche übergrofse Mannigfaltigkeit der Antworten auf diesem Gebiet schon gegeben worden sind. Hier bei Avenarius haben wir auch eine, und eine ganz andere; so anders, so einfach, dafs Avenarius wohl unwillkürlich zu den bescheidenen Worten am Schlusse seines Kritikvorwortes gedrängt wurde: „Wenn ich zum Schlufs bedenke, wie wenig es ist, was ich

[1]) Kreibig, Prof. Dr. Jos. Clem., Die Aufmerksamkeit als Willenserscheinung. Wien 1898. Hölder.

nunmehr in greifbarer Gestalt vorlege . . ." (S. XIX). Ausgehend wieder von der Thatsache einer bereits erfolgten Aufmerksamkeitsaussage, sucht er die Bedingungsgesamtheit auf, um mit ihr die allgemeine Form aller Aufmerksamkeitsaussagen zu erlangen.

Der Satz, auf welchen sich Avenarius zunächst stützt, ist dieser: »Ein Umgebungsbestandteil . . . ist als wirkliche Komplementärbedingung in quantitativer Hinsicht nur anzunehmen, sofern er zugleich als Änderung der Umgebungsrelation gedacht werden kann, und je gröfser und geschwinder diese Änderung selbst gesetzt ist« (Krit. n. 449). Es seien z. B. in der Umgebung eines Individuums eine grofse Anzahl von Gegenständen (wie ja immer) vorhanden. Dieselben werden nicht alle für das betreffende Individuum auch als wirkliche (wirksame) Komplementärbedingungen anzunehmen sein, d. h. also, nicht als wissentlich bemerkte Umgebungsbestandteile — noch viel weniger ein spezieller unter ihnen. Damit ich einen speziellen Umgebungsbestandteil als spezielle wirkliche Komplementärbedingung für das Individuum annehmen kann, mufs ich auch eine Spezialisierung der allgemeinen Beziehung des Individuums zu dieser seiner Umgebung annehmen können, eine Spezialisierung, wie sie etwa vorliegt, wenn das Individuum direkt vor den betreffenden Gegenstand tritt und ihn bemerkt. Hiermit ist nicht immer eine quantitative Vermehrung der wirklichen Komplementärbedingungen gegeben; wir können wohl gelegentlich ein Ansteigen der Aufmerksamkeit konstatieren bis zu einem Punkte höchster Spannung und demgemäfs einer Setzung von möglichst vielen R-Werten gleichzeitig als Komplementärbedingungen. Bei einem graduell gleichbleibenden Aufmerksamkeitsstadium dagegen ist eine quantitative Vermehrung nicht in allen Fällen anzunehmen; wohl aber innerhalb der R-Quantität eine Veränderung im Sinne einer Verschiebung, indem nun einige R als Komplementärbedingungen auftreten, wogegen andere aufhören, es zu sein.

Zu dieser Veränderung der »Umgebungsrelation«, wie Avenarius sagt, also der Beziehung des Individuums zu den

einzelnen Bestandteilen seiner Umgebung — welche Beziehungsänderung nicht notwendigerweise eine Änderung der Umgebung zu sein braucht —, zu ihr haben wir nun auch eine entsprechende Änderung der Allgemeinzusammenhänge innerer Prozesse anzunehmen, und zwar eine Änderung im Sinne einer Gliederung (Krit. n. 499). Von dieser in jedem Fall sich anders gestaltenden Schwankungsgliederung ist die jedesmalige Abhebung eines R-Wertes abhängig, das Bemerktwerden; in ihr sieht AVENARIUS die allen Fällen der Abhebung zu Grunde liegende direkte Vorbedingung. Ist das richtig, so mufs ich durch absichtliche Gliederung der R-Werte (und somit auch der Änderungsprozesse) praktisch Aufmerksamkeit erregen können. Das ist aber thatsächlich der Fall, z. B. durch Hinweisen auf einen speziellen Teil der Umgebung, durch sprachliche Hervorhebung desselben, durch Veränderung, Wechsel, Bewegung der Umgebungsbestandteile. Die gewollte Aufmerksamkeit, die Konzentration ergiebt sich aus dem Hinzutreten des (erst später zu berührenden) appetitiven Verhaltens mit einem Vorausdenken des Erfolgs; sie gehört also zu den Modifikationen. Mit der zunehmenden Einübung nimmt die Gliederung ab, es tritt der abgehobene Wert wieder zurück. Die Theorie steht in Übereinstimmung mit den Phänomenen der Succession und Verschmelzung von Eindrücken; dem Kontrast widmet AVENARIUS eine besondere Betrachtung (n. 504 f.).

Ich mufs an dieser Stelle absehen von einem Vergleich mit einigen neueren materialen Bestimmungen anderer Philosophen; ich habe nur die Theorie von AVENARIUS möglichst allgemeinverständlich darzustellen und sie in Kontrast mit derjenigen WUNDTS zu bringen. Hierbei kann ich mich wieder auf das beschränken, was WUNDT zuletzt, erst in allerjüngster Zeit über die Aufmerksamkeit in die Welt sandte: seine Ausführungen in den „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele“ [1]. Hier heifst es: „Drei Merkmale sind somit für diese „kennzeichnend: die Erhebung von Vorstellungen zu gröfserer „Klarheit; Muskelempfindungen, die meist zu dem betreffenden

[1]) Dritte umgearbeitete Aufl. Hamburg 1897. Voss, S. 274 f.

„Vorstellungsgebiet gehören; Gefühle, die regelmäfsig die Er-„hebung der Vorstellungen teils begleiten, teils ihr vorausgehen. „Den Begriff der Aufmerksamkeit selbst beziehen wir jedoch „nicht auf das erste dieser Merkmale, sondern nur auf die „beiden letzten. Demnach verhalten sich Apperception und „Aufmerksamkeit so zu einander, dafs jene die im Vorstellungs-„inhalt eintretende objektive Veränderung, diese die die Ver-„änderung begleitenden und eventuell vorbereitenden, subjektiven „Empfindungen und Gefühle bezeichnet.“ Dann heifst es weiter: „Beide Seiten gehören aber zusammen als Teilerscheinungen eines einzigen psychischen Geschehens“, womit wieder an die Anfangswerte angeknüpft wird: „Die Gesamtheit der mit der Apperception von Vorstellungen verbundenen subjektiven Vorgänge bezeichnen wir als Aufmerksamkeit.“ Hierin haben wir zwei Aufmerksamkeitsbegriffe: einen, der die Begleiterscheinungen umfafst und der dem Apperceptionsbegriff nebengeordnet ist, und einen, der diesen beiden übergeordnet ist, sie beide umfassend.

Während so Wundt den ganzen „Zustand“ zerlegt, scheidet Avenarius alle Begleiterscheinungen aus und behält als E-Wert »Abhebung« nur das über, was bei Wundt der Oberbegriff Aufmerksamkeit ist, der allerdings dann identisch wird mit Apperception. Charakteristisch ist hier die Auffassung der Abhebung als »Grundwert«; alle Fragen nach der Zurückführung der Aufmerksamkeit auf Vorstellung, Gefühl oder Wille sind damit abgeschnitten. Dennoch stimmt Avenarius mit Wundt darin überein, dafs auch er unter gewissen Umständen bei einer Aufmerksamkeitsaussage Muskelempfindungen und Gefühle mitgesetzt annimmt, denn er nimmt ja als die direkte Vorbedingung für die Abhebung nicht einen Änderungsprozefs an, der sich nicht ausbreiten könnte auf sensorische oder motorische Partialsysteme, von welcher Ausbreitung eben die Muskelempfindungen abhängig sind; und er nimmt ja auch keinen Änderungsprozefs an, dessen Richtung (als Annäherung an den Kardinalwert der Arbeit oder Entfernung von demselben) nicht ebenfalls zu den abgehobenen Werten gehören könnte.

Wundt weicht von Avenarius ab in der Aufstellung der Apperception als „Erhebung von Vorstellungen zu gröfserer Klarheit“. Damit ist nur eine Namenerklärung gegeben, die uns biologisch gar nichts sagt. Auch nimmt Avenarius zwischen dem Nichtbemerken und dem Bemerken nicht irgendwelche graduellen Abstufungen an. Der gröfseren oder geringeren Klar-

heit würde wohl ein höherer oder minderer Apperceptionswert entsprechen, aber für die begriffliche Fixierung der Apperception müfste das belanglos sein[1]).

Ferner fafst Avenarius die Aufmerksamkeit nicht wie Wundt „als eine subjektive Thätigkeit" auf[2]). Im nervösen Centralorgan läuft freilich ein Prozefs ab, aber die Aufmerksamkeit — das Bedingte — ist doch nicht identisch mit dieser Gehirnthätigkeit, der Bedingung. Diese Annahme ist wieder ein introjektionistisch-materialistischer Zug bei Wundt, ein Zug, der dem Empiriokritizismus, der doch eine Fortbildung des Materialismus sein soll, gänzlich fehlt. Für Avenarius ist das Bedingte immer nur gleich der Gesamtheit der Bedingungen, niemals aber gleich der einen Bedingung. Demgemäfs setzt auch Avenarius nicht immer und überall eine „Veränderung in dem gegebenen Zustand der Dinge voraus", wie ich schon oben erwähnte. In meiner Umgebung z. B. verändert sich jetzt auch nicht das Geringste, auch ich selbst verändere weder meine Position, noch den Blick meiner Augen, und dennoch vermag in einem ersten Zeitpunkt Wundt selbst und seine Aufmerksamkeitstheorie ganz meine ‹Aufmerksamkeit› in Anspruch zu nehmen, in einem zweiten Zeitpunkt dagegen das Blatt Papier, auf dem ich schreibe. Was sich verändert hat, ist also nicht „der gegebene Zustand der Dinge" für sich — es hat sich nur meine Beziehung zu den Dingen geändert, es ist eine andere Beziehungsgliederung eingetreten, welche eine

---

[1]) O. Külpe ist hier derselben Anschauung wie Wundt. So sehr ich dem kritischen Aufsatze von Külpe: „Zur Lehre von der Aufmerksamkeit" (Zeitschr. f. Phil. u. phil. Krit. Bd. 110, 1) besonders im ersten Teile zustimme, so wenig vermag ich Külpes Anschauung von der Aufmerksamkeit zu teilen. Nach dieser soll es graduell abgestufte Deutlichkeitszustände des Bewufstseins geben, deren höchster mit der Aufmerksamkeit zu identifizieren sei. Entweder ist ein Gegenstand als wirkliche Komplementärbedingung gesetzt, dann ist er ‹bemerkt›, oder er ist nicht als wirkliche Komplementärbedingung gesetzt (obwohl er sich noch in der Umgebung des Individuums befindet), dann ist er nicht ‹bemerkt›. Dazwischen giebt es keine graduellen Abstufungen. Wohl sind solche Abstufungen innerhalb des Gebietes der Aufmerksamkeit anzunehmen, wie wir ja auch von ‹halber›, ‹geteilter› und ‹höchst gespannter› Aufmerksamkeit sprechen. Aber nicht nur diese höchste Deutlichkeitsstufe ist identisch mit Aufmerksamkeit.

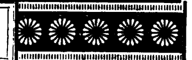
[2]) Vorlesungen über Menschen- und Tierseele, S. 275.

andere Schwankungsgliederung bedingte, von welcher wiederum mein veränderter E-Wert abhängig ist. Dafs diese Beziehungsänderung leichter und schneller vor sich geht, wenn im Zustand der Dinge selbst eine Variation eintritt, liegt auf der Hand; letzteres ist aber nicht immer notwendige Bedingung. — Diese Unterschiede sind beträchtliche und tiefgreifende.

Nicht so sehr auf die Einzelergebnisse kommt es mir bei dieser Darlegung an, wohl aber auf die Methode; die Methode vor allem möchte ich verteidigen. Sie ist so einfach wie konsequent. Wundt geht mit geringschätzigen Äufserungen an Avenarius' Art vorüber, er sagt: „Wir erlassen uns die Wiedergabe der durchaus „in einem ähnlichen Schematismus sich bewegenden begrifflichen „Analyse . . ." (S. 23) oder: „Während auf der einen Seite „die Begriffe und Lehrsätze, die dem abstrakten Zusammenhang „der Theorie selbst angehören, in möglichst strenger logischer „Ordnung entwickelt werden, scheint die »Kritik« auf der andern „Seite beinahe ebenso bemüht zu sein, in den Erläuterungen „der allgemeinen Sätze das sonst Verschiedenartigste zu ver„mischen!" (S. 34.) Nein, es ist etwas anderes: das Verschiedenartigste zu vermischen, und: das Verschiedenartigste nebeneinander zu stellen, um das Gleichartige daraus herauszufinden. Avenarius sucht alle Aussagen auf, wo er sie nur finden kann — die klein gedruckten Seiten seines Werkes zeugen von dem Sammelfleifse zehn langer Jahre; er fragt: Welchen Sinn und Inhalt verbindet ein Kind, ein Wilder. ein Philosoph, kurz Menschen der verschiedensten Art und Bildung mit einer Bezeichnung? Er stellt alle diese Inhalte vorurteilslos nebeneinander und fragt sich angesichts dieses Materiales: Was ist nun hier das Gleichbleibende, Allgemeine? Und er findet es in der allgemeinen Form, in den Bedingungsdefinitionen, wie es meine Darlegungen an den Grundwerten gezeigt haben. Eins aber dürfte daraus schon ersichtlich geworden sein:

Der Empiriokritizismus ist Skeptizismus *κατ' ἐξοχὴν* in Bezug auf die Begriffsinhalte; denn von den Inhalten läfst er alle als wahr und somit keinen

als den einzig wahren zu — **aber der Empiriokritizismus ist zugleich auch Methoden-Positivismus κατ' ἐξοχὴν** in Bezug auf die Formen; denn hier giebt er mit seiner Aufsuchung der jeweiligen Bedingungsgesamtheit unter allen Philosophieen eine allgemeine, überall zutreffende, positive, biologisch haltbare und daher beruhigende und erlösende Antwort.



Berichterstattung.

I.

Besprechungen.

Jodl, Friedrich, Lehrbuch der Psychologie. Stuttgart (Cotta) 1896. (XXIV, 767.)

Der Verf. des vorliegenden Werkes bemerkt in seiner Vorrede, dafs es als eine „Vermessenheit“ erscheinen könnte, in unserer Zeit eine Darstellung der Psychologie zu versuchen. Die verschiedenen Methoden und Untersuchungsgebiete der psychologischen Forschung werden immer mehr spezialisiert und breiten sich, jede für sich, immer mehr aus, so dafs eine zusammenfassende Darstellung beinahe den Charakter einer Encyklopädie bekommen mufs. Wenn der Verf. doch eine solche Darstellung versucht hat, ist dies, seiner Aussage nach, „weniger im Interesse des Forschens, als im Interesse der Lernenden geschehen“. Und doch hat der Verf. auch einen anderen Zweck im Auge gehabt. Es geht nicht nur aus dem Werke selbst hervor, sondern es wird auch ausdrücklich in der Vorrede ausgesprochen, dafs die Psychologie in den Augen des Verf.s — bei allen Änderungen und Erweiterungen der Methode — eine philosophische Wissenschaft ist und bleibt. Der Verfasser nimmt eine Wechselwirkung zwischen der Psychologie und den anderen philosophischen Disziplinen an. „Philosophische Erkenntnis baut sich nicht einzig und allein auf Psychologie auf. Es ist ebenso unvermeidlich, dafs die Richtung des allgemeinen philosophischen Denkens, zu welcher man gelangt ist, auf die Bearbeitung der Psychologie Einflufs gewinnt, wie umgekehrt von der Psychologie die wichtigsten Beiträge zu einer allgemeinen Theorie des Seins und Lebens geliefert werden. Beides wird und mufs sich

notwendig ergänzen. Ich bin dieser Wechselwirkung so wenig absichtlich aus dem Wege gegangen, dafs sie vielmehr einen der Hauptreize bei dieser Arbeit für mich gebildet hat; und ich würde es als eines der wertvollsten Ergebnisse derselben betrachten, wenn die innere Einheit der philosophischen Anschauung, von welcher sie getragen ist, auch dem Leser zu deutlichem Bewufstsein käme." (S. VI—VII.) Diese Hoffnung wird sich gewifs für jeden ernsten Leser erfüllen. Die grofsen Züge des menschlichen Geisteslebens stehen, wenn man das Studium des Buches vollendet hat, klar und bestimmt vor dem Gedanken des Lesers, und die weiteren Probleme, welche die Philosophie zu behandeln hat, haben sich schon mannigfach in seinem Geiste zu regen angefangen. Hoffentlich wird diese Arbeit auch für den Verf. selbst die Einleitung zu weitergehender Behandlung der grofsen philosophischen Probleme werden.

Durch sein früheres Werk, „Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie" (Stuttgart 1882—1889) ist der Verf. als kritischer und geistvoller Forscher bekannt. Und es ist eine innere Verbindung zwischen diesem Werke und dem vorliegenden. Das frühere Werk war ganz besonders durch den psychologischen Sinn ausgezeichnet, mit welchem die verschiedenen ethischen Anschauungen charakterisiert und in ihrem Verhältnisse zu den wesentlichen Thatsachen und Gesetzen des Geisteslebens beleuchtet wurden. Nicht nur die Ideen, sondern auch die Denker selbst in ihren Eigentümlichkeiten wurden in dieser fruchtbaren Weise betrachtet. Der Leser des früheren Werkes versteht es sehr wohl, dafs der Verf., nachdem durch seine geschichtlichen Studien die empirisch-psychologische Grundlage der Ethik in ihrer grofsen Bedeutung hervorgetreten war, das Bedürfnis gefühlt hat, das ganze psychologische Gebiet durchzugehen, um einen wesentlichen Teil der Grundlage seiner Ideen zu erweitern und zu befestigen.

Die Darstellung ist so angelegt, dafs sie von den elementaren zu den mehr komplizierten Erscheinungen fortschreitet. Es wird zwischen primären, sekundären und tertiären Erscheinungen unterschieden. Auf jeder dieser Stufen wird dann wieder zwischen drei verschiedenen Seiten oder Elementen des Seelenlebens unterschieden, die auf der primären Stufe als Empfindung, Gefühl und Streben hervortreten. Die sekundären Erscheinungen sind durch Reproduktion bedingt. Gefühl und Streben können so gut wie Empfindung reproduziert oder vorgestellt werden, und alle diese sekundären Erscheinungen wirken dann auf die

primären zurück und können mit ihnen verschmolzen oder in anderer Weise verbunden werden, und auf diesen Prozessen beruht das geistige Wachstum. Zwischen sekundären und primären Erscheinungen werden so dieselben Beziehungen auftreten, die schon zwischen den verschiedenen primären Elementen stattfinden. Schon bei den unmittelbaren Eindrücken ist das Bewufstsein nicht ganz ruhend. „Bewufst sein heifst: für die wechselnden Reize und Eindrücke der ein Wesen umgebenden Welt empfänglich sein, indem diese Reize aber aufgefafst werden, üben sie auch Wirkungen auf das Bewufstsein und treten im Bewufstsein notwendig in Beziehungen, in denen ihre Beschaffenheit sich spiegelt: Beziehungen der Ungleichheit und Gleichheit; der Einheit und Vielheit; Beziehungen der Dauer und der Veränderung nach Art und Grad" u. s. w. (S. 96). Auf der sekundären Stufe wiederholt sich dies in höherer Art. „Das Bewufstsein in seiner entwickelten Gestalt beruht auf einer tausend und tausendfach wiederholten Summation der nämlichen Prozesse und Eindrücke, welche vermöge der Kraft des psychischen Beharrens sich wechselseitig verdeutlichen, bestimmen, begrenzen . . . . Diese Summation bedeutet zwar einerseits immerfort wachsende Kompliziertheit der psychischen Vorgänge, aber zugleich Abkürzung, Kraftersparnis, Vereinfachung" (S. 115). — Die tertiäre Stufe ist dadurch charakterisiert, dafs die primären und sekundären Elemente zu neuen, eigentümlichen Erscheinungen verschmolzen und verdichtet werden. Das logische Denken und die künstlerische Phantasie gehören dieser Stufe an. Die Grundfunktion des Bewufstseins, welches sich schon auf der primären Stufe als Vergleichen und Kombinieren äufserte, wirkt hier auf das durch Wechselwirkung der primären und der sekundären Erscheinungen hervorgebrachte Material, und die geistige Aktivität erreicht so ihre höchsten Formen und Grade. Wie die Reproduktion, so ist auch diese höchste Art von Aktivität nicht nur für die Entwickelung der Erkenntnis, sondern auch für das Gefühls- und Willensleben von Bedeutung, so z. B. in der Überlegung, welche dem Entschlufs vorhergeht. Gefühl und Wille sind in gewissem Sinne immer primäre, unmittelbar hervortretende Erscheinungen; aber sie können trotz dieser Unmittelbarkeit sehr wohl durch den Vorstellungs- und den Gedankenlauf bestimmt werden, und hierauf beruht ihre Entwicklungsfähigkeit. — Es ist die Überzeugung des Verf.s, dafs die Bewufstseinsentwicklung für eine schärfere Analyse überall Continuität zeigt. „Das Höhere ist schon im Niederen enthalten und darum auch kein Versuch gerechtfertigt, als

Träger für die sogenannten höheren Funktionen ein eigenes Vermögen oder eine gesonderte Kraft anzunehmen.“ (S. 636.)

Durch diese Anlage der Darstellung tritt die Grundanschauung des Verf.s sehr klar hervor. Sie hat vielleicht auch ihre Vorzüge der gewöhnlichen Dreiteilung gegenüber, obwohl es in der Sache keinen Unterschied machen kann, ob man zuerst die drei Seiten des Bewufstseins unterscheidet, und dann innerhalb jeder dieser Seiten von den primären zu den komplizierteren Erscheinungen geht, oder ob man zuerst die Höheneinteilung macht und dann auf jeder Stufe wieder die Breiteneinteilung. Jede Anlage hat ihre Vorteile und ihre Nachteile, aber die Höheneinteilung läfst ganz besonders die Einheit und die Kontinuität des Bewufstseinslebens deutlich hervortreten.

Die gewählte Anlage wird mit grofser Kraft und Fülle durchgeführt. Das Werk giebt eine abgerundete, mit empirischem Material gesättigte Darstellung, durch welche die vielen Einzelheiten sich zu einem reichen Bilde des Seelenlebens sammeln. Eine gewisse Ungleichheit in der Bearbeitung hat der Verf. selbst in der Vorrede eingeräumt. Die Stoffmenge, die auf dem Gebiete der primären Erscheinungen vorliegt, hat bewirkt, dafs die höheren, mehr komplizierten Erscheinungen nicht so ausführlich behandelt worden sind, wie ihre Bedeutung es erfordern könnte. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als der Verf. eben in den betreffenden Abschnitten sein Talent für Beschreibung und Analyse solcher Erscheinungen, welche der experimentalen und statistischen Behandlung nicht unterliegen können, besonders zeigt. Eben diese Abschnitte sind ja auch für die philosophische Problembearbeitung von grofser Wichtigkeit. Aber auf der anderen Seite bietet die Darstellung der primären Erscheinungen den Lesern und Mitforschern des Verf.s so gute Dienste durch die musterhafte Übersichtlichkeit und die kritische Behandlungsweise, dafs man gar nichts von dem, was hier geboten wird, vermissen will.

Der allgemeine Standpunkt, auf welchen sich der Verf. stellt, ist mit seiner Definition der Psychologie gegeben. „Die Psychologie ist die Wissenschaft von den Formen und Naturgesetzen des normalen Verlaufs der Bewufstseinserscheinungen, welche im menschlich-tierischen Organismus mit den Vorgängen des Lebens und der Anpassung des Organismus an die ihn umgebenden Medien verbunden sind, und deren Gesamtheit wir als seelische (psychische) Funktionen oder Prozesse bezeichnen.“ (S. 5.) Seele bedeutet ihm die Gesamtheit der Bewufstseinszustände. (S. 31.) Geist und Materie sind nicht verschiedene

Wesen, sondern der Inhalt von Begriffen, die aus dem faktischen Zusammenhange, in dem das Bewufstseinsleben immer mit organischen Erscheinungen vorkommt, abstrahiert sind. Ziemlich summarisch verwirft der Verf. die spiritualistisch-dualistische Hypothese. Er stützt sich hierbei auf die Gesetze der Trägheit und der Erhaltung der Energie, ohne auf die Versuche, die man angestellt hat, um die dualistische Hypothese als mit diesen Gesetzen vereinbar darzuthun, einzugehen. Und doch wird die sogenannte Identitätshypothese (deren Anhänger ich übrigens auch bin) noch von vielen Seiten angegriffen, so dafs eine nähere Erörterung nicht überflüssig wäre. Der Verf. stellt sich freilich in gar keinem dogmatischen Verhältnisse zu jenen Sätzen, sondern spricht sich mit allem möglichen Vorbehalt aus. „Freilich,“ sagt er (S. 63), „sind diese Sätze, ebenso wie das Kausalitätsgesetz selbst, niemals als unbedingt gültig zu erweisen, sondern nur oberste hypothetische Annahmen, durch welche wir die Welt zu rationalisieren versuchen und uns in der wissenschaftlichen Arbeit leiten lassen.“ Jene Gesetze sind also heuristische Prinzipien, welche auf dem organischen Gebiete ebenso wie auf dem unorganischen unsere Forschung leiten. „Wie ein psychisches Element als psychisches es anstellen soll, um auch nur eine einzige Molekel von der Stelle zu rücken, — dies anzunehmen stellt jedenfalls härtere Anforderungen an unser Denken, als die Aufforderung, bestehende Lücken des neurologischen Zusammenhangs hypothetisch zu ergänzen.“ — Vielleicht könnte man die Sache so ausdrücken: die Beweispflicht liegt dem Dualisten ob, indem er Ausnahmen von jenen grofsen Prinzipien statuieren mufs. Weiter als zu einer Verteilung der Beweispflicht kann man in solchen prinzipiellen Fragen nicht kommen. Vielleicht könnte man hinzufügen, dafs für den, der in den genannten Gesetzen keine Schwierigkeit für die dualistische Ansicht sieht, für den existiert überhaupt kein Problem in dem Verhältnisse zwischen Seele und Leib.

Die Definition der Seele als Gesamtheit der Bewufstseinserscheinungen ist für den Verf. nicht nur eine vorläufige, sondern eine definitive. Er nimmt wohl ein Unbewufstes in der Bedeutung eines latenten oder potentiellen Bewufstseins an, aber er findet es nicht gerechtfertigt, von einem unbewufsten Seelenleben zu sprechen: „Unbewufst kann nur ein neurocerebraler Vorgang oder Zustand sein. Bewufste und unbewufste Zustände haben nicht das miteinander gemein, dafs sie beide Seelenzustände sind, sondern dafs sie Funktionen eines lebendigen Organismus sind.“ (S. 118.) Der Verf. fürchtet, dafs man

durch die Annahme eines unbewufsten Seelenlebens zu einer spekulativen oder mystischen „Philosophie des Unbewufsten“ kommen wird. Dies ist doch gewifs eine unbegründete Furcht. Die Konstruktion des Begriffes des Unbewufsten entspringt aus dem gleichen Bedürfnisse wie die Konstruktion des Begriffes der potentiellen Energie in der Physik. Man will die Kontinuität behaupten, einem Entstehen aus Nichts entgehen. Und auf beiden Gebieten wird das Loch eigentlich durch ein X gestopft. Fragt man näher, welcher Art dieses X sei, wird der Physiker geneigt sein, sein X als mit den Bewegungserscheinungen verwandt oder analog aufzufassen, und mit dem gleichen Rechte wird der Psychologe sein X, das potentielle Bewufstsein, als ein dem Bewufstsein Analoges, als ein psychisches Differentiale auffassen. Es wird sogar notwendig sein, eine solche Analogie — und damit eine Erweiterung des Seelenlebens über das aktuelle Bewufstsein hinaus — anzuerkennen. Der Verf. selbst wird nicht ohne Inkonsequenz diese Anerkennung verweigern können. Er erklärt es notwendig, Spuren oder Dispositionen zur Erklärung der Reproduktion anzunehmen, weil sonst jeder Akt der Reproduktion eine Schöpfung aus Nichts wäre. (S. 463.) Aber wenn jene Dispositionen oder Spuren rein physisch wären, dann würden wir in der Reproduktion einen Übergang von Physischem zu Psychischem, und also — psychologisch betrachtet — ein Werden aus Nichts haben! Wenn — nach der Behauptung des Verf.s (S. 63) — „die Umwandlung physischer Energie in psychische, wie umgekehrt, alle Merkmale des Wunders an sich trägt“, dann mufs jede Reproduktion für den Verf. eigentlich doch ein Wunder sein. Der Verf. sagt: „Die Reproduktion des Reizes ist zugleich Auslösung einer latenten Energie und psychische Wiederbelebung“ (S. 475); aber aus Physischem folgt nur Physisches, und die psychische Wiederbelebung steht als ganz unerklärlich dar. — In welchem Grade die psychischen Keime und Dispositionen demjenigen Seelenleben, das wir aus der Selbstwahrnehmung kennen, ähnlich sind, ist eine Frage für sich. Die Embryologie hat uns gelehrt, dafs der Keim dem entwickelten Organismus nicht ähnlich ist, obgleich er wie dieser von organischer Beschaffenheit ist. Das Bewufstseinsleben könnte eine Differentiation eines unbewufsten Seelenlebens sein. Absolute Grenzen des Seelenlebens anzunehmen, dagegen warnt schon die Einheit der Materie trotz aller Strukturverschiedenheiten. Jedenfalls mufs man hier eine offene Frage anerkennen.

In der Darstellung der speziellen Psychologie ist besonders

die ausführliche und lehrreiche Behandlung der Lehre von den Empfindungen hervorzuheben. Das Vermögen des Verf.s zur Bewältigung eines reichen Stoffes bewährt sich hier in glänzender Weise. Vielleicht wäre die Darstellung noch wertvoller geworden, wenn die allgemeinen Gesichtspunkte, die es möglich machen, die Lehre von den Empfindungen in genaue Verbindung mit den anderen Teilen der Psychologie zu bringen, mehr in den Vordergrund gerückt wären. „Viele Einsichten,“ sagt der Verf. in der Vorrede (S. V), „zu welchen die spezielle Analyse der einzelnen Empfindungsgebiete führt, erweisen sich als grundlegend und unentbehrlich für das Verständnis der höheren Bewufstseinserscheinungen und der Kontinuität der psychischen Entwicklung auf allen Stufen.“ Nach der Überzeugung des Verf.s ist die Form des Bewufstseins in den elementarsten psychischen Prozessen gegenwärtig, und nur dadurch wird alle spätere psychische Entwicklung möglich. (S. 93.) Und worin diese Form besteht, wird an vielen Orten ausgesprochen. „Jede im Leben vorkommende Empfindung ist das Resultat einer Vergleichung, einer Verbindung von einer Mehrheit gegebener Elemente, welches Resultat niemals allein von der Beschaffenheit der einzelnen Erregung, sondern immer auch von einer Mehrzahl anderer Eindrücke abhängig ist, zu denen die einzelne Empfindung in Beziehung gesetzt wird.“ (S. 177.) Was so für die Empfindungen gilt, gilt für das ganze Bewufstseinsleben: „Von der sinnlichen Empfindung bis zum Denken giebt es keinen bewufsten Vorgang, welcher nicht ein Unterscheiden und Vergleichen von mindestens zwei psychischen Inhalten oder Zuständen wäre.“ (S. 460.) Der Verf. hat nach meiner Überzeugung recht darin, dafs die Möglichkeit, den inneren Zusammenhang des Bewufstseinslebens zu behaupten, auf dieser Grundform der psychischen Vorgänge beruht. Aber eben darum wäre es von Wichtigkeit, sie einer besonderen Untersuchung zu unterwerfen. Es wird bekanntlich noch von mehreren Seiten bestritten, dafs jede Empfindung nur durch einen verbindenden und vergleichenden Prozefs zustande kommt, und es wäre interessant gewesen, wenn der Verf. seinen reichen Stoff dazu gebraucht hätte, diese Hypothese zu verifizieren. Er hätte dann auch einen einheitlichen Gesichtspunkt für die vielen Einzelheiten gefunden.

In der Theorie der Raumanschauung schliefst sich der Verf. der nativistischen Richtung an, insofern er behauptet, dafs die Lokalisierung und Externalisierung der Empfindungsinhalte ursprüngliche Funktionen der Sinnenthätigkeit sind und

nicht durch individuelle Erfahrungen erklärt werden können. Wären unsere ursprünglichsten Gesichtsempfindungen nicht schon räumlich geordnet, dann würde — behauptet der Verf. — keine spätere Entwicklung imstande gewesen sein, unsere Anschauung des dreidimensionalen Raumes und unsere unmittelbare sinnliche Überzeugung vom Bestand der Aufsenwelt zu erzeugen. (S. 553.) Erfahrung und Vorstellungsassociation können nur verdeutlichen, was schon in den Empfindungsinhalten gegeben war, aber selbst keinen spezifischen Inhalt hervorbringen. (S. 554.) — Vielleicht behauptet der Verf. hier zu viel. An sich ist es doch keineswegs unmöglich, dafs feste und mit unmittelbarer Gewalt hervortretende Überzeugungen durch individuelle Erfahrung und Vorstellungsverbindung gebildet werden können. Eben so wenig ist es unmöglich, dafs neue Qualitäten entstehen können. Wie die Klangfarbe etwas qualitativ Neues den Qualitäten der Teiltöne gegenüber ist, so könnte auch die Qualität der Ausdehnung, oder wenigstens der Entfernung, etwas Neues, durch Verbindung einfacher Elemente Entstandenes sein. Aber die Beweispflicht liegt hier gewifs dem Empirismus ob, und dieser hat hier eine schwierige Aufgabe, wenn sie alle Extension als ein psychisches Produkt auffassen will. Und nach den Diskussionen der letzten Jahre und den interessanten Ausführungen des vorliegenden Werkes mufs man gestehen, dafs die Sache des Nativismus günstiger steht als in der nächst vorhergehenden Zeit. Übrigens ist es nicht die Meinung des Verf.s, zu leugnen, dafs das Vermögen der Raumesanschauung sich unter dem Einflusse des Verhältnisses zur Aufsenwelt entwickelt hat. Die Exzentrizität der Empfindung hat ihre Wurzeln „in der Entwicklungsgeschichte der organischen Welt und jener immanenten Teleologie, welche den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Formen der Reize und den Strukturen der empfindenden Substanz geschaffen hat“. (S. 553.) Eigentlich weist er nur diejenige Theorie ab, nach welcher „der neugeborene Mensch bei dem ersten Gebrauche seiner Sinne alle Eindrücke nur als Veränderungen seines eigenen Zustandes auffasse“ (ib.). Dafs diese Theorie ganz unpsychologisch ist, darin hat er entschieden recht. Aber so etwas braucht die genetische Ansicht auch gar nicht zu behaupten. Sie betrachtet die ersten Empfindungen als mit instinktiven Bewegungsimpulsen genau verbunden und warnt gegen die Annahme, dafs die Unterschiede des Inneren und Äufseren, des Ichs und des Nichtichs schon in den primitiven Zuständen in bestimmter Form enthalten wären. Nur sehr

dunkle Andeutungen dieser Gegensätze können vom Anfang an gegeben sein.

Die Abschnitte über das Gefühlsleben gehören zu den Teilen des Werkes, bei denen man mit besonderem Genufs verweilt. Seinem Grundplane getreu unterscheidet der Verfasser hier zuerst zwischen Gefühlen der primären Stufe und Gefühlen der sekundären und tertiären Stufe. Der primären Stufe gehören „die sinnlichen Gefühle“ und „die ästhetischen Elementargefühle“. Der sekundären und tertiären Stufe gehören 1. die Formalgefühle, welche in Kraftgefühle und Spannungsgefühle geteilt werden, 2. die Persongefühle (teils Eigengefühle, teils Fremdgefühle, und diese letzteren wieder teils Neigungsgefühle, teils Erwiderungsgefühle), 3. die komplexen ästhetischen und ethischen Gefühle. Daneben wird aber hervorgehoben, dafs alle Formal- und Persongefühle unter gewissen Bedingungen als Affekte, Leidenschaften oder Stimmungen hervortreten können; die Untersuchung dieser Formen wird „Dynamik der sekundären Gefühle“ genannt. Es zeigt sich hier, wie schwierig, wenn nicht unmöglich eine eigentliche Klassifizierung der Gefühle ist. Der Verf. will jene dynamischen Formen nicht ohne weiteres als besondere Arten von Gefühlen aufstellen, weil sie eigentlich nur durch Unterschiede der Intensität, der Protensität und der praktischen Bedeutung von den vorher erwähnten Gefühlen verschieden sind. Und er räumt auch ein, dafs Kraft- und Spannungsgefühle sich nicht ganz von Persongefühlen (besonders Eigengefühlen) scheiden lassen. (651 f.) Vielleicht hätte er hier etwas weiter gehen sollen. Denn Kraft- und Spannungsgefühle sind nur verständlich in ihrem Zusammenhange mit dem Selbstbehauptungstriebe und lösen sich erst allmählich und unter besonderen Bedingungen von diesem praktischen Elemente ab. Es ist also keine äufserliche Verbindung, welche zwischen den verschiedenen Gefühlen besteht. Die Formalgefühle werden in der Darstellung des Verf.s zu viel isoliert; hier hat die Herbartsche Psychologie eine unheilvolle Nachwirkung gehabt. Die Frage ist, ob man nicht, statt eine Klassifikation der Gefühle zu versuchen, sich lieber damit begnügen sollte, die allgemeinen Bedingungen und Gesetze des Gefühlslebens aufzusuchen, und dann die einzelnen Gefühlserscheinungen als Beispiele dieser Gesetze zu gebrauchen. Der genetische Gesichtspunkt, auf den ja der Verf. durch seine Unterscheidung der verschiedenen „Stufen“ so grofses Gewicht legt, würde dann entschiedener durchgeführt werden können. Denn die Gesetze sind es, die den Übergang von einer „Stufe“ zu der anderen verständlich machen.

Über viele interessante Abschnitte, z. B. die Kapitel von der Vorstellungsassoziation, von dem Verhältnisse zwischen Sprache und Denken, von den Willenserscheinungen, muſs ich leider weggehen, obgleich auch hier die Klarheit und Energie des Verf.s sich bezeugen. Ich hebe nur zum Schluſs einige Punkte hervor, in welchen der Verf. sich in einen charakteristischen Gegensatz zu bekannten Lehren von Wundt, Brentano und Kant setzt. — Wundt gegenüber, welcher Aufmerksamkeit und Apperception identifiziert, behauptet der Verf., daſs beides nicht identisch ist. „Wir appercipieren mit Hilfe sekundärer Elemente manches ganz gut, dem wir gar keine Aufmerksamkeit schenken; und wir schenken manchen Dingen Aufmerksamkeit, die wir nicht oder noch nicht zu appercipieren vermögen.“ Das Wort Apperception will der Verf. daher nur in der ursprünglichen Bedeutung gebrauchen, in welcher es den Prozeſs bezeichnet, durch den ein Bewuſstsein neue Elemente in sich aufnimmt. (S. 443.) Besser wäre es, meiner Meinung nach, das Wort gar nicht zu gebrauchen; in dem Worte Perception liegt alles, was bezeichnet werden soll. — Wie Wundt geneigt ist, spezifische „Apperceptionsprozesse“ da zu finden, wo die Erklärung mit Hilfe einfacherer Begriffe zu erreichen ist, so wollen Brentano und seine Schule einen spezifischen Urteilsprozeſs da finden, wo ein Empfindungs- oder Vorstellungsinhalt als gültig oder wirklich aufgefaſst wird. Das Wesen des Urteils soll eben nicht in der Verbindung von Begriffen, sondern in der Anerkennung oder Verwerfung des vorgestellten Inhalts oder der Verbindung der Vorstellungen liegen. Dieser Theorie gegenüber behauptet der Verf., daſs das Wesentliche im Urteile die gegenseitige Bestimmung und Verdeutlichung der verbundenen Vorstellung, nicht der Glaube an die Gültigkeit dieser Bestimmung ist. Die Gültigkeit kann niemals aus dem „Urteil selbst, sondern nur aus dem sonstigen Inhalt des Bewuſstseins und seinen Beziehungen zu der im Urteil gemachten Aussage mehr oder minder unmittelbar erkannt werden“. (S. 627.) „Für das Bewuſstsein der primären Stufe ist alles, was wahrgenommen wird, unmittelbar wirklich; man kann dies aber nicht eigentlich Glauben nennen, weil hier der Gegensatz fehlt, der Unglaube. Dies gilt auch noch von dem ganzen sekundären Gebiete der Vorstellung . . . . . Erst mit der Stufe des reflektierenden Bewuſstseins, . . . tritt auch das Phänomen des Glaubens oder Nicht-Glaubens, des Anerkennens oder Verwerfens hervor.“ (S. 628.) — Diese Beispiele zeigen, wie viel die Sonderung der verschiedenen Stufen dazu beiträgt, Klarheit in psychologischen

Fragen zu bringen. — Die Untersuchung über Urteil und Glauben führt dann den Verf. dazu, das berühmte Beispiel KANTS von den 100 möglichen und 100 wirklichen Thaten zu kritisieren. KANT hat nicht recht darin, daſs der Begriff des Wirklichen keinen gröſseren Inhalt habe, als der des Möglichen. Denn wir stellen uns immer das Wirkliche mit weit mehreren Elementen ausgestattet vor als das Mögliche. Das Wirkliche setzen wir in Verhältnisse und Beziehungen, — wir legen ihm Wirkungen und Unterschiede bei, die dem bloſs Möglichen nicht zukommen. So unterscheidet sich z. B. die von auſsen erregte Empfindung von der entsprechenden Vorstellung durch die mit ihr verbundenen Organempfindungen, welche dem Gebiete der Vitalität angehören. Solche Wirkungen und Unterschiede müssen gegeben sein, ehe man dem Gegenstande einer Vorstellung in einem Urteil die Existenz zusprechen kann. Dadurch wird aber etwas zugedacht, was nicht in dem eigentlichen Vorstellungsinhalte als solchem liegt. (S. 629, vergl. S. 452.) Psychologisch gesprochen hat der Verf. in dieser Kritik gewiſs recht. Und auch erkenntnistheoretisch hat er mehr recht, als es im ersten Augenblick scheinen könnte. Man könnte als KANTS Advokat vielleicht sagen, daſs zum vollständigen Begriffe der 100 Thaten ja doch auch alle Wirkungen, die sie ausüben können (z. B. Organempfindungen beim Drucke in der Hand oder in der Tasche, Sicherheits- oder Machtgefühl u. s. w.). Aber KANT selbst hat zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit in solcher Weise unterschieden, daſs er eigentlich einräumen müſste, die Wirklichkeit sei immer umfassender als die Möglichkeit. Seine Definitionen lauten: „Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt, ist möglich. Was mit den materialen Bedingungen der Erfahrungen zusammenhängt, ist wirklich." (Kritik der reinen Vernunft. 1. Ausg., S. 218.) Nun sind die materialen Bedingungen niemals ohne die formalen Bedingungen gegeben; denn jeder Empfindungsinhalt wird nach den Erkenntnisformen geordnet und bearbeitet. Also giebt es nach KANT selbst ein Plus im Wirklichen, das im Möglichen fehlt. Diese Inkonsequenz bei KANT hängt damit zusammen, daſs er das Kriterium der Wirklichkeit als einmal für alle anwendbar denkt. Bei jedem neuen Versuche, über die Wirklichkeit eines vorliegenden Inhalts zu entscheiden, werden die Bedingungen und die Wirkungen aber nicht ganz dieselben sein wie vorher. Die materialen Bedingungen sind mehr variabel als die formalen. — So kann die psychologische Analyse dazu beitragen, Fragen der Erkenntnis-

theorie und der Philosophiegeschichte zu erhellen. Und wir haben hier einen Beweis dafür, daſs die psychologischen Probleme in genauer Verbindung mit den allgemeinen philosophischen Problemen stehen. Das vorliegende Buch hat in verdienstvoller Weise die doppelte Aufgabe gelöst, eine Gesamtdarstellung der Psychologie und eine psychologische Einleitung in die Philosophie zu geben.

Kopenhagen. HARALD HÖFFDING.

Oelzelt-Newin, Anton, Kosmodicee. Leipzig und Wien. Franz Deuticke 1897. VI und 420 S.

Ich weiſs nicht, ob OELZELT-NEWIN den im 9. Bande der Weltgeschichte abgedruckten Aufsatz RANCKE's, in der dieser den Fortschritt der Menschheit leugnet, gekannt hat: er erwähnt ihn an keiner Stelle, und doch nimmt sich sein Buch fast wie eine Widerlegung dieser Untersuchung aus. Ich glaube, daſs ihm dieselbe gelungen ist, weil er das Problem schärfer faſst und an der Hand eines groſsen Materials, das mit vieler Sorgfalt aus den verschiedensten Wissensgebieten zusammengetragen ist, zu ergründen sucht. Dennoch glaube ich, daſs er an verschiedenen Orten mit seinen Beweisen fehlgeht, daſs seine Anschauungen vielfach irrige sind, sein Material nicht genügend gesichtet ist. Vor allem wird der Widerspruch des Kunst- und Litterarhistorikers an den verschiedensten Punkten wachgerufen, und von diesem Standpunkte möchte ich hier unter Anerkennung aller sonstigen Verdienste des Buches in die Widerlegung eintreten. S. 47 ff. wird die Frage erörtert: „Werden wir glücklicher durch intellektuelle Bildung?“ Hier wäre genauer zu trennen gewesen die Frage nach dem Glücke des einzelnen durch die eigene intellektuelle Bildung und die nach dem gröſseren Glücke der Gesamtheit durch die erhöhte Bildung der einzelnen. Was die erstere anbelangt, so ist sie gewiſs dahin zu beantworten, daſs dem einzelnen die eigene erhöhte Bildung, wo nicht gesteigertes Glück, so doch jedenfalls eine Vermehrung der Glücksmöglichkeiten, durch die Darbietung jederzeit erreichbarer, dauernder, sogenannter „höherer Freuden“, gewährt. Sollen wir dann die einzelnen „Bildungen“ untereinander abschätzen, so wird diejenige „höher“ zu stellen sein, die Intensität und Mannigfaltigkeit auf die vorteilhafteste Art vereint, wodurch der Träger dieser Bildung Ö.s eigenem „Menschenideal“ (S. 31), bestehend „in der reichsten Ausbildung der reichsten Fähigkeit, zu reichster Abwechslung von

Freuden“, nahe käme. Was aber sollen wir zu Ö.s „Mafsstab“ sagen? Er sucht erst lange, findet keinen und, weil er keinen gefunden hat, macht er sich einen, der überhaupt nur für die zweite Art der Fragestellung einen Sinn hat, dort aber etwas Selbstverständliches aussagt. „Wir werden denn (S. 50) die Entscheidung nicht fällen können; sie müfste denn in letzter Linie eine ethische allgemeinster Art sein. Richtige Zwecke haben und sie mit richtigen Mitteln verfolgen, wäre ein Mafsstab.“ S. 51: „Nur vor kleinlicher Handhabung dieses moralintellektuellen Mafsstabes müssen wir uns hüten: nicht jede philologische Detailarbeit mufs vor ihm fallen; wer aber nur solche durchs ganze Leben aufzuweisen hat, ohne ein bestimmtes, höheres Ziel, wird vor dem Mafsstabe nicht bestehen“. S. 52: „In diesem Sinne hat der Sprachgebrauch des Volkes ganz recht, einen Gelehrten, der nur in „seinem Fache tüchtig“, in allen übrigen Lebenslagen sich aber wie ein Kind gebärdet . . . . . einfach als dumm zu bezeichnen“. Diese „richtigen Zwecke“ sind offenbar die ethisch richtigen, und diese nach S. 61 die „für die Welt nützlichsten“; dem Glück der Gesamtheit ist aber natürlich das „für die Welt nützlichste“ am zuträglichsten. Daneben ist allerdings nicht zu leugnen, dafs auch mit den intellektuellen Genüssen des Einzelnen ethische Befriedigungen höchster Art verbunden sein können. In kleinerem Mafsstabe sind diese ja immer daneben vorhanden: wenn ich in einem Buche einen Druckfehler korrigiere, so befriedige ich damit mein Wahrheitsbedürfnis, das doch gewifs ethischer Natur ist. Auch will ich nicht in Abrede stellen, dafs die Meinung, der Welt sehr nützlich gewesen zu sein, indem man ihr durch den Beweis der Möglichkeit des Unsterblichkeits- und Gottesbegriffes „das Recht zu träumen“ wieder zurückerstritten hat, höheres Glücksgefühl verleihen mag als das Bewufstsein der trefflichsten philologischen Konjektur. Aber abgesehen davon, dafs mir diese ethischen Befriedigungen teilweise für das Fortkommen der intellektuellen gefährlich scheinen, sind sie deswegen nicht als Mafsstab zu gebrauchen, weil sie als aufserhalb des Gemessenen liegend ebenso gut durch einen anderen ersetzt werden können. Wenn ich z. B. den ästhetischen nähme? Das Überschauen einer grofsen Geschichtsperiode gewährt eine Empfindung ähnlich der durch den Blick in eine weite Landschaft von hohem Berge gebotenen, das Erfassen der Naturgesetze ein Vergnügen ähnlich dem an einer wohlgeordneten Architektur. Wenn ich nun das zu Grunde legte und sagte: jene intellektuelle Freude steht mir

am höchsten, die mir am meisten solche ästhetische vermittelt? Ich hätte wohl etwas wenigstens ebenso Richtiges ausgesagt.

Aber freilich auch die ästhetischen Genüsse werden von den ethischen abhängig gemacht, an einem „moral-ästhetischen Mafsstab" gemessen. Ö. giebt sich kaum Mühe, denselben als notwendigen zu erweisen, sondern fährt mit Invektiven gegen den Gegner los. Wer da behaupte, die ethischen Assoziationen, die sich bei Betrachtung eines Kunstwerkes ergäben, seien gleichgültig, der sage das nur, weil er selbst dieser ethischen Assoziationen unfähig sei. Das ist nun eine einfache Behauptung, der gegenüber ich mir sehr wohl den Gegner erwidernd vorstellen könnte: „ich bin dieser ethischen Empfindungen ebenso gut fähig wie irgend wer, und sie können bei mir natürlich auch durch Ideenassoziationen hervorgerufen werden. Aber wir haben es in unserer Gewalt, durch Ablenkung der Aufmerksamkeit solche ethische Lust- oder Unlustempfindungen bis zu einem gewissen Grade zu unterdrücken. Dafs ich das im Falle der Unlust mit Vorteil thue, leuchtet ein, weil ich mir dadurch die Freude an einer Menge von Kunstwerken wahre, die der Gegner als ethisch verwerflich nicht mehr geniefsen kann. Wenn ich es auch im Falle der ethischen Lust thue, so geschieht es deshalb, weil ich der (für verschiedene Individualitäten vielleicht in verschiedenem Grade gültigen) Ansicht bin, dafs die Addition der ethischen und ästhetischen Lust kein Plus gebe, sondern dafs diese als in interferierenden Wellen verlaufend einander teilweise eliminieren." Und soweit sich der produzierende Künstler einem solchen Beschauer gegenüber sieht, wird auch ihm die Stoffwahl gleichgültig werden.

Auch sonst scheint in diesem „Werden wir glücklicher durch ästhetische Bildung?" (S. 58 ff.) überschriebenen Abschnitte manches schlecht fundiert. Was soll es z. B. heifsen, wenn S. 62 von „Tanz und Gesang, dem Ursprung aller Künste", gesprochen, S. 64 behauptet wird, dafs „alle Kunst der Freude entsprungen sei?" In diesen Beziehungen hätte Ö. wohl mit Vorteil das ausgezeichnete Buch Grosses „Die Anfänge der Kunst" (Freiburg und Leipzig 1894)[1]) zu Rate gezogen. S. 68 thut er wohl Hildebrand unrecht, wenn er

[1]) Leider ist, wie mir scheint, in diesem vorzüglichen Werk gerade der Abschnitt über Poesie am schwächsten geraten. „Das entscheidende Merkmal einer poetischen Erzählung," sagt Grosse S. 239, „besteht darin, dafs sie auf das Gefühl und nur auf das Gefühl wirken will. Jede Erzählung, die ein anderes, äufseres Ziel verfolgt — sei es die Belehrung oder praktische Anregung des Zu-

sagt, dieser stelle es als (einzigen) Zweck seiner Kunst hin, „aus dem Sehen von Schatten und Farbe richtiger auf die Tiefe zu schliefsen, als das ungeübte Auge“. Schon der Titel der Schrift „Das Problem der Form in der bildenden Kunst“ zeigt, dafs sie eines der Probleme, die die bildende Kunst zu lösen hat, behandeln will; ob es noch andere giebt, welches diese seien, in welcher Art der Über- oder Unterordnung gegenüber dem behandelten, darüber läfst er sich mit keinem Worte aus.

Wenn dann auf Grund des oben besprochenen moral-ästhetischen Mafsstabes die Künste und ihre Gattungen in ethisch mehr- und minderwertige eingeteilt werden, so hat das natürlich nur für denjenigen einen Sinn, der denselben seiner eigenen Betrachtung zu Grunde legt. Besonders gefährlich für die Kunstbetrachtung wird aber dieser Standpunkt, sobald man den Autor mit hineinmengt mit dessen eigener ethischer Veranlagung: „in dem Werke kann ja nicht mehr als in dessen Urheber sein, und aus der Wirkung jenes ist auf diesen zu schliefsen“ (S. 75), „wie auch der Dichter nicht Moral zu predigen braucht, aber moralisch sein mufs“ (S. 78). Ich möchte hier nicht nur mit Mirza-Schaffy antworten, „dafs oft der gröbste Flegel die allerzärtlichsten Verse schreibt“, ich möchte auch auf die Gefahr aufmerksam machen, die darin liegt, dafs man in umgekehrter Ordnung jetzt das, was man von dem Leben des Künstlers etwa weifs (Unsittlichkeit, Frömmigkeit u. a. m.), bei der Betrachtung assoziiert, dabei ethische Lust- oder Unlustgefühle bekommt und diese wieder zum Mafsstab der Schätzung des Kunstwerkes macht.

Nachdem er so seine Mafsstäbe festgestellt hat, wendet er sich zu seinem eigentlichen Thema, die Fortschritte in den einzelnen Gebieten menschlichen Schaffens darzulegen. Ich habe schon gesagt, dafs ich mit seiner These im ganzen einverstanden bin, soweit man unter Fortschritt nur das Hinzukommen irgend eines Neuen, neuer Inhalte, neuer Formen versteht. Ob diese fortwährenden Änderungen sich in einer und derselben Richtung bewegen, das zu konstatieren, dazu scheint mir die Weltgeschichte zu kurz. Dafs jede dauernde Änderung auch eine

---

hörers — ist, gleichviel ob sie sich in eine prosaische oder in eine poetische Form kleidet, wesentlich unpoetisch“, und wird deswegen von einer Betrachtung ausgeschlossen, wodurch das ganze Bild höchst unvollständig wird. Schon die poetische Form einiger der von ihm ausgeschlossenen zeigt, dafs sie sich auch an das Gefühl richtete; dafs sie sich nur an das Gefühl wende, ist ihm aber bei den anderen Künsten zu verlangen gar nicht eingefallen.

Besserung sein müfste, das pflegen wir ja heute unter dem Banne der Anpassungstheorie ohne weiteres zuzugestehen. So wären wir ja im Resultat einig; aber Ö. glaubt das Gegenteil annehmen zu müssen: „besonders vergleichende Litterarhistoriker sehen in der Kunst oft die Erscheinungen nur nebeneinander, nicht aber als Entwicklung und besonders nicht als Fortschritt. Alles erscheint ihnen gleich wertvoll und lediglich aus der Umgebung erklärbar“ (S. 97). Dafs den Litterarhistorikern (das „vergleichende“ möchte ich lieber weglassen) alles gleich wertvoll erscheint, ist nur insoweit richtig, als es bei den Botanikern zutrifft, dafs ihnen der Ysop, der an der Mauer kriecht, gleich wertvoll ist wie die Ceder auf dem Libanon, d. h. als Objekt wissenschaftlicher Betrachtung; abgesehen von dieser, wird auch der Botaniker es zu schätzen wissen, dafs die Ceder wohlthätigen Schatten spendet, während der Ysop zu nichts anderem zu gebrauchen ist, als zum Reinigen der Aussätzigen, und auch die meisten Litterarhistoriker werden den Faust verschiedenen Tingeltangelstrophen vorziehen und auch unter diesen zwischen mehr oder weniger unterhaltlichen unterscheiden. Dafs sie die Erscheinungen nicht als Entwicklung betrachten, ist mir neu: was wäre denn sonst die Quellenforschung? „Wer sagen will, dafs ihm ein vollendetes, einfaches Werk griechischer Kunst höher stehe als ein die schwierigeren, weil inhaltsvolleren Formen weniger beherrschendes späterer Zeit, spricht nur vom Höherstehen einzelner Eigenschaften einzelner Werke“ etc. (S. 97). Sollte es nicht erlaubt sein, es als ein künstlerisches Manko zu bezeichnen, wenn einer seine Kraft nicht so weit einzuschätzen versteht, dafs er sich an Formen wagt, die er nicht zu beherrschen vermag?

Daraus, dafs Ö. mit leidenschaftlichem Bestreben den Fortschritt als Besserung nachweisen will, wird seine Schrift ihm unter den Händen zur Streitschrift gegen diejenigen, die die Antike als das goldene Zeitalter der Menschheit preisen, ja zur vielfach einseitigen und ungerechten Streitschrift gegen jenes goldene Zeitalter selbst, was in unserer Zeit, da die klassischen Studien sich ohnehin mit genauer Not ihres Lebens erwehren, doppelt zu beklagen ist. Er sucht diese Besserung zuerst an der moralischen Entwicklung nachzuweisen (S. 99 ff.). „Alkibiades immer nur zu feiern, wie alle thun, die ihn nur von der Schule her kennen, ohne zu wissen, dafs er Sokrates öffentlich den Antrag der Päderastie machte, zeigt zum mindesten eine einseitige humane Bildung.“ Bei dem Worte „Pädrastie“, wie Ö. konstant statt „Päderastie“ schreibt, befindet sich ein Verweis

auf die Anmerkungen, wo man „Symposion-Plato" (diese merkwürdige Art des Zitierens geht durch) liest. Nun ist dieses eine freie Dichtung, also als historisches Dokument überhaupt nicht zu brauchen, zweitens aber stellt dort Alkibiades überhaupt nicht öffentlich den Antrag, sondern erzählt nur beim Weine, im Kreise vertrauter Freunde, daſs er vor längerer Zeit den Antrag gestellt habe; endlich kenne ich niemanden, der gerade den Alkibiades „immer feiert" (S. 103). Verf. sucht diese moralische Entwicklung unter anderen aus der Kunstgeschichte zu erweisen. Er zeigt, daſs die homerischen Gedichte, vor allem die Ilias, die Ideale kriegerischer Völker repräsentieren, und daſs kriegerische Ideale ein Minus der Mitleidsempfindung verbürgen. Im einzelnen ist manches übertrieben: daſs „Helden, die Leichen Riemen durch die Fersen ziehen und um die Stadt schleifen, Ideale repräsentieren" (S. 114), ist unrichtig; der Dichter tadelt vielmehr den Achill und sagt, daſs er *ἀείκεα ἔργα* vollführt hätte. Eine Kontinuität der Entwicklung hat er jedenfalls nicht nachgewiesen, da er die gleichen kriegerisch-grausamen Ideale in den Nibelungen und bei Shakespeare aufzeigt. Aber wie würde er über unser Jahrhundert urteilen, wenn ihm aus diesem (ganz abgesehen von Grabbes tollem „Gothland") nur Kleists Hermannschlacht, wo die Heldin mit Vergnügen zusieht, wie ein Römer, den sie zum Stelldichein berufen hat, von einer Bärin zerfleischt wird, oder dessen Penthesilea, wo die Heldin das mit den eigenen Zähnen besorgt, oder nur des Friedensapostels Tolstoi blutrünstiger „Taraſs Bulba", — wenn uns diese als einzige Zeugen unserer Epoche überliefert wären, ebenso wie die homerischen Gedichte als die der ihrigen? Wegen der Geschichten von Pasiphae, Leda, Europa die Griechen einer Vorliebe für die Sodomie zu beschuldigen, hat ebenso wenig Sinn, wie die gegenwärtigen europäischen Völker ähnlicher Dinge anzuklagen wegen ihrer Märchen, in denen genau dieselben Dinge vorkommen, nur daſs das betreffende Tier kein verwandelter Gott, sondern ein verwandelter Prinz zu sein pflegt. Das sind, wie es die Engländer zu nennen pflegen, „survivals" längst verflossener Kulturepochen und waren es zur Zeit der Griechen nicht minder als heutzutage. Auf die „in den typischen Wächterliedern verherrlichte Ehebruchspoesie" (S. 116) braucht unsere Zeit der Ehebruchslustspiele schon gar nicht herabzusehen. Auch der „abgehackte Finger" (S. 115) des einen genialen Narren sollte endlich einmal in der Beurteilung der ganzen Zeit eine Rolle zu spielen aufhören.

Wohl der beste Abschnitt des Werkes ist der über die Musik (S. 201) in dem Kapitel über die ästhetische Entwicklung. Hier schöpft Ö. offenbar aus erster Hand, und seine Ausführungen sind voll feiner, anregender Bemerkungen. Vor allem ist wichtig, was er über die Vokalmusik, die Musik und Poesie vereinenden Gattungen der Oper, des Oratoriums und des Liedes, sagt. Am vorteilhaftesten und vollständigsten wird wohl die Mischung beim letzten gelingen, sowohl wegen der dünneren Begleitung, die volle Verständlichkeit des Gesungenen zuläfst, als auch wegen der gröfseren Möglichkeit der Vermeidung unmusikalischer Worte innerhalb der kleineren, auf den Empfindungsausdruck sich beschränkenden Gattung. Was soll aber wieder der Schlufs aus einem antiken Witz „dafs der Flötist als der dümmste erscheint, weil er nicht zugleich spielen und reden kann" (S. 202), darauf, dafs die Musik bei den Alten sich geringer Wertschätzung erfreute? Was heifst das, dafs die Griechen „so gut wie keine Melodie" hatten? Dafs das Bedürfnis, gewisse Naturgeschehnisse durch Töne nachzuahmen „auch ein Motiv in der Entstehung der Musik gewesen sein mag" (S. 215), scheint mir übrigens ausgeschlossen. In dem Abschnitte über die Dichtkunst (S. 246 ff.) zeigt sich Ö. in der Besprechung des Epos zu sehr von der etwas schematisierenden, nach „reinen" Gattungen strebenden GOETHE-SCHILLERschen Ästhetik abhängig. Dafs die Ilias „keine lyrischen Ergüsse" kenne (S. 249), läfst sich von dem Gedicht, das den Abschied von Hektor und Andromache, Achills Reden im 9. und 21. Buch, die Reden und Klagen im 24. Buch enthält, doch nicht sagen, ebenso wenig wie von dem Dichter, der eine so feine Charakteristik Achills liefert, dafs er seine „Motive mehr in äufseren Anlässen als in Individualitäten begründet". Wieso ist der dramatische Geist, den die Nibelungen und die Gudrun zeigen, „gefährlich" (S. 250)? Wieso „drängt die Handlung" der Gudrun „zu einem tragischen Ende"? Wieso ist Hagen, dessen ganzes Handeln aus dem Prinzip der Vasallentreue resultiert, „ohne besondere Prinzipien"? Was sind das für Stilschwankungen, die Gottfried und Wolfram vorgeworfen werden? Warum wird (S. 251) Tasso genannt und der so viel bedeutendere Ariost mit Stillschweigen übergangen? Dafs der Roman eine „den Griechen fremde Form" genannt wird, widerlegt sich schon durch einen Blick auf das Titelblatt von E. ROHDES Buch. Auch ist nicht in der italienischen Novellistik der Renaissancezeit, sondern in den Prosaauflösungen mittelalterlicher Rittergedichte der Ursprung unseres modernen Romanes

zu suchen. In dem Urteil, „dafs in der neueren Zeit es vornehmlich Werke englischer, russischer und deutscher Sprache sind, die eine Epoche bezeichnen“, drängt sich wohl in der Übergehung der Franzosen der persönliche Geschmack des Verfassers allzu einseitig vor. Bei dem harten Urteil über die antike Lyrik (S. 254) vergifst Ö., wie wenig uns davon erhalten ist, einfach aus dem Grunde, dafs die Lyriker nicht als Schullektüre benutzt wurden; auch kenne ich wenige, die bei dem in Grillparzers Drama eingelegten Liede der Sappho ungerührt geblieben wären. Was er von den religiösen Hymnen des Mittelalters, die wohl zu dem schönsten gehören, was Poesie jemals geschaffen hat, sagt, verstehe ich nicht. Was heifst das, dafs die romanischen Völker „mehr zu Romanze und Ballade neigen oder zu einer Lyrik der Betrachtung“? Wieso wird (S. 255) das Sonett als eine Kunstgattung behandelt, da es doch nur eine äufsere Form ist? Ö.s Ansicht, „die Würde des Weibes wurde ja erst durch das Christentum mit Maria in die Welt eingeführt“ (S. 256), erlaube ich mir die Worte einer Autorität ersten Ranges entgegenzustellen: „Diejenigen, welche behaupten, dafs das Weib dem Christen- und Rittertum besonders zu Dank verpflichtet sein müsse, geben sich einer Täuschung hin, welcher die geschichtlichen Thatsachen durchaus nicht entsprechen.“ „Meine Ansicht ist das Ergebnis eingehendster Studien, und ich behalte mir vor, an einem passenderen Orte ausführlicher auf diesen Gegenstand zurückzukommen.“ „Wer das Mittelalter kennt und sich jene ganze Schar von Autoritäten vergegenwärtigt, die bei jeder Gelegenheit die Ehe und das Weib durch Rede, Schrift und Beispiel in Mifskredit zu bringen suchten, dem mufs die Heiligsprechung der Ehe geradezu als ein Hohn auf das Christentum erscheinen.“ (Comparetti, Virgil im Mittelalter, S. 278 f.) Die Hochstellung des Weibes bei den Germanen und Römern ist bekannt. Von den Griechen wissen wir zu wenig, weil die beste Frau diejenige ist, von der man am wenigsten spricht. Noch in der Verzerrung zeigt uns Aristophanes den Einflufs, den diese noch wenig besprochenen Hausfrauen auf ihre Herren und Gebieter hatten; die ernste Dichtkunst zeigt uns erhabene Gestalten wie Antigone oder unendlich rührende wie Andromache, Nausikaa, Tekmessa. Abgesehen von der Liebe des Haimon zur Antigone, wird freilich die Liebe Unverheirateter selten zum Mittelpunkte des dramatischen Interesses, aber das zeugt mehr für nationalen Geschmack als für einen kulturell zurückgebliebenen. Hat doch erst kürzlich einer der bedeutendsten

französischen Litterarhistoriker, Gaston Paris, in seiner Abhandlung über Tristan und Isolde die Leidenschaft des Mannes für die verheiratete Frau als den einzig vollgültigen Gegenstand der Dichtkunst gefeiert.

Dafs „der Grieche" die in der Tragödie entstandene Unbefriedigtheit „nur durch das damit wenig Zusammenhang zeigende Satyrspiel nach ihrem Schlufs löst" (S. 257), ist sicher falsch. Wenn sich irgend ein Griechenverehrer über den unbefriedigenden Schlufs einer Tragödie mit dem Verweis auf das Satyrspiel hinweghilft, so steckt er, um eine Unvollkommenheit seines Lieblings nicht zugeben zu müssen, den Kopf in den Sand. Doch wird das seltener vorkommen, als Ö. wohl meint, besonders wenn man bedenkt, dafs uns oft nur die ersten oder zweiten Teile von Trilogieen erhalten sind, also die eigentlichen Schlufsakte der Dramen fehlen. Dafs die Charaktere „typisch" sind, ist ein breitgetretener Vorwurf, worauf Willamowitz schon geantwortet hat: „das würde sehr seltsam sein, denn erst die Abstraktion schafft solche Typen, während die Beobachtung nur Individualitäten liefert". „Es würde aber auch schwer begreiflich sein, dafs Sophokles nicht können sollte, was Homer schon zur Vollkommenheit geführt hat: Achilleus und Nausikaa sind wahrlich keine blofsen Typen." „Die Tragiker empfangen ihre Gestalten von der Sage und die liefert ihnen nicht Greis und Schwester, sondern Oedipus und Antigone." „Vor allem wirkt verwirrend, dafs die tragischen Gestalten für uns typisch geworden sind. Wir mögen ja in Antigone die schwesterlichste der Seelen bewundern, aber dazu hat sie die Gewalt der sophokleischen Poesie und der von Jahrhunderten dieser zugestandene Vorrang gemacht, und es ist nicht damit gleichzusetzen, was sie für Sophokles und seine Zeit war." (Einleitung in die attische Tragödie 112 f.) Darum ist es nicht wahr, dafs „Aufführungen von Tragödien des Sophokles nur noch Philologen wirklich interessieren können" (S. 259); die Aufführung der Antigone mit den Mendelsonschen Chören macht immer grofsen Eindruck, und auch bei der Aufführung der Elektra im Wiener Burgtheater, wobei freilich die Chöre durch eine Vertraute ersetzt waren, glaube ich eine starke Bewegung des gesamten Publikums wahrgenommen zu haben. Die des Oedipus habe ich in Wien nicht gesehen; über die starken Wirkungen der französischen und holländischen Aufführungen dieses Dramas hat van Hamel kürzlich in der Zeitschrift „de Gids" (1897, S. 217 ff.) berichtet. Andererseits ist es nicht richtig, dafs in Schillers Sinne „das Sentimentale gewifs ein

Nachteil“ wäre; SCHILLER stellt vielmehr die beiden Richtungen als gleichberechtigt hin, er hält sich selbst für einen sentimentalischen Dichter und ist weit entfernt davon, sich zu unterschätzen. Ich will mich nicht weiter in einen Streit darüber einlassen, wie weit Ö. recht hat, wenn er die Stoffarmut unserer modernen tragischen Bühne auf Kosten der altenglischen Spektakelstücke erhebt (S. 260), oder wenn er die spanische und gar die französische Bühne[1]) so gar verachtungsvoll behandelt, oder wenn er SHAKESPEARE „diese noch ausschliefslich egoistischen Helden“ (man denke an eine Gestalt wie PROSPERO) vorwirft (S. 261) oder mit herausgerissenen Sentenzen den religiösen Hintergrund der Tragödie nachzuweisen sucht (S. 266); ich will nur noch die Behauptung streifen, dafs erst die Renaissance die Naturfreuden „entdeckt“ hat (S. 270). Es gilt das nur für die Freude an dem Gebirgsbild, die ja auch heute noch, wie Ö. selbst hervorhebt (S. 80), durchaus nicht allen Menschen aufgegangen ist. Dafs das Mittelalter eine ausgebildete Naturlyrik hat, ist bekannt, und wenn bei den Griechen, abgesehen von vielsagenden Hindeutungen, wie die des Chores im Oedipus auf Kolonos, nicht viel erhalten ist, so hatten sie doch gewifs wie selbst die rohesten Naturvölker Liebeslieder mit Natureingang besessen. Dafs übrigens das Fehlen der Naturschilderungen durchaus kein Beweis des Fehlens des Naturempfindens ist, „das hebt schon HUMBOLDT in seiner klassischen Abhandlung im zweiten Bande des Kosmos S. 9 hervor“, und „H. MOTZ in seiner Schrift „Die Empfindung des Naturschönen bei den Alten“ wies namentlich darauf hin, wie wenig bewufster Preis und ausgesponnene Schilderung der Natur ein sicherer Gradmesser der Tiefe der Naturempfindung sein könne. Nach ihm richtete BIESE („Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Alten“) sein Augenmerk hauptsächlich auf die Stufen und Entfaltung des Naturgefühls und wies nach, wie auch bei den Alten mit steigender Verfeinerung in der klassischen Zeit und noch mehr im Hellenismus ein reflektiertes, sympathetisches Naturgefühl entstand“. (LÜNING, Die Natur in der altgerman. und mhd. Epik. S. 1—5.)

Mit diesen Aussetzungen soll der Wert des Buches nicht herabgesetzt werden. Mit nicht immer stichhaltigen Beweisen

---

[1]) Wie viel gerechter urteilt der genannte WILLAMOWITZ: „ihre Dichter sind Dichter, weil Andromache eine Vollblutsfranzösin ist und Mahomed der verbrecherische Betrüger, der sich die Aufklärung allein als Religionsstifter denken kann (a. a. O. 114).“

vertritt er einen doch immerhin richtigen Standpunkt. Vor allem aber ist es die Offenbarung einer durch und durch liebenswürdigen, für alles Schöne und Gute begeisterten Persönlichkeit, die besonders für alles künstlerische einen feinen Sinn und ein offenes Herz hat. „Jedem, dem die eigene Erfahrung sagte, dafs die Kunst seinem Leben zum Unheil war", sagt er S. 86, und mit diesem wichtigen Selbstbekenntnis will ich meine Ausführungen schliefsen, „stelle ich mein eigenes Leben gegenüber, von dessen Leerheit, wenn sie daraus genommen würde, ich mir nur schwer eine Vorstellung machen könnte. Und hier spreche ich nicht blofs von höheren Genüssen: die Kunst hat in den Jahren meiner Entwicklung durch ihre ethischen Vorbilder den Führerlosen vor einem Verfall bewahrt, dem die damalige materialistische Weltanschauung auch mich unzweifelhaft überlassen hätte."

Bern. S. Singer.

Im Anschlufs an die vorausgehende Besprechung der ästhetischen Partieen der Kosmodicee von Oelzelt-Newin sei es erlaubt, zur Ergänzung noch einige zusammenfassende Bemerkungen über das Ganze des Buches anzufügen.

Die Kosmodicee von Oelzelt-Newin besitzt durchaus den Charakter eines Glaubensbekenntnisses. Und wenn, wie hier, die Persönlichkeit des Bekenners das Ganze wie ein feiner und edler Hauch belebt und durchdringt, so kann es nicht fehlen, dafs ein derartiges Produkt immer seinen Reiz und eigentümlichen Wert behalten wird. Da indes Glaubensbekenntnisse stets ganz besonders individuell und subjektiv gefärbt erscheinen, so ist es immer eine etwas delikate Sache, einem solchen Heiligtum zu nahen. Da sich aber das Werk einmal an die gesamte wissenschaftliche Welt richtet, so werden die Lichter, welche es in anderen hervorruft, eben auch auf dieselbe, Allen sichtbare Weise ihre Reflexe werfen.

Um die Kosmodicee als Ganzes ein wenig zu schildern, möchten wir nur die Frage beantworten: welche Partieen des Werkes wohl mehr und welche weniger Anspruch auf ein gröfseres Interesse hätten. Verfasser möchte sich selbst sowohl als seine Mitmenschen vor allem glücklich wissen. Demgemäfs betrachtet er unsere gesamte menschliche Kultur vom universellen Gesichtspunkt der Glücksanwartschaft. Und wie schon der Titel des Werkes andeutet, glaubt der Philosoph das menschliche Glück immerhin so weit gesichert, dafs unsere fortschreitende

Kultur wenigstens die Möglichkeit einer entsprechend erhöhten individuellen sowohl als sozialen Harmonie und Bereicherung gewährt. Diese allgemeine Möglichkeit nun wird gewiſs niemand bestreiten, so lange er nur überhaupt noch im Dienste einer positiven Lebensaufgabe seine Kräfte einsetzt. Wer daher als ein über den harten Kämpfen und Nöten schwebender Philosoph vom Standpunkte einer überschauenden Reflexion aus diese freudige Lebensbejahung durchführen will, müſste vor allem aus einem Ganzen gestalten und uns entweder als Geschichtsbetrachter oder Herzenskündiger ein vielseitiges und fesselndes Gemälde vorführen. Einen derartigen unmittelbaren und sieghaften Charakter nun darf man freilich in unserer Kosmodicee nicht suchen. Die Reflexionen unseres Philosophen sind meist sehr abstrakt und nur ausnahmsweise kräftig und schlagend. Am inhaltreichsten und anregendsten erscheinen uns die Kunstbetrachtungen des Werkes. Den Beweis des menschlichen Glückes aus den Quellen der Kunst hat Ö. zu einer kleinen Kunstgeschichte in Umrissen, welche neben den bildenden Künsten auch Musik und Poesie umfaſst, ausgeweitet und hierbei eben so viel Schönes und Bemerkenswertes gesagt, wie dies Professor Singer in seiner Schilderung und Kritik hinlänglich auseinandergesetzt hat. Von ihren ästhetischen Partieen abgesehen, hat auf uns, wie wir gestehen müssen, die Kosmodicee keinen sehr groſsen Eindruck gemacht. Sehr ausführlich zwar werden die moralische und intellektuelle Entwicklung im Interesse der Glücksfrage besprochen. Aber mit Ausnahme einer Kritik der statistischen Methoden, welche in diesen Zusammenhang eingereiht wird, ist das übrige eben doch so gehalten, daſs es nicht mehr bietet als eine zwar überall sehr hochfliegende und stellenweise schwungvolle, aber im ganzen ziemlich monotone Moralpredigt.

Der Inhalt des Werkes ist hiermit freilich noch nicht erschöpft. Denn neben den moralischen, kulturhistorischen und ästhetischen Glücksfragen werden auch die prinzipielle Streitfrage zwischen Optimismus und Pessimismus (im Anfangskapitel) sowie die Aussichten in die Ewigkeit: Gottes- und Unsterblichkeitsfrage (am Schluſs des Buches) in denselben Interessenkreis gezogen. Und gewiſs sind religiöse Verheiſsungen an sich sehr geeignet, in breiten Schichten, wenn vielleicht nicht gerade Glück, so doch Trost zu spenden. Dies allerdings trifft nur dann zu, wenn jene Verheiſsungen wie eine volle Wahrheit geglaubt werden und noch in keiner Weise von des Gedankens Blässe angekränkelt sind. Ö. nun ist nichts weniger mehr

als ein Naivgläubiger. Denn sein Jenseitsglaube bringt es nicht weiter als zu einer metaphysischen Möglichkeit, welche die Konkurrenz mit einer anderen, vollkommen ebenbürtigen, rein gegenteiligen und negativen Möglichkeit aufzunehmen hat. Und dies besagt auf dem Standpunkte der Wahrscheinlichkeitstheorie, von wo aus Verf. — mit welchem Recht, lassen wir hier dahingestellt — seine transzendenten Fragen beleuchtet, dafs sein religiöser Glaube keine gröfsere Kraft als die Wahrscheinlichkeit $^1/_2$ und d. h. eine sehr geringe Gewifsheit besitzt.

Und zu mehr als einer ähnlichen allgemeinen Möglichkeit bringt es auch die Auseinandersetzung unseres optimistischen Philosophen mit dem prinzipiellen Pessimismus nicht. Dafs der optimistische Glaube mindestens ebenso berechtigt sei als der Pessimismus: dies ist alles, was der Philosoph uns am Ende zu sagen hat. Aber wozu dann eine so lange und hochwissenschaftliche Auseinandersetzung, und wozu auch ein so mühsam erfundener, ein so langatmiger, ein so umständlicher und komplizierter Unsterblichkeitsbeweis? Vielleicht etwa deswegen, um der Wissenschaft nichts schuldig zu bleiben? Dies wäre eine Antwort, welche einen theoretisierenden Glücksbetrachter vielleicht befriedigt, aber schwerlich zur positiven Glücksvermehrung viel beiträgt. Wenigstens dann nicht, wenn man, im Gegensatz zu den philosophischen Glücksrittern, schon ohnehin in allen derartigen allgemeinen, rein begrifflichen und moralisierenden Glückuntersuchungen nicht sowohl einen Beweis und eine Wissenschaft als vielmehr eine hypochondrische Gewissenserforschung zu sehen geneigt ist.

Zürich. R. Willy.

Lessewitsch, W. W., Der philosophische Nachlafs des XIX. Jahrhunderts. Separat-Abdruck aus „Russkoë Bogatstwo“, 1896. XII. St. Petersburg.

Der so betitelte Aufsatz entstammt der Feder eines bekannten Vertreters der wissenschaftlichen Philosophie in Rufsland. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich sage, dafs W. Lessewitsch so ziemlich der einzige unter den russischen philosophischen Schriftstellern ist, für welchen die abendländische Philosophie der Gegenwart kein gemiedenes Terrain ist. Die heutige russische Philosophie ist bestrebt, endlich, was es auch koste, ihr eigenes national-russisches Wort zu sagen, und in diesen bis jetzt nicht gerade zu erfolgreichen Bemühungen bleibt ihr keine

Zeit, das russische Publikum wenigstens mit den wichtigsten Erscheinungen aus dem Gebiete der ausländischen Philosophie bekannt zu machen. Desto gröfser ist das Verdienst von W. Lessewitsch, der, trotzdem seine fördernde Arbeit im Dienste der russischen Philosophie schon geraume Zeit dauert, nicht müde wird, auf die Fortschritte des modernen philosophischen Denkens die Aufmerksamkeit wie seiner Waffenbrüder so auch des gröfseren Publikums zu lenken, ihnen neue und sichere Wege zur Wahrheit zu zeigen. Fast mit jugendlicher Leidenschaft und Kraft verfolgt er das Gespenst der Metaphysik; er weifs dasselbe unter allen beliebigen Umhüllungen und Verkleidungen zu entdecken und seine Unstichhaltigkeit und Dunkelsucht blofszulegen.

Schon in seinem bekannten Buche: „Was ist wissenschaftliche Philosophie“ (St. Petersburg 1891) widmet er der Besprechung von Avenarius' philosophischen Ansichten ein vortreffliches Kapitel. Er giebt dort eine ausführliche Darstellung, durchsichtige Analyse und Würdigung der Averariusschen Arbeiten, die der „Kritik d. r. Erfahrung“ vorangehen. Schon damals verkannte er nicht die eminente philosophische Begabung des Autors und wufste seine philosophischen Leistungen hoch zu schätzen. In dem Aufsatz, der uns zu diesem Bericht veranlasst, macht Lessewitsch einen Versuch, den wesentlichen Inhalt der „Kritik d. r. Erfahrung“, hauptsächlich des ersten Bandes, ins Russische zu übertragen. Er bedient sich dabei auch der Arbeiten der Avenarius-Schüler und der übrigen Anhänger des Empiriokritizismus und lehnt sich besonders an Fr. Carstanjen „Einführung in die Kritik d. r. Erfahrung“ (München 1894) an. Die Aufgabe, welche sich Lessewitsch gestellt hat, ist nicht so leicht, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte. Die „Kritik d. r. Erfahrung“ zeigt uns vom ersten bis zum letzten Blatt den hartnäckigen Kampf, welchen Avenarius gegen die den metaphysischen und introjektionistischen Anschauungen angepafste Sprache bestehen mufste. Dieser Kampf steht jedem bevor, der die „Kritik“ in einer anderen Sprache darzulegen unternimmt. Die Schwierigkeiten wurden für Lessewitsch noch dadurch vergröfsert, dafs die russische Sprache für Neubildungen viel weniger zugänglich ist als die deutsche. Wenn wir auch gegen diese oder jene Einzelheiten kleine Einwendungen machen könnten, so müssen wir doch im ganzen den Versuch als durchaus gelungen anerkennen. Wir sind überzeugt, dafs jedermann, der künftighin über empiriokritische

Philosophie russisch schreiben wird, und besonders derjenige, dem die schwere Aufgabe zu teil wird, AVENARIUS' Werke ins Russische zu übersetzen, LESSEWITSCH den wärmsten Dank für die geleistete Arbeit nicht vorenthalten wird.

WAD. TRONIN.

Selbstanzeigen.

Duboc, Dr. **Jul.**, Das Ich und die Übrigen. (Für und wider M. Stirner.) Leipzig, 1897.

Die Schrift nimmt als eigenartig für sich in Anspruch:

1. Die Unterscheidung zwischen Ich-Bejahung und Lebens-Bejahung in der Art und Weise, dafs in dem Einzelnen eine in der Menschheit zur Lebens-Bejahung sich berichtigende und erhöhende Ich-Bejahung, in der Menschheit eine in dem Einzelnen als Ich-Bejahung mit ihrer Unzulänglichkeit sich abspielende Lebens-Bejahung als Grundmotiv, als Kern nachgewiesen wird.

2. Die Zerlegung der Lebensgesetzlichkeit in Bezug auf „die Übrigen" in das Gesetz der Einheit und das der Assimilierung.

3. Die Anwendung hiervon auf einen sittlichen Fortschritt der Menschheit in dem Sinne eines Zurückgehens der Vergewaltigung, eines Erstarkens des Rechtsgefühls einerseits und einer Sympathieverknüpfung im Ganzen der Menschheit andererseits unter unaufhaltsamer, entsprechender Änderung der staatlichen und gesellschaftlichen Grundlagen.

4. Die Konstatierung eines den sittlichen Fortschritt in dem Lebensvollzug der Menschheit bedingenden, richtunggebenden Weltprinzips als einer Instanz, zu der als zu einem Überragenden mit Ehrfurcht emporzublicken ist.

Liepmann, M., Die Rechtsphilosophie des Jean Jacques Rousseau. Ein Beitrag zur Geschichte der Staatstheorieen. Berlin 1898.

Eine Revision der rechtsphilosophischen Lehren ROUSSEAUS erscheint aus historischen und sachlichen Gründen er-

forderlich. In der ersteren Beziehung zeigt die vorurteilslose Betrachtung, dafs die auf diesem Gebiet traditionell gewordenen Urteile den prinzipiellen Gehalt der Gedanken ROUSSEAUS durchaus entstellt wiedergeben. Namentlich sind der Überlieferung zwei Irrtümer nachzuweisen: der eine betrifft die Grundlage von ROUSSEAUS Rechtsphilosophie, den Vertragsgedanken, der andere seine Stellung zu wirtschaftlichen Fragen, genauer: zum Privateigentum. Der „soziale Vertrag" des ROUSSEAU ist zunächst nicht mit der Tradition als wirklicher oder fingierter Grund der Entstehung des Rechtslebens aufzufassen, sondern er soll als idealer Mafsstab zur Beurteilung der Rechtsordnung dienen. Dafs diese veränderte Problemstellung in der That den Gedanken ROUSSEAUS entspricht, dafs sie einen wesentlichen Fortschritt in der geschichtlichen Entwicklung der Rechtsphilosophie darstellt und auch heute noch einen bedeutungsreichen Sinn für die Rechtswissenschaft beanspruchen darf, wird in der Arbeit des näheren ausgeführt. Ebenso verbreitet und ebensowenig stichhaltig wie jene zurückgewiesene Auffassung des Staatsvertrages ist die vorwiegend von Nationalökonomen vertretene Meinung, dafs ROUSSEAU als Vorläufer des Sozialismus anzusehen sei. In der gleichen Weise, wie man seinen Kampf gegen die Überkultur als Verdikt gegen die Kultur überhaupt ausgelegt hat, ist seine kraftvolle Kritik entarteter Eigentumsverhältnisse zu einer prinzipiellen Negierung des Privateigentums überhaupt umgedeutet worden. Sobald man aber nicht blofs nach gelegentlichen, aus dem Zusammenhang herausgerissenen Tiraden die Gedanken ROUSSEAUS wertet, wird man erkennen, dafs er gerade im Gegenteil das Privateigentum als die wertvollste Grundlage und das sicherste Bollwerk der Rechtsordnung auffafst. — Der Versuch einer objektiv richtigen Rekonstruktion der Rechtsphilosophie ROUSSEAUS ist aber auch, abgesehen von dem Ausgeführten, mit grofsen Schwierigkeiten verbunden. Nach drei Richtungen hin sucht der Verf. dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Einmal wird die weitverzweigte historische Abhängigkeit der Lehren ROUSSEAUS durch eine genaue Darstellung seiner Vorgänger (BODINUS, ALTHUSIUS, GROTIUS, HOBBES, SPINOZA, PUFENDORF, SIDNEY, LOCKE und MONTESQUIEU), sowie einen Hinweis auf die politischen Unruhen seiner Zeit (Genfer Verfassungskonflikt) klargelegt. Zweitens wird scharf geschieden zwischen den von ROUSSEAU aus dem Endzweck der Rechtsordnung deduzierten normativen Gesichtspunkten und den Bedingungen ihrer Umsetzung ins Praktische. Schliefslich ist nirgends der Versuch gemacht

worden, Halbheiten und Widersprüche in den Lehren Rousseaus zu Gunsten eines einheitlichen Systems zu unterdrücken. Vielmehr ist namentlich der unversöhnliche Gegensatz zwischen den Voraussetzungen des „Contrat social“ und den Konsequenzen, zu denen er führt, hervorgehoben. Die Voraussetzungen bestehen in der Annahme, dafs die rechtliche Abhängigkeit im Einklang zu erhalten sei mit dem Interesse der einzelnen, und dafs ein Konflikt zwischen diesen Einzelinteressen und dem Gesamtwohl bei richtiger Betrachtung, d. h. nach Mafsgabe des sozialen Vertrages, ausgeschlossen sei. Die Ausgestaltung dieses Ideals führt aber gerade umgekehrt zu der Forderung, bei der Bemessung der rechtlichen Herrschaftsverhältnisse von allem zu abstrahieren, was dem Nutzen des einzelnen entspreche, sie trägt also ein antiindividualistisches Gepräge.

Zu diesen historischen gesellt sich ein sachliches Interesse an den Lehren Rousseaus. Die Arbeit will dem intensiven Mifstrauen entgegenwirken, dem die speziellen Gedankenkreise des Naturrechts zugleich mit der Rechtsphilosophie überhaupt anheimgefallen sind; sie will einen Beitrag zu der Erkenntnis liefern, dafs die dem Naturrecht zugrundeliegende Idee durchaus berechtigten wissenschaftlichen Interessen entspricht und, mag auch die Antwort gegenwärtig anders ausfallen, sich deckt mit den Aufgaben der modernen Rechtsphilosophie. Gerade bei dem vernachlässigten Charakter der letzteren würde Verf. für eine Beurteilung dieser Anschauungen aus dem Kreise der Philosophen von Fach besonders dankbar sein.

II.

Bibliographische Mitteilungen.

(Bis 15. Febr. 1898.)

Abkürzungen für Zeitschriften:

Am. J. Ps. = American Journal of Psychology.
Arch. G. Ph. = Archiv für Geschichte der Philosophie.
Arch. syst. Ph. = Archiv für systematische Philosophie.
Int. J. E. = International Journal of Ethics.
Phil. Jahrb. = Philosophisches Jahrbuch.
Phil. Stud. = Philosophische Studien, hrsg. v. W. Wundt.
Phil. Rev. = The Philosophical Review.
Ps. Rev. = The Psychological Review.
Rev. de l'U. B. = Revue de l'Université de Bruxelles.
Rev. Mét. = Revue de Métaphysique et de Morale.
Rev. N.-sc. = Revue Néo-scolastique.
Rev. Ph. = Revue Philosophique de la France et de l'Etranger.
Rev. Théol. et Phil. = Revue de Théologie et de Philosophie.
R. I. Fil. = Rivista Italiana di Filosofia.
Vjschr. = Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie.
Vopr. ph. i. ps. = Voprosy philosophii i psychologii. (In russ. Sprache.)
Z. f. i. Ph. = Zeitschrift für immanente Philosophie.
Z. f. Phil. = Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.
Z. f. Phil. u. P. = Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik.
Z. f. Ps. u. Phys. = Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane.

Alle übrigen Abkürzungen sind an sich verständlich. Die im Buchhandel erschienenen Werke sind durch gröfsere Schrift hervorgehoben; dagegen sind Aufsätze aus Zeitschriften in kleinerer Type gesetzt.

I. Geschichte der Philosophie.

Apitzsch, A., Die psychologischen Voraussetzungen der Erkenntniskritik Kants, dargestellt und auf ihre Abhängigkeit von der Psychologie Chr. Wolfs und Tetens' geprüft. Inaug.-Dissertation. Halle. 45 S.

Baumann, J., Über Ernst Machs philosophische Ansichten. Arch. syst. Phil. IV 1. S. 44—64.

Blitz, O., Der Phädo Platos und Mendelsohns. Inaugural-Diss. Erlangen. 63 S.

Bliedner, A., Karl Magers philosophische Entwicklung. Z. f. Phil. u. Päd. IV 6, S. 423—442.

Böttger, Dr. Rich., Das Grundproblem der Schopenhauerschen Philosophie. gr. 8°. (V, 42 S.) Greifswald, J. Abel.

Bois, H., La méthode et la métaphysique de M. Sabatier. II. Rev. de théol. et des quest. rel. 1897, Nr. 5, S. 437—500.

Bos, C., Le pessimisme de Pascal ect. Annales de Philosophie Chrétienne. Okt. 1897.

Bosanquet, Hegels Theory of the political organism. Mind VII 25, S. 1—14.

Boutroux, Emile, Etudes d'histoire de la philosophie. In-8. Paris, F. Alcan. Fr. 7.50.

Brownson, C. B., Reasons for Plato's hostility to the poets. Transactions of the Amer. philological association 1897.

Büchner, Prof. Dr. Ludw., Am Sterbelager des Jahrhunderts. Blicke eines freien Denkers aus der Zeit in die Zeit. Mit Portr. u. Fcsm. des Verf. gr. 8°. (III, 372 S.) Giefsen, E. Roth. M. 5.—; geb. in Leinw. M. 6.—.

Calzi, C., Rosmini nella questione sociale. Nuovo Risorgimento periodico di Filos. etc. VII, S. 7, 80, 121, 205, 308, 445.

Carstanjen, Fr., Der Empiriokritizismus, zugleich eine Erwiderung auf W. Wundts Aufsätze: „Der naive und kritische Realismus II u. III. Art. I. Vjschr. XXII 1, S. 45—95.

Codara, A., Seneca filosofo e S. Paolo. Riv. I. Fil. XII 5, S. 149—181; ib. 6, S. 339 bis 362.

Covotti, A., Il Cósmos Noetós di Plotino nella sua posizione storica. R. I. Fil. XII 5, S 182—210.

Dal Monte, Giov., Filosofia e letteratura fin de siècle: Federico Nietzsche e Gabriele d'Annunzio. Atti della Accademia olimpica di Vicenza. Vol. XXX.

Deike, Wilh., Die ästhetischen Lehren Trendelenburgs. Wiss. Beil. zum Progr. d. herzogl. Gymn. zu Helmstedt. J. C. Schmidt 1897, 33 S. 4°.

Delacroix, H., Avenarius. Esquisse de l'empiriocriticisme (suite et fin). Rev. Mét. VI 1, S. 61—102.

Descartes, R., Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftsgebrauchs und der wissenschaftlichen Wahrheitsforschung. Übers. v. Dr. L. Fischer. Reclam Universalbibl. Nr. 3767. (96 S. m. Bildnis.)

Dickstein, S., Briefwechsel zwischen Kochanski und Leibniz (in poln. Spr.). Przeglad filozoficzny I 1.

Dumas, G., L'état mentale d'Auguste Comte. I. Rev. Ph. XXIII 1; II. ib. XXIII 2.

Dyde, S. W., Hegels conception of crime and punishment. Phil. Rev. VII 1, S. 62—71.

Fichte, Johann Gottlieb, The Science of Ethics as Based on the Science of Knowledge. Trans. by A. E. Kroeger. Edit. by the Hon. Dr. W. T. Harris. 8vo, pp. 412. Paul, Trübner and Co. Sh. 9.

Fischer, K., Geschichte der neueren Philosophie. Jubil.-Ausgabe. 8.—12. Lfg. Heidelberg, C. Winter. à M. 3.—.

Fischer, M., Schleiermacher-Studien II. III. Protest. Monatshefte 1897 Nr. 8, S. 312 bis 319; Nr. 9, S. 353—366.

Flügel, O., Idealismus und Materialismus der Geschichte. (Forts.) Z. f. Phil. u. Päd. IV 6, S. 401— 422; V 1, S. 1—30.

Fontana, Giacinto, Monismo e dinamismo nella filosofia. 2.a ediz. con l'aggiunta della parte II. Torino. 16°. p. 439. L. 4.—.

Friedrich, Joh., Friedrich Eduard Beneke. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage. gr. 8°. (VI, 66 S.) Wiesbaden, E. Behrend. M. 1.50.

Friedrichs, M., Philosophische Bibliographie für Deutschland. Z. f. imman. Phil. III 1.

Gehring, Joh., Die Religionsphilosophie J. E. v. Bergers. Inaug.-Diss. Erlangen. 95 S.

Gilaroff, A. N., Gedankenströmungen am Ausgang des Jahrhunderts in Frankreich. (Schlufs.) (In. russ. Spr.) Vopr. ph. i ps. VIII 4.

Goedeckemeyer, Alb., Epikurs Verhältnis zu Demokrit in der Naturphilosophie. gr. 8°. (157 S.) Strafsburg, K. J. Trübner, Verl. M. 4.—.

Golling, J., Campbell über Platons Sprachgebrauch im Sophistes und Politicus. Z. f. Phil. Bd. 111 1, S. 107—133.

Grot, N., Nietzsche u. Tolstoi. Berlin, H. Steinitz. M. —.50.

Haldane, S. Elizabeth, Wisdom and Religion of a German Philosopher: Being Selections from the Writings of G. W. F. Hegel. Cr. 8vo, pp. 150. Paul, Trübner and Co. Sh. 5.

Hartmann, Ed. v., Die Behandlung meiner Philosophie in der philosophiegeschichtlichen Litteratur. Gegenwart 1897, Nr. 47.

Haymann, Fr., Der Begriff der volonté générale als Fundament der Rousseauschen Lehre von der Souveränität des Volkes. Inaug.-Diss. Halle. 57 S.

Hering, Rob., Spinoza im jungen Goethe. Inaug.-Diss. Leipzig. 71 S.

Hyslop, J. H., Kants doctrine of time and space. Mind VII 25, S. 71—85.

Klingemann, Past. Karl, Buddhismus, Pessimismus und moderne Weltanschauung. gr. 8°. (58 S.) Essen, G. D. Baedeker. M. —.80.

Klutschewski, W. O., Der Einflufs des Westens auf Rufsland im 17. Jahrh. Historisch-psychologische Skizze. (Schlufs.) (In russ. Spr.) Vopr. ph. i. ps. VIII 4.

Koch, Em., Richard Avenarius' Kritik der reinen Erfahrung. Eine kurze Darstellung. I. Arch. syst. Ph. IV 1, S. 1—31.

Lasson, Priv.-Doz. Prof. Dr. Adf., Jacob Böhme. Rede. Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 5. Jahrg. 3. Stück. gr. 8°. Berlin, R. Gaertner. (35 S.) M. —.75.

Laudowicz, Fel., Wesen und Ursprung der Lehre v. d. Präexistenz der Seele und von der Seelenwanderung in der griechischen Philosophie. gr. 8°. (113 S.) Berlin. (Leipzig, G. Fock.) M. 150.

Le Dantec, F., Les théories néo-lamarckiennes. Rev. Ph. XXII 11, S. 450—475; 12, S. 561—590 (fin).

Liepmann, Die Rechtsphilosophie des J. J. Rousseau, s. Abt. IX.

Lobrandt, Marx und die Philosophie. Allgem. Zeitung. Beil. 248.

Lorenz, Dr. Thdr., Zur Entwicklungsgeschichte der Metaphysik Schopenhauers. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses. gr. 8°. (III, 48 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1.—.

Lülmann, C., Leibniz' Anschauung vom Christentum. Z. f. Phil. Bd. 111 1, S. 60—81.

Lutoslawski, W., The Origin and Growth of Platos Logic. With an Account of Platos Style and of the Chronology of his Writings. 8vo. Longmans. Sh. 21.

Maier, H., Melanchthon als Philosoph. Arch. G. Ph. XI 1, S. 73—132; ib. XI II, S. 212 bis 245.

Mayer, Ed. v., Schopenhauers Ästhetik und ihr Verhältnis zu den ästhetischen Lehren Kants und Schellings. Inaug.-Diss. Halle. Wittenberg. (42 S.) — Dass. in Abhdlgn. z. Philos. und ihrer

Gesch. hrsg. v. B. Erdmann. 9. Heft. (VII und 82 S.) Halle, Niemeyer. M. 2.—.

Marshall, H. R., Mr. Stouts Algedonic theory. (Discussion.) Mind VII 25, S. 85—91.

Meinardus, H., David Hume als Religionsphilosoph. Inaug.-Diss. Erlangen. 102 S.

Mellone, S. H., Some of the leading ideas of Comtes Positivism. Int. J. E. VIII 1, S. 73—85.

Messer, A., Die Behandlung des Freiheitsproblems bei J. Locke. Arch. G. Ph. XI 1, S. 133—149.

Meyer, P., Lutoslawskis Theorie der Stylometrie auf die Platonische Frage angewendet. Z. f. Phil. Bd. 110 2.

Meyer, W., Wer war Lucas? [Spinozabiograph.] Arch. G. Ph. XI 2, S. 270—278.

Nimz, E., Die affizierenden Gegenstände in Kants Kritik d. r. V. Erlangen. (46 S.)

Pillon, F., La philosophie de Ch. Secrétan. 1 vol. in-12. Paris, F. Alcan. Fr. 2.50.

Potvin, A., Kantisme et réalisme. Annales de Philosophie Chrétienne. Okt. 1897.

Rey, J., La philosophie de M. Balfour. Paris 1897, Lethielleux. (206 S.)

Ritter, C., Bemerkungen zum Sophistes. Arch. G. Ph. XI 1, S. 18—57.

Rossi, Gius., La funzione storica dell' idealismo morale nel pensiero moderno. Livorno. 16°. p. 93. L. 3.—.

Schiller, F. C. S., The relation of pessimism to ultimate philosophy. Int. J. E. VIII 1, S. 48—54.

Schneider, G., Die Weltanschauung Platos. Berlin, Weidmann. M. 4.—.

Schurmann, J. G., The Genesis of critical philosophy. I. Phil. Rev. VII 1, S. 1—22.

Séailles, G., Un philosophe inconnu: Jules Lequier. Rev. Ph. XXIII 2.

Speck, Joh., Bonnets Einwirkung auf die deutsche Psychologie des vorigen Jahrhunderts. Arch. G. Ph. XI 1, S. 58—72; ib. XI 2, S. 181—211.

Stier, Joh., Das Unbewufste bei Lotze. Erlangen. (72 S.)

Stirling, J. Hutchison, The Secret of Hegel: Being the Hegelian System in Origin, Principle, Form and Matter. New ed., Unabridged and carefully revised. 8vo. Oliver and Boyd (Edinburgh). Sh. 16.

Tannery, P., Sur la première théogonie orphique. Arch. G. Ph. XI 1, S. 13—17.

—, Ecphante de Syracuse. Arch. G. Ph. XI 2, S. 263—269.

Tetsusirō, Prof. Dr. **Inoyé**, Kurze Übersicht über die Entwicklung der philosophischen Ideen in Japan. Aus dem Franz. v. Dr. Aug. Gramatzky. gr. 8°. (25 S.) Berlin, P. Lehmann. M. —.80.

Thomas v. Aquin, Über die Regierung der Fürsten. De regimine principum. Ein Compendium der Politik, übers. von Graf Th. Scherrer-Boccard. Hrsg. u. m. Anmerkungen versehen von Prof. U. Portmann. [Aus: „Kath. Schweizerblätter".] gr. 8°. (72 S.) Luzern, Räber & Co. M. 1.—.

Trubetzkoi, Fürst L. N., Philon und seine Vorläufer (in russ. Spr.) Vopr. ph. i. ps, VIII 5.

Tuch, Ernst, Lotzes Stellung zum Occasionalismus. Inaug.-Diss. Erlangen. 48 S.

Vivekananda, S., Yoga-Philosophie (III). Neue metaph. Rundschau I 3 u. 4.

Watson, I., The Metaphysic of Aristotle. I. Phil. Rev. VII 1, S. 23—42.

Wilson, I. Cook, Zu Aristoteles' Poetik. Arch. G. Ph. XI 2, S. 246—262.

Wulf, M. de, Quelques formes contemporaines du panthéisme. Rev. N.-sc. IV 4, S. 375 bis 385.

Zeller, E., Die deutsche Litteratur über die sokratische, platonische und aristotelische Philosophie 1895. Arch. G. Ph. XI 1, S. 153—166.

—, Sprachstatistisches. Arch. G. Ph. XI 1, S. 1—12.

II. Philosophische Prinzipien- und Methodenlehre.

Alemanni, V., La coscienza fisica. R. I. Fil. XII 5, S. 211—230.

Alliero, G., Principi de Metafisica, Antropologia e Logica. (4e ed.) Torino 1897.

Ambrosi, L., I principi della conoscenza e la loro prima radice. R. I. Fil. XII, S. 318 bis 338.

Ardigo, Roberto, Opere. Vol. VII (ultimo): L'unità della coscienza. Padova. L. 6.—.

Barker, Johnson, A Digest of deductive Logic for the Use of Students. Cr. 8vo, pp. 170. Methuen. Sh. 2/6.

Baumann, Machs philos. Ansichten s. Abt. I.

Bergson, H., Principes de métaphysique et de psychologie. Rev. Phil. XXII 11, S. 525 bis 551.

Bilharz, Dr. Alf., Metaphysik als Lehre vom Vorbewufsten. 1. Bd., enth. den analyt. Teil u. vom synthet. Teil die Beziehgn. der Metaphysik zur Erkenntnistheorie u. Logik u. zu den mathematisch-physikal. Wissenschaften. 2. Hälfte. gr. 8°. (X u. S. 153—430.) Wiesbaden, J. F. Bergmann. M. 6.—.

Blondeau, C., L'absolu et sa loi constitutive. Paris, Alcan 1898.

Bulova, Dr. J. Ad., Die Einheitslehre (Monismus) als Religion. Eine Studie. 8°. (VII, 136 S.) Berlin, R. Mickisch in Komm. M. 2.—; geb. M. 2.50.

Busse, L., Die Bedeutung der Metaphysik für die Philosophie und die Theologie. Z. f. Phil. Bd. 111 1, S. 23—60.

Carstanjen, Fr., Der Empiriokritizismus, s. Abt. I.

Couailhac, M., La liberté et la conservation de l'énergie, thèse pour le doctorat. Paris, Lecoffre. (330 S.)

Cursus philosophicus. In usum scholarum. Auctoribus pluribus philosophiae professoribus in collegiis Exaetensi et Stonyhurstensi S. J. Pars II. 8°. Freiburg i/B., Herder.

II. Frick, Carol. S. J., Ontologia sive metaphysica generalis. Ed. II. (X, 210 S.) M. 2.—; geb. in Halbfrz. M. 3.20.

Delacroix, L'empiriocriticisme, s. Abt. I.

Denis, Ch., Esquisse d'une apologie philosophique du Christianisme. Annales de Philosophie Chrétienne. Okt. 1897.

Ego, Frdr., Kritik der exakten Forschung. gr. 8°. (VII, 81 S.) Leiden, Buchhandlung u. Druckerei vorm. E. J. Brill in Komm. M. 1.50.

Grot, N. J., Der Begriff der Seele und der psychischen Energie in der Psychologie. (Schlufs.) (In russ. Spr.) Vopr. ph. i. ps. VIII 4.

Koch, Em., Avenarius' Kritik d. r. Erf., s. Abt. I.

Kowalewski, Die Philosophie des Bewufstseins v. Friedrich Michelis u. ihre Bedeutung für die Philosophie überhaupt. Berlin, Mayer & Müller. M. 1.—.

Lehmann, Prof. Heinr. Otto, Die Systematik der Wissenschaften und die Stellung der Jurisprudenz. Rektorats - Rede. Mit (8)

tabellar. Übersichten üb. die Gliederung der Wissenschaften nach d'Alembert, Bentham, Ampère, Comte, Spencer, Erdmann, Wundt und Lehmann. gr. 8°. (31 S.) Marburg, N. G. Elwert's Verl. M. 1.20.

McDougall, W., A contribution towards an improvement in psychological method. I. Mind VII 25, S. 15—33.

McGilvary, E. B., The dialectical method. I. Mind VII 25, S. 55—71.

Mahrburg, A., Was ist Wissenschaft? (In poln. Spr.) Przeglad filozoficzny I 1.

Morando, Giuseppe, Corso elementare di filosofia. Vol. 1. Preliminari-Elementi di psicologia-Cenni di cosmologia. Milano. 8°. p. 686. L. 4.—.

Morgan, Ll., Causation, physical and metaphysical. Monist. VIII 2, S. 230—249.

Müller, J., System der Philosophie. Mainz, F. Kirchheim. M. 5.—.

Nettleship, Richard Lewis, Philosophical Lectures and Remains of. Edited, with a Biographical Sketch, by A. C. Bradley and G. R. Benson. In 2 vols. Cr. 8vo. Macmillan. Sh. 17.

Neumann, Emil, Der Urgrund des Daseins od. die Abstimmung des Absoluten. Eine auf log. und mathemat. Grunde gestützte Naturbetrachtg. gr. 8°. (III, 556 S.) Leipzig, Grefsner & Schramm in Komm. M. 5.—.

Opitz, H. G., Grundrifs e. Seinswissenschaft. I. Bd. Erscheinungslehre. 1. Abteilung. Erkenntnislehre. gr. 8°. (XXVII, 319 S.) Leipzig, H. Haacke. M. 7.—.

Penjon A., Précis de philosophie. Paris, F. Alcan. In-12. Fr. 4.

Peterson, I. B., The empirical theory of causation. Phil. Rev. VII 1, S. 43—61.

Pfennigsdorf, E., Bewufstsein und Erkenntnis. Z. f. Phil. Bd. 111 1, S. 81—107.

Rehmke, Joh., Experience Phil. Rev. VI 6, S. 608—625.

Rülf, Dr. J., Wissenschaft des Einheitsgedankens. System e. neuen Metaphysik. 2. Abt. 2. Buch: Wissenschaft der Geisteseinheit (Pneumato - Monismus). (Metaphysik, IV. Teil.) gr. 8°. (XIX, 385 S.) Leipzig, H. Haacke. M. 8.—.

Schmitz-Dumont, Das Lebendige. Z. f. imman. Phil. III 1.

Schuppe, W., Das System der Wissenschaften und das des Seienden. Z. f. imman. Phil. III 1.

Silvestri, Em., Materia e spirito. Atti della accademia olimpica di Vicenza. Vol. XXX.

Solajow, Wl. S., Das Grundprinzip der theoretischen Philosophie (in russ. Spr.) Vopr. ph. i. ps. VIII 5.

Stöhr, A., Ursprung und Grenzen der menschlichen Erkenntnis. Programm der volkstümlichen Universitätskurse in Wien, Winter 1898, 2. Abteilg.

Strümpell, Prof. Ludw., Vermischte Abhandlungen aus der theoretischen u. praktischen Philosophie. gr. 8°. (VIII, 284 S.) Leipzig, Abel & Müller. M. 5.—.

—, Die Unterschiede der Wahrheiten und der Irrtümer. gr. 8°. (58 S.) Ebd. M. 1.—.

Tchédrine, Le Matière réagissante ou Théorie physique mécanique et chimique de la vie. Paris Lebèque.

Tröltsch, E., Geschichte und Metaphysik. Z. f. Theol. und Kirche 1898 I, S. 1—69.

Tufts, I. H., Can Epistemology be based on mental states. Phil. Rev. VI 6, S. 577 bis 592.

III. Philosophie der Naturwissenschaften und Mathematik.

Drude, P., Über Fernewirkungen. Naturwissenschaftl. Rundschau v. Sklarek. XII 47 ff., 48, 49.

Evelin, Philosophie et Mathématique. L'infini nouveau. Rev. Ph. XXIII 2.

Foster, M., Die Fortschritte der Physiologie in den letzten dreizehn Jahren. (Schlufs.) Naturwissenschaftl. Rundschau v. Sklarek XII 46.

Gilarow, A. N., Neue Arbeiten über Atomistik. (In russ. Spr.) Vopr. ph. i. ps. VIII 5.

Hirth, Geo., Energetische Epigenesis u. epigenetische Energieformen, insbesondere Merksysteme u. plastische Spiegelungen. Eine Programmschrift für Naturforscher und Ärzte. Mit 8 Illust. gr. 8°. (XIV, 218 S.) München, G. Hirth. M. 4.—; geb. in Leinw. M. 5.—.

Kleinpeter, H., Die Entwicklung des Raum- und Zeitbegriffes in der neueren Mathematik und Mechanik und seine Bedeutung für die Erkenntnistheorie. Arch. syst. Ph. II 1, S. 32—43.

Korn, Priv.-Doz. Dr. Arth., Eine Theorie der Gravitation u. der elektrischen Erscheinungen auf Grundlage der Hydrodynamik. 2. Aufl. 2. Tl. Theorie der elektr. Erscheinungen. 2. Abschn.: Elektromotorische Wirkungen. (Schlufs.) gr. 8°. (VI u. S. 211 bis 280.) Berlin, F. Dümmlers Verl. M. 1.50.

Lebrun, H., Les nucléoles nucléiniens. (Les plus récents progrès de la biologie cellulaire.) Rev. N.-sc. IV 4, S. 319—328.

Ljubimoff, A. N., Untersuchungen über den Fall eines schweren Systems. Naturwissenschaftl. Wochenschr. von Potonié XIII, Nr. 3.

Michaelis, L., Das biogenetische Grundgesetz. Umschau I, Nr. 46.

Romanes, M. A. LL. D. F. S. George John, Darwin und nach Darwin. Eine Darstellung der Darwinschen Theorie u. Erörterung darwinist. Streitfragen. 3. (Schlufs-)Bd. Darwinistische Streitfragen, Isolation u. physiolog. Auslese. Aus dem Engl. von Assist. Dr. B. Nöldeke. Mit dem Bildnis v. Rev. John J. Gulick. 8°. (VII, 212 S.) Leipzig, W. Engelmann. M. 3.—; geb. M. 3.80.

Schmidt, A., Die Entstehung des physikalischen Wärmebegriffes. Gaea 1897, Heft 12.

Schütz, I. R., Prinzip der absoluten Erhaltung der Energie. Nachrichten v. d. k. Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen. Mathem.-physik. Kl. 1897, Heft 3, S. 110—123.

Turner, A., Die Kraft und Materie im Raume. Grundlage e. neuen Schöpfungstheorie. 5. Aufl. gr. 8°. (XXIV, 407 S. m. 20 Taf.) Leipzig, Th. Thomas. M. 10.—.

Vailati, Dr. Giov., Der logische Algorithmus in seinem Wesen, in seiner Anwendung und in seiner philosophischen Bedeutung von Jos. Hontheim S. I. Revue de Mathématique Tome VI.

Weber, T., Die allgemeine Schwere als Wirkung der Wärme. Schl. Prometheus IX 17.

Wegener, Webers Gesetz und seine Bedeutung für die Biologie. Naturwissenschaftliche Wochenschr. von Potonié XII, S. 397.

IV. Psychologie.

Angell, J. R., Thought and Imagery. Phil. Rev. VI 6, S. 646—651.

Baldwin, Prof. James Mark, Die Entwicklung des Geistes beim Kinde u. bei der Rasse (Methoden u. Verfahren). Unter Mitwirkg. des Autors nach der 3. engl. Aufl. übers. v. Dr. Arnold E. Ortmann. Nebst e. Vorwort von Prof. Th. Ziehen. gr. 8°. (XV, 470 S. m. 17 Fig. u. 10 Tab.) Berlin, Reuther & Reichard. M. 8.—.

Benecke, E. C., On the logical subject of the proposition, Mind VII 25, S. 34—54.

Bikeles, Dr. G., Zwei philosophische Essays. 1. Zur Genese der menschlichen Affekte. 2. Gedanken über Ethik. Lemberg 1897. Selbstverl. (51 S.)

Birch, L. A., Distraction by odors. Am. J. Ps. IX 1, 45—55.

Bolton, Fred. E., A Contribution to the study of illusions. Am. J. Ps. XI 2, S. 167 bis 182.

Breuer, Jos., Über Bogengänge und Raumsinn. Pflügers Arch. f. d. ges. Phys. Bd. 68, Heft 10—12.

Carus, P., On the philosophy of laughing. Monist VIII 2, S. 250—272.

Charbonnel, Victor, La Volonté de vivre. 1 vol. in-18 jésus, broche. Paris, Armand Colin et Cie. Fr. 3.50.

Cohn, I., Beiträge zur Lehre von den Wertungen. Z. f. Phil. Bd. 110 2.

Cron, Ludw. u. Kraepelin, E., Über die Messung der Auffassungsfähigkeit. Psychol. Arbeiten v. Kraepelin II 2, S. 203—325.

Dearborn, G. V., A study of imaginations. Am. J. Ps. IX 2, S. 183—190.

Delabarre, Logan and Reed, The force and rapidity of reaction movements. Ps. Rev. IV 6, S. 615—631.

De Sanctis, S. u. Vespa, B., Suicido a due in adolescenti. Rivista quindicinale di Psicologia, Psichiatria etc. I 18.

Drouin, M., Remarques sur les rapports de la représentation et du sentiment. Rev. Mét. VI 1, S. 103—112.

Ehrenfels, Chr., Die Intensität der Gefühle. Z. f. Ps. S. 49—70.

Féré, Ch., Influence de l'éducation de la motilité volontaire sur la sensibilité. Rev. Ph. XXII 12, S. 591—604.

Goblot, E., La vision droite. Rev. Phil. XXII 11, S. 476—493.

Grasso, D., Studio sull' Attenzione. R. I. Fil. XII S. 363—402.

Green, F. W. Edridge, Memory, and its Cultivation. (The International Scientific Series.) Cr. 8vo, pp. 320. Paul, Trübner and Co. Sh. 5.

Grot, Der Begriff der Seele, s. Abt. II.

Gystrow, E., Moderne Farbenlehren. Die Zeit (hrsg. v. Singer, Bahr u. Kanner) XIV, Nr. 175.

Haenel, H., Die psychischen Wirkungen des Trionals. Psych. Arbeiten v. E. Kraepelin II 2, S. 326—398.

Hall, G. St. and Allin, A., The psychology of tickling, laughing and the comic. Am. J. Ps. IX 1, S. 1—41.

Hennig, Die Psychologie als Erbin der Philosophie. Naturwiss. Wochenschrift von Potonié XII, S. 449.

Henri, Dr. Vict., Über die Raumwahrnehmungen des Tastsinnes. Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie. gr. 8°. (XII, 228 S.) Berlin, Reuther & Reichard. M. 7.50.

Herrmann, E., Über Perzeption und Apperzeption. Pädagog. Monatshefte IV 1, S. 30.

Hillebrand, Fr., In Sachen der optischen Tiefenlokalisation. Z. f. Ps. u. Phys. XVI 1, 2, S. 71—151.

Hofbauer, Ludw., Über Interferenz zwischen verschiedenen Impulsen im Centralnervensystem (m. Fig.). Pflügers Arch. f. d. ges. Phys. Bd. 68, Heft 10—12.

Hutchinson, W., Love as a factor in evolution. Monist VIII 2, S. 205—229.

Irons, D., Primary emotions. Phil. Rev. VI 6, S. 626—645.

Kleinpeter, Entwicklung des Raum- u. Zeitbegriffes, s. Abt. III.

Kraepelin, E., s. Cron.

Kries, I. v., Über die absolute Empfindlichkeit der verschiedenen Netzhautteile im dunkeladaptierten Auge. Z. f. Ps. u. Phys. XV 5 u. 6, S. 327—335.

Külpe, O., Über die Beziehungen zwischen körperlichen und seelischen Vorgängen. Z. f. Hypnotismus etc. VII 1 u. 2, S. 97.

Le Dantec, F., L'Individualité. Paris, Alcan. In-12. Fr. 2.50.

Lilla, V., Della genealogia delle idee secondo la mente di T. Russo. Nuovo Risorgimento periodico di Filos. etc. VII, p. 244, 285, 399.

McDougall, Improvement in psychol. method, s. Abt. II.

Malapert, P., La perception de la ressemblance. Rev. Ph. XXIII 1, S. 61—75.

Malapert, P., Les éléments du caractère et leurs lois de combinaison. Paris, Alcan 1898.

Mewes, Rud., Über die Abhängigkeit der Nervenreizbarkeit der Völker von terrestrischen und kosmischen Erscheinungen. Naturwiss. Wochenschrift v. Potonié XII 45.

Meyer, M., Zur Theorie der Differenztöne und der Gehörsempfindungen überhaupt. Z. f. Ps. u. Phys. XVI 1 u. 2, S. 1—84.

Mulder, M. E., Unser Urteil über Vertikal bei Neigung des Kopfes nach rechts oder links. Groningen, P. Noordhoff. M. —.50.

Philippe, Jean, Un recensement d'images mentales. Rev. Ph. XXII 11, S. 508—524.

Piat, l'abbé C., La Personne humaine. Paris Alcan. In-8. Fr. 7.50.

Pillsbury, W. B., The projection of the retinal image. Am. J. Ps. IX 1, S. 56—60.

Poincaré, H., La mesure du temps. Rev. Mét. VI 1, S. 1—13.

Potocki, Jos., Die psychologische Terminologie (in poln. Spr.). Przeglad filozoficzny I 1.

Preyer, W., Letter on certain optical phenomena. Am. J. Ps. IX 1, S. 42—44.

Rauh, F., La conscience du devenir (fin). Rev. Mét. VI 1, S. 38—60.

Ruths, Dr. Ch., Induktive Untersuchungen über die Fundamentalgesetze der psychischen Phänomene. Allgemeine Einleitg.: Eine neue Forschungsmethode. gr. 8°. (IV, 43 S.) Darmstadt, H. L. Schlapp in Komm. M. 1.20.

Sanford, E. C., The Vernier Chronoscope. Am. J. Ps. IX 2, S. 191—197.

Schmidkunz, Teleologie der Vorurteile. Naturwiss. Wochenschrift XII, S. 445.

Schrenck-Notzing, Dr. von, Litteraturzusammenstellung über die Psychologie und Psychopathologie der vita sexualis. Z. f. Hypnotismus etc. VII 1 u. 2, S. 121—131.

Schultze, Dr. Ernst, Über die Umwandlung willkürlicher Bewegungen in unwillkürliche. gr. 8°. (42 S.) Leipzig, G. Freund. M. 1.20.

Schwertschlager, I., Über subjektive Gesichtsempfindungen und -erscheinungen. Z. f. Ps. u. Phys. XVI 1 u. 2, S. 35—48.

Speranski, W., Essai sur l'origine psychologique des métaphores (fin). Rev. Ph. XXII 11, S. 494—507; 12, S. 605—612.

Spindler, F. N., After-sensations of touch. Ps. Rev. IV 6, S. 632—640.

Struve, G. E., Die Fähigkeit und Entwicklung des philosophischen Intellekts (Schlufs). (In russ. Spr.) Vopr. ph. i. ps. VIII 4.

Tarney, Cr. A. and Hodge, C. W., Some experiments on the successive double-point threshold. Ps. Rev. IV 6, S. 591—615.

Tiling, Dir. Dr. Th., Über den Charakter. Vortrag. gr. 8°. (19 S.) Riga, L. Hoerschelmann. M. —.50.

Tokarsky, A. A., Die Todesfurcht (in russ. Spr.). Vopr. ph. i. ps. VIII 5.

Tonograph, der, und die Photographie des Gesanges (m. 2 Abbildgn.). Prometheus IX, Nr. 425. (Nach d. Scientific American.)

Tümpel, R., Über die Versuche, geistige Ermüdung durch mechanische Messungen zu untersuchen. Z. f. Phil. u. Päd. V 1, S. 31—37.

Ueberhorst, K., Das Wesen der Aufmerksamkeit und der geistigen Sammlung. Arch. syst. Ph. IV 1, S. 65—77.

Vespa, B., s. **De Sanctis.**

Volkelt, Joh., Das Recht des Individualismus. Z. f. Phil. Bd. 111 1, S. 1—23.

Warren, H. C., The reaction time of counting Ps. Rev. IV 6, S. 569—590.

Wegener, Webers Gesetz etc., s. Abt. III.

Wolfe, H. K., Some judgments on the size of familiar objects. Am. J. Ps. IX 2, S. 137 bis 166.

Worobiow, W. W., Versuch der Klassifikation der Ausdrucksbewegungen nach ihrer Genesis (in russ. Spr.). Vopr ph. i. ps VIII 5.

Wreschner, Dr. Arth., Methodologische Beiträge zu psychologischen Messungen (auf experimenteller Grundlage). (VI, 238 S.) M. 7.—.

Schriften der Gesellschaft f. psychologische Forschung. 11. Heft. (III. Sammlg.) gr. 8°. Leipzig, J. A. Barth.

Wundt, Wilh., Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. 3. Aufl. gr 8°. (XII, 519 S. m. Fig.) Hamburg, L. Voss. M. 12.—; geb. M. 14.—.

Ziehen, Th., Eine neue Form der periodischen Psychosen. Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurologie III 1, S. 30—39.

—, Neuere Arbeiten über pathologische Unzurechnungsfähigkeit. Kritische Übersicht. (Fortsetzung.) Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurologie III 1, S. 115—122.

V. Ethik.

Berdyczewski, Dr. **M. I.,** Über den Zusammenhang zwischen Ethik und Ästhetik. Berner Studien zur Philos. u. ihrer Gesch. Bd. IX, 57 S. Bern, Steiger & Co. M. 1.75.

Billia, L. M., L'unità dello scibile e la filosofia della morale. Il nuovo Risorgimento VIII 1.

Dolson, G. N., The ethical doctrine of Henry More. Phil. Rev. VI 6, S. 593—607.

Fulliquet, G., Essai sur l'obligation morale. Paris, Alcan 1898. Fr. 7.50.

Höffding, H., Etik. Anden aendrede og udvidede Udgave. Kobenhavn 1897. Nordeske Forlag. Kr. 9.

Hoake, J., Vom sittlichen Geschmack. Eine psychologisch-ethische Untersuchung. Päd. Studien XIX 1, S. 1—31.

Inge, W. R., Some presupposition for a history of moral progress in the first three centuries. Int. J. E. VIII 2, S. 193—202.

Lackner, Dr. **Otto,** Wie unterscheidet sich das Sittengesetz vom Naturgesetz? Ein Versuch zur Lösung des Freiheitsproblems mit besond. Berücksicht. v. Spinoza, Kant u. Schleiermacher. gr. 8°. (64 S.) Königsberg, W. Koch.

Nakamura, K., The history and spirit of Chinese Ethics. Int. J. E. VIII 1, S. 86—99.

Pujo, Maurice, Essais de critique générale. La crise morale. In-12. Fr. 3.50.

Schmidt, W., Ethische Fragen. N. kirchl. Z. 1897 11, S. 845—869; 12, S. 941—986.

Sharp, Fr. Ch., An objective study of some moral judgments. Am. J. Ps. IX 2, S. 198 bis 235.

Tarozzi, G., Lezioni di Filosofia. III. Morale, Psicologia morale. Torino, Casanova 1898.

Tschitscherin, Von den Prinzipien der Ethik (in russ. Spr.). Vopr. ph. i. ps. VIII 4.

VI. Philosophische Pädagogik.

Barneaud, Ch., Origines et progrès de l'éducation en Amérique. (400 p.) Paris, Savaète. Fr. 5.

Martig, Sem.-Dir. **E.,** Anschauungs-Psychologie m. Anwendung auf die Erziehung. Für Lehrer- u. Lehrerinnen-Seminare, sowie zum Selbstunterricht. 4. Aufl. gr. 8°. (X, 301 S.) Bern, Schmid & Francke. M. 3.—; kart. M. 3.20.

Rein, Prof. Dir. Dr. **W.,** Pädagogik im Grundriß. 3. Aufl. 145. Sammlg. Göschen. 12 Bdchen. 12°. Leipzig, G. J. Göschen. Geb. M. —.80.

Sievert, G., Neue Bahnen auf dem Gebiet der pädagog. Hilfswissenschaften. (Psychologie, Logik, Ethik.) Aus der Schule — für die Schule IX 11, S. 520.

Wagner, Dr. Ludw., Unterricht und Ermüdung. Ermüdungsmessungen an Schülern des neuen Gymnasiums in Darmstadt. (134 S. m. eingedr. Kurven.) M. 2.50. Sammlung v. Abhandlgn. aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie u. Physiologie. Hrsg. v. Proff. Geh. Ob.-Schulr. H. Schiller u. Th. Ziehen. I. Bd. 4. Heft. gr. 8°. Berlin, Reuther & Reichard.

VII. Ästhetik.

Avenarius, Ferd., Vom freien geistigen Schaffen. Kunstwart XI 7.

Batka, R., Zur Musikästhetik. I. Kunstwart 1898, Nr. 8.

Bayer, Jos., Über den Stil in den bildenden Künsten. Monatsbl. d. wissensch. Klub. Wien 1897, 7.

Berdyczewski, Zusammenhang zw. Ethik u. Ästhetik, s. Abt. V.

Deike, Ästhetische Lehren Trendelenburgs, s. Abt. I.

Dessoir, M., Beiträge zur Ästhetik. Arch. syst. Ph. IV 1, S. 78—96.

Ehrenfeld, Dr. Alex., Studien zur Theorie des Reims. 1. Tl. (XVI, 123 S.) M. 2.50. Abhandlungen, hrsg. v. der Gesellschaft f. deutsche Sprache in Zürich. I. gr. 8°. Zürich, E. Speidel.

Fechner, Gust. Thdr., Vorschule der Ästhetik. 1. Tl. 2. Aufl. gr. 8°. (VIII, 264 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 5.50.

Gronau, Gg., Über den Wechsel des Kunsturteils. Das Atelier 1897, Heft 17.

Groos, K., Über Hörspiele. Vjschr. XXII 1, S. 1—44.

Guyau, L'art au point de vue sociologique. 4e ed. (LI u. 387 S.) Paris 1897, F. Alcan. Fr. 7.50.

Hausegger, Fr. v., Beziehung zwischen Tonausdruck und Bild. Allgem. deutsche Musikzeitung 1898 1 ff.

Hennig, Charakteristik der Tonarten. Naturwiss. Wochenschr. XII, S. 121.

Herckenrath, professeur au lycée de Groningue (Hollande) **R. C.**, Problèmes d'esthétique et de morale. 1 vol. in-12. Paris, F. Alcan. Fr. 2.50.

Hofacker, Alb., Die Elemente der Kunst. Magaz. f. Litter. 1898, Nr. 3.

Lee, Vernon and **Anstruther-Thomson, C.**, Beauty and Ugliness. Contemporary Review 1897.

Leynardi, L., La scienza del bello in rapporto con la concezione biologica e sociologica dell' arte. Genova, tip. di Angelo Ciminago 1897. (40 S.) (Estr. dal Giornale della società di letture e conversazioni scientifiche 1897, fasc. I.)

Madiera, K. Ant., Rozpravy z oboru esthetiky [ästhetische Abhandlungen]. Lex. 8°. 187 S. Prag, Dr. Fr. Backovsky.

Marthe, Const., La délicatesse dans l'art. 3e éd. (IV, 327 S.) Paris 1897, Hachette et Co. Fr. 3.50.

Mayer, Schopenhauers Ästhetik, s. Abt. I.

Petersen, John, Über Erziehung durch Musik u. über Talent. 8°. (44 S.) Berlin, Schlesinger. M. —.40.

Poynter, Sir Edw. J., Lectures on Art. 4th and enlarged ed. (344 S.) Chapman and Hall. Sh. 9.

Riehl, Al., Bemerkungen zu dem Problem der Form in der Dichtkunst. II. Vjschr. XXII 1, S. 96—114.

Rosières, R., La préface de Cromwell. Revue critique 1897, Nr. 52.

Ruskin, J., Wege zur Kunst. I. Eine Gedankenlese aus den Werken R.'s. II. Gotik u. Renaissance. Strafsburg, J. H. E. Heitz. Geb. M. 4.50.

Ruths, Dr., Experimental-Untersuchgn. über Musikphantome u. ein daraus erschlossenes Grundgesetz der Entstehung, der Wiedergabe u. der Aufnahme von Tonwerken. gr. 8°. (XX, 455 S.) Darmstadt, L. Schlapp. M. 8.—.

Schmidkunz, H., Zur Darstellung des Übernatürlichen. Kunsthalle III 8.

Schubert-Soldern, v., Die soziale Bedeutung der ästhetischen Bildung. Hochschul-Vorträge für Jedermann. 2. Heft. gr. 8°. Leipzig, Dr. Seele & Co. M. —.30.

Steiner, R., Das Schöne und die Kunst. Magaz. f. Litter. 1898. Nr. 2.

Tolstoi, Graf L., Über die Kunst. Deutsch v. A. Markow. Berlin, H. Steinitz.

—, Was ist die Kunst? (In russ. Spr.) Vopr. ph. i ps. VIII 5.

Vischer, Frdr. Thdr., Vorträge Für das deutsche Volk hrsg. v. Rob. Vischer. 1. Reihe. A. u. d. T.: Das Schöne u. die Kunst. Zur Einführung in die Ästhetik. Mit seinem Bildnis. gr. 8°. (XVIII, 308 S.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. M. 6.—; geb. M. 7.—.

Wachler, Dr. Ernst, Über Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze. Eine philosoph. Untersuchung. gr. 8°. (36 S.) Berlin, E. Ebering. M. —.60.

Wilson, Zu Aristoteles' Poetik, s. Abt. I.

Wölfflin, H., Wie man Skulpturen aufnehmen kann. II. Z. f. bild. Kunst. N. F. VIII 1897, S. 294.

VIII. Religionsphilosophie.

Allen, G., The evolution of the idea of God: an inquiry into the origins of religions. London 1897, Richards. (460 S.) Sh. 20.

Brinton, D. G., Religions of primitive peoples. New-York 1897, P. Putnam's Sons. (XV u. 264 S.) Sh. 1.50.

Busse, Bedeutung d. Metaphysik f. d. Phil. u. Theolog., s. Abt. II.

Eucken, R., On the philosophical basis of christianity in its relation to Buddhism. Monist VIII 2, S. 273—288

Frins, Vict. S. J., De actibus humanis ontologice et psychologice consideratis seu disquisitiones psychologicae-theologicae de voluntate in ordine ad mores. gr. 8°. (VII, 441 S.) Freiburg i/B., Herder. M. 5.60; geb. in Halbfrz. M. 7.20.

Gehring, Religionsphilosophie von Berger's, s. Abt. I.

Hönig, Pf. W., Wissenschaft und Kirche. Protest. Monatshefte I 11, S. 446—454.

Lüdemann, Prof. Dr. H., Erkenntnistheorie und Theologie. VII. Protest. Monatshefte I 11, S. 436—445; VIII ib. I 12; IX ib. II 1. S. 17—29.

Lülmann, Leibniz' Anschauung v. Christentum, s. Abt. I.

Meinardus, Hume als Religionsphilosoph, s. Abt. I.

Pfister, O., Die Genesis der Religionsphilosophie A. E. Biedermanns. Theol. Z. a. d. Schweiz 1897, Nr. 3, S. 178—196.

Réville, A., Un essai de philosophie de l'histoire religieuse. Rev. de l'hist. des rel.- nov.-dec. 1897, p. 370—398.

Sabatier, A., Outlines of a philosophy of religion. Auth. transl. by T. A. Seed. London 1897, Hodder & S. (354 S.) Sh. 7/6.

—, La religion et la culture moderne. Revue critique XXXII 1.

Schiller, F. C. S., The ethical significance of the idea of immortality. New World sept. 1897, S. 420—481.

Tannery, La première théogonie, s. Abt. I.

Ward, F. L., The essential nature of religion. Int. J. E. VIII 2, S. 169—192.

IX. Rechts- und Staatsphilosophie.

Blei, Fr., Zur Kritik der politischen Ökonomie. Jahrb. f. Nationalökon. u. Statistik. Bd. XIV 6.

Bosanquet, Hegels theory of the political organism, s. Abt. I.

Bulova, Monismus als Religion, s. Abt. II.

Calzi, Rosmini, s. Abt. I.

Daniels, W. M., The bearing of the doctrine of selection upon the social problem. Int. J. E. VIII 2, S. 203—213.

Diehl, K., Wirtschaft und Recht. Jahrb. f. Nationalökon. u. Statist. XIV 6.

Fouillé, A., Les facteurs des caractères nationaux. Rev. ph. XXIII 1, S. 1—29.

Hobhouse, L. T., The ethical basis of collectivism. Int. J. E. VIII 2, S. 137—156.

Itzigsohn, C., Ein Beitrag zur naturwissenschaftlichen Erkenntnistheorie behufs Begründung der Soziologie auf Weierstrafs'scher mathematischer Grundanschauung. Potoniés Naturwiss. Wochenschrift XIII 8.

Liepmann, Priv.-Doz. Dr. M., Die Rechtsphilosophie des Jean Jacques Rousseau. Ein Beitrag zur Geschichte der Staatstheorieen. gr. 8°. (144 S.) Berlin, J. Guttentag. M. 3.50.

Montgomery, Edm., Our social and ethical solidarity. Int. J. E. VIII 1, S. 55—72.

Noble, E., Suggestion as a factor in social progress. Int. J. E. VIII 2. S. 214—228.

Platter, Jul., Demokratie und Sozialismus. (XIII, 276 S.) M. 4.50. Bibliothek f. Sozialwisssenschaft mit besond. Rücksicht auf soziale Anthropologie u. Pathologie, hrsg. v. Dr. Hans Kurella. 10—12. Bd. 8°. Leipzig, G. H. Wigand. M. 14.—; Einbde. bar à M. 1.25.

Powell, I. W., The evolution of religion. Monist VIII 2, S. 183—204.

Ratzenhofer, Gust., Die soziologische Erkenntnis. Positive Philosophie des sozialen Lebens. gr. 8°. (XII, 372 S.) Leipzig, F. A. Brockhaus. M. 6.—.

Rivalta, V., Dritto naturale e positivo. Saggio storico. Bologne, Zanichelli 1898.

Sarlo, F. de, Il socialismo come concezione filosofica. R. I. Fil. XII, S. 249—300.

Schäffle, A., Über den wissenschaftlichen Begriff der Politik. Z. f. d. ges. Staatswiss. 53. Jahrg. Heft 4, S. 579—600.

Schmoller, Gust., Über einige Grundfragen der Sozialpolitik und der Volkswirtschaftslehre. 1. Über einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft. 1874—75. 2. Die Volkswirtschaft, die Volkswirtschaftslehre und ihre Methode. 1893. 3. Wechselnde Theorieen u. feststeh. Wahrheiten im Gebiete der Staats- u. Sozialwissenschaften u. die heut. deutsche Volkswirtschaftslehre. 1897. gr. 8°. (IX, 343 S.) Leipzig, Duncker & Humblot. M. 6.40

Schubert, E., Die Staatslehre Johanns von Salisbury. Inaug.-Diss. Erlangen. 58 S.

Simchowitsch, Wl. Gr., Die sozial-ökonomischen Lehren der russischen Narodniki. Jahrb. f. Nationalökon. u. Statistik 1897, Heft 5, S. 641—678.

Sofronow, F. W., Wechselwirkung der sozialen Faktoren (in russ. Spr.). Vopr. ph. i. ps. VIII 4.

Spencer, Herb., System der synthetischen Philosophie. IX. Band. 2. Abt. (Schlufs.) A. u. d. T.: Die Prinzipien der Soziologie. Übers. von Prof. Dr. B. Vetter, fortgesetzt von Prof. J. V. Carus. IV. Bd. 2. Abt. VII. VIII. Professionelle u. kirchl. Einrichtungen. gr. 8°. (VIII u. S. 217—722.) Stuttgart, E. Schweizerbart. M. 10.—.

Strada, J., La Religion de la science et de l'esprit pur. Constitution scientifique de la religion. Tome II. Gr. in-8. Fr. 7.

Tarde, G., Les lois sociales. I. La Répétition. Rev. Mét. VI 1, S. 14—37.

Tschernow, W. M., Der ökonomische Materialismus und die kritische Philosophie (in russ. Spr.). Vopr. ph. i. ps. VIII 4.

Waldenberg, W. E., Über die Aufgaben der Rechtsphilosophie (in russ. Spr.). Vopr. ph i. ps. VIII 5.

Wolf, Jul., Illusionisten und Realisten in der Nationalökonomie. I. Zeitschr. f. Sozialwissenschaft I 1.

Besprechungsverzeichnis.

(Bis 15. Febr. 1898.)

Für die gebrauchten Abkürzungen siehe Seite 243.

Aall, Geschichte der Logosidee. Deutsche Littztg. 1897, Nr. 24. Wellmann. — Presb. u. Ref. Rev. july 1897. Scott. — Phil. Rev. VI 6.

Achelis, Th., Moderne Völkerkunde. Arch. syst. Ph. IV 1, S. 99—101. Tönnies.

Adams, The Herbartian Psychology applied to education. Mind VII 25, S. 114 ff. Stout.

Adickes, Die bewegenden Kräfte in Kants philosophischer Entwicklung. Phil. Rev. VII 1, S. 97 f. Manahan.

Alaux, I. E., Théorie de l'âme humaine. Rev. Ph. XXII 12, S. 628—632. Pillon.

Andler, Origines du socialisme d'état en Allemagne. Monist VIII 2, S. 293. Arréat. — R. I. Fil. XII 5, S. 245. — Rev. Ph. XXII 11, S. 552—555. Sorel.

Andrews, The living substance. Monist VIII 2, S. 308—312. Tyler.

Année, l', philosophique, 7e année (1896). — Annales de Philosophie Chrétienne. Okt. 1897.

Anstruther-Thomson, s. Lee.

Apel, Kants Erkenntnistheorie. Z. f. Phil. Bd. 111, 1, S. 145 f. König.

Avonianus, Dramatische Handwerkslehre. Z. f. Phil. Bd. 110, 2, S. 302—308. Th. Alt.

Baldwin, Développement chez l'enfant et dans la race. Riv. quindic. di Psicologia Psichiatria etc. I 17. De Sanctis. — Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurologie III 1, S. 138. Pollack.

—, Genesis of social interests. Ps. Rev. IV 6, S. 664. Tufts.

—, Applications morales et sociales de la théorie du développement mental. Rev. Mét. VI 1. Suppl.

Barth, P., Philosophie der Geschichte als Soziologie. Zeitschr. f. Sozialwiss. I 1, S. 19—25. Ratzel.

Barthélemy-St. Hilaire, Oeuvres de Platon, trad p. V. Cousin. 2 éd, Phil. Rv. VII 1, S 109 ff.

Basch, V., L'esthétique de Kant. Mind VII 25, S. 101—108. Bosanquet. — Rev. Ph. XXIII 1, S. 92—99. Sautreaux.

Bertram, Die Bildersprache Platons. Arch. G. Ph. XI 1, S. 164. Zeller.

Bianco, La filosofia del diritto. R. I. Fil. XII 5, S. 246.

Biervliet, Images sensitives. Phil. Rev. VII 1, S. 90. Sharp.

Birch, Distraction odors. Rivista quind. di Psicologia I 18. De Sanctis.

Bosanquet, Psychology of the moral self. Int. J. E. VIII 2, S. 252—254. Alexander. — Am. J. Ps. IX 1, S. 130. Pillsbury.

Bösch, Die entwicklungsgeschichtliche Idee sozialer Gerechtigkeit. Int. J. E. VIII 1, S. 115 ff. Ritchie. — Deutsche Littztg. 1898, Nr. 2. P. Hensel.

Boutroux, Etudes d'histoire de la philosophie. Rev. Mét. VI 1. Suppl. — R. I. Fil. XII, S. 416.

Bradley, Appearance and reality. Mind VII 25, S. 117. Stout.

Brede, Der Unterschied der Lehren Humes im Treatise und im Inquiry. Phil. Rev. VI 6, S 681—685. Elkin.

Bridges, Roger Bacon. Mind VII 25, S. 112 ff. Adamson.

Brinton, Religions of primitive peoples. Phil. Rev. VII 1, S. 108 f. Dyde.

Brunschwig, Modalité du jugement. R. I. Fil. XII 5, S. 241. — Phil. Rev. VI 6.

Bücher, K., Arbeit und Rhythmus. Z. f. vergl. Litteraturgesch. v. Koch. XI 4, S. 369—372. v. Biedermann.

Bülow, Des Dominicus Gundissalinus Schrift von der Unsterblichkeit der Seele. Österr. Litter.-Bl. 1898, 1. Commer.

Busse, L., Philosophie u. Erkenntnistheorie. Zeitschr. f. Phil. Bd. 110, 2, S. 267—273. Dorner.

Calinon, Les diverses grandeurs en mathématiques. Rev. Mét. VI 1. Suppl.

Calker, Strafrecht u. Ethik. Litt. Centralbl. 1897, Nr. 46. K. v. L.

Capesius, J., Der Apperceptionsbegriff bei Leibniz. Z. f. Phil. Bd. 110, 2, S. 297 ff. Falckenberg.

Carus, P., Das Evangelium Buddhas. Z f. Phil. Bd. 111, 1, S. 169 f. Vorländer.

—, Buddhism and its critics. Monist VIII 2, S. 314—316.

Cecil, Pseudo-Philosophy. Int. J. E. VIII 2, S. 248—252. Jones.

Chabot, Nature et moralité. Phil. Rev. VII 1, S. 105. — Vjschr. XXII 1, 125 f. Morazewski.

Chiappelli, Il socialismo. Int. J. E. VIII 2, S. 255 f. Davidson.

Christ, Beiträge zur Kritik des Phaidon. Arch. G. Ph. XI 1, S. 160. Zeller.

Clamageran, La lutte contre le mal. Rev. Mét. VI 1. Suppl.

Class, G., Phänomenologie und Ontologie. Z. f. Phil. Bd. 110, 2, S. 299—302. Lülmann. — Phil. Rev. VII 1, S. 103 f. Fite.

Cornelius, H., Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Litt. Centralbl. 1898, 3. — Monist VIII 2, S. 307 f.

Cresson, A., La morale de Kant. R. I. Fil. XII 5, S. 241.

Cunow, H., Soziale Verfassung des Inkareiches. Arch. syst. Ph. IV 1, S. 107 ff. Tönnies.

Dannemann, Fr., Grundrifs einer Geschichte d. Naturwissenschaften. Z. f. Phil. Bd. 111 1, S. 168 f. Vorländer.

Dauriac, La psychologie dans l'opéra français. Vjschr. XXII 1, S. 127. Morazewski.

Deike, W., Die ästhetischen Lehren Trendelenburgs. Deutsche Litteraturztg. 1898, Nr. 2. Volkelt.

Delage, La structure du protoplasma etc. Ps. Rev. IV 6, S. 673 ff. Davenport.

Delbrück, Gerichtliche Psychopathologie. Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurologie III 1, S. 138. Z.

Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie. Mind VII 25, S. 126. — Phil. Rev. VI 6. — Theol. Litteraturztg. Nr. 22. Elsenhans.

Dickstein, Hoëne-Wronski, sa vie et ses œuvres. Przeglad filozoficzny I 1. Struve.

Diederich, Die Gedanken der platonischen Dialoge Politikos und Republik. Arch. G. Ph. XI 1, S. 162. Zeller.

Donnet, G., De l'action. Rev. Ph. XXII 12, S. 659 f. Arréat.

Döring, A., Über Zeit und Raum. Deutsche Litteraturztg. 1897, Nr. 50. L. Busse.

Dorman, From matter to mind. Vopr. ph. i. ps. VIII 4. Winogradow.

Dorner, Das menschliche Handeln. Z. f. Phil. Bd. 110, 2, S. 289—297. Th. Ziegler.

Douglas, Ethics of J. St. Mill. Int. J. E. VIII 2, S. 246—248. Jones.

Dugas, L., Le sommeil et la cérébration inconsciente. Z. f. Ps. u. Phys. XV 5. 6, S. 353. Schäfer.

Dümler, Zur Komposition des platonischen Staates. Arch. G. Ph. XI 1, S. 160 f. Zeller.

Dunan, L'âme et la liberté. Phil. Rev. VII 1, S. 95. Bode.

Durkheim, Suicide. Zeitschr. f. Sozialwissensch. I 1. — Deutsche Litteraturztg. 1897, Nr. 49.

Dyroff, Die Ethik der alten Stoa. Litt. Centralbl. 1898, Nr. 5. Drng.

Ehrenfels, Chr. v., System der Werttheorie. Bd. I. Z. f. d. ges. Staatswiss., Jahrg. 53, Heft 4, S. 729 f.

Elsenhans, Th., Selbstbeobachtung und Experiment in der Psychologie. Deutsche Litteraturztg. 1898, Nr. 5. Ziehen.

Engelmeyer, Theoria poznania E. Mach. (Die Wissenschaftstheorie v. E. M.) Rev. Ph. XXII 12, S. 634 ff. P. de Engelmeyer.

Erhardt, Die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Deutsche Litteraturztg. 1897, Nr. 49. Paulsen. — Theol. Litt.-Ztg. 1898, Nr. 1. Elsenhans.

Eucken, R., La relation de la philosophie ou mouvement religieux du temps présent. Phil, Rev. VII 1, S. 93. Moore.

Faggi, A., Principi di Psicologia Moderna. Deutsche Litteraturztg. 1898, Nr. 1. Jodl.

Faggi, Natura delle proposizione logiche. Rev. Ph. XXIII 2, S. 216 f. Segond.

Fairbrother, Aristoteles Theory of Incontinence. Phil. Rev. VII 1, S. 92. Lefèvre.

Falkenberg, Geschichte der neueren Philosophie (russ. Übersetzung). Vopr. ph. i. ps. VIII 5. Erichsen.

Feddersen, Über den pseudo-platonischen Dialog Axiochus. Arch. G. Ph. XI 1, S. 164. Zeller.

Ferri, Criminels dans l'art. Monist VIII 2, S. 296 f. Arréat.

Fischer, K., Geschichte d. neueren Philos. Bd. IX: Schopenhauer. Litt. Rundschau 1897, Nr. 12. Braig.

Fleury, M. de, Introduction à la médecine de l'esprit. Rev. Ph. XXIII 2, S. 197 bis 200. Dumas.

Förster, Entwicklungsgang der Kantischen Ethik. Monist VIII 2, S. 320.

Fouillée, Alfr., Le mouvement positive et la conception sociologique du monde. Przeglad filozoficzny I 1. Maliniak.

Fragapane, Il problema delle origine del diritto. Rev. Ph. XXIII 2, S. 208 ff. Richard.

Fraser, Philosophy of Theism. Deutsche Litteraturztg. 1897, Nr. 49.

Fulliquet, Essai sur l'obligation morale. R. I. Fil. XII, S. 411. — Rev. Mét. VI 1. Suppl.

Gaupp, H. Spencer. Vopr. ph. i. p. VIII 5. Eichenwald.

Gerber, P., Prinzipien der Erkenntnis in der Physik u. Chemie. Naturwiss. Rundschau XII 48. — Vjschr. XXII 1, S. 130 f. Carstanjen.

Giddings, Principles of Sociology. Ps. Rev. IV 6, S. 660 f. — Rev, Ph. XXII 11, S. 559 f. Bouglé.

—, Theory of socialization, ib. IV 6, S. 661 ff. Tufts.

Glogau, Hauptlehren der Logik u. Wissenschaft. Rev. Ph. XXIII 2, S. 217 ff. Grandgeorge.

Gomperz, H., Psychol. der log. Grundthatsachen. Rev, Ph. XXIII 2, S. 219.

Goyau, G., Autour du catholicisme social. Rev. Ph. XXII 12, S 657 ff. Pécaut.

Grosse, Formen der Familie. Arch. syst. Ph. IV 1, S. 103 f. Tönnies. — Rev. Ph. XXII 11, S. 555—558. Bouglé.

Gumplowicz, L., Allgemeines Staatsrecht. Przeglad filozoficzny I 1. Posner.

Rivalta, Dritto naturale e positivo. R. I. Fil. XII, S. 423.

Roberty, L'éthique. Rev. Ph. XXIII 1, S. 107 ff. — Monist VIII 2, S. 289 f. Arréat.

Rolfes, Die substantiale Form und der Begriff der Seele bei Aristoteles. Deutsche Littztg. 1898, Nr. 5. Baumgartner.

Romano, Le origine delle idee. R. I. Fil. XII 5, S. 242.

Russell, German social democracy. Int. J. E. VIII 1, S. 130. H. Bosanquet.

Sabatier, Esquisse d'une philosophie de la religion. Monist VIII 2, S. 290 f. Arréat. — Litt. Centralbl. 1898, Nr. 2.

—, La religion et la culture moderne. Rev. Mét. VI 1, Suppl.

Sandeman, Problems of biology. Arch. syst. Ph. IV 1, S. 121. Bosanquet.

Sarlo, Fr. de, Saggi di filosofia. Phil. Rev. VI 6, S. 657—661. Ritchie.

Sauer, Die σωφροσύνη in Platons Charmides. Arch. G. Ph. XI 1, S. 158 f. Zeller.

Schiller, Der Stundenplan. Ps. Rev. IV 6, S. 666 ff. Jones.

—, Relation of Pessimism to ultimate. Philosophy. Phil. Rev. VII 1, S. 96.

Schirlitz, Gliederung d. platonisch. Dialogs Gorgias, Arch. G. Ph. XI 1, S. 159. Zeller.

Schmeckel, Philosophie der mittleren Stoa. Arch. G. Ph. XI 2, S. 281—299. Joël.

Schmid, Dr. K. A., Geschichte der Erziehung. Theol. Littztg. 1897, Nr. 24. E. Chr. Achelis.

Schütz, L., Der Hypnotismus. Litt. Rundschau 1898, Nr. 1.

Schwarz, H., Umwälzung d. Wahrnehmungshypothesen. Z. f. Phil. Bd. 111, 1, S. 147 bis 151. E. König.

Scripture, New Psychology. Phil. Rev. VII 1, S. 101 f. Smith. — Rev. Ph. XXIII 2, S. 260 f. Bourdon.

Séailles, Les philosophies de la liberté. Phil. Rev. VII 1, S. 94. Moore.

Secrétan, La société et la morale. Rev. Ph. XXIII 2, S. 207. Sorel. — R. I. Fil. XII 5, S. 411.

Selby-Bigge, British Moralists. Int. J. E. VIII 1, S. 121 f. Mackenzie. — Rev. Ph. XIII 1, S. 101 ff. Pillon. — Phil. Rev. VII 1, S. 82—86. Albee.

Seth, Man's place in the Cosmos. Int. J. E. VIII 1, S. 102—106. Muirhead. — Mind VII 25, S. 92-101. Douglas.

Shand, Types of Will. Ps. Rev. IV 6, S. 679. Gardiner.

Sheldon, An Ethical Movement. Vjschr. XXII 1, S. 127—129. Bolton.

Sighele, Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen. Centralbl. f. Nervenheilkunde u. Psychiatrie. Jan. 1898, S. 30. Aschaffenburg.

Simon, Psychologie des Apostels Paulus. Prot. Monatshefte II 1; Theol. Littztg. 1897, Nr. 19. Grafe.

Spitzer, Kritische Studien zur Ästhetik. Ps. Rev. IV 6, S. 670. Urban.

Stammler, R., Wirtschaft und Recht. Arch. syst. Ph. IV 1, S. 109—116. Tönnies.

Stein, K. H. v., Vorlesungen über Ästhetik. Vjschr. XXII 1, S. 132 f. Carstanjen. — Litt. Centralbl. 1897, Nr. 47.

Stein, L., Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss., Jahrg. 53, Heft 4, S. 725—729. — La cultura (di R. Bonghi) XVI 23. Tocco.

Stern, Kritische Grundlegung der Ethik. Mind VII 25, S. 124. — Rev. Ph. XXIII 1, S. 99—101. Arréat.

—, Psychische Präsenzzeit. Phil. Rev. VI 6.

Stock, Lebenszweck und Lebensauffassung. Theol. Littbl. 1898, Nr. 5. Walther.

Stölzle, R., Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung. Litt. Rundschau 1897, Nr. 10. Bach. — Rev. Mét. VI 1, Suppl.

Stout, Analytic Psychology. Arch. syst. Ph. IV 1, 120. Bosanquet.

—, Voluntary action. Ps. Rev. IV 6, S. 678. Gardiner.

Strada, Religion de la science. R. I. Fil. XII, S. 240 u. 412.

Sully, Untersuchungen über die Kindheit. Psycholog. Abhandlgn. — Z. f. Hypnotismus ect. VI 5, S. 315.

Susemihl, Geschichte d. griech. Litteratur i. d. Alexandrinerzeit. Arch. G. Ph. XI 2, S. 299—305. Joël.

Tarde, L'opposition universelle. Mind VII 25, S. 123. — R. I. Fil. XII 5, S. 237 ff. Orano. — Rev. Ph. XXIII 1, S. 81—89. Dauriac. — Phil. Rev. VII 1, S. 99 f. Hibben.

Tetzner, F., Geschichte d. deutsch. Bildung und Jugenderziehung. Litter. Centralbl. 1897 Nr. 46.

Thiele, G., Die Philosophie des Selbstbewußtseins. Z. f. Phil. Bd. 110, 2, S. 273—280. Dorner.

Tiling, Über die Entwicklung d. Wahnideen u. d. Hallucinationen aus dem normalen Geistesleben. Centralbl. f. Nervenheilkunde u. Psychiatrie. Jan. 1898, S. 24. Gaupp.

Titchener, An outline of psychology. Z. f. Hypnotismus etc. VI 5, S. 310.

Toulouse, E., Enquête médico-psychologique sur les rapports de la supériorité intellectuelle avec la nevropathie. Z. f. Hypnotismus etc. VI 5, S. 318.

Trumbull, Philosophy of knowledge. Phil. Rev. VI 6, S. 652—657. Wenley.

Ubthoff, Beiträge zum Sehenlernen Blindgeborener et. Ps. Rev. IV 6, S. 664 f. Seashore.

Unbehaun, Philosophische Selektionstheorie. Deutsche Littztg. 1898, Nr. 5. Ziehen. — Monist VIII 2, S. 305 f.

Unger, Umfang und Anordnung der Geschichte des Poseidonios. Arch. G. Ph. XI 2, S. 308 f. Joël.

Urban, The Psychology of sufficient reason. Phil. Rev. VI 6.

Vailati, Ricerche relative alle storia delle scienze. Ps. Rev. IV 6, S. 682. Hibbon.

Vazille, La question sociale. Rev. Ph. XXIII 2. S. 210 ff. Bernès.

Verworn, Allgemeine Physiologie. Litt. Centralbl. 1897, Nr. 49.

Viallet, Je pense, donc je suis. R. I. Fil. XII 5, S. 240.

Volkelt, J., Ästhetik des Tragischen. Deutsche Rundsch. 1897, Heft 3, S 472 ff. A. Biese. — Vjschr. XXII 1, S. 124 f. Hinrichsen.

Wächter, Fr., Über die Grenzen des telesteroskopischen Sehens. Z. f. Ps. u. Phys. XVI 1, S. 1555—158. Hillebrand.

Walras, Etudes d'économie sociale. Rev. Ph. XXIII 1, S. 103—106. Palante.

Wasmann, Instinkt u. Intelligenz im Tierreich. Litt. Rundschau 1897, Nr. 12.

Watson, Christianity and Idealisme. Int. J. E. VIII 1, 123 f. McTaggart.

Weber, Le principe de non-contradiction comme principe dialectique. Phil. Rev. VI 6.

Wendling, Zu Posidonius und Varro. Arch. G. Ph. XI 2, S. 307 f. Joël.

Wernicke, Kant und kein Ende. Z. f. Phil. Bd. 111, 1, S. 143. König.

Willmann, Geschichte des Idealismus. Phil. Rev. VI 6, S. 661—664. Santayana.

Witasek, Spezielle Dispositionspsychologie. Phil. Rev. VII 1, S. 91. Robins.

—, Beiträge zur speziellen Dispositionstheorie, desgl. zur Psychologie der Komplexionen. Ps. Rev. IV 6, S. 684—687. Smith.

Wolff, G., Psychologie des Erkennens. Rev. Ph. XXIII 2, S. 219.

Woodbridge, Place of pleasure in a system of ethics. Phil. Rev. VI 6.

Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. Monist VIII 2, S. 306.

—, Ethik. Mind VII 25, S. 116. Seth.

—, System der Philosophie, ib. S. 123 f. Barker. — Phil. Rev. VII 1, S. 102. J. E. C.

—, Grundrifs der Psychologie. 2. Aufl. Z. f. Hypnotismus etc. VI 5, S. 309.

Selbstanzeigen.

Barth, P., Philosophie der Geschichte als Soziologie. Vjschr. XXII 1, S. 134.

Cornelius, H., Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Vjschr. XXII 1, S. 135.

Eisenhans, Th., Selbstbeobachtung und Experiment in der Psychologie. Vjschr. XXII 1, S. 136.

Erhardt, Fr., Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Vjschr. XXI 4, S. 541.

Fröhlich, J., Die Individualität vom allgemein-menschlichen u. ärztlichen Standpunkt. Vjschr. XXII 1. S. 137.

Gurewitsch, A., Zur Geschichte d. Achtungsbegriffes und zur Theorie der sittlichen Gefühle. Vjschr. XXI 4, S. 542.

Karpowicz, St., Le but et les problèmes de l'éducation (in poln. Spr.). Przeglad filozoficzny I 1.

Knowlton, Origin and Nature of conscience. Phil. Rev. VI 6.

Kramsztyk, St., Le dernier des fluides impondérables (in poln. Spr.) Przeglad filozoficzny I 1.

Müller, Jos., Philosophie des Schönen in Natur und Kunst. Vjschr. XXI 4, S. 542. (Berichtigung derselben, Vjschr. XXII 1, S. 165.)

Müller, R., Naturwissenschaftliche Seelenforschung. Vjschr. XXII 1, S. 138.

Stern, W., Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft. Vjschr. XXI 4, S. 543.

Stock, O., Lebenszweck u. Lebensauffassung. Vjschr. XXII 1, S. 139.

Twardowski, C., La psychologie dans ses rapports avec la physiologie et la philosophie (in poln. Sprache). Przeglad filozoficzny I 1.

Zehnder, L., Mechanik d. Weltalls. Vjschr. XXI 4, S. 544.



Notizen.

Auch die Polen haben jetzt ihre eigene philosophische Zeitschrift, die Przeglad filozoficzny, welche von Dr. Wl. Weryho in Warschau redigiert wird. – Aus dem Inhalt des ersten Heftes interessiert vor allem ein von S. Dickstein herausgegebener Briefwechsel zwischen Kochanski und Leibniz. Wir werden über die Zeitschrift noch näher berichten.

Berichtigungen.

Wir bitten in Heft 1 berichtigen zu wollen:

S. 137, Z. 2 v. o.: unendliche, statt innerliche.
S. 140, Z. 3 v. o.: Werturteilen, statt: Urteilen.
S. 140, Z. 13 v. o.: Gegensatz, statt: Gegenstand.
S. 140, Z. 17 v. o.: ist das „und" vor „versucht" zu streichen.

Bis zum 15. Febr. sind bei der Redaktion eingegangen:

Alfonso, N. R. d', Sensazioni vibratorie. Roma 1897. Società editrice Dante Alighieri. (16 S.)

Bikeles, Dr. Gust., Zwei philosophische Essays. I. Zur Genese der menschlichen Affekte. II. Gedanken über Ethik. Lemberg 1897. Selbstverlag. (51 S.)

Bilharz, Dr. Alf., Metaphysik als Lehre vom Vorbewufsten. Bd. I enthaltend den analytischen Teil und vom synthetischen Teil die Beziehungen der Metaphysik zur Erkenntnistheorie und Logik und zu den mathematisch-physikalischen Wissenschaften. Wiesbaden 1897. J. F. Bergmann. (VII u. 430 S.) M. 10.—.

Blei, Dr. Fr., Zur Kritik der politischen Ökonomie. Als Einleitung zu einer Theorie der reinen Wirtschaft. Sond.-Abdr. aus d. Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik. Dritte Folge. Band XIV.

Blondeau, Cyr., L'absolu et sa loi constitutive. Paris 1897. F. Alcan. (XXV u. 350 S.) Fr. 6.—.

Böttger, Dr. R., Das Grundproblem der Schopenhauerschen Philosophie. Greifswald 1898. J. Abel. (42 S.)

Boutroux, Prof. Em., Etudes d'histoire de la philosophie. Paris. F. Alcan. (443 S.) Fr. 7.50.

Braig, Prof. Dr. C., Vom Erkennen. Abrifs der Noetik. Freiburg i. Br. Herder. 1897. (VIII u. 255 S.) M. 3.40.

Chiapelli, A., und Stein, L., Ein jüngst bei Pompeji freigelegtes Mosaikbild der Schule v. Athen. Sond.-Abdr. aus d. Arch. f. Gesch. der Philos. Bd. XI 2.

Dessoir, M., Beiträge zur Ästhetik. II. Vom Gegensatz zwischen Wissenschaft und Kunst. Sond.-Abdr. aus d. Arch. f. syst. Philos. V 1.

Dippel, Dr. Jos., Der neuere Spiritismus in seinem Wesen dargestellt und nach seinem Werte geprüft. 2. gänzlich umgearbeit. und erweiterte Aufl. München 1897. R. Abt. (280 S.) Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.50.

Fontana, Giacinto, Il rimorso nel fatto morale. Torino 1898. C. Clausen. (350 S.)

Frenzel, Amtsrichter Gg., Über die Entstehung des römischen Rechtsbegriffs naturalis obligatio. Ein psychologischer Versuch. Leipzig 1897. Breitkopf u. Härtel. (51 S.) M. 1.—

Fulliquet, Gges, Essai sur l'obligation morale. Paris 1898. F. Alcan. (454 S.) Fr. 7.50.

Gentile Dott. Giov., Una critica del Materialismo storico. Estratto dal vol VI fasc. 3 degli Studi Storici. Livorno 1897.

Glatz, Dr. P., Dyspersies nerveuses et neurasthénie. Paris. F. Alcan. (VIII u. 340 S.) Fr. 4.—.

Goebel, Dr. H., Das Philosophische in Humes Geschichte von England. Marburg 1897. Elwert. (114 S.)

Hartmann, Ed. v., Ethische Studien. Leipzig 1898. H. Haacke. (V u. 241 S.) M. 5.—.

Herckenrath, Prof. C. R., Problèmes d'esthétique et de morale. Paris. F. Alcan. (163 S.) Fr. 2.50.

Herrera, A. B., Recueil des lois de la biologie générale. Mexico 1897. Ofic. tip. de la secretaria de fomento. Paris. F. Alcan. (XII u. 143 S.)

Herriot, Ed., Philon le Juif. Essai sur l'école juive d'Aléxandrine. Ouvrage couronné par l'institut. Paris 1898. Hachette & Cie. (XIX u. 367 S.)

Joseph, Dr. M., Die psychologische Grundanschauung Schopenhauers. Eine kritische Untersuchung. Berlin 1897. Mayer & Müller. (176 S.) M. 3.60.

Le Dantec, F., L'individualité et l'erreur individualiste. Paris 1898. F. Alcan. (175 S.) Fr. 2.50.

Lichtenberger, H., La philosophie de Nietzsche. Paris 1898. F. Alcan. (186 S.) Fr. 2.50.

Lloyd, Alfr. H. Ph. D., Citizenship and salvation or Greek and Jew. A Study in the philosophy of history. Boston 1897. Little, Brown and Co. (142 S.)

Lorenz, Dr. Th., Zur Entwicklungsgeschichte der Metaphysik Schopenhauers. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses. Leipzig 1897. Breitkopf u. Härtel. (48 S.) M. 1.—.

Major, Dav. R., The principle of teleology in the critical philosophy of Kant. Ithaca N.-Y. 1897. Ondrus u. Church. (VI u. 100 S.)

Malapert, P., Les éléments du caractère et leurs lois de combinaison. Paris 1897. F. Alcan. (XVI u. 303 S.) Fr. 5.—.

Milhaud, Prof. **G.**, Essai sur les conditions et les limites de la certitude logique. 2me éd. revue. Paris, F Alcan. (VIII u. 203 S.) Fr. 2.50.

Milhaud, G., Le Rationnel, Etudes complémentaires à l'essai sur la certitude logique. Paris 1898. F. Alcan. (179 S.) Fr. 2.50.

Moe, Rev. Joh., Unerkannte Wahrheiten. Ein Wort zur Besinnung. Heft 1. Freiburg i. B. Lorenz u. Woetzel.

Neuendorff, Edm., Das Verhältnis der kantischen Ethik zum Eudämonismus, dargestellt nach ihrem Entwicklungsgange bis zum Erscheinen der Grundlegung der Metaphysik der Sitten. I. Teil. Inaug.-Diss. Berlin 1897.

Opitz, H. G., Grundrifs einer Seinswissenschaft. Band I. Erscheinungslehre. Abteilung I: Erkenntnislehre. Leipzig 1897. H. Haacke. (XXVI u. 319 S.) M. 7.—.

Pekár, Dr. **K.**, Positiv Ästhetika. Megjelenik a Magyar Tudományos Akadémia Támogatásával. Budapest 1897. Hornyánszky Viktor Köryvnyomdája. (XIV u. 672 S.) fl. 4.—

Philippow, M. M., Philosophie der Wirklichkeit. Geschichte und kritische Analyse der wissenschaftlich-philosophischen Weltanschauungen vom Altertum bis auf unsere Tage. Band II. St. Petersburg 1897. XXXIX S. u. S. 417—1177. (In russischer Sprache.) Preis des ganzen Werkes 7 Rub.

Piat, Prof. **Abbé C.**, La personne humaine. Paris, F. Alcan. (404 S.) Fr. 7.50.

Pillon, F., La philosophie de Charles Secrétan. Paris 1898. F. Alcan. (197 S.) Fr. 2.50.

Quantz, J. O., Problems in the Psychology of Reading. Monograph Supplement n. 5 of the Psychological Review. December 1897. (51 S.) 50 Cent.

Rülf, Dr. **J.**, Metaphysik. 4. Band. Wissenschaft der Geisteseinheit. Leipzig 1897. H. Haacke. (XIX u. 385 S.)

Schultz, Dr. **Jul.**, Bemerkungen zur Psychologie der Axiome. Programm des Sophien-Realgymnasiums. Berlin 1897. R. Gaertner. (30 S.)

Strada, J. de, Ultimum organum, constitution scientifique de la méthode générale. Nouv. éd. 2 tomes. Paris, F. Alcan. (XV. u. 387 S. u. 484 S.)

Stratton, Gge. M., Childstudy and Psychology. Reprinted from the Educational Review. September 1897.

Tarantino, Gius., Saggio sulla volontà. Napoli 1897. (130 S.)

Vannérus, All., Till Boströms teoretisca Filosofi. En kritisk studie. Stockholm 1897. A. Bonnier. (193 S.)

Vischer, Fr. Th., Vorträge für das deutsche Volk, herausgegeben v. Rob. Vischer. Erste Reihe: Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Ästhetik. 2. Aufl. m. Bildnis. Stuttgart 1898. J. G. Cotta Nachf. (XVIII u. 308 S.) M. 6.—.

Wagner, Dr. B., Unterricht und Ermüdung. Ermüdungsmessungen an Schülern des neuen Gymnasiums in Darmstadt. Bd. I, Heft 4 der Sammlung von Abhandlungen aus d. Gebiete der pädagog. Psychol. u. Physiol. v. Schiller u. Ziehen. Berlin 1898. Reuther u. Reichard. (134 S.) M. 2.50.

Weitbrecht, C., Die Ästhetik des täglichen Lebens. Sond.-Abdr. aus „Hie gut Württemberg allewege". (24 S.)

Wreschner, Dr. Arth., Methodologische Beiträge z. psychophysisch. Messungen (auf experimenteller Grundlage). Schriften d. Gesellschaft f. psychol. Forschung. Heft II (III. Samml.). Leipzig 1898. Joh. A. Barth. (238 S.) M. 7.—.

Wundt, W., Vorlesungen über die Menschen- u. Tierseele. Dritte, umgearbeite Aufl. Hamburg 1897. L. Voss. (XII u. 519 S.) M. 12.—.

Zeitschriften (bis 15. Februar):

„Archiv für Geschichte der Philosophie", XI 1, 2.
„American Journal of Psychology", IX 2.
„International Journal of Ethics", VIII 2.
„L'Avvenire", I, 16—19.
„Mind" NS. V 25.
„Monist", VIII 2.
„Naturwissenschaftliche Wochenschrift v. Potonié", XII 10—12; XIII 1.
„Nuovo Risorgimento", VII 8—12.
„Przeglad filozoficzny", I 1.
„Revue de l'Université de Bruxelles", III 3—5.
„Revue de Métaphysique et de Morale", V 6; VI 1.
„Revue Philos. de la France et de l'Etr.", XXII 11, 12; XXIII 1, 2.
„Rivista italiana di Filosofia", XII 6. (Nov.-Dic.)
„Rivista quindicinale di psicologia, psichiatria etc.", I 12—18.
„The Philosophical Review", VI 6; VII 1.
„Voprosy philosophii i psychologii", VIII 5.
„Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane", XV 5, 6; XVI 1, 2.
„Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik", Bd. 110, Heft 1 u. 2; Bd. 111, Heft 1.
„Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik", IV 6; V 1.
„Zeitschrift für Sozialwissenschaft", I 1.

THE AMERICAN JOURNAL OF PSYCHOLOGY

Founded in 1887 by **G. Stanley Hall**

edited by

G. STANLEY HALL, President and Professor of Psychology, Clark University; **E. B. TITCHENER**, Sage Professor of Psychology, Cornell University; and **E. C. SANFORD**, Assistant Professor of Psychology, Clark University

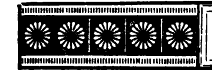
with the assistance of

Professor **F. Angell**, Stanford University; Professor **H. Beaunis**, Universities of Nancy and Paris; **Dr. V. Henri**, Leipzig; Professor **C. F. Hodge**, Clark University; **Dr. A. Kirschmann**, University of Toronto: Professor **O. Külpe**, University of Würzburg; **Dr. G. W. Störring**, University of Leipzig; **Dr. A. Waller**, F. R. S., London; and Professor **H. K. Wolfe**, University of Nebraska.

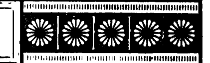
The AMERICAN JOURNAL OF PSYCHOLOGY is a quarterly magazine, devoted to the interests of Psychology in the widest sense of the word. It publishes (1) the results of psychophysical investigation and of laboratory work in psychology; (2) studies in abnormal psychology, — insanity, criminology, degeneration, etc.; (3) researches in the psychology of custom, myth, religion, etc.; (4) articles upon genetic psychology, and more especially upon child-study; (5) studies of animal psychology; (6) neurological researches which have a bearing upon psychology, normal or abnormal; and (7) papers dealing with the psychology of the various philosophical disciplines, ethics, logic, aesthetics, etc.

Subscription price $5.00 yearly. Agents: London, **Trübner & Co.**; Paris, **Em. Terquem**; Turin, **E. Loescher**; Leipzig, **F. A. Brockhaus**; Berlin, **Mayer & Müller**; Worcester, Mass., **J. H. Orpha.**

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Abhandlungen.



Der Empiriokritizismus,

zugleich eine Erwiderung auf W. Wundts Aufsätze: „Der naive und kritische Realismus“ II u. III.

Von **Fr. Carstanjen**, Zürich.

(Dritter Artikel.)

Inhalt.

Es werden die Aussagewerte: Sache, Gedanke, Wahrnehmung, Vorstellung betrachtet, um dabei den Vorwurf eines naiven Realismus abzuweisen, und dann der Ablauf des theoretischen Verhaltens auf Grund der Vitalreihe erörtert.

β) Die Modifikationen der Grundwerte.

Ganz abgesehen von den bisher in der Wundtschen Darstellung des Empiriokritizismus nachgewiesenen Irrtümern in vielen wichtigen Einzelheiten und der grundsätzlichen Verschiedenheit in einzelnen psychologischen Fragen, habe ich Wundt von allem den Vorwurf gemacht, er identifiziere den Empiriokritizismus mit einem empirischen Kritizismus und verkenne völlig die Grundabsicht der »Kritik d. r. Erf.«, die allgemeine und formale Betrachtung. Die Fortsetzung giebt mir Gelegenheit, der weiteren Frage näher zu treten, in wie weit Wundt berechtigt ist, dem Empiriokritizismus die Tendenz zu einem geläuterten, kritischen Realismus zuzuschreiben. Avenarius würde sich jedenfalls nicht weniger wie v. Schubert-Soldern gegen die Identifizierung seiner philosophischen Anschauung

mit der eines naiven Realismus gesträubt haben [1]). Ja, Avenarius hat das in der schon einmal zitierten Stelle (Weltbegriff S. X) bereits gethan, wie er ja auch lebhaft gegen die Verwechslung seiner Anschauung mit Empirismus protestierte [2]). Meine Aufgabe wird also darin bestehen, zunächst zu zeigen, inwieweit der Empiriokritizismus von einem naiven Realismus sich entfernt, wozu mir die Darstellung einiger Modifikationen der Grundwerte Gelegenheit giebt — und später, inwieweit die Zuordnung zum kritischen Realismus etwa zu Recht bestehen kann, wozu mir der am Schlufs der Kritik aufgestellte »definitive Weltbegriff« Anlafs geben wird.

Stellen wir als Charakteristikum jeder realistischen Auffassungsweise fest, dafs in ihr ein objektives, konkretes, unabhängiges Sein (die Dinge) zum Ausgangspunkt genommen wird, um das Denken und Vorstellen daraus abzuleiten [3]). Die realistische Auffassung wird „naive" genannt, als die Auffassung „der nicht philosophisch Gebildeten" [4]), als „die Auffassung des gemeinen Mannes, des gesunden Menschenverstandes; er verwirft nicht alle Reflexionen, sondern nimmt nur die gewöhnlichsten und allgemeinsten als wahr an" [5]); — sie wird „kritische genannt, wenn durch das Denken, durch die Hilfsmittel der Abstraktion und Reflexion eine Läuterung eingetreten ist, so dafs „nicht blofs das naive Gemüt, sondern auch die gereifte Reflexion" befriedigt wird [6]).

Nun kann man vielleicht mit weniger oder mehr Recht sagen, dafs Avenarius ausgeht von einem naiven Realismus,

---

[1]) Vgl. v. Schubert-Soldern, Erwiderung auf Prof. Wundts Aufsatz „Über naiven und kritischen Realismus. Philosophische Studien XIII 2.

[2]) Diese Zeitschr. Jahrg. XVIII, Heft 1, S. 31.

[3]) W. Wundt, Über naiven und kritischen Realismus. Art. I. Philosophische Studien XII 3, S. 310. — Falkenberg, Geschichte der neueren Philosophie, 3. Aufl., S. 355.

[4]) G. Uphues, Das Bewufstsein der Transzendenz. Diese Zeitschrift XXI 4, S. 457.

[5]) v. Schubert-Soldern a. a. O. S. 306.

[6]) Wundt a. a. O. Art. I, S. 313.

weil er zunächst als wahr annimmt, was der „gesunde Menschenverstand“ als wahr betrachtet. Und da er wenigstens in diesem einen Moment mit dem naiven Realismus übereinstimmt, so ist man nur allzuschnell und -gern bereit, die ganze Theorie mit dem naiven Realismus zu identifizieren. War es doch auch dieser eine Umstand, der 1893 W. Schuppe verleitete, in den Werken von Avenarius eine „Bestätigung des naiven Realismus“, eine Bestätigung seiner „schon so lange vergeblich gepredigten Überzeugung“ zu finden [1]. Aber Avenarius ist noch viel naiver, wie der naive Realismus. Der „gemeine Mann“ v. Schubert-Solderns trifft schon eine gewisse Auswahl, er „verwirft“ schon einen Teil aller Reflexionen, er übt schon Kritik mit dem Maſsstab des ihm Geläufigen, Gewohnten. Avenarius ist gleich dem „philosophisch Ungebildeten“ von Uphues; denn Avenarius nimmt eben überhaupt alles als wahr hin (Kr. Vorw. XVI) — alles, völlig unkritisch! Und er thut das deswegen, weil er die von Wundt so schön hervorgehobenen Schwierigkeiten in der Bestimmung des wirklichen Inhalts des naiven Erkennens [2]) sehr wohl selber zu übersehen weiſs, und weil er ja eben alle Erfahrungen, alle Aussagen ohne Unterschied zum Objekt seiner Kritik nehmen will. Er geht also gar nicht aus von der Meinung: der philosophisch Ungebildete habe recht, der Philosoph mit seiner Anschauung habe unrecht, sondern er stellt beide einander gleich. Ist das naiver Realismus? — Und wenn ich an dieser Stelle das Resultat der Kritik vorweg nehme und sage: Alle Entwicklung der Wissenschaft tendiert auf Annäherung an den in allen Weltanschauungen steckenden gemeinsamen, biologisch haltbaren Kern — ist das so ohne weiteres kritischer Realismus?

Wenden wir uns zuerst der Art zu, wie Avenarius die Bedingungen der Aussagewerte ‘real’ und ‘ideal’ bestimmt. Es zeigen uns die mitmenschlichen Aussagen, daſs ein E-Wert

---

[1]) W. Schuppe, Die Bestätigung des naiven Realismus. Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Richard Avenarius. Diese Zeitschr. Jahrg. XVII, Heft 3, S. 364 ff.

[2]) W. Wundt a. a. O. Art. I, S. 315.

(Element oder Charakter) gesetzt sein kann, auch wenn für das betreffende Individuum und sein Centralorgan die indirekte Bedingung, der Umgebungsbestandteil *nicht* mehr gesetzt ist, wenn also nur centrale Bedingungen vorliegen; das Individuum sagt unter Umständen dennoch aus: Farbe, Schall, Baum, Mensch, Lust etc. Avenarius unterscheidet daher zwischen peripher und central bedingten Änderungen. Er nimmt damit an, dafs in einem Partialsystem c_1 ein Änderungsvorgang wiedergesetzt sein kann, wenngleich seine Komplementärbedingung R nicht mehr gesetzt ist. Für diesen Fall wird der Änderungsvorgang des Partialsystems c_1 ausgelöst durch das Übergreifen der Änderungen anderer Partialsysteme c_2, c_3 . . auf c_1. Wir haben es dann mit einer Modifikation derjenigen Form zu thun, in welcher der Änderungsvorgang ursprünglich eintrat; und dieser modifizierten Form entspricht auch eine modifizierte Bezeichnung. Die Individuen, welche in sprachlichem Verkehr untereinander stehend gedacht sind, werden ihre peripher bedingten E-Werte sprachlich von ihren central bedingten unterscheiden. Sie thun das gemeinhin durch eine Modifikation des Existenzials. Wenn ein E-Wert peripher bedingt ist, so sagen die Individuen aus: das ist eine 'Sache', ist als 'Sache' gesetzt — sei es nun Farbe, Schall, Baum, Mensch, Lust, Schönheit. Wenn ein E-Wert aber central bedingt ist, so sagen die Individuen aus: das ist ein 'Gedanke'. (Wir werden gleich sehen, warum Avenarius hier nicht schon von Wahrnehmung und Vorstellung spricht.)[1])

Nun bedeutet aber Realität nur dasselbe wie 'Sachhaftigkeit' 'Sache' und real dasselbe wie 'sachhaft', während andererseits Idealität nur dasselbe wie 'Gedankenhaftigkeit' und ideell dasselbe wie 'gedankenhaft' bedeutet. (Kr. II n. 517.)

Zwischen der Modifikation 'Sache' und derjenigen 'Gedanke' liegt durch den Wegfall des Umgebungsbestandteiles und durch das rein central Bedingtsein des Gehirnvorganges eine sehr beträchtliche Bedingungsverschiedenheit vor. Avenarius

---

[1]) Vgl. Art. I, diese Zeitschr. XXII 1, S. 71.

nimmt daher zwischen beiden noch Zwischenglieder, Übergangsglieder an. Diese faſst er für seine Zwecke in eins zusammen, welches als 'Nachbild' bezeichnet wird. Die Bezeichnung ist der physiologischen Terminologie entnommen, bedeutet aber für die Krit. d. r. Erf. mehr. Das physiologische Nachbild, als Nachwirkung einer Lichtreizung, ist nur innerhalb einer gewissen Zeit unmittelbar nach einem intensiven Änderungsvorgang im peripheren Endapparat, sowie im Centralorgan setzbar[1]. Was Avenarius unter 'Nachbild' versteht, ist nicht an irgendwelche Zeit und nicht an bestimmte Sinne gebunden; es kann sich ebenso gut auf den Gesichtssinn als auf den Gehörssinn beziehen und unterscheidet sich vom 'Gedanken' einzig durch gröſsere Intensität und Lebhaftigkeit. Wenn plötzlich bei irgend einem ganz zufälligen Anlaſs ein vor langen Jahren besuchtes Capreser Weinhaus mit seinem stimmungsvollen Innern, mit den darin getroffenen Personen, mit dem Klang ihrer Stimmen, der Art ihres Aussehens, ihrer Bewegungen in höchster Lebendigkeit und Deutlichkeit vor mein 'geistiges' Auge und Ohr hintritt, so reicht zur sprachlichen Bezeichnung dafür das Wort 'Gedanke', 'Erinnerung' etc. nicht aus. Die poetische Sprache würde etwa den Ausdruck 'Gesicht' (= Vision) gebrauchen. Und das ist es, was Avenarius in Ausdehnung auf alle Sinne unter »Nachbild« begriffen haben will.

Als ein viertes Glied nimmt Avenarius noch den letzten schwachen und unanschaulichen Rest des bereits verflüchtigten Gedankens hinzu, den er als 'Nachgedanken' bezeichnet, und erhält so eine Reihe von E-Werten:

Sache, Nachbild, Gedanke, Nachgedanke.

Sache und Gedanke erscheinen hier in einer ganz eigenartigen Auffassung; sie sind nicht prinzipiell, sondern nur graduell verschieden; sie sind verschieden nach ihren Bedingungen, bleiben aber vergleichbar. Der Unterschied beruht auf dem Peripher- oder Central-bedingt-sein, sowie auf den beim E-Wert

---

[1]) Vgl. Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. 3. Aufl., S. 115 ff.

'Sache' mitgesetzten, beim 'Gedanken' fast fehlenden Muskel- und Organgefühlen.

Erwähnt werden mufs dabei, dafs Avenarius das „peripher bedingt" in einem besonderen Sinne gebraucht. Er bezieht das „peripher" nicht auf das „Individuum" in der Art, wie die Physiologie von peripheren Endapparaten spricht, sondern er bezieht es auf das „System C", so dafs alle Bedingungen, welche aufserhalb des Systems C gegeben sind, zu den peripheren gehören. Ohne diese Bestimmung wäre die Charakterisierung z. B. des Schmerzes als Sache unmöglich[1]).

Die genannten Glieder der Reihe nennt Avenarius (Krit. n. 533) die **Setzungsformen** der E-Werte, und zwar sowohl der Elemente und Elementenkomplexe als der Charaktere. Der E-Wert 'Sache' ist die primäre Setzungsform, 'Nachbild' die sekundäre u. s. f. (Weltbegr. n. 241 c.) Dies umschliefst, dafs uns die E-Werte zuerst in der primären Form gesetzt werden — »gewöhnlich (vielleicht immer)« wie die Krit. n. 516 sagt. —

Mit der Weiterentwicklung des sprachlichen Austausches kommt ein Neues hinzu, wodurch der Unterschied zwischen den verschiedenen E-Werten, welche mit ein und demselben R verbunden werden können, sich differenziert und nicht ein Unterschied der Inhaltsintensität allein ist. Es bilden sich neben den bereits vorhandenen Setzungsformbezeichnungen solche höherer Ordnung (Krit. n. 526), mit welchen nicht nur der Umgebungsbestandteil nach Inhalt und Form charakterisiert wird, sondern vielmehr die *Beziehung* des R zum menschlichen Individuum. Reflektieren nämlich die Individuen, sobald ihnen ein E-Wert 'Licht', 'Ton', 'Lust' gesetzt ist, nicht nur auf das Was der Setzung, sondern zugleich auf sich selbst und das

[1]) Die gegebene Auffassung des Begriffes „peripher" stimmt übrigens ganz damit überein, dafs auch der Begriff „Umgebungsbestandteil" (R = Reiz) sich nicht blofs auf die Umgebung des „Individuums" bezieht, sondern ebenfalls auf das System C. (Vgl. Krit. I, n. 62, Abs. 2.) Es lassen sich dadurch bei den Umgebungsbestandteilen unterscheiden: Gegenstände der Aufsenwelt, und Bestandteile, welche neben dem System C das Ich ausmachen.

Wie der Setzung für sie, so charakterisieren sie das 'Licht', sofern es zuerst als 'Sache' bezeichnet wurde, jetzt noch speziell als von ihnen 'gesehen', den 'Ton' als von ihnen 'gehört', die 'Lust' als von ihnen 'gefühlt' — kurz alle Elemente und Charaktere, welche als 'Sache' auftraten, noch speziell als von ihnen 'Wahrgenommenes', als 'Wahrnehmung'.

Das Neue beruht darauf, dafs jetzt ein Glied mehr zur Abhebung gelangt ist: die Beziehung eines Umgebungsbestandteiles zum Individuum, resp. die Abhängigkeit des E-Wertes vom Individuum[1]). Demgemäfs betrachtet Avenarius diese spezielle, in Verbindung mit dem E-Wert 'Sache' auftretende Bezeichnung als eine durch die Sprache mitbedingte weitere Modifikation des Existenzials; sie besagt (als Modifikation) nicht dasselbe wie 'Sache', beruht vielmehr auf einer mit der Abhebung verbundenen Modifikation der uneigentlichen Gefühle. (Weltbegr. n. 20.) Mit diesem neuen E-Wert wird die Setzungsform näher bestimmt. Etwas als 'wahrgenommen' charakterisieren heifst, es speziell nach Seite seiner Setzungsbedingungen beim Individuum charakterisieren; es wird daher der E-Wert 'Wahrnehmung' als **Positionalcharakter** bezeichnet, wofür sich ohne Schaden recht gut **Setzungscharakter** sagen liefse.

Wie hier die Setzung*form* 'Sache' in: 'Wahrnehmung' ihren Setzungs*charakter* erhält, so erhalten auch die übrigen Setzungsformen: Nachbild, Gedanke etc. im sprachlichen Austausch ihren speziellen Setzungscharakter, und zwar in Modifikationen des E-Wertes 'Wahrnehmung'. Für das 'Nachbild' wird derselbe als 'Nachwahrnehmung' bezeichnet, für den 'Gedanken' aber als 'Vorstellung'. So erhalten wir hier eine scharfe, formale Unterscheidung der vier Werte: Sache und Gedanke, Wahrnehmung und Vorstellung. Ich resümiere dahin:

'Sache' — ein E-Wert[2]) zur Bezeichnung der *peripher* bedingten Abhängigkeit eines Elements oder Charakters von einem *Umgebungsbestandteil* R;

[1]) Vgl. hierzu auch Kr. II, n. 942 ff.

[2]) Ich könnte hier mit E. Mach auch sagen: „ein akustisches Merkmal". Prinzipien der Wärmelehre, S. 65.

'Gedanke' — ein E-Wert zur Bezeichnung der *central* bedingten Abhängigkeit eines Elements oder Charakters von einem *Umgebungsbestandteil* R;
'Wahrnehmung' — ein E-Wert zur Bezeichnung der *peripher* bedingten Abhängigkeit eines Elements oder Charakters vom *Individuum.*
'Vorstellung' — ein E-Wert zur Bezeichnung der *central* bedingten Abhängigkeit eines Elementes oder Charakters vom *Individuum.*

Das liefse sich auch so ausdrücken: 'Sache' und 'Gedanke' sind E-Werte zur Bezeichnung der Art, wie sich R zu E (Element oder Charakter) verhält; (vorwiegend objektiv-charakterisierende Werte); 'Wahrnehmung' und 'Vorstellung' sind E-Werte zur Bezeichnung der Art, wie sich das Individuum resp. sein System C zu E (Element oder Charakter) verhält (vorwiegend subjektiv-charakterisierende Werte). Wie ein jeder E-Wert in den verschiedenen Setzungsformen ausgesagt werden kann[1]), so kann auch jeder derselben wieder bei Abhebung der Beziehung zum Individuum nach den verschiedenen Setzungscharakteren ausgesagt sein. Jetzt erklärt es sich, warum Avenarius die Erfahrung 'Baum' nicht unter die Erfahrung 'Wahrnehmung' subsumiert. Beide werden als E-Werte gleichwertig neben einander gestellt, werden koordiniert. Ein und derselbe Umgebungsbestandteil R wird also zuerst sprachlich und zwar inhaltlich bezeichnet (z. B. als 'Baum'), dann nach Art seiner Setzung: als 'Sache', und endlich nochmals nach Art seiner Setzung in Bezug zum Individuum: als 'Wahrnehmung'.

Wundt giebt eine verworrene Darstellung dieser Modifikationen. Er sagt z. B. Modifikationen könnten entstehen, „wenn peripherisch und central bedingte Änderungen des Systems C gleichzeitig sich einstellen" (S. 19) — trotz dieser Gleichzeitigkeit heifst es dann unmittelbar weiter: „wo im ersten Fall (!) der E-Wert die spezifische Form der »Sachhaftigkeit«, im zweiten (!) den des »Gedankenhaften« annimmt . . ." Indem

[1]) Vgl. Art. I, S. 71.

dann Wundt zur zweiten Reihe: Wahrnehmung, Nachwahrnehmung, Vorstellung übergeht, behauptet er (S. 19 Z. 5 v. u.), diese Modifikationen seien „nur Wiederholungen der ohne Zuthun der Sprache entstandenen natürlichen Modifikationen" (Sache, Nachbild, Gedanke). Dies ist irrig, denn die Reihe der E-Werte Sache, Nachbild, Gedanke ist niemals ohne Zuthun der Sprache entstanden, und Avenarius sagt auch ausdrücklich (n. 526), dafs in den sämtlichen Fällen dieser Gruppe »die Modifikation selbst als auf der Sprache beruhend angenommen« wurde. Es erwächst also nicht nur das Glied 'Nachgedanke' durch die Mithilfe der Sprache, wie Wundt behauptet. (S. 20 Z. 11 v. o.) Ferner ist es irrig, dafs die Setzungsformen „zur Klasse der Elemente" gehörten. (S. 20 Z. 13 v. o.) Hier ist wieder der Grundirrtum der Wundtschen Auffassung. Wie ich schon im ersten Artikel zeigte (S. 70 f.), identifiziert Wundt die »Elemente«, welche für Avenarius in der Krit. d. r. Erf. nur als E-Werte vorhanden sind, völlig mit den Umgebungsbestandteilen, also den R-Werten. Hier, wo es sich um den speziellen E-Wert 'Sache', 'sachhaft' und seine Modifikationen handelt, wird 'Sache' wieder mit Umgebungsbestandteil R identifiziert; der abhängige Wert 'Sache' wird bei Wundt zum unabhängigen Wert, das Bedingte wird mit der Bedingung identifiziert — und mit dieser absoluten Betrachtungsweise ist dann freilich der naive Realismus fertig. Aber die Voraussetzungen wie die Schlufsfolgerungen Wundts sind irrig. Die Setzungsformen gehören nicht zu den Elementen, sondern zu den Charakteren; sie sind Charaktere für das Was der Setzung; dagegen sind die positionalen E-Werte 'Wahrnehmung', 'Vorstellung' Charaktere für das Wie der Setzung.

Dafs in dieser Analyse der Krit. auch wieder eine formale und nicht eine materiale Behandlung vorliegt, ist aus dem vorangegangenen wohl ersichtlich. Sogenannte formale Bestimmungen werden auch sonst wohl in der Philosophie gegeben; sie sind dann gleich allgemeinen Bestimmungen und treten neben die speziellen, welche auch wohl materiale genannt werden. Im Grunde beziehen sich aber beide auf den *Inhalt* der Begriffe, nur einmal im engeren, einmal im weiteren Sinne. Avenarius würde also *diese* formale und *diese* materiale Behandlung *beide* als material bezeichnen, während es ihm bei *seiner* formalen Behandlung auf Feststellung der allgemeinen Form durch Auf-

zeigung der Bedingungsgesamtheit ankommt. Das soll durch folgende Zusätze zu den vier wichtigen Begriffen: Sache, Gedanke, Wahrnehmung, Vorstellung noch hervorgehoben werden.

1. ad 'Sache'. — Avenarius will gar nicht bestimmen: was ist real, was ist eine Sache etc., sondern: welche Bedingungen liegen vor, wenn etwas als 'Sache', als 'real' etc. bezeichnet wird. Daher antwortet er auch nicht mit Wundt: Real ist „das in der Erfahrung enthaltene einzelne Sein oder Geschehen nebst den Beziehungen, durch die es mit der Gesamtheit alles Realen verbunden ist" [1]), sondern er sagt: Formal genommen ist 'Sache', 'real' ein E-Wert, Aussagewert, zu dem ein R-Wert (das in der Erfahrung enthaltene einzelne Sein und Geschehen — als Umgebungsbestandteile und deren Änderungsprozesse) die *eine* Bedingung ist, während ein Änderungsprozefs im nervösen Centralorgan mit seinem speziellen Übungswert die andere Bedingung bildet [2]). Der Unterschied ist hier dieser: Wundt identifiziert, wie schon gesagt, 'real', 'Sache' (das Bedingte) mit nur einer der Bedingungen, und zwar mit der mittelbaren — das ist ein Produkt der absoluten (naiven) Betrachtung, auf welche der nächste Artikel näher eingehen soll [3]). Bei Avenarius fallen, für die durchaus relative Betrachtung der Krit. d. r. Erf., 'Sache' und Umgebungsbestandteil auseinander, sind nicht identisch; 'Sache' ist der abhängige E-Wert — ›Umgebungsbestandteil‹ ist der unabhängige R-Wert.

Hiermit wären wir bei einer wichtigen Frage angelangt: die Annahme eines unabhängigen R und das Verhältnis zum abhängigen E. Das hängt mit dem Vorwurf eines Realismus auf engste zusammen.

Wo Avenarius den Ausdruck „abhängig von" einführt, setzt er ihn identisch mit „bedingt durch" (Krit. n. 41); dem

[1]) Über naiven und kritischen Realismus, Artikel I. Philos. Studien XII 3, S. 312.

[2]) Vgl. m. Art. II, S. 205 f.

[3]) Vgl. auch Physiol. Psychol. 3. Aufl. II, S. 1: „Diese [Vorstellungen] aber werden von dem natürlichen Bewufstsein den Gegenständen, auf die wir sie beziehen, identisch gesetzt . . ."

bedingten, abhängigen Wert steht der bedingende oder unabhängige gegenüber. Die Einleitung bemerkt dazu, dafs mit dem Begriff der Abhängigkeit nicht zugleich der der Kausalität etc. verbunden werde[1]). In n. 91 sagt dann AVENARIUS, dafs die Abhängigkeit des Wertes E von R und $C + \Delta C$ nur als logische vorausgesetzt sei, d. h. die Annahme enthalte nichts, als dafs, wenn R und $C + \Delta C$ vorausgesetzt sind, dann auch E anzunehmen sei[2]). Diese logische Abhängigkeit soll also nicht einen Zusammenhang von Organ und Funktion bedeuten, die abhängigen Werte werden nicht als Funktion organischer Gebilde betrachtet. Da AVENARIUS immer ausgeht von den E-Werten, so sind zunächst

die E-Werte = abhängige Werte
System C Änderungen = unabhängige Werte.

Da letztere aber ihrerseits wieder bedingt sind durch die Änderungsprozesse der Umgebungsbestandteile, so erhalten wir:

System C-Änderungen = abhängige Werte
R-Werte = unabhängige Werte.

Die beiden sich ergebenden Arten unabhängiger Werte unterscheidet AVENARIUS als solche erster und zweiter Art (Weltbegr. n. 27). Wir könnten die abhängigen geradeso unterscheiden. Da nun aber auch die R-Werte nicht als ein absolutes Etwas gemeint sind, das ohne irgendwelche Bedingungen gegeben sei, sondern wieder als ein Bedingtes oder Abhängiges aufgefafst werden können, so ergeht daraus, dafs die Bezeichnung abhängig und unabhängig nicht ein spezifisches Charakteristikum eines der betrachteten Werte ist, dafs es sich nicht um eine prinzipielle, dogmatische materiale, sondern um eine methodologische formale Unterscheidung handelt. Die Umgebungsbestandteile sind nicht ein Unabhängiges an sich, sie sind nur unabhängig in Bezug und in Gegensatz zu den Änderungen des Systems C als den zugehörigen Abhängigen. Handelt es

---

[1]) Kr. I, n. 39, S. 22; Weltbegr. S. 128, XI.

[2]) Vgl. auch Bemerkungen z. Begr. d. Gegenstandes d. Psychol. n. 153 ff. Diese Zeitschr. XIX 1.

sich aber um blofs methodologische Unterscheidungen, so hindert nichts unter Umständen auch die E-Werte als die unabhängigen, bedingenden Werte auffassen und die R-Werte als die von ihnen bedingten, abhängigen. Ein Gemälde kann ich z. B. als E-Wert eines Künstlers betrachten, insofern es mir etwas mitteilt; ich kann es aber auch als R-Wert betrachten, und dann sind jedenfalls die E-Werte des Künstlers, welche als „Phantasie" zusammengefafst zu werden pflegen, die bedingenden, unabhängigen Werte [1]). Da die Krit. nur formal betrachten will, so genügt die gegebene rein methodologische Bestimmung für ihre Zwecke vollkommen; der andere, materiale und kausale Sinn von „unabhängig", als „nicht von uns hervorgebracht" [2])

---

[1]) Ich trete mit dieser Auffassung in Gegensatz zu R. Willy, der in seinem Artikel „Die Krisis in der Psychologie" II (diese Zeitschrift XXI 2, S. 244) fragt: „Woran liegt es, dafs wir alles Psychische in Bezug auf ein zugehöriges Physisches immer nur als ein Abhängiges und nicht etwa umgekehrt ebensowohl auch als ein Unabhängiges und das Physische (in Bezug auf das Psychische) als ein Abhängiges denken müssen?" Wir sind nicht gezwungen so zu denken, obwohl innerhalb *desselben* Verbandes die abhängige psychische Variable nicht zur unabhängigen werden kann; sobald die Stellung eines Wertes als Abhängiges oder Unabhängiges wechselt, wechselt auch der Beziehungsverband, in welchem der Wert steht. Das gilt aber auch für den Fall der beiden Billardkugeln, an welchem Willy (ib. S. 246) exemplifiziert. Man kann wohl die beiden Kugeln mit einander vertauschen, aber die Kugeln stehen auch nicht im Verhältnis von Ursache und Wirkung zu einander — was ich nicht mit einander vertauschen kann, das ist die ursprüngliche Bewegung (als unabhängig Variable) mit der resultierenden Bewegung (als abhängig Variable); dagegen kann ich sehr wohl in einem zweiten Beziehungsverband diese resultierende Bewegung wiederum als die unabhängig Variable auffassen. — Aufserdem ist die Identifizierung von Bedingung mit „Ursache" und von Bedingtes mit „Wirkung" empiriokritisch unzulänglich, schon weil mit ihr sofort wieder die zeitliche Differenz zwischen beiden auftritt, wie auch die Auffassung Willys deutlich verrät (auf S. 247 „erst dann . . . nachdem"). — Auf die Frage des psychophysischen Parallelprinzips einzugehen, ist hier noch nicht der Ort.

[2]) Wundt, Logik, 2. Aufl. I, S. 465.

kommt also gar nicht in Betracht. Und *weil* diese Bedeutung gar nicht in Betracht kommt, *weil* die Krit. nur *formal* betrachtet, darum ist ihre Auffassung eine ganz andere als die des naiven Realismus.

Hat man immer die Grundabsicht der Krit. klar vor Augen, so verfällt man nicht in den Fehler, von dem Werke zu viel zu erwarten und zu viel zu verlangen. Man ist so gewohnt, in jedem gröfseren Werke sofort das „System" des betreffenden Autors zu sehen, dafs man anscheinend nur schwer begreift, es handle sich in der ganzen Krit. d. r. Erf. gar nicht um ein System, sondern um dessen Vorarbeit, der kritischen Betrachtung aller Aussagen. Und diese Vorarbeit ist nur darum so umfangreich geworden und erforderte ein ganzes Menschenleben, weil immer mehr die Einsicht stieg, wie ungeheuer die Verwicklung war, und von welcher Bedeutung die kritische Vorarbeit sein konnte. AVENARIUS' Bescheidenheit, die WUNDT einmal hervorhebt, war nicht nur eine der Person, sondern auch eine der Sache.

WUNDT fragt in seiner Logik (I, S. 462): „Welches sind nun die logischen Kriterien, nach denen wir entscheiden, dafs unserem Denken ein Gegenstand gegeben sei?" Wenn wir bei der Beantwortung dieser Frage nicht die formale mit der materialen Betrachtung vermischen wollen, so lautet die Antwort einfach: Weil unser Denken dem Satze untersteht, dafs alles seine Bedingungen hat, dafs nichts als bedingungslos vorausgesetzt werden kann. Zu diesen Bedingungen gehört der R-Wert. Bei der formal-logischen Betrachtung genügt es, das Peripher-bedingt-sein der primären Setzungsform durch einen R-Wert anzunehmen. Hierbei ist R nicht ein Substanzbegriff, denn wir sehen in ihm nicht den „unbekannten Träger" unserer „Vorstellungen", sondern eben nur formallogisch die Komplementärbedingung. Das ist sein „Wie" — das „Was" bleibt ganz aufser Betracht. Erst Sache der materialen Betrachtung ist es dann, die weitere Frage zu beantworten, ob nun dieser R-Wert *aufser* uns gegeben ist, als Umgebungsbestandteil, Gegenstand im eigentlichen Sinne, oder aber als zum Ich gehörig, als Ichbestandsteil. Die Antwort hierauf giebt daher AVENARIUS erst im »Weltbegriff« (n. 141). Für die Kritik der Erfahrung bedürfen wir der Antwort gar nicht. Wir sagen also nicht mit WUNDT: „Gegen-

stände oder Dinge sind von unserm Willen unabhängige Komplexe von Empfindungen, denen räumliche Selbständigkeit und zeitliche Stetigkeit zukommt"[1]), sondern bleiben bei der formalen Antwort: Gegenstände oder Dinge sind ein Teil aller denkbaren Komplementärbedingungen zu den E-Werten. Der obige Satz WUNDTS zeigt auch die Art, wie er die Bezeichnung „unabhängig" benutzt. Wenn AVENARIUS methodologisch A als unabhängig von B bezeichnet, so ist damit immer B als abhängig von A angenommen. Nicht bei WUNDT; wenn er die Dinge als vom Willen unabhängige Empfindungskomplexe bezeichnet, so meint er doch nicht, dafs der Wille nun das von diesen Empfindungskomplexen Abhängige sei. Bei WUNDT heifst das „unabhängig" also nichts weiter, als dafs beide Werte gar nichts mit einander zu thun hätten im materialkausalen Sinne. Da sich solcher Werte beliebig viele anführen liefsen, so ist die Gegenüberstellung willkürlich und unwissenschaftlich.

Wenn KANT zu dem Resultate kam, dafs wegen der Apriorität gewisser Funktionen des Verstandes, einzelner Begriffe die ganze uns umgebende Wirklichkeit als ein vom Bewufstsein abhängiges Gebilde aufgefafst werden müsse, so führt nun AVENARIUS aus, dafs man „Wirklichkeit" von „Umgebung" (bei der relativen Betrachtung) trennen müsse — die 'Wirklichkeit' wird als E-Wert (Grundwert Sekural) abhängig vom Individuum — das Individuum ist es, welches der Umgebung diese Charakteristik beilegt —, aber die Umgebung, als event. auch aufser uns gesetzte Komplementärbedingung, besteht deshalb dennoch ruhig fort, ohne der allgemeinen Elimination bis auf das allessetzende Ich zu unterliegen.

2. ad Gedanke. — Die herrschende Philosophie hält Sache und Gedanke für etwas absolut und toto genere Verschiedenes, weil sie die Sache zum Sein, zu den R-Werten rechnet, den Gedanken aber zum Denken, einem noch aufserhalb der E-Werte stehenden „psychischen Vermögen", und weil in ihr Sein und Denken als zwei ewig getrennte Welten dualistisch auseinander fallen. Das ist hier aufgehoben. 'Sein' wie 'Denken', 'Sache' wie 'Gedanke' werden einheitlich aufgefafst als bedingte Charaktere. Das 'Denken' ist bei AVENARIUS

[1]) WUNDT, Logik, 2. Aufl. I, S. 467.

die Aneinanderreihung von Gedanken mit der Charakteristik des Fliefsens; von dem Inbeziehungsetzen der einzelnen Gedanken wird dabei nicht gesprochen, das ist schon eine spezielle und durchaus nicht allgemeine inhaltliche Bestimmung. Wundt giebt in seinem „System der Philosophie" (S. 35) an: „Alle Philosophie steht zuerst vor der Frage: Was ist Denken?" Ja, alle Philosophie, sofern sie inhaltlich, material betrachtet. Für diese ist allerdings die Antwort, welche Avenarius mit seiner formalen und begriffsanalytischen Bestimmung des Denkens als Iterativum des Gedankens giebt, wenig befriedigend — aber man vergesse nicht, dafs wir ja nicht bei einen philosophischen „System" sind. Wenigstens ist das erreicht, dafs eine scharfe und glatte Unterscheidung zwischen Denken und Vorstellen gegeben ist, während man sonst immer das Denken durch das Vorstellen erklärt. Bei Wundt baut sich das Denken auf aus den „elementaren Funktionen Vorstellen, Fühlen, Wollen"[1]) und wird so zu einem alles umfassenden Grundbegriff; oder es heifst: „Jeder Denkakt besteht aus gewissen Vorstellungen"[2]), bezieht sich auf Vorstellungen"[3]) — bei Avenarius setzt sich das Denken nur aus Gedanken zusammen und bezieht sich allein auf die E-Werte 'Sachen'; Avenarius würde statt von Vorstellungsverbindung von Gedankenverbindung sprechen, und ich denke, das ist besser und genauer; jedenfalls ist es schon sprachlich richtiger, dafs sich das Denken aus Gedanken zusammensetzt und das Vorstellen aus Vorstellungen, als umgekehrt. — Es ist hier, wo wir erst bei den Einzelwerten sind, noch nicht der Ort, zu besprechen, inwiefern das Denken auch als Erkenntnismittel empiriokritisch aufgefafst werden kann — ich werde später darauf zurückkommen.

3. ad Wahrnehmung. — Wundt sagt[4]): „Der gesamte Inhalt der sinnlichen Wahrnehmung ist uns als ein Mannigfaltiges gegeben, an dem wir einen Stoff, der geordnet

[1]) System der Philosophie, S. 36.
[2]) ibid. S. 38.
[3]) ibid. S. 85.
[4]) System der Philosophie. 2. Aufl., S. 105.

wird, und eine Form, welche die Art und Weise dieser Ordnung darstellt, unterscheiden. Als den Stoff der Wahrnehmung betrachten wir die Empfindungen, an der Form unterscheiden wir die allgemeine Ordnung der Empfindungen in Raum und Zeit und die Sonderung des so geordneten Ganzen der Anschauung in einzelne Vorstellungsobjekte.“ Ich stelle dem gegenüber nur fest, was AVENARIUS unter Stoff und Form der Wahrnehmung versteht, Stoff, im Sinne von Inhalt der Wahrnehmung würde das sein, was als ‘wahrgenommen’ bezeichnet werden kann: die R-Werte im vollen Umfang, also Bestandteile der Umgebung, Bestandteile des Ich, alles, was als physiologischer Reiz auftreten kann. Die Form der Wahrnehmung habe ich schon angegeben als Bezeichnung der peripher bedingten Abhängigkeit eines E-Wertes vom Individuum; die Form ist das Wie der Setzung, festgestellt durch Angabe der Bedingungsgesamtheit. Vor allen Dingen ist hier die unselige Verquickung von Wahrnehmung mit Empfindung oder Vorstellung oder anderen ebenso „rätselhaften“ Begriffen vermieden. Ist das nicht allein schon ein grofser Vorteil? Wir drehen uns ja ewig im Kreise mit solcher „alles vermischenden Begriffsalchimie“. Ist es schon verwirrend, wenn Wahrnehmung mit Empfindung gleichbedeutend gebraucht wird, so erst recht, wenn gar Empfindung als „Wahrnehmungsvorstellung“ aufgefafst wird. Eine formale Unterscheidung läfst sich so feststellen, dafs man sagt: Der E-Wert ‘Wahrnehmung’ dient vorwiegend zur Charakterisierung von Komplexionen der Elemente wie der Charaktere, dagegen hat sich zur Charakterisierung der einfachen Elemente und Charaktere ein besonderer E-Wert gebildet: ‘Empfindung’ [1]). Wenn wir also die Aussage haben: „Blau, Ton a etc. sind Emfindungen“, so sehen wir darin verschiedene Lautkomplexe, einerseits ein Element zur Charakterisierung eines einfachen R, andererseits einen weiteren E-Wert zur Charakterisierung der speziellen Setzung dieses R zum

[1]) Dieselbe Lösung versucht der Aufsatz von J. KODIS: „Der Empfindungsbegriff auf empiriokritischer Grundlage betrachtet“. Diese Zeitschr. XXI 4.

Individuum im gegebenen Aussagefall[1]). Wundt identifiziert 'Wahrnehmung' und 'Anschauung'[2]), Avenarius trennt beide, indem er 'Anschauung' als Nuance auffafst, welche die Wahrnehmung, aber auch die Vorstellung annimmt, sobald sich mit ihnen ein 'Verständnis' oder 'Begreifen' verbindet (Kr. n. 674), was durch mehrere Beispiele illustriert wird. — Die Frage der „inneren Wahrnehmung" als Erkenntnismittel kann erst später beantwortet werden.

4. ad Vorstellung. — Der Umfang des Begriffs Vorstellung ist allmählich, wohl nicht zum geringsten durch den Einflufs der idealistischen Philosophie, so weit geworden, dafs er nicht nur alle anderen E-Werte, sondern auch noch die R-Werte unter sich befafst[3]), besonders bei Wundt, welcher sagt: „Die Welt, soweit wir sie kennen, besteht nur aus unseren Vorstellungen"[4]). Avenarius würde (in absoluter Betrachtung) sagen: Die Welt, soweit ich sie kenne, besteht für meinen örtlichen Standpunkt aus meinen Wahr-

---

[1]) G. Uphues in s. Werke „Wahrnehmung und Empfindung" sagt, dafs unsere ganze Erkenntnisthätigkeit in erster Linie und hauptsächlich auf das Äufsere gerichtet ist; wir können dem nur beipflichten, sofern unter äufsere Wahrnehmung eine Charakterisierung des Äufsern als Wahrgenommenen verstanden ist. Weiterhin hat aber „äufsere Wahrnehmung" bei Uphues noch dieselbe Bedeutung wie die *absolute* Betrachtung bei Avenarius, denn Uphues unterscheidet zwischen der „äufseren Wahrnehmung", in welcher die Empfindungsinhalte einfach bewufst werden, und einer auf die äufsere Wahrnehmung gerichteten analytischen Erkenntnisthätigkeit (der *relativen* Betrachtung bei Avenarius), in welcher die bewufstgewordenen Empfindungsinhalte als bewufst aufgefafst werden. Die 'Wahrnehmung' als E-Wert bleibt hierbei aber unberührt; was sich problematisiert hat, ist alsdann blofs die *Beziehung* des E-Wertes zum aussagenden Individuum, es trägt also nicht zur Klarheit bei, hier den Begriff 'Wahrnehmung' zur Unterscheidung heranzuziehen.

[2]) Grundz. d. physiol. Psychol. 3. Aufl. II, S. 1.

[3]) Eine vorzügliche, knappe Übersicht über die Fassungen des Begriffs Vorstellung seit Kant, giebt Erdmann, diese Zeitschr. Jahrg. X 3, S. 307—315.

[4]) Grundz. der physiol. Psychol. 3. Aufl. II, S. 1.

nehmungen und aus Vorstellungen derjenigen Bestandteile, welche bei früher von mir eingenommenen andern örtlichen Standpunkten meine Wahrnehmungen waren, resp. welche für andere Individuen auf ihren anderen örtlichen Standpunkten Wahrnehmungen sind oder waren. Wundt versteht unter Vorstellung „nach allgemeinem Sprachgebrauch das in unserem Bewufstsein erzeugte Bild eines Gegenstandes oder eines Vorgangs der Aufsenwelt" [1]). Sagen wir „central bedingtes Bild", so ist das auch Avenarius' Meinung; der Unterschied beider liegt aber in der Einteilung. Bei Wundt werden die Vorstellungen eingeteilt in:

1. solche, die sich auf wirkliche Gegenstände beziehen: Wahrnehmungen,
2. solche, die sich auf blofs gedachte beziehen: Erinnerungen.

Bei Avenarius fallen die Wahrnehmungen nicht unter den Oberbegriff Vorstellung; zwischen beiden wird eine Bedingungs-Differenz festgestellt, indem bei den Wahrnehmungen noch die periphere Reizung hinzutritt.

γ. Das theoretische Verhalten.

So reichhaltig und überaus anregend auch die weiteren Abschnitte der Kritik über die Modifikationen der Grundwerte sind — besonders die Analyse der Modifikation des affektiven Verhaltens — so mufs ich doch an dieser Stelle von einer Wiedergabe absehen, wenn diese schon an und für sich umfangreiche Inhaltsangabe nicht noch mehr anschwellen soll. Ich werde Gelegenheit haben, einzelne wichtige Punkte noch bei den folgenden kritischen Abschnitten heranziehen zu können. Wichtiger für das Verständnis der Krit. ist die Darstellung der Verbindung aller Aussagewerte zu den **Aussagereihen.** Denn nicht auf den Einzelaussagen, sondern auf ihrer Verbindung beruht das geistige Leben und speziell das Erkennen, um dessen Erforschung es sich doch in den Geisteswissenschaften und

---

[1]) Grundz. d. physiol. Psychol. II, S. 1.

der Erkenntnislehre in erster Linie handelt. Die betreffenden Abschnitte der Krit. (V—VII) sind von fundamentaler Bedeutung für die allgemeine Erkenntnistheorie und ohne sie (blofs mit den Grundwerten und deren Modifikationen) ist gar nicht einzusehen, warum wir es bei Avenarius' Werk überhaupt mit einer Erkenntnistheorie zu thun haben; zu dieser ist doch die Analyse des Systems C erst die Basis und die Betrachtung der Grundwerte erst das Vorspiel.

Um hier den Grundgedanken von Avenarius kurz und fafslich darzulegen, will ich mich auf die E-Werte des *theoretischen* Verhaltens beschränken und diejenigen des praktischen weglassen. Avenarius hat in den nn. 826—909 ein überreiches Material von Aussagen aus allen Gebieten menschlicher Denkbethätigung zusammengetragen. Welche Mannifaltigkeit darin! Welche Verschiedenheiten! Er fragt: Giebt es nicht doch bei all dieser Mannigfaltigkeit, diesen Verschiedenheiten ein Gemeinsames? Und er findet: Bei allen kleineren oder gröfseren Reihen von E-Werten, überall bildet ein theoretisches Bedürfnis den Ausgangspunkt, überall folgt darauf ein Suchen zur Aufhebung desselben, und überall, wo es überhaupt zu einem Abschlufs kommt, ist er ein befriedigendes, befreiendes, erlösendes Finden (n. 808 f.). In diesen drei Gliedern hätten wir aber nichts anderes als ein Gemeinsames im logischen Sinne, das als solches mehr oder weniger individuell ist; ein jeder vermöchte hier einzuwenden, dafs solcher Glieder auch noch andere aufgestellt werden könnten, welche mit demselben Rechte bei allem theoretischen Verhalten als ein logisch Gemeinsames aufgefafst werden könnten. Avenarius denkt daher: Wenn es bei allen Verschiedenheiten des theoretischen Verhaltens ein Gemeinsames giebt, so kann und darf es nicht ein von aufsen, vom Individuum hineingetragenes sein, *sofern es eben ein allgemeingültiges sein soll;* nicht ein dogmatisches, autoritatives, konventionelles, auch nicht ein logisches Gemeinsames — es kann als allgemeingültiges (bei **allen** Individuen gültiges) nur ein solches sein, das durch die Organisation der Individuen bedingt ist, also ein biologisches.

Der Gedanke, den Avenarius verfolgt, ist also, nicht die Prozesse des theoretischen Verhaltens für sich allein zu betrachten und das Gemeinsame als ein Begriffliches festzustellen, sondern: Da alle E-Prozesse ausgehen von Menschen, die in ihrer biologischen Beschaffenheit prinzipiell gleich anzunehmen sind, so mufs sich auch ein biologisches Moment finden lassen, das in allen Erkenntnisarten das Gemeinsame der Form ist[1]). Alles Leben der Individuen dieser Welt, alles Denken ist aber bedingt durch die physiologischen Vorgänge und Änderungsprozesse des nervösen Centralorgans im allgemeinen. Somit ist es nur konsequent, wenn Avenarius denkt: Es mufs sich nachweisen lassen, dafs auch im speziellen für alles Denken die nach formal-logischen Gesichtspunkten gefundene Änderungsreihe (Vitalreihe) mit ihren Gliedern die Bedeutung von Bedingungen hat. Wir wissen nach der Analyse des ersten Bandes der Krit.: Die Änderungsprozesse des nervösen Centralorgans laufen ab nach dem allgemeinen Schema: Vitaldifferenzsetzung — Aufhebungsvermittlungen — Vitaldifferenzaufhebung[2]). Wie wir hier drei Glieder haben, so erhielten wir eben beim theoretischen Verhalten, worunter wir einstweilen einmal jeden Cyklus von eingeübten E-Werten verstehen wollen, auch drei Glieder: Bedürfnis, Aufhebungsvermittlungen (Suchen), Lösungfinden.

Der Schritt, welchen Avenarius nun weiter thut, ist der, dafs er sagt: Wenn meine Analyse der Bedingungen (i. e. Änderungsprozesse der R und Änderungsprozesse des Systems C) vollständig war, so habe ich in dem Ergebnis die Bedingungsgesamtheit. Das aber, was ich untersuche: die Aussageverbindungen, die E-Reihen in ihrer Gesamtheit als das Bedingte mufs gleich sein mit dieser Bedingungsgesamtheit, und ebenso müssen auch die einzelnen Glieder der Reihe als das Bedingte gleich sein mit der Bedingungsgesamtheit.

Als Ausdruck der Beziehung der Änderungsprozesse des

[1]) Vgl. m. Art. I, S. 62, 83 f.
[2]) Art. I, S. 86.

R zum System C hatten wir aber die Erhaltungsverminderung erhalten, die Vitaldifferenz. Also ist jetzt das Bedingte: das theoretische Bedürfnis, gleich der Bedingungsgesamtheit: Vitaldifferenz.

Als Ausdruck der Vermittlung einer Wiederausgleichung der eingetretenen Erhaltungsverminderung hatten wir erhalten: die Vitaldifferenz-Aufhebungsvermittlungen (endo- und ektosystematischer Art)[1]). Also ist jetzt das Bedingte: die Lösungsvermittlungen, gleich der Bedingungsgesamtheit: Vitaldifferenz-Aufhebungsvermittlungen.

Als Ausdruck der völligen Aufhebung der durch R gesetzt gewesenen Erhaltungsverminderung hatten wir erhalten: die Vitaldifferenzaufhebung. Also ist jetzt das Bedingte: das Finden der Lösung, gleich der Bedingungsgesamtheit: Vitaldifferenzaufhebung. — Für die Richtigkeit dieser Sätze ist einzig entscheidend, ob die Analyse der Bedingungen vollständig war.

Es fragt sich nun, können wir auch den Prozefs des Denkens identifizieren mit dem, was wir bis jetzt als theoretisches Verhalten betrachteten? So ohne weiteres nicht. Denn bis jetzt hatten wir einen völlig eingeübten, gleichmäfsigen Cyklus von E-Werten vorausgesetzt, als den Fundamentalfall. Dem Denkprozefs aber, und wenn er noch so einfach wäre, liegt immer ein Problem zu Grunde; er beginnt mit einer Problemsetzung, welcher Lösungsbemühungen zur Aufhebung derselben folgen, endigend mit der Problemlösung. Wenn auch bei der ungeheuren Verwicklung des Geisteslebens und seinen mannigfachen Modifikationen diese drei Glieder nicht immer in nackter Klarheit vorliegen, wenn insbesondere das zweite und dritte Glied oft so schnell aufeinanderfolgen, dafs sie in eins zusammenfallen, so können wir alle drei doch immer als zu Grunde liegend spüren — ganz gleich, ob es sich um den Knaben handelt, dem die zitternden Blätter eines Rosenstocks ein 'Rätsel' sind, oder um den

[1]) Vgl. m. Art. I, S. 94.

Psychologen, der über die Frage der Anwendbarkeit der mathematischen Methode in der Psychologie oder über die Meſsbarkeit sog. psychischer Zustände grübelt. Müssen wir so den Denkprozeſs als einen Spezialfall des theoretischen Verhaltens betrachten, so können wir ihn auch nicht so ohne weiteres mit der Vitalreihe und ihren Gliedern identisch setzen. Haben wir den einfachen Fundamentalfall alles theoretischen Verhaltens vorausgesetzt als »einen völlig gleichmäſsigen Cyklus von E-Werten relativ einfacher und einförmiger Formen niederer Entwicklung« (Kr. II n. 776), so müssen wir den Denkprozeſs voraussetzen als eine auf Übungs*variation* beruhende E-Reihe höherer Ordnung. Für diese bildet dann aber nicht mehr die Vitalreihe erster, sondern eine solche höherer Ordnung die Bedingung, und es wird der 'Problemsetzung' speziell das Glied 3 unserer Vitalreihe höherer Ordnung entsprechen (vgl. Art. I S. 92). Wie dort der Arbeits*variation* eine *eingeübte* Arbeit vorausgeht, so auch der Problemsetzung im Denkprozeſs ein bestimmter theoretischer *Besitz*, eine eingeübte Ansicht, Anschauung, der „theoretische Vorrat". Sehen wir dabei von dem Anfangsglied, der während des Schlafes gesetzten Ernährungsvermehrung, ab und bezeichnen die Reihe der E-Werte als **die abhängige oder bedingte Vitalreihe**, so erhalten wir nebeneinander gestellt folgende Glieder:

Unabhängige Vitalreihe.	Abhängige Vitalreihe.
1. Eingeübter Änderungsprozeſs des Centralorgans.	1. Eingeübtes Denken, theoretischer Vorrat.
2. Variation des Änderungsprozesses im Sinn einer Erhaltungsverminderung.	2. Variation des Denkens, Problemsetzung.
3. Aufhebungsvermittlungen. Übergang von mehr zu minder eingeübten Änderungen.	3. Lösungsbemühungen. Übergang von mehr zu minder eingeübten Denkformen.
4. Aufhebung der Änderungs*variation*.	4. Aufhebung der Denkvariation. Problemlösung.
5. Aufhebung der Vitaldifferenz erster Ordnung.	5. Abschluſs des theoretischen Verhaltens für den betreffenden Fall.

Die einzelnen Glieder erhalten im sprachlichen Austausch noch ihre spezielle Charakterisierung. Das erste (eingeübte) Glied, der theoretische Vorrat, wird bezeichnet als eine 'bekannte', 'sichere' oder 'gewisse', 'wirkliche' und 'wahre' Anschauung, Ansicht (n. 788). Das zweite, übungsabweichende Glied, die Problemsetzung tritt auf als ein 'Anderes', 'Abweichendes', 'Widersprechendes', 'Widerspruchsvolles', 'Zweifelhaftes' etc., als 'aufserordentlich', 'ungewohnt', 'seltsam', 'wunderlich', 'rätselhaft', 'befremdend', — bei genügender Gröfse der Übungsabweichung auch als 'unheimlich', 'ungewifs', 'unsicher', 'dunkel', 'unbegreiflich', 'verwirrend' etc. (n. 789—793). Das dritte Glied, die Lösungsbemühungen und -vermittlungen, wird charakterisiert als 'Suchen', 'Erstreben', 'Begehren', 'Wollen' (n. 794). Das vierte Glied wird je nach der Entschiedenheit, mit welcher es eintritt und das Problem völlig und restlos löst, wiederum charakterisiert als das entschieden 'Seiende', 'Wahre', 'Regel- bezw. Gesetzmäfsige', als das 'Sichere', 'Gewisse', 'Bekannte', 'Begriffene' etc. (n. 796). — Auf Grund dieses überraschend einfachen Schemas sind wir imstande, jedem Individuum bei Aussage eines der obigen E-Werte zu sagen, in welchem Stadium des Denkprozesses es sich befindet.

Erst wenn man diese Ergebnisse zu Grunde legt, versteht man, wie Avenarius dem Erkenntnisprozefs gegenüber steht. Wie der Denkprozefs ein Spezialfall des allgemeinen theoretischen Verhaltens ist, so ist nun der Erkenntnisprozefs wieder eine spezielle Modifikation des Denkprozesses (Kr. n. 818). Und zwar bezieht sich die Modifikation jetzt nicht auf die Glieder der Reihe, wie beim Fortschritt vom reinen Übungsfall zum Fall der Übungsvariation, sondern *nur auf die sprachliche Charakterisierung* der 5 Glieder. Beim Denkprozefs hatten wir gefunden, dafs die Individuen das erste Glied, die gegensatzlose Einführung und das vierte Glied, den ruhenden Bestand im allgemeinen mit einem Fidentialcharakter (sicher, wahr, bekannt) versahen, zumeist mit dem Notalcharakter: 'be-

kannt'. Je schneller nun der Übergang vom zweiten Glied (der Problemsetzung) zum vierten (der Problemlösung) sich vollzieht, und je bedeutender er ist, um so mehr hebt sich dem Individuum der Prozefs, das Geschehen selbst in der Gesamtheit ab, während die einzelnen Glieder als Bestand weniger auffallen, mehr zurücktreten. Und indem so der Prozefs als Geschehen es ist, der sich abhebt, wird das Schlufsglied nicht mehr einfach als 'bekannt' charakterisiert, sondern jetzt als 'erkannt'. Der Charakter 'erkannt' ist also blofs die *Erwerbsnuance* des einzelnen Schlufscharakters 'bekannt'; der E-Wert 'Erkennen' dagegen dient zur Bezeichnung des wiederholten Erwerbs des Charakters 'erkannt' und ist als Iterativum der Erwerbscharakter für den ganzen Prozefs, während 'Erkenntnis' die Bezeichnung für beide Modifikationen zusammen ist. Der Erkenntnisprozefs ist daher, formal betrachtet, eine E-Reihe höherer Ordnung, welche sich aber dadurch von anderen E-Reihen höherer Ordnung unterscheidet, dafs sie von den Individuen speziell in Hinsicht auf das Sinken und Steigen des Notals hin charakterisiert wird. Das zweite Glied, die Denkvariation, wird dabei charakterisiert als 'unerkannt', die Lösungsbemühungen als das 'Erkennenwollen', die Variationsaufhebung als das 'Erkannte'; das Ergebnis selbst als die 'Erkenntnis' (n. 800).

Obwohl Wundt gesteht: „Nicht mit Unrecht ist . . das Hauptwerk von Avenarius eine biologische Grundlegung der sog. Geisteswissenschaften genannt worden" (Wundt S. 31), so ist er doch weit entfernt davon, in seine „kurze Übersicht des empiriokritischen Systems" eine Skizzierung dessen aufzunehmen, was sich Avenarius unter dem Ablauf der sog. abhängigen Vitalreihe dachte. Was Wundt in seinem Abschnitt „Anwendungen der Theorie" bringt (S. 30 ff.), das betrifft das Erkennen gar nicht, sondern nur einige Einzelwerte, welche Avenarius unter den Modifikationen behandelt. Zwar hebt Wundt die Behandlung des E-Werts 'Erkenntnis' als Modifikation des Notals hervor und betont auch, dafs alle Erkenntnisse dem Gebiet der abhängigen Vitalreihe höherer Ordnung angehören (S. 24), aber er ist der Ansicht: „So ergeben sich Erkennen und Erkanntes . . . als Modifikationen des Notals, die aus dem

Ablauf von Vitalreihen höherer Ordnung entspringen" (S. 25). Der Charakter 'erkannt' entspringt aber nicht aus dem Ablauf dieser Reihen, sondern aus der Reflexion über den Ablauf der Reihen. — Wenn sich Indianer eine Mondfinsternis durch die Meinung erklärten, der Mond halte seinen Sohn in den Armen, so liefse sich auch bei ihnen der Ablauf einer E-Reihe mit den oben angegebenen fünf Gliedern konstatieren, aber aus diesem Ablauf allein resultiert noch nicht immer der Erkenntnischarakter; erst bei Abhebung des Geschehens zwischen Problemsetzung und Problemlösung, also bei der Reflexion über die Art der Erklärung wäre sie von ihnen mit Bezug auf das Notal event. als 'Erkenntnis' charakterisiert worden.

Aus dem angeführten Beispiel geht noch ein anderes hervor. Wundt glaubt Avenarius zu zitieren, wenn er sagt, „dafs zwar jede 'Erkenntnis' auf einer abhängigen Vitalreihe höherer Ordnung beruht, dafs aber nicht umgekehrt die letztere ohne weiteres als 'Erkenntnis' charakterisiert *werden kann*". Das steht nicht auf S. 234 der Kritik. Dort stehen statt der (von mir hervorgehobenen) Worte: „werden kann" die Wort „*zu sein braucht*". Das ist es eben: *Jede* abhängige Vitalreihe *kann* ohne weiteres als Erkenntnis charakterisiert werden, aber sie *braucht es nicht.* Wundt setzt zwar in Anschlufs an Avenarius getreulich das Wort 'Erkenntnis' jedesmal in Anführungszeichen, aber er hat den Sinn dieser Zeichen vergessen, nämlich dafs damit ein E-Wert angedeutet werden soll; und er fafst 'Erkenntnis', wie deutlich aus dem: „nicht ohne weiteres . . . werden kann", spricht als ein absolutes Wissen, einen absoluten Begriff, mit dem er jedenfalls die von mir zitierte Aussage der Indianer niemals decken würde. Für Avenarius aber genügt zur Anerkennung der zitierten Aussage als 'Erkenntnis' vollständig, dafs die betreffenden Indianer die Erwerbsnuance ihrer Vitaldifferenzaufhebung thatsächlich als 'Erkenntnis' aussagten; würden sie doch dem Philosophen, der ihnen ob dieser Art von Erkenntnis Einwände machen wollte, dieselbe Antwort wie ihrem Missionar Le Jeune gegeben haben: „Tu n'as point d'esprit".

Wundt führt wohl an, dafs eine erschöpfende Behandlung des Erkenntnisbegriffs erst möglich sei, „wenn die abhängige Vitalreihe höherer Ordnung selbst wieder auf die unabhängige Vitalreihe, d. h. die entsprechenden Änderungen des Systems C zurückgeführt" sei; demgemäfs suche „nun die Kritik . . . die durchgängige Beziehung der abhängigen Vitalreihe zur unabhängigen sowohl in Bezug auf den Verlauf im ganzen wie hin-

sichtlich seiner einzelnen Glieder nachzuweisen" (S. 26). Aber Wundt bleibt seinen Lesern die Antwort auf die Frage schuldig, wie nun diese „Beziehung", diese „Zurückführung" von Avenarius angegeben wird. Nirgends hören wir etwas davon, daſs Avenarius diese von Wundt so miſsverstandene (und vielleicht auch miſszuverstehende) „Zurückführung auf allgemein menschliche Funktionen" versteht als „Auffindung des Substitutionswertes", als Identifizierung des Bedingten mit seiner Bedingungsgesamtheit. Wundt übergeht das — es dürfte ja schon „die Methode des empiriokritischen Systems hinreichend klar gestellt sein" (!) (S. 24 u. S. 26). Nicht das ist das Verdienst der Kritik, gefunden zu haben, der Erkenntnisprozeſs bewege sich „im allgemeinen zwischen den Gegensätzen der »Problematisation« und der »Deproblematisation« von E-Werten" (Wundt S. 25), — dazu hätten wir der Krit. d. r. Erf. nicht bedurft, sondern das ganze Schwergewicht der Untersuchung ruht darauf, daſs Avenarius jede Problematisation auffaſst als Vitaldifferenz und jede Deproblematisation als Vitaldifferenzaufhebung. Während sonst im Erkenntnisprozeſs nur die Aufhebung einer Problemsetzung gesehen wird, sieht Avenarius in ihm die Aufhebung einer Erhaltungsverminderung des Centralorgans. Das Immanente aller Denk- und Erkenntnisvorgänge wird hier in biologischen Faktoren gesehen.

Welch andere Fassung der Aufgabe, gegenüber dem Rationalismus und Kritizismus! Suchen diese die 'unbedingte Gewiſsheit' in formalen Bestandteilen der Erkenntnis, die ursprünglich und vor aller Erfahrung evident sein sollen, so sieht Avenarius die Bedingungen für 'unbedingte Gewiſsheit' der 'Erkenntnis' zunächst in der Aufhebung einer dem Individuum gesetzten Vitaldifferenz. Nicht um a priori gegebene Fundamentalbegriffe, Substanz, Kausalität, Raum und Zeit handelt es sich, sondern es heiſst einfach: Das Individuum, resp. das nervöse Centralorgan, ist aus seiner Ruhe und maximalen Erhaltung herausgerissen, — findet es diese wieder, so ist der zugehörige Aussagewert das verstärkte Fidential 'sicher', 'seiend', 'wahr'. Die Natur aller Erkenntnis wird nicht gesehen in einer „immanenten Begriffsnotwendigkeit", sondern in einer biologisch notwendigen Vitaldifferenzaufhebung. Für Wundt ist *seine* nach logischen Kriterien gefundene Lösung der Probleme die einzig 'gewisse', für andere Philosophen *ihre* Lösung, für Avenarius wiederum die von *ihm* gefundene (materiale). Was alle gemeinsam haben, ist die Form, daſs ihre Problemlösungen bedingt waren durch eine Wiederaufhebung der mit den Pro-

blemen gesetzten Abweichungen von der maximalen vitalen Erhaltung.

Ein berechtigter Einwand dürfte hier gemacht werden: Selbst bei dem Fortschritt von einem nur logischen zu einem biologischen Kriterium hätten wir darin immer noch ein nur „subjektives Kriterium der Gewifsheit“. Mit diesem Einwand stehen wir vor der Frage nach der Weiterentwicklung aller Erkenntnis und Erfahrung als Annäherung an eine vollkommene Konstante.

Schubert-Soldern über die soziale Frage.

Von E. Reich, Wien.

„Das menschliche Glück und die soziale Frage.“ Von Richard v. Schubert-Soldern, a. o. Professor an der Universität Leipzig. Tübingen, H. Laupp, 1896. (XXXIV und 351 S.)

Die Erkenntnis des notwendigen Zusammenwirkens von Nationalökonomen und Philosophen zur fruchtbringenden Bearbeitung der so ausserordentlich schwierigen sozialen Probleme hat sich (lange Zeit yerdunkelt) in den letzten Jahren erfreulich wieder Geltung verschafft. Ja man wird gerade in einer philosophischen Zeitschrift gerechter Weise betonen müssen, dafs Nationalökonomen mit philosophischem Interesse (wie Schäffle, Adolf Wagner, Schmoller, Sombart) in Deutschland relativ häufiger begegnen als Ethiker, die gründliche Vertrautheit mit den Ergebnissen der ökonomischen Forschung und richtige Würdigung der mafsgebenden Bedeutung wirtschaftlicher Faktoren für das gesamte Geistesleben der Menschen sich zu eigen machten. Und doch ist eine Beherrschung beider Disziplinen, wie der unvergefsliche Friedrich Albert Lange sie besafs, heute noch unentbehrlicher als vor einem Menschenalter. Mit lebhafter Befriedigung ist darum jeder philosophische Fachmann zu begrüfsen, der gleich F. Tönnies und Paul Natorp der sozialen Frage seine volle Aufmerksamkeit zuwendet, wie dies in Publikationen für breitere Schichten auch Ziegler, Paulsen, Jodl thaten. In jüngster Zeit liegen zwei solche Versuche vor: Christian von Ehrenfels bietet uns den ersten Band eines „Systems der

Werttheorie", auf dessen Fortsetzung man gespannt sein darf, und R. v. Schubert-Soldern beabsichtigte, „die psychologischen Grundlagen der sozialen Frage" zu untersuchen[1]). Während aber bei Ehrenfels die entscheidenden Bände erst folgen werden, teilt Schubert-Soldern mit, dafs er „wenigstens vorläufig" darauf verzichten müsse, auf diesem Gebiet zu einem Abschlufs zu gelangen. Daher habe er seinen „vorläufig abgeschlossenen Gedankenkreis" im Text, andere, noch nicht zu Ende gediehene Untersuchungen in den sehr ausführlichen Anmerkungen gegeben. Aufserdem erhalten wir in der Einleitung eine kurze Zusammenfassung des philosophischen Standpunktes des Verfassers. Dafs diese Spaltung in 219 Seiten Text, beständig durchbrochen von Verweisungen auf 132 Seiten Anmerkungen und Ergänzungen dem Buche keineswegs zum Vorteil gereicht, darüber war sich der Verfasser selbst klar, so dafs der Rezensent dies nicht erst zu rügen braucht. Den Text allein, ohne die anschliefsenden, aber nicht abschliefsenden Ausführungen, bot Schubert-Soldern bereits in dem Jahrgang 1896 der „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft".

Es ist ein lobenswertes Beispiel, dafs der Autor einleitend seine Stellung zu den philosophischen Hauptfragen, vor allem zur Erkenntnistheorie fixiert, in dem richtigen Bewufstsein, dafs unsere Beurteilung praktischer Probleme sehr wesentlich davon abhänge, wie wir die theoretischen Probleme aufzulösen bestrebt waren, dafs unsere Weltanschauung ihren Ausdruck gerade in unserer Bethätigung den Tagesfragen gegenüber finden müsse. Es bleibt eine durchaus naive Vorstellung, sich schlankweg an alle Menschen, die eines guten Willens sind, zu wenden, damit sie unter Zurückstellung des Trennenden bei irgend einem Werke gemeinsam und brüderlich Hand anlegen. Zum mindesten darüber, was eigentlich ein guter Wille sei, müssen sie doch vorher einig werden. Der Pessimist versteht darunter die Vernichtung, der Optimist die Erhaltung des Lebens, ja der Welt, der Evolutionist (dem ich eine besondere Stellung jenseits von Pessimismus und Optimismus zuweisen möchte) die Entfaltung, die Umbildung und Neugestaltung. Solche Unterschiede der Auffassung sind oft genug in scheinbar klaren und zweifellosen Bezeichnungen vereinigt. Nehmen wir nur auf dem von Schubert-Soldern besprochenen Gebiet die gang und gäbe gewordene

[1]) Das umfassende, von mir seither an anderer Stelle besprochene Werk Ludwig Steins „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie" (Stuttgart, Enke, 1897) war noch nicht erschienen, als dies geschrieben wurde.

Ausdrucksweise christlicher Sozialismus oder christliche Sozialreform. Darunter wird nun in der Regel eine gewisse Ausgleichung der sozialen Gegensätze durch den Geist der Liebe und Barmherzigkeit verstanden, ohne Zweifel ein schönes und erstrebenswertes Ziel, zu dessen Erreichung die Christlich-Sozialen mancher Länder im letzten halben Jahrhundert erfreulich thätig waren. Und doch sind diese Bemühungen nicht stets ganz im Sinne desjenigen Christentums, wie es die Evangelien und — vielleicht noch etwas schärfer accentuiert — das nächst der Bibel verbreitetste Buch der Erde, des Thomas a Kempis „Von der Nachfolge Christi", lehren. Denn ist die Welt blofs eine Durchgangsstation der Prüfung, lediglich eine Vorbereitung für das Jenseits, so bleibt es zwar die Pflicht der Begüterten, sich ihres Besitzes aus freien Stücken und vollständig zu begeben (wollen sie nicht sein wie der reiche Jüngling, der seufzend hinwegging, weil ihm das Wort des Herrn zu schwer zu erfüllen schien); jedoch die Pflicht der Armen und Bedrückten ist es, keinerlei Schritte zur Besserung ihrer Lage zu unternehmen, vielmehr alles Elend als eine verhängte Prüfung geduldig auf sich zu nehmen, ja nicht wider den Stachel zu löcken, sondern freudigen Mutes sich glücklich zu preisen, dafs sie sicher vor den Versuchungen des Reichtums durch schlimmstes Leiden um so zuverlässiger die himmlische Seligkeit erlangen könnten. Strebt also der christliche Sozialismus dahin, den Menschen das Dasein auf Erden recht behaglich zu gestalten, damit sie des Lebens froh werden, dann befindet er sich dabei im schärfsten Gegensatz zu der ernsteren, älteren und in sich geschlosseneren christlichen Anschauung, wie sie den Märtyrern des Glaubens vorschwebte und in jenen lebendig blieb, die im Thomas a Kempis ihr Trost- und Erbauungsbuch finden.

Diese scheinbare Abschweifung zu dem nicht immer genügend energisch betonten Gegensatz von Optimismus und Pessimismus innerhalb des religiösen Glaubens führt uns in den Mittelpunkt des hier zu erörternden Werkes. Für R. v. Schubert-Soldern steht es aufser Frage, dafs der Mensch zu einem glücklichen Gliede der Gesellschaft auszubilden sei (XXIII), „das Glück und die Zufriedenheit der Innenwelten" als „Ziel aller menschlichen Entwicklung" (XIX) zu betrachten blieben. Sich mit dem in anderen Schriften des Verfassers ausführlicher dargelegten erkenntnistheoretischen Standpunkte desselben zu beschäftigen, wäre hier selbstverständlich nicht am Platze. Ich glaube vielmehr, eine unparteiische Kritik solle

auch bei den spezifisch-ethischen Gesichtspunkten auf eine nutzlose Polemik in betreff der Grundfragen möglichst verzichten und sich bestreben darzuthun, inwieweit die Auffassungen des Autors, dessen Grundvoraussetzungen einmal konzediert, haltbar seien. Im vorliegenden Falle wird dies allerdings nicht stets thunlich bleiben. Zum mindesten möge gleich hier die Rechtsverwahrung des Referenten eingelegt werden, daſs er persönlich weder den solipsistischen Standpunkt in der Erkenntnislehre, noch den eudämonistischen in der Morallehre zu teilen vermag, und daſs er nicht finden kann, die Anschauungen des Autors, differierten wesentlich von diesen lang bekannten Theorieen; für die von Schubert-Soldern angestrebte Kritik des marxistischen Gedankenkreises wird das erste ein Nachteil, das zweite ein Vorteil. Eudämonistisch nämlich ist ja die übliche Form der sozialdemokratischen Lehre durchaus, wer also vom gleichen Ausgangspunkt zu anderen Schluſsfolgerungen gelangte, müsste, wenn er die beweiskräftigeren Argumente für sich hat, ihr Ansehen sehr bedenklich erschüttern. Erkenntnistheoretische Fragen hingegen existieren für den Marxismus kaum, der, so oft er sich auch dagegen verwahrt, hierin dem strengsten Materialismus huldigt und einen Zweifel an der Realität der Auſsenwelt so wenig kennt, daſs er vielmehr mit apodiktischer Gewiſsheit die Innenwelt nur als Produkt der Auſsenwelt konstruiert. Wo der Autor daher von seinem erkenntnistheoretischen Prinzip Gebrauch macht, kann er dem gewählten Gegner nicht gefährlich werden, so wenig als dieser ihm; ihre Kampfwaffen erreichen einander gar nicht, sie schlagen an einander vorbei ins Leere, es ist das Duell des Wallfischs mit dem Löwen.

Nicht verschwiegen kann es werden, wie des Autors erkenntnistheoretische Grundansicht, wonach (XIV) „das Individuelle und Individuellste, das Prius und die »gemeinsame Auſsenwelt« eine, wenn auch notwendige Abstraktion daraus“ ist, ihn von vornherein zu einer Abwehrstellung gegen weitgehende soziale Gemeinschaftsideen veranlassen muſste. Damit stimmt denn auch seine Ansicht, ein Begriff werde (XXIX) nicht durch Hervorhebung des vielen Gemeinsamen, sondern durch „Hervorhebung des Gegensätzlichen“ gewonnen. Auf das Trennende legt der Autor auch bei den Menschen mehr Gewicht als auf das Einigende, Vergesellschaftende. Er geht davon aus, daſs jede Individualität ihr eigenartiges Glück, verschieden von dem jedes Andern, erstrebe, und schon deshalb „kann die Gesellschaft selbst nur die allgemeinen Grundlagen schaffen, auf denen sich

das Glück der einzelnen zu erheben vermag; sie kann dabei mehr ins Einzelne gehen oder sich nur auf das Allgemeinste und Notwendigste beschränken, für die einzelnen als solche vermag sie aber niemals Vorsorge zu treffen" (3). Das ist eine jener Behauptungen, die alles und nichts beweisen. Alles: insofern selbst der überzeugteste Kommunist zugestehen mufs, dafs die detaillierteste gesellschaftliche Fürsorge die Befriedigung bestimmter, höchst persönlicher Bedürfnisse des einzelnen diesem nicht zu garantieren imstande ist; nichts: weil selbst der eifrigste Gegner staatlicher Reglementierung zugeben wird, die Gesamtlage der Gesellschaft übe auch auf das Wohl des Einzelnen ihre empfindliche Rückwirkung. Es kommt eben ganz darauf an, wie diese allgemeinen Grundlagen beschaffen sind, und wie weit die speziellere Einwirkung gehen soll, um ihr Ziel zu erreichen. Fragen, die der Eudämonist freilich anders als der Evolutionist beantworten wird.

Ein besonders merkwürdiger Eudämonismus ist es, der den Verfasser zu der scheinbar so einleuchtenden Behauptung fortreifst: „Der gröfste Goethe-Verehrer wird, wenn er Hunger hat, wissen, ob er eine Leberwurst mit Sauerkraut dem Goethestudium vorziehen soll oder nicht" (7). Dieses Beispiel in seiner wohl beabsichtigten rauhen Krafsheit ist entweder sehr unglücklich gewählt oder für einen ziemlich vulgären Gesichtspunkt charakteristisch, den ich dem Verfasser garnicht zutrauen möchte. Es erinnert an jene in Diskussionen über die materialistische Geschichtsauffassung ständig wiederkehrende Behauptung, der Mensch müsse erst essen, trinken, sich kleiden und wohnen können, ehe seine geistigen Bedürfnisse vermöchten sich auf dieser materiellen Grundlage geltend zu machen. Auch hier wird daran vergessen, wie freilich ein gewisses Existenzminimum, welches die Fristung des Lebens ermöglicht, selbst für Diogones in seinem Fafs die Bedingung des Philosophierens bleibt, weil sonst der Tod den Faden des Denkens abschneidet, dafs jedoch schon ein geringes Ausmafs solcher notwendigen Lebensstützen den Einzelnen und die Gesamtheit aus der Abhängigkeit von der Art, wie man das Leben gewinnt, zu befreien vermag. Es giebt Enthusiasten genug, die (um bei jenem wenig geschmackvollen Beispiel zu bleiben) etwa, auf die betreffende Leberwurst nebst Sauerkraut verzichtend, lieber mit hungrigem Magen sich die Möglichkeit erkaufen einer „Faust"-Vorstellung beizuwohnen und deshalb noch nicht einmal auf den Superlativ der Goethe-Verehrung Anspruch erheben.

v. Schubert-Soldern hat sich wohl hier nur zu einer

Übertreibung hinreifsen lassen, ähnlich wie er, der bei der Bilanz des Glückes der Hoffnung einen sehr hohen Aktivposten zuweist, einmal (233) schroff erklärt: „Ohne Hoffnung giebt es kein Streben“, um (238) sich selbst zu widerlegen, indem er feststellt, die Moral bestehe meistens in Kämpfen, wobei das Ringen nach dem Ziel Befriedigung gewähre, „selbst wenn das Bewufstsein vorherrscht, dafs es niemals ganz erreicht werden kann“. Gleichwohl behauptet er an anderer Stelle (75) wieder: „Wenn ich glaube, dafs der Gegenstand meiner Sehnsucht unerreichbar ist, braucht zwar das Bedürfnis nach ihm nicht aufzuhören, mein Wille wird aber nicht in Bewegung gesetzt“. Dem gegenüber genügt es vielleicht, daran zu erinnern, wie religiöse Schwärmer z. B. bei dem klarsten Bewufstsein, es sei der sündigen Kreatur unmöglich, es dem göttlichen Vorbild gleichzuthun, doch den heftigsten, in Martyrthaten umgesetzten Trieb bekunden, im unendlichen Abstand Verwandtes zu leisten, weil sie in diesem aussichtslosen Bemühen der Gottheit gleich zu werden, ihre Befriedigung finden. Ja, es will mir scheinen, als sei es der vornehmste Standpunkt in moralischen Dingen, auch in Fällen, wo jede Hoffnung auf Erfolg fehlt, nichtsdestoweniger seine beste Kraft einzusetzen für das, was man für recht hält. Es ist der stolzeste Protest gegen eine Welt buntscheckiger Narrheit und bewufster Schlechtigkeit, unbeirrt den Idealen nachzustreben, die uns als würdigste vorschweben, auch wenn wir die leidvolle Überzeugung in uns tragen, sie würden Anerkennung und Geltung nicht zu gewinnen vermögen. Durch ein solches Streben beweist der einsame Kämpfer mindestens das Eine, dafs er höher geartet war als sein Geschick und in einer besseren Welt zu leben verdient hätte als in jener, wo nach Schillers „Worten des Wahns“, das Rechte, das Gute ewig Streit führt, „nie wird der Feind ihm erliegen“. Ja dieses unerschütterliche Festhalten an nie zu verwirklichenden Zielen (so sicher es bestenfalls blofs als 'heroische Thorheit' belächelt werden mag) kann durch seine vorbildliche Kraft des Eindruckes eventuell dazu dienen, mindestens indirekt zur Erhöhung des allgemeinen sittlichen Niveaus beizutragen und, wenn es auch unfähig bleibt, die Lösung grofser Menschheitsfragen in seinem Sinne durchzusetzen, doch manche besonders ungünstige Problemlösungen vereiteln helfen. Seine eigenartige moralische Gröfse besteht jedoch gerade in dem Streben ohne Hoffnung.

Eine höhere Gattung Mensch in sich selbst thunlichst zu verwirklichen, auch wenn man nicht blofs daran zweifelt,

sondern verzweifelt, die Menschheit als Ganzes werde je die gleichen Bahnen gehen, bleibt die ernste und schwere Pflicht, der sich auch der Pessimist nicht entziehen darf. Hierauf mit allem Nachdruck hinzuweisen, war nie nötiger als heute, wo der moralische Rigorismus nicht blofs bei der Menge, die ihn stets verhöhnte, auch bei den Moraltheoretikern als unreife, zur Beherrschung des Lebens ungeeignete Ansicht gilt. Wer aber durch kluge Anpassung und geschickte Lenkung das Leben zu beherrschen glaubt, wird viemehr der unfreie Diener des Lebens. Nirgends gilt dies mehr als bei der Beschäftigung mit der sozialen Frage. Hier sind es die meist als Kathedersozialisten bezeichneten Männer der Wissenschaft, deren ebenso undankbares als notwendiges Amt es wäre, im Streit der Parteien, die mit gleicher Rücksichtslosigkeit jede nur ihre Interessen verfechten, vor keiner sich beugend, völlig vorurteilslos, mit ängstlicher Wahrung ihrer Unabhängkeit nach oben wie nach unten, jene Lehren sozialen Fortschrittes zu verkünden, die ihr auf Erfahrung gestütztes Denken ihnen vorschreibt, unbekümmert darum, ob sie Prediger in der Wüste des Klassenhasses bleiben oder Gefolgschaft finden. Ist es doch ein melancholisches Schauspiel, zu sehen, wie wenig Erfolg alle diese Bemühungen seit einem Vierteljahrhundert errungen, wie harthörig man rechts und links in gleicher Weise gegen den unparteiischen Forscher ist und ihn immer wieder zwingen möchte, sich vorgefafsten Meinungen, veraltenden Dogmen zu fügen. Karl Marx hat gesagt, der deutsche Professor sei stets aus „einerseits“ und „andererseits“ zusammengesetzt; was als Spott gemeint war, bedeutet in der That das beste Lob. Beide Seiten der Medaille, alle Seiten einer Frage zu sehen, ist ja Aufgabe und Wunsch des Gelehrten. Seine Mission ist es, gegenüber den zahllosen Einseitigkeiten die freieste Allseitigkeit der Auffassung zu bewahren.

Die Gefahr des Strebens nach Unparteilichkeit liegt für schwachmütige Geister darin, dafs sie überhaupt zu keiner Entscheidung gelangen oder sich gar zu genau an das Sprichwort halten, wonach die Wahrheit in der Mitte liege. So wird es ja auch in dem grofsen Entscheidungskampf zwischen Individualismus und Sozialismus häufig gehalten, indem man schliefslich den zufällig gerade gegebenen Staatszustand als den annähernd richtigsten erklärt. Hier wäre ein geistreiches Wort des Verfassers anwendbar, der die „richtige Mitte“ und die „unrichtige Mittelmäfsigkeit“ (41) kontrastiert. Die Mittelmäfsigkeit fühlt sich freilich in solcher Mitte am wohlsten. Mit vollem Recht betont v. Schubert-Soldern dort übrigens

die grofse Gefahr, welche darin liegt „für alle nur eine richtige Mitte“ anzuerkennen. Damit trifft er die Illusionen so vieler Kommunisten, die annehmen, nach Überführung des Privatbesitzes in das Gemeineigentum würden bald auch die so verschieden verteilten Begabungen individuellster Natur sich untereinander ins Gleichgewicht setzen. Ist es doch sogar schon als Argument für den regellosen Geschlechtsverkehr angeführt worden, die gleichmäfsige Erziehung bei gleicher Lebenslage werde das Innere, die gleiche Nahrung etc., selbst das Äufsere der Menschen einander so ähnlich machen, dafs eine sich gerade dieser Einzel-Persönlichkeit mit leidenschaftlicher Bestimmtheit zuwendende Liebesneigung in Zukunft ausgeschlossen wäre! Soweit der Verfasser ähnlichen Übertreibungen entgegentritt, wird man ihm sicherlich beipflichten. Es ist auch der Beweisführung zuzustimmen, dafs für jeden ein anderes das richtige Mafs sein werde, indessen bleibt es thatsächlich eine unabweisbare Erkenntnis, die allzustarke Differenzierung der Glücksideale erschwere ihre Erreichung so sehr, dafs der Eudämonist deshalb vor ihr noch mehr auf der Hut sein mufs als vor einer allzu geringen Verschiedenheit der Menschen. Für den Evolutionisten fällt dies Motiv natürlich nicht als ausschlaggebendes ins Gewicht, da ihm die Höherbildung der Gattung wichtiger ist als das Glück des einzelnen. Er wird es vielmehr als unausweichlich betrachten, dafs im Entwicklungsgang jeder Schritt nach vorwärts für die Gattung durch zahllose, vergebliche Versuche einzelner vorbereitet werden müsse. Viele heimliche Märtyrer, von denen „kein Lied, kein Heldenbuch meldet“, müssen zu Grunde gehen, im vergeblichen Bemühen ein wichtiges Problem zu lösen, damit endlich ein Sonntagskind nahen kann, das mit leichter Hand den Siegespreis pflückt. Der Jubel umtost den, welchem endlich die Lösung glückte; eine gerechtere Betrachtungsweise wird auch jener mit gleichem Anteil gedenken, deren Streben mifslang. Die mannigfachsten Kombinationen geistiger und körperlicher Eigenschaften in den Individuen werden von der ungeschickt tappenden Hand der Natur probeweise angewandt, bis die richtige Mischung gelingt und der rechte Mann zur rechten Zeit erscheint. Die unzähligen Differenzierungen sind so die Grundbedingung des Enderfolges, traurig für die Einzelnen, notwendig für die Gesamtheit. Aber da begegnet uns, von diesen Seitengedanken zu unserem Autor zurückkehrend, bei ihm ein schönes Bekenntnis, welches auch das Los dieser Opfer der Entwicklung in milderem Lichte darstellen würde: „Die Hoffnungsfreudigkeit im Anstreben eines

Zieles, das freudige Ringen nach diesem Ziel, darin liegt das Glück des Lebens“ (20). Vollendeter allerdings hat Goethe im zweiten Teil des „Faust“ den greisen Rastlosen die Enthüllung des Lebensrätsels mit den Worten aussprechen lassen, die allein schon ein Lebensprogramm für jeden bedeuten:

„Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick.“

Derselbe Faust spricht dies, dem schon bei seiner Teufelsverschreibung ein befriedigtes, im Genufs vergähntes Leben am wenigsten erstrebenswert schien. Zu solcher Betrachtungsart kann unser Autor sich nicht entschliefsen. Ihm ist „keine Arbeit an sich und von vornherein angenehm“ (48), wobei er denn doch vergifst, dafs nicht blofs der Künstler, auch der Gelehrte, ja der schlichteste Handwerksmann am Leben oft eben den Genufs am meisten liebt, welchen die Arbeit, die Überwältigung des spröden Stoffes durch Menschengeist und Menschenkraft, ihm gewährt. Mögen derlei Naturen selbst nur eine kleine Minderheit bleiben, für die Menschheit könnten sie doch die wertvollsten, als Individuen zugleich die zufriedensten sein. Gerade wer die Verschiedenheit der menschlichen Artung so häufig betont, sollte dies berücksichtigen.

Den Schmerz erkennt Schubert-Soldern als notwendig an, da ohne ihn der Lust die Würze fehle. Er findet für seine Anschauung ein sehr eindrucksvolles Bild in dem bedeutsamen Satz: „Nicht das schmerzlose Leben ist das schönste, sondern jenes, in welchem die Thränenperlen die Einfassung des Glückes bilden“ (51). Wie unbestimmbar jedoch die Wirkung des Schmerzes auf den einzelnen bleibt, zeigt des Autors Behauptung (12): „Es macht uns eine wehmütige Freude, uns auch im Schmerze vergangener, glücklicher Stunden zu erinnern“, dem steht Dantes berühmtes Wort entgegen: „Nessun maggior dolor che ricordarsi del tempo felice nella miseria“. Als düstere Ausnahme eines besonders unglücklichen Temperaments mag der furchtbare Vers aus einem Sonett Michel Angelos gelten: „Mille piacer non vagliono un tormento“ (Selbst tausend Freuden wiegen einen Schmerz nicht auf), indessen dürfte er immerhin beweisen, dafs auch hier die richtige Mitte von Lust und Schmerz bei den einzelnen ebenso verschieden ist, wie ihre Sensibilität sich höchst ungleichartig erweist. Die richtige Mitte, denn nicht blofs der Eudämonist wird die noch als unbewufster Überrest finsterer, weltfeindlicher Anschauungen in vielen Köpfen spukende Anschauung zurückweisen müssen, die grofsen Menschen würden vor allem

durch ihre Leiden zu hervorragenden Thaten befähigt, der Schmerz sei der Erwecker des Genius. Die „Lust an der Askese“ unterscheidet der Verfasser (32) mit Recht von dem Zustande der Gesundheit; wie sie etwas Krankhaftes ist, so bleibt es auch ein Zeichen krankhafter Zustände einer Gesellschaft, wenn ihren bedeutendsten Mitgliedern das Leben als eine Qual erscheint, über die man sich durch pflichtvolle Selbstbetäubung in unablässiger Arbeit zu erheben trachten müsse. Milderung fremden Leides kann wohl das letzte Glück des persönlich Glücklosen werden, jedoch vom Standpunkt allgemeiner Interessen möchte die Thätigkeit dessen wertvoller sein, der die Harmonie, welche sein Wirken in der Welt hervorzubringen strebt, schon in der eigenen Seele trägt. Es ist keineswegs richtig, dafs selbstempfundene Schmerzen gegen den Schmerz anderer mitleidsvoller stimmten; vielmehr beweist die tägliche Erfahrung des Lebens, jene Menschen, die notgedrungen gelernt, gegen sich hart zu sein, würden zumeist auch hart gegen andere, dazu durch die naheliegende Folgerung verleitet, was sie selbst zu ertragen vermocht, müssten auch die übrigen ertragen können. Ein bescheidenes Ausmafs persönlichen Glückes wird weit häufiger ein tragkräftiges Fundament gemeinnützigen Strebens abgeben, als die Verzweiflung, die ein ihr gleichgültig gewordenes Dasein leichthin für jeden Zweck in die Schanze schlägt. In dieser Hinsicht bleibt es auch für den Evolutionisten eine der wichtigsten Aufgaben, möglichst viel Glück zu schaffen, nur dafs eben für ihn blofs eines der Ziele ist, was dem Eudämonisten schon das Ziel schlechthin bedeutet.

„Man kann nur Bedingungen des Glücks austeilen, nie das Glück selbst“ (140), und diese Bedingungen in der rechten Weise nutzbar zu machen, ist für den einzelnen so schwierig, dafs der Schufs ins Schwarze dem Individuum kaum gelingt; schon relative Annäherung an das Ziel, wobei das Geschofs, zum mindesten die Scheibe nicht verfehlend, dem Centrum nahe kommt, mufs als zufriedenstellend gelten. Wo liegt die richtige Mitte zwischen Verschwendung und Geiz, zwischen Tollkühnheit und Feigheit, zwischen Selbstüberhebung und Selbstunterschätzung? Mit mathematischer Genauigkeit ist dieser Punkt im Einzelfall wohl kaum zu fixieren; ja, erinnern wir uns, dafs der geometrische Punkt überhaupt nur eine Abstraktion ist, die bei jedem Versuch sinnenfälliger Darstellung zur (noch so kleinen) Fläche wird, dann müssen geringe Abweichungen nach rechts oder links schier als Notwendigkeit erscheinen. Bei der verhältnismäfsig noch sehr niederen Stufe, auf der die

intellektuelle Fähigkeit der meisten Menschen steht, dürfen selbst große Verschiedenheiten in der persönlichen Anschauung darüber, was im gegebenen Fall die richtige Mitte sei, nicht wunder nehmen, vielmehr wird darum das Bestreben, diese Mitte zu treffen, nur um so unentbehrlicher, und die Art der Austeilung jener Bedingungen des Glücks um so wichtiger. Sie ist, mit dem Verfasser zu reden, Sache der „sozialen Pädagogik", bei der Volkswirtschaftslehre und Weltweisheit zusammenarbeiten müssen.

Dies zuverlässigste Unterpfand des Glücks suchen weitverbreitete Anschauungen in einem thunlichst hohen Ausmaſs von Genuſs, und zwar (nach des Verfassers Meinung) die sozialdemokratisch Gesinnten in sinnlichem Genuſs, wogegen v. Schubert-Soldern es für wünschenswert erachtet, „daſs den Arbeitslohn immer mehr nicht-materielle Güter bilden helfen, denn die kräftigsten Motive zur Arbeit sind nie die materiellen" (127). Elend und Not sei kulturfördernder als der Genuſs (128), offenbar weil solche Zustände mehr Ansporn zur Thätigkeit bieten als ein zufriedenes Behagen. Daraus zieht unser Autor die Schluſsfolgerung, es werde „stets notwendig sein, daſs in der groſsen Masse der Bevölkerung eine gewisse Mittellosigkeit, die Furcht vor Not und Elend als Triebfeder der Arbeit wirkt" (128). Obschon v. Schubert-Soldern sogleich betont, diese Mittellosigkeit sei nur relativ zu verstehen und brauche nicht etwa mit Not und Elend identisch zu sein, ist dieser Satz, auf den mir sein soziales System gegründet scheint, nicht minder bedenklich. Selbst davon abgesehen, daſs die vom Autor gewünschten Folgen schon durch die Furcht vor erheblicher Verschlechterung einer sehr angenehmen Lage erreicht werden könnten, ist nicht zu verstehen, weshalb nach den eigensten Voraussetzungen des Verfassers diese Triebfeder stets notwendig sein solle, da ja seine soziale Pädagogik vornehmlich das Ziel hat, „die geistigen Triebfedern der Arbeit" zu stärken, als welche er Menschenliebe, sachliches Interesse, Ehrgeiz und Unabhängigkeitstrieb bezeichnet. Es erscheint als ein Selbstwiderspruch, wenn der nämliche Autor, der uns so richtig darauf hinweist, daſs unter den Motiven zur Arbeit das Streben nach materiellem Entgelt keineswegs das maſsgebende sei, wenige Zeilen später die Furcht vor der Not für alle Zukunft unentbehrlich erklärt, um die Masse der Bevölkerung zur Arbeit zu vermögen. Von seinen Aufstellungen über das Wesen der Menschennatur her, könnte v. Schubert-Soldern konsequent nur behaupten, was er vorher so formuliert (120): „Haben

Jahrtausende hindurch der Egoismus und der Ehrgeiz die Vorherrschaft gehabt, dann gehören doch wenigstens Jahrtausende dazu, bis die Menschenliebe die Hegemonie über die menschlichen Triebfedern erreicht, wenn sie sie jemals erreicht.“ Darin liegt eine ganz zutreffende Verwahrung gegen jenen naiven Marxismus, der vermeint, bei einer entsprechenden Umgestaltung der Produktionsweise würden sich auch die moralischen Eigentümlichkeiten der durchschnittlichen Menschennatur annähernd mit derselben Raschheit abändern, wie etwa heute eine neu erfundene Maschine ihre Vorgängerinnen verdrängt.

Den Ehrgeiz hingegen feiert v. Schubert-Soldern als „eine unersetzliche Triebfeder im menschlichen Kulturleben, man zerstöre ihn und die menschliche Kultur fällt in Trümmer; weder Menschenliebe, noch Unabhängigkeitssinn, noch sachliches Interesse, noch sinnlicher Genuſs können ihn ersetzen“ (121). Daraus wäre nun logisch zu folgern, das Problem der Gesellschaftsorganisation bestehe darin, eine Form zu finden, geeignet möglichst auf den Ehrgeiz jedes einzelnen einzuwirken, um ihn dem Interesse der Gesamtheit dienstbar zu machen. Läſst sich dies durchführen, dann bedürfte es gerade nach den Theorieen unseres Autors der von ihm unvorsichtig als stets unentbehrlich bezeichneten Furcht vor materiell empfindlichen Nachteilen nicht mehr. Als Grundbedingung des Ehrgeizes betrachtet der Verfasser allerdings „Ungleichheit der Stellungen der einzelnen in der Gesellschaft“ (122); wo alle gleich sein sollen, könne der Ehrgeiz nicht wirken. Den Sozialdemokraten wirft v. Schubert-Soldern vor die unbedingte Gleichheit aller und damit einen unmöglichen Zustand anzustreben. Von seinem Ehrgeizstandpunkt aus ganz konsequent, schlieſst er: „damit intensive Arbeit der Besten und Tüchtigsten bewirkt werde und der Gesellschaft zu gute komme, ist Ungleichheit in der Gesellschaft notwendig“ (124). Sogleich begegnet ihm aber, was sich in dem Buche öfters wiederholt: ein unsicheres Schwanken zwischen streng wissenschaftlicher Haltung, die unbekümmert um die nächsten praktischen Folgen in rein theoretischem Interesse die Dinge sub specie aeternitatis untersucht, und beständigem Argumentieren auf den zufällig eben gegebenen faktischen Zustand der Gesellschaft, den der Autor, bei aller Miſsbilligung in Einzelfragen, in den Grundzügen zu rechtfertigen bestrebt erscheint.

Er fordert Ungleichheit der Macht und müht sich zu beweisen, daſs diese auch Besitz, Privateigentum, erblichen Familienbesitz zur notwendigen Bedingung habe. Vielmehr, er versucht mit ein paar wenig bedeutsamen Sätzen diese grundlegende

Anschauung als etwas Selbstverständliches hinzustellen, was sie aber keineswegs ist. Gerade hier wäre gröfsere Ausführlichkeit der Argumentation erwünscht gewesen. Während unser Autor sonst die Ansicht vertritt, Reichtum erschlaffe und mache zu energischem Thun untüchtig, behauptet er nun, Reichtum „schafft den Ehrgeiz über die Ärmeren zu herrschen“, indes er doch an anderen Stellen, mit der Erfahrung weit mehr im Einklang, die energischsten Gefühle, also auch den brennendsten Ehrgeiz bei dem nicht völlig Elenden, aber mit Glücksgütern nur wenig Gesegneten auffinden wollte. Wenn er ausführt: „auch jetzt noch gewährt die Macht die Mittel zum Besitz“, so denkt er an die gegebene Ordnung der Dinge, und, wenn überhaupt, gilt es nur noch für die Epoche der privatkapitalistischen Wirtschaft, dafs „Ehrgeiz notwendig nach Reichtum streben mufs, um sich in seiner Macht gegen andere Ehrgeizige zu behaupten“. Eigentlich ist das sogar ein Überbleibsel aus feudal-wirtschaftlichen Zuständen, auf die der Autor sich darum (305) ganz treffend berufen kann; heute schon ruht die Macht gar manches Ehrgeizigen gerade darin, dafs er nicht reich ist, noch reich werden darf, um der Menge dauernd sicher zu sein, und je mehr demokratische Institutionen sich ausbreiten, in um so höherem Grade dürfte dies der Fall sein, so dafs sehr wohl ein späterer Zustand denkbar ist, wo jede Verbindung zwischen Ehrgeiz und materiellem Besitz beseitigt wäre, indem just die Ehrgeizigen dieser ihrer überwiegenden Leidenschaft das Streben nach reichlichem materiellen Genufs vollständig zum Opfer brächten. Dabei braucht ihr Handeln nicht im geringsten von Menschenliebe beeinflufst zu sein, sondern blofs von einem weitschauenden klugen Egoismus, der in materieller Besitzlosigkeit des Besitzes hervorragender Ehrenstellen am sichersten ist. Der Verfasser aber konstruiert einen allzeit nötigen Zusammenhang von Ehrgeiz und Besitz, der bei näherer Betrachtung nicht Stich hält und sogar für den Augenblick nur sehr beschränkte Richtigkeit hat.

v. Schubert-Soldern führt selbst aus, die jeweilig im Besitz der Vorherrschaft Befindlichen seien keineswegs die Besten und Edelsten, allein er meint: „damit die Gesellschaftsordnung sich nicht im labilen Gleichgewicht befindet, ist eine dauernde Herrschaft jener notwendig, die nicht die Besten sind, aber die Besten sein sollen“ (124). Demnach erkennt er an, die von ihm für notwendig gehaltene Verknüpfung von Ehre, Macht und vererblichen Besitz garantiere durchaus nicht eine befriedigende Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten, sei aber als das

kleinere Übel vorzuziehen, weil konstante Verhältnisse labilen gegenüber den Vorzug verdienten. Indes mufs er noch auf derselben Seite zugeben, sobald Geburts- oder Geldadel annehmen, dafs ihre Stellung „nur Rechte gewährt, aber keine Pflichten auferlegt“, seien stets Revolutionen (also Umstürzungen des Gleichgewichts in ihren bedenklichsten Formen und mit den stärksten Schwankungen, bis wieder relative Ruhe eintritt) die Folge gewesen. Da der Autor wenige Zeilen früher erklärt hat, er wisse, „dass niemals die Besten geherrscht haben, dafs auch die Besten durch die Herrschaft zu Schlechteren werden, und das um so mehr, je festgewurzelter ihre Herrschaft ist oder ihnen scheint“, mufs Referent gestehen, die Argumente des Verfassers seien recht geeignet, die Notwendigkeit labiler Zustände zu beweisen, wo die Herrschaft einzelner Schichten nie so fest wurzeln kann, dafs sie bei etwaigem (nach Schubert-Soldern unvermeidlichen) Mifsbrauch nicht auf minder einschneidendem Wege als dem des gewaltsamen, blutigen Umsturzes beseitigt werden könnten. v. Schubert-Soldern ist mit seiner relativ besten Staatsform in bedenkliche Nähe der bekannten Formel geraten: „die Despotie gemildert durch den Meuchelmord“; nach ihm müfste im Staate gelten die Herrschaft der Bevorrechteten, Ehrgeizigen, Besitzenden, gemildert durch die (zeitweilig sich erneuernde) Revolution. Das scheint die Konsequenz aus den (123/124) vorgetragenen Ansichten des Verfassers, die dieser freilich in solcher Schroffheit sich nicht klargemacht haben dürfte. Dem gegenüber ist nicht einzusehen, welche noch gröfsere Gefahren ein labilerer Zustand mit sich führen sollte, zumal der vom Autor so gefürchtete Kampf der Ehrgeizigen untereinander auch bei dessen Gesellschaftsideal nicht zu vermeiden wäre. Je geringer die Zahl der Berechtigten im Verhältnis zur Gesamtheit, um so erbitterter pflegt ihr Kampf untereinander um den Vorrang zu sein, je weniger Reiche und Vornehme, desto gröfser ihre Gier nach dem bedeutendsten Teil der Beute, endlich nach der unbedingten Vorherrschaft. Einer solchen oligarchischen Staatsform strebt übrigens der Autor keineswegs zu, obschon man eine gewisse Unentschiedenheit darin finden könnte, dafs einerseits die Notwendigkeit der Vereinigung von Ehrgeiz, Macht und Besitz für die kulturelle Entwicklung der Menschheit behauptet, andererseits (182 und 184) die Gefahren des Reichtums mit beträchtlicher Schärfe geschildert werden. v. Schubert-Soldern führt da aus, wie weder Wissenschaft, noch Kunst durch sehr begüterte Rentenbesitzer (Kapitalisten, Grundbesitzer, Grofsindustrielle) nennens-

wert gefördert würden, „weil der Antrieb zu grofsen Leistungen ein zu schwacher ist“, wie vollends „auf dem Gebiet der Politik die Leitung der Reichen immer sehr bedenklich“ sei. Ganz von selbst drängt sich dadurch die Frage auf, ob nicht „teilweise oder gänzliche Abschaffung des Erbrechts an Mobilien und Immobilien das beste Mittel gegen die erschlaffenden Wirkungen des Reichtums“ wäre (183). Allein teilweise Beseitigung des Erbrechtes zu Gunsten des Staates sei blofs bei „eigentlichen Geldkapitalien“ möglich. „Die Aufhebung einer ständigen Klasse von Besitzenden“ würde den Staat einem „steten, labilen Gleichgewicht“ aussetzen, ein Schreckgespenst, das unser Autor als entscheidendes Argument sowohl gegen den Staatssozialismus als gegen den demokratischen Kommunismus ins Feld führen zu können glaubt.

Dabei ist zu bemerken, dafs v. Schubert-Soldern selbst die Erblichkeit des Privatvermögens als keinen befriedigenden Zustand betrachten kann. Seine eigene Beweisführung müfste ihn auf einen Standpunkt leiten, wo freie Bethätigung des Einzelnen auch im Erwerb von Eigentum gewahrt, die Vererbbarkeit jedoch beseitigt wäre. Thatsächlich weifs er für die bestehende Ordnung des Familieneigentums nur zwei nicht ganz überzeugende Argumente als ausschlaggebend anzuführen: 1. dafs sie eben die bestehende Ordnung, jede Abänderung aber mit Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft sei, 2. dafs „der erbliche Besitz vor unreifen Reformen schützt, er ist der nützliche, wenn auch oft sehr unintelligente Hemmschuh in der geschichtlichen Entwicklung der Gesellschaft“. Das erste Argument kann für jeden, auch den verrottetsten Gesellschaftszustand mit gleichem Erfolg gelten, das zweite beweist (selbst wenn man es zugiebt) nur, dafs vielmehr alle Bestrebungen dahin zielen müfsten, einen ebenso nützlichen, jedoch intelligenteren Hemmschuh der zukünftigen Entwicklung aufzufinden. Ist denn wirklich der Besitz, die erbliche Sicherheit einer im Verhältnis zur Masse der Bevölkerung begünstigten Lebenslage ein so hohes, ja unentbehrliches Gut? Abermals können wir uns mit Waffen aus v. Schubert-Solderns eigener Rüstkammer gegen seine Position wenden. „Der Staatsbeamte,“ sagt er (126) „fühlt sich oft fast allein durch seine Stellung, seinen gesellschaftlichen Einflufs belohnt.“ Dies Motiv „bewirkt, dafs viele sich der Beamtenlaufbahn widmen, auf welche der verhältnismäfsig geringe Gehalt keine Anziehungskraft ausüben kann“ (127). Lassen wir die seltener vorkommende Gestalt des bedeutenden Gelehrten, des grofsen Künstlers bei Seite, von denen der

Autor gleichfalls einräumt, ihre Leistungen würden nicht vollbracht, um Besitz zu erwerben, dies Motiv sei dabei ein ganz untergeordnetes; halten wir uns allein an die in Hunderttausenden von Exemplaren vorkommende Figur des pflichttreuen, öffentlichen Beamten. Es ist allgemein bekannt, dafs häufig die Bewerber um staatliche Dienstposten in privatem Erwerb bessere Chancen eines reichlicheren Einkommens fänden; wenn sie gleichwohl die amtliche Carrière vorziehen, so spricht aufser den vom Autor bereits aufgeführten Gründen noch die Sicherheit der Lebenslage bedeutsam mit. Dies Entrücktsein aus der Sphäre des täglichen Kampfes ums Dasein trägt sehr dazu bei, das sachliche Interesse an der Beschäftigung als solcher zu ermöglichen und zu steigern. Der berechtigte Ehrgeiz, sich durch tüchtige Leistungen hervorzuthun und seine Befähigung für immer wichtigere Aufgaben zu beweisen, trägt das Seine bei, und würde dies in kaum viel geringerem Mafse leisten, wenn etwa mit dem Aufrücken zu höheren Posten nur eine Steigerung des Einflusses und des gesellschaftlichen Ansehens verbunden wäre, die Erhöhung des Gehaltes jedoch damit nicht unbedingt verknüpft sein würde.

Es ist sogar zu erwarten, dafs bei nicht zu grofsem Unterschied der Besoldung für einen ruhigen, einflufslosen und einen anstrengenden, einflufsreichen Posten von selbst sich eine ganz wünschenswerte Scheidung ergeben würde, indem die minder aktiv angelegten Naturen jenen, die energischen, nach Thaten dürstenden Charaktere diesen vorziehen würden und so jeder eher an die für ihn geeignete, angemessene Stelle gelangte. Jedenfalls fällt die Verbindung von Macht und Besitz, die v. Schubert-Soldern kurz zuvor für unentbehrlich erklärt, beim Beamten jetzt schon fast gänzlich weg, ja die Beamtenfamilien befinden sich in einem sehr wünschenswerten labilen Gleichgewicht, da erblicher Besitz fast nie vorhanden und der Sohn des Vaters, der eine hohe Stufe der Beamtenhierarchie erklommen, doch wieder auf der untersten Stufe der Leiter anfangen mufs. So schädlich dabei ein verabscheuenswerter Nepotismus von Zeit zu Zeit seine geheimen Einwirkungen üben mag, sind diese abträglichen Wirkungen doch immer noch seltener und für die Allgemeinheit minder empfindlich als die so häufige Vererbung des Besitzes auf unbedeutende, ja unfähige Nachkommen, die noch dazu durchaus unanfechtbar in vollem Glanze der Legalität vor sich geht. Das geltende Recht bietet kein Mittel gegen diese weit gefährlichere Fälschungsart der natürlichen Auslese, darum müfste die Moral, das Recht der

Zukunft vorbereitend, um so entschiedener auf das ethisch Verwerfliche solcher Folgen des erblichen Besitzes hinweisen. Eine stramme Beamtenorganisation unter Beseitigung des Erbrechtes, eventuell selbst Aufhebung des Privateigentums, mit Unterschieden der Geltung, ein soziales Königtum an der Spitze würde fast all das erfüllen, was v. Schubert-Soldern fordert, eine relative Konstanz der Staatsverhältnisse, Raum für Bethätigung des Ehrgeizes, Erweckung des sachlichen (statt des materiellen) Interesses, genügende Abstufung der Lebenslagen um Hoffnung und Furcht zu ermöglichen, Ansporn der Thätigkeit zu bilden. Gegen derartige (auch die Menschenliebe mehr als die jetzigen Zustände fördernde) Zukunftsgestaltungen hätten v. Schubert-Solderns Gründe für das Bestehende wenig Gewalt. Treffen sie überhaupt zu, dann treffen sie doch nur einen hyperdemokratischen Kommunismus, allein weder einen autoritären Staatssozialismus, noch einen gemäſsigt demokratischen Kollektivismus, kurzum sie gelten nur gegen eine thörichte, absolute Gleichmacherei des Ungleichartigen, jedoch der Autor vermag durchaus nicht nachzuweisen, daſs ein Staatswesen mit teilweiser oder völliger Beseitigung des Privateigentums nicht auch bei Bestehenbleiben von verschiedenem Einfluſs für verschieden Begabte sehr wohl denkbar und den bestehenden Einrichtungen vorzuziehen wäre. Der utopische, urwüchsige Kommunismus vollkommener Gleichheit in jeder Beziehung verliert von Jahr zu Jahr auch innerhalb der Sozialdemokratie an Gläubigen; je weiter die Emanzipation der Arbeiterklasse vorschreitet und je mehr dies unter Mitwirkung mindestens eines Teiles der heute bevorzugten Gesellschaftsklassen geschehen mag, desto eher werden die von Schubert-Soldern so gefürchteten ehrgeizigen Demagogen und die Irrlehren notwendiger, naturrechtlich fundierter, absoluter Gleichheit an Anhängern Einbuſse erleiden.

Dabei wurde vom Referenten anscheinend der „Trieb nach Unabhängigkeit“ übersehen, der nach unserem Autor gleichfalls eine groſse Rolle spielt. Darauf ist zu erwidern, es sei überhaupt bloſs eine fable convenue, daſs der Sozialismus, sei es als konservativer Staatssozialismus, sei es als demokratischer Kollektivismus, die Unabhängigkeit des Individuums vernichte, welche einzig durch die gegenwärtige, liberalistisch regellose Produktionsweise einer atomisierten Gesellschaft sicherzustellen sei. Völlige Freiheit des Einzelnen begehrt nur noch der Anarchismus, die logisch-konsequente Fortbildung extrem-liberaler Ideen; v. Schubert-Soldern weiſs recht wohl, daſs „jede

Vergesellschaftung teilweise Abhängigkeit ist“ und sein mufs, und dafs die Aufgabe darin besteht, „die Unabhängigkeit in richtigem Mafse mit Unterordnung zu verbinden“. Das Vorhandenbleiben eines zahlreichen Mittelstandes wird von ihm als die beste Garantie gröfstmöglicher Unabhängigkeit betrachtet. Die Selbständigkeit der kleinen Unternehmer erscheint als die rechte Mitte zwischen der Abhängigkeit des Lohnarbeiters, zu denen ja in dieser Hinsicht auch der Privatbeamte zu zählen, und der (die Freiheit der anderen bedrohenden) Übermacht der grofsen Unternehmer. Es sei erlaubt, dagegen eine Stelle aus der Autobiographie eines hervorragenden, kürzlich verstorbenen Grofsindustriellen (W. v. Gutmann) zu citieren, der als Self-made-man sich aus unbedeutenden Anfängen emporgearbeitet hatte; er schreibt: „Der Erwerb bildet bei jedem Menschen den wichtigsten Faktor nicht nur seiner ethischen Entwicklung, sondern auch des äufseren, gesellschaftlichen Verkehrs. Die ausschliefsliche Beschäftigung mit Kauf und Verkauf von Waren, zumal mit sehr geringen Betriebsmitteln, ist naturgemäfs ungeeignet, in diesen beiden Richtungen günstig zu wirken. Man ist dabei oft von Launen des Käufers abhängig, und sich denselben stets anzuschmiegen ist selbstverständlich unvorteilhaft und geradezu schädigend, um Charaktere zu bilden.“ Diesen schlichten Worten kommt deshalb Bedeutung zu, weil sie gar nicht als Anklage gegen die herrschende Wirtschaftsordnung, welcher der Schreiber seine grofsen Erfolge verdankte, gemeint sind, sondern einfach mit ruhiger Gelassenheit die Erfahrung eines langen, in praktischer Thätigkeit aufgehenden Lebens aussprechen. Ohne zu ahnen, welch wirksames Argument gegen die bestehende Gesellschaftsordnung er damit liefere, konstatiert hier ein Mann, der, von theoretischen Erwägungen unbeeinflufst, die Thatsachen des wirtschaftlichen Existenzkampfes um so genauer kennt, die überwiegend ungünstige Rückwirkung dieser Verhältnisse auf den sittlichen Habitus der Menschen. Es darf nicht irreführen, dafs zunächst an den Handel gedacht wird; im Augenblick, wo der Produzent sein Arbeitsprodukt verkauft, ist er Händler so gut wie derjenige, der blofs die heute vielfach schmarotzerähnlich entartete Funktion des Zwischenhandels zu seinem Erwerbszweig macht. Der Bauer, der sein Getreide oder sein Vieh losschlagen, der Handwerker (gleichviel ob er Röcke, Stiefel, Hüte, Wäsche, Tische, Stühle, Schüsseln, Messer oder Schlüssel anfertigt), der das Erzeugnis seiner Arbeit an Mann bringen will, untersteht denselben Regeln wie der Krämer, Bäcker, Fleischer. Sie alle sind zugleich

Kaufleute, deren Bestreben dahin gehen mufs, in Handel und Wandel den eigenen Vorteil zu wahren, dabei jede Schwäche des anderen Teiles schlau auszunutzen. Ja wie oft zwingen die Verhältnisse förmlich, um nur im wilden Konkurrenzkampf das so sehr gepriesene Gut der „wirtschaftlichen Selbständigkeit“ zu bewahren, gerade auf die mit ihr angeblich identische Unabhängigkeit völlig zu verzichten, dem Käufer nach dem Munde zu reden, um die Kundschaft an sich zu fesseln, ihren Launen zu schmeicheln, mit Lug und Trug zu verkehren, seine Menschenwürde geradezu wegzuwerfen. So sieht angesichts einer durch die notgedrungene Unterkonsumtion der breiten Volksmassen bewirkten scheinbaren Überproduktion die Realität der Dinge aus, und am schlimmsten macht sich all dies bei der kompakten Majorität des wirtschaftlich selbständigen, mit kleinem Kapital arbeitenden Mittelstandes geltend. Wer nicht blofs grofse Städte kennt, weifs, dafs zumal in kleineren Orten, Städten wie Dörfern, wo nationaler, konfessioneller oder politischer Hader herrscht, das Mittel des wirtschaftlichen Boykotts immer häufiger und schärfer angewendet wird, und zwar von allen Richtungen ohne Unterschied. Haben finstere Zeiten den Andersdenkenden verbrannt und gehängt, so verurteilt die civilisierte Gegenwart zwar nur gelegentlich zum Tode durch Pulver und Blei, um so häufiger aber setzt sie die Strafe des Verhungerns und Erfrierens auf Übertretung des Willens der Mehrheit. Welche Sprache er reden, welche Gedanken er äufsern, welches Blatt er lesen, in welchem Sinn er sein Wahlrecht ausüben soll: all dies diktiert die Rücksicht auf die Kundschaft dem „selbständigen“, „unabhängigen“ Angehörigen des Mittelstandes. Dies ungeschriebene Gesetz macht ihn zum Sklaven seiner Umgebung. Relativ wirtschaftlich unabhängig ist nur der familienlose Rentner, gesellschaftlich unabhängig nur der Einsiedler, soweit dies an sich möglich. Je gröfser der Umfang eines Unternehmens, je mehr es, lokalen Einflüssen entrückt, sein Absatzgebiet auf dem Weltmarkt suchen kann, um so weniger fühlbar werden diese die freie Bewegung des Mittelstandes auf das Allerempfindlichste einschnürenden Fesseln. Man kann sagen, je kleiner der Gewinn, mit desto gröfseren Opfern an Selbstachtung mufs er wettgemacht werden. Weit entfernt, die (relative) Unabhängigkeit des Mittelstandes zu garantieren, vernichtet die streng privatkapitalistische Wirtschaftsweise schliefslich selbst den Schein von Freiheit, den die politischen Gesetze in so reichem Mafse verbreiten, und zwingt gerade den Mittelstand am striktesten ins ökonomische Joch.

In Wahrheit ist heute der wirtschaftlich Unselbständige infolge seiner Freizügigkeit relativ beträchtlich unabhängiger als der Angehörige des Mittelstandes, für den ein Ortswechsel häufig so gut wie undurchführbar, stets mit dem gröfsten Risiko und unverhältnismäfsig höheren wirtschaftlichen Opfern verbunden ist. Es ist ein konsequenter Standpunkt, wenn man trachtet, die bestehende Wirtschaftsordnung im Interesse des Mittelstandes zu beseitigen und durch eine der mittelalterlichen Zunftorganisation nachgebildete zu ersetzen; inkonsequent ist es, diese Ordnung in der Hauptsache erhalten zu wollen und dabei den wirtschaftlich selbständigen Mittelstand als wertvollsten Teil des Volkes zu betrachten; man kann dies nicht einmal eine Halbheit nennen, denn keine Gesellschaftsordnung setzt diese Bevölkerungsklasse mit gröfserer Wahrscheinlichkeit auf den Aussterbe-Etat, als die erblich-privatkapitalistische, die darauf abzielt, die Zahl der Unternehmungen zu verkleinern, indem sie ihren Umfang vergröfsert. Ihr schliefsliches Ergebnis kann freilich nicht die von den Marxisten prophezeite schroffe Scheidung zweier Klassen sein: einer kleinen Minderheit der Alles- und einer grofsen Mehrheit der Nichts-Besitzenden. Öffentliche Beamte und private Angestellte höherer Lohnskalen würden vielmehr auch in einer rein ausgeprägt privatkapitalistischen Ära neben einer verhältnismäfsig unbedeutenden Zahl von mittleren und kleinen Unternehmern (Bauern, Kaufleuten, Industriellen) eine breite Mittelschichte günstigerer Lebenshaltung bilden. An den von Schubert-Soldern mit Recht gewünschten allmählichen Übergängen von einer Klasse zur anderen könnte es nicht fehlen, allein die von ihm besonders hoch bewertete wirtschaftliche Selbständigkeit wäre auf einen kleinen Kreis beschränkt. Das sieht unser Autor zum guten Teil ein, und darum begleitet er diesen Gang der Entwicklung mit unverkennbarem Mifsbehagen, glaubt jedoch trotzdem dem heroischen Schritt weittragender Eingriffe[1]) in die freie wirtschaftliche Entfaltung, vollends der Beseitigung des Privateigentums oder auch nur starker Beschränkung des erblichen Besitzes durch eine Reihe von anderen Seiten bereits öfters vorgeschlagener und noch öfter widerlegter Reformen entgehen und die Konstanz der bestehenden Verhältnisse im wesentlichen retten zu können.

Die Hauptsache bleibt dabei das auch sonst so beliebte

---

[1]) Eingreifen des Staates in die wirtschaftlichen Kämpfe will er aber doch, freilich zunächst im Interesse eines zahlreichen Mittelstandes, d. h. der Kleinmeister.

Schlagwort von der Erhaltung des Mittelstandes. v. Schubert-Soldern gehört nicht zu denen, welche das Rad der Zeit mit einem energischen Ruck nach rückwärts drehen möchten, er hofft durch allerlei Hemmschuhe sein Ziel zu erreichen, nach ihm (274) ist eine „dem allgemeinen Wohl gemäfse Verteilung des Eigentums in einem Kompromifs zwischen Grofsbetrieb und Kleinbetrieb zu suchen, der wirtschaftliche Selbständigkeit weiten Kreisen erhält und doch auch die Produktivität der Arbeit nicht zu sehr schädigt“. Das soll durch gesetzliche Schutzmafsregeln für die Kleinunternehmer in jenen Betriebsformen geschehen, wo sie dem Grofsbetrieb gegenüber relativ am widerstandsfähigsten seien. Unser Autor täuscht sich darüber nicht, dafs dies in vielen Erwerbszweigen nicht mehr, in den übrigen fast nur auf Kosten der vollen Produktionsfähigkeit möglich sei. Er weifs, dafs „eine wenigstens teilweise kapitalistische Gesellschaftsordnung sich nur durch eine gewaltige materielle und geistige Hebung des vierten Standes wird aufrecht erhalten lassen“ (226). Er kann auch der unbequemen Thatsache sich nicht ganz verschliefsen, dafs der Grofsbetrieb eine Hebung der nirgends elender als beim Kleingewerbe bestellten Lage der Lohnarbeiter viel eher ermögliche (345), trotz alledem wünscht er den Kleinbetrieb thunlichst erhalten zu sehen. Da mufs man doch fragen: sind diese Teile des Mittelstandes denn selbst so erfüllt von der unbedingten Wichtigkeit der Behauptung ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit und, wenn dies der Fall, sind sie erhaltenswert? Die erste Antwort hat v. Schubert-Soldern sich eigentlich schon selbst erteilt, wenn er (85) sagt: „Es mag ja immerhin Leute geben, denen unsicherer Genufs bei völliger Willkürlichkeit ihres eigenen Handelns lieber ist als Sicherheit des Genusses bei Gebundenheit des individuellen Wirkens; aber die grofse Mehrzahl wird stets einen mäfsigen Genufs in Ruhe und Frieden selbst einem gröfseren im Kriegszustand aller gegen alle vorziehen.“ In diesem wirtschaftlichen Kriegszustand lebt aber die heutige Welt, und dem selbständigen Mittelstand ergeht es dabei wie den Kleinstaaten in den früheren Kriegen der Grofsmächte: sie wurden am härtesten mitgenommen und zahlten oft mit ihrer Existenz die Zeche, ohne den Ausbruch eines solchen Zwistes verhindern zu können. Beim Herannahen jener periodischen Krisen, die bei der ungeregelten, wirren Produktionsweise der privatkapitalistischen Gesellschaftsordnung so bedenklich sind, wirft der losbrechende Sturm zu allererst die kleinen selbständigen und unabhängigen Unternehmer zu Boden und wirbelt sie ins Proletariat

hinab; sie sind die zahlreichsten Opfer solcher wirtschaftlicher Ungewitter, deren Kommen sie weder vorherzusehen, noch zu vermeiden vermögen. Die Lage des kleinen Unternehmers ist im allgemeinen eine so schlechte geworden, dafs er sich durch Lehrlingszüchterei und Gesellenschinderei über Wasser zu halten suchen mufs. So begreiflich es ist, und so sehr man es mit menschlicher Teilnahme, ja erschüttert sieht, wie der Kleinmeister sich heute mit erbittertem Ingrimm dagegen sträubt, zum bezahlten Arbeiter oder Commis seines übermächtigen Konkurrenten herabzusinken, deuten doch viele Anzeichen darauf hin, dafs er gern bereit sein möchte, diese klägliche Existenz mit ihrer beständigen Unsicherheit nicht etwa der Genüsse, sondern des täglichen Brotes mit einer Art Beamtenstellung als Glied eines kollektivistischen Gemeinwesens zu vertauschen. Der einzige Schmerz gegenüber vielen Vorteilen, der Verlust seiner ohnedies nur scheinbaren wirtschaftlichen Selbständigkeit, wiegt diesen Vorzügen gegenüber von Jahr zu Jahr leichter, zumal die ethisch allerdings schwer zu billigende Freude, die verhafsten Grofskapitalisten den gleichen, für sie weit empfindlicheren Verlust erleiden zu sehen, beinahe allein schon hinreicht, diesen relativ unbedeutenderen Nachteil zu verschmerzen. Je mehr sich die Lage der bestgezahlten Industriearbeiter verbessert, desto eher könnten wir es erleben, als die eifrigsten Kollektivisten neben den ungelernten Lohnarbeitern die verzagenden Kleinmeister auftreten zu sehen.

Bei dem Gesagten wurde der Bauernstand absichtlich bei Seite gelassen, weil gerade hier die Erhaltung des Mittelstandes am ehesten durchführbar ist; merkwürdigerweise übersah jedoch unser Verfasser (183), wie eben dem Grofsgrundbesitz durch hohe Erbschaftssteuern oder auch ohne dies gehässige Mittel, durch eine vielen verschuldeten Besitzern sogar willkommene teilweise Expropriierung bei vollem Ersatz, in beiden Fällen durch Loslösung eines Teiles der Güter und Verwandlung desselben in Bauernhöfe, staatlich leichter entgegenzuwirken wäre als dem Fabrikanten, dem man einen Teil seiner Gebäude mit volkswirtschaftlichem Nutzen freilich nur schwer wegnehmen kann. An einer späteren Stelle (220) erklärt er sich allerdings wieder hypothetisch damit einverstanden, den „Latifundienbesitz durch gesetzliche Mafsnahmen allmählich zu vernichten“. Es kommt dabei ausschlaggebend in Betracht, dafs der freie Bauer den Boden auch ökonomisch besser auszunutzen vermag als der Grofsbetrieb, sei er nun kapitalistisch oder kollektivistisch, ja dafs der reiche Grofsgrundbesitz in volkswirtschaftlich ver-

werflichster Weise Acker und Weideland vielfach zu weiten Jagdgebieten umwandelt. Ferner würde die Existenz bäuerlicher Selbständiger in Verbindung mit Sozialisierung des Handels und der Industrie allen Teilen zum Vorteil gereichen und jenen, deren Charakteranlage dem engen Zusammenwirken mit anderen widerstrebt, Gelegenheit bieten, das für individualistische Neigungen geeignetere Landleben zu wählen. Ich stimme mit dem Autor darin durchaus überein, es gehe nicht an, für alle Menschen dasselbe zu dekretieren, ihre Unterschiede müfsten berücksichtigt, eine Stufenfolge verschiedener und besserer Lebensmöglichkeiten innerhalb jeder Organisation gegeben sein, in der alle nutzbringenden Triebkräfte der Menschennatur in vollem Ausmafs wirksam werden sollen. Ich würde nur wünschen, dafs er sich selbst öfter dessen erinnerte, was er (197 u. 198) über das individuelle Eigentum sagt, es „ist kein absoluter Begriff, noch wohnt ihm jene Heiligkeit und Unveränderlichkeit inne, den (!) ihm manche Rechtslehrer so gern geben möchten. Das individuelle Eigentum hing nicht nur immer in letzter Linie vom Verfügungsrecht der Gemeinschaft ab, sondern es giebt auch unzählige mögliche Eigentumsformen, welche auch zum Teil durch die Geschichte verwirklicht wurden“. Wer das weifs, sollte sich doch zu den Versuchen, neue kollektivistische Produktions- und Organisationsformen, für die der Zeitpunkt allmählich näher rückt, vorzubereiten, minder ängstlich verhalten. v. Schubert-Soldern mag also im Recht sein, wenn er (193) sagt: „Bei jedem echten Bauernvolk ist die wirtschaftliche Selbständigkeit die Haupttriebfeder“, in seiner Überschätzung des städtischen Mittelstandes ist er auf einem Standpunkt zurückgeblieben, der vor achtzig Jahren in England und Frankreich, noch vor fünfzig Jahren in Deutschland die communis opinio war, seither aber an Vertretern immer mehr verliert, weil dieser Mittelstand selbst inzwischen ein anderer geworden ist. Auch darum, weil diese Wandlung im Bauerntum am wenigsten erfolgte, sind die Tendenzen dem bäuerlichen Kleinbetrieb, unter Preisgabe des Grofsbauern wie des Grofsgrundbesitzers, die Selbständigkeit zu retten, aussichtsvoller als beim ökonomisch, physisch und moralisch im Rückgang befindlichen städtischen Kleinbürgertum.

Die ökonomische Unhaltbarkeit der Position des bürgerlichen Mittelstandes von Handwerkern und Kaufleuten giebt unser Autor zum Teil selbst zu, physisch mufs die wachsende wirtschaftliche Not immer ungünstigere Resultate zeitigen. Die moralische Tüchtigkeit und intellektuelle Fähigkeit des Klein-

bürgers taxiert sein philosophischer Anwalt in sehr erheblichem Maſse zu hoch. Die Enge der ökonomischen Situation, die es nicht ermöglicht, die technischen Fortschritte entsprechend zu verwerten, und vielfach nötigt, bei überlebten Produktionsmethoden stehen zu bleiben, wird ergänzt durch eine gewisse Enge des Bewuſstseins, eine geistige Schwerfälligkeit, die in korrespondierender Weise bei überlebten Gedankenkreisen stehen blieb und nicht vermochte, die neuen Errungenschaften des Wissens, die neuen Problemstellungen des Denkens entsprechend zu assimilieren. Schon John Stuart Mill hat es ausgesprochen, zwischen den intellektuell oft hoch entwickelten oberen Ständen und dem geistig, ob auch häufig nur in unklarem Drang, regsamen Proletariat sei das Kleinbürgertum als dumpfe, geistig träge Masse eingelagert, an durchschnittlicher Intelligenz und Bildungstrieb bleibe der Kleinmeister hinter dem Industriearbeiter zurück. Während der Bauer und sein Knecht gleich wenig mit Wissen beschwert sind, ist gegenwärtig bereits der qualifizierte Arbeiter dem Meister an Kenntnissen und Vorwärtsstreben vielfach überlegen. Die beständig lastende Sorge, wie lange es noch möglich sein werde, die wirtschaftliche Selbständigkeit auch nur dem äuſseren Anschein nach zu behaupten, das lebenslängliche Gebundensein an denselben kleinen Ort ertötet die Lust und die Fähigkeit zu geistiger Ausbildung und macht den kleinen Mittelstand der Gegenwart zu einem zurückgebliebenen Element; während die unsichere Beschäftigung, die ihn von Ort zu Ort treibt, der Einblick in gröſsere Zusammenhänge und das gemeinsame Schaffen mit Hunderten von Kameraden an der Arbeitsstätte den Geist des Proletariers (sofern er nicht im äuſsersten Elend vertiert) weckt und schärft. Die hervorragendsten Elemente des alten Mittelstandes, des tiers-état, haben sich längst als höhere Schichte des Groſsunternehmertums, des Geldbeutels, der freien Berufe abgesondert oder die Beamtenstellen besetzt. Der städtische Mittelstand von heute besteht zumeist aus Kleinmeistern, die nicht leben und nicht sterben können. Die ungünstige moralische Rückwirkung solcher Verhältnisse wurde schon durch die Worte jener Autobiographie dargelegt, und v. Schubert-Soldern selbst hebt es wiederholt (164, 328) mit anerkennenswerter Schärfe hervor, daſs schlechte wirtschaftliche Verhältnisse es fast unmöglich machen, in sittlichen Dingen so skrupulös ehrlich zu bleiben, als es der Reiche ohne jede Anstrengung sein kann. „Die Selbständigkeit der Gesinnung und des Urteils hängt eng zusammen mit der wirtschaftlichen Selbständigkeit“ behauptet unser Autor

(211); wenn er mit dieser an sich plausibeln Anschauung die Wichtigkeit des Mittelstandes nachweisen will, so mufs Rezensent entgegnen, bei der überwiegenden Mehrheit der wirtschaftlich Selbständigen dieser Klasse, die eben zumeist aus kleinen Unternehmern besteht, sei erfahrungsgemäfs ein weit geringeres Ausmafs solcher Eigenschaften zu finden als bei den wirtschaftlich unselbständigen Arbeitern und Beamten. Auch Ärzte, Lehrer, Rechtsanwälte zeigen im Durchschnitt wohl weit mehr Individualität und differenziertes Denken als der kleine Unternehmer. v. Schubert-Solderns wiederholt angestimmter Panegyricus auf den Mittelstand klingt im Vergleich mit den thatsächlichen Verhältnissen wie eine bittere Satyre und ist dem Referenten nur durch die Annahme erklärlich, der Autor denke dabei eigentlich gar nicht an den Kleinbürger, sondern an diejenigen Schichten, die den Übergang vom beschränkt lebenden und beschränkt denkenden kleinen Unternehmer zu den durch zu grofse Kapitalsmacht auch nach Schubert-Solderns Ansicht sozial bedenklichen Kreisen des Unternehmertums, des Geld- und Geburtsadels bilden. Der Ausdruck Mittelstand ist eben kein klar abgegrenzter und ermöglicht deshalb die Selbsttäuschung, staatliche Hilfe für die ziffernmässig weit überwiegende, untere Schicht des Mittelstandes zu verlangen, weil die (verhältnismäfsig geringe) obere Schicht desselben eine Anzahl wünschenswerter Qualitäten besitze, ein quiproquo, das leicht entsteht, wenn man so verschiedene Kategorieen unter der Gesamtbezeichnung Mittelstand zusammenwirft. So werden für den Autor die Kleinmeister gelegentlich gar auch noch die Träger der Bildung und Gesittung, eine unentbehrliche Garantie des kulturellen Fortschritts, während viele andere Forscher in ihnen eines der schlimmsten Hindernisse für jede, Gesundheit und materielle wie geistige Hebung der breiten Volksmassen ernsthaft anstrebende Sozialreform erblicken. Dafs die kleinen Rentner es wirklich seien, die verhältnismäfsig in Wissenschaft und Kunst das meiste leisten, ist eine persönliche, statistisch kaum zu belegende, bei dem Mangel aller Daten auch nicht exakt zu widerlegende Ansicht des Autors.

Übrigens bleibt von Schubert-Soldern in seiner Anschauung von der Wichtigkeit des wirtschaftlich selbständigen Mittelstandes für den Fortschritt nicht ganz konsequent, wenn er (165) plötzlich bemerkt: „Aller Antrieb zum Fortschritt geht von den Unbemittelten aus, die nicht im Elend sind“, der noch nicht blasierte, „lustfrische Unbemittelte“ gebe den „gröfsten Anstofs zu jedem Fortschritt“. Unter Unbemittelten,

die durch das Elend nicht abgestumpft sind, denkt man sich in der Regel die etwas besser gestellten Arbeiter, aber nicht den relativ doch besitzenden Mittelstand. Und fährt der Autor fort, es sei daher falsch „den Reichen stets für den Glücklichsten zu halten“, aber auch „Armut allein macht nicht glücklich“, so wird man darin gerade keine überraschende Neuheit erblicken, allein die Schlufsfolgerung (166): „Wo die Lustfähigkeit des Armen keine Befriedigung findet, wird sie ihm ebenso zur Qual, wie die Blasiertheit dem Reichen“, dürfte denn doch auf Widerspruch bei jenen stofsen, die (wie auch der Referent) glauben, die Plagen der Armut seien nicht ebenso schwer, sondern erheblich schwerer zu ertragen als jene des Reichtums. Die Äufserung brauchte kaum angeführt zu werden, wäre sie nicht charakteristisch für die Anschauung des Verfassers, der in Armut und Reichtum nur gleich wenig wünschenswerte Abweichungen von seinem Mittelstands-Ideal erblickt und sich damit den offenen Blick für die sozialen Schäden der Zeit selbst einschränkt. Von Haus aus erkennt v. Schubert-Soldern sehr wohl, woran es gebricht, so wenn er (128) betont: „Solange jedoch lange Arbeitszeit und knapper Lohn vorherrschen, wird es vergeblich sein, die geistigen Motive der Arbeit stärken zu wollen; wie sollen sie sich bei demjenigen geltend machen, der weder Zeit noch Kraft übrig behält, über sich, andre und andres mehr, als unumgänglich notwendig ist, nachzudenken. Ein solcher Mensch kann nur eine Freude haben, den sinnlichen Genufs; ein solcher Charakter ist dann kaum noch unmoralisch zu nennen, er ist eine zwingende Notwendigkeit: ultra posse nemo tenetur.“

Über die Entstehung fanatischer Volksbewegungen meint er: „Gewöhnlich wird das Bewufstsein des gemeinsamen Elends aus gemeinsamen wirklichen oder eingebildeten Ursachen künstlich durch Rede und Schrift von den Führern der Bewegung erzeugt, aber das vielleicht übertriebene Elend und selbst seine eingebildeten Ursachen müssen einen thatsächlichen Untergrund haben“ (66). Das ist doch ein Überrest jener Anschauung, die grofse, geschichtliche Ereignisse in erster Linie auf das Eingreifen einzelner, oft nicht einmal bedeutender Menschen zurückführte; gewöhnlich steht die Sache vielmehr umgekehrt. Die allerorts vorhandene starke Unzufriedenheit erzeugt Führer, die sich an die Spitze stellen, und von deren zufälliger Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit dann allerdings gelegentlich viel abhängen kann. In der Regel wird übrigens die Reife oder Unreife einer Bewegung sich auch in der Reife oder Unreife dokumentieren,

mit der sie ihre Vorkämpfer auszuwählen versteht. Das Bewufstsein des gemeinsamen Elends ist das primäre Moment, über die Ursache des Elends kann die Masse sich täuschen, für einige Zeit wohl auch von unfähigen oder Sonderzwecke verfolgenden Führern getäuscht werden; je länger aber eine Bewegung dauert und je mehr sie sich kräftigt, desto klarer erkennt sie auch die Quellen der Übelstände, gegen die sie sich kehrt. So vieles in den Lehren des Marxismus unrichtig bleibt, ist doch die in immer weitere Kreise dringende Überzeugung von der Unvereinbarkeit der heutigen Form des Privateigentums mit der zweckmäfsigen Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte und von der daraus resultierenden Verlangsamung des Kulturfortschrittes, ja der teilweisen Vernichtung seiner Wirkungen für die Mehrheit des Volkes die immer deutlicher erfafste Ursache der lebhaften sozialen Mifsstimmung.

Unser Autor hegt nicht den Irrwahn, die Segnungen der Entwicklung dürften nur bevorrechteten Kreisen zu gute kommen, es sei ein ewiges Gesetz, dafs die Menge sich in harter Frohn abmühen müsse, damit Wissenschaft, Kunst und edle Lebensformen von einer relativ schmalen Schichte gepflegt und genossen werden könnten. Sein Mittelstands-Gesichtspunkt ist es, der ihn vor diesem Fehler bewahrt und betonen läfst, die Reichen hätten keineswegs die gröfsten Verdienste um die Kultur aufzuweisen. „Die Kultur einer Gesellschaft wird um so intensiver sein, je höher die Lebenshaltung der grofsen Masse ist“ (134), allein sofort schliefst sich der Satz an: „Eine hohe Lebenshaltung der grofsen Masse der Bevölkerung kann nur aufrecht erhalten werden durch eine intensive, geistige und materielle Kultur der herrschenden Klassen.“ So apodiktisch dies hingestellt ist, scheint mir doch der Beweis dafür nicht hinreichend erbracht, wenn es damit begründet wird: „Die besonders öffentlich sich offenbarende Kultur der oberen Klassen wirkt als Antrieb zur Arbeit für die unteren“ (135), um dieselben Genüsse zu erreichen. Zutreffend daran wäre die auch sonst vom Verfasser betonte Ansicht, eine gewisse Differenz der Lebenslagen sei wünschenswert, um grössere Leistung gerecht zu belohnen und dadurch alle anzueifern; unzutreffend die Anschauung, dieser Zweck werde am sichersten durch das Vorhandensein herrschender Klassen erzielt. Verlangt (136) der Autor „vom Standpunkt des allgemeinen Wohls, dafs kein Glied der Gesellschaft sich nur als Arbeitstier fühlt, bei dem die Erholung nur dazu da ist, um die Arbeit zu ermöglichen, vielmehr ist die Arbeit nur da, um den Genufs zu ermöglichen“,

so ist dies eudämonistisch konsequent gedacht und theoretisch mit den Ansichten sozialdemokratischer Führer genau übereinstimmend; wenn dabei aber der Achtstundentag als eine noch offene ethisch-wirtschaftliche Frage behandelt wird, dann zeigt dies ungenügende Vertrautheit mit den einschlägigen Ausführungen von Ärzten und Nationalökonomen. Man kann die Frage des Achtstundentages für theoretisch längst gelöst halten, sogar einen Sechsstundentag für durchführbar ansehen und doch bezüglich des von Bebel proklamierten Dreistundentages der Ansicht des Verfassers sein: „Das Übermafs der Erholung wäre der Anfang schlechter Arbeit und dadurch des Unterganges künftigen Genusses“.

Wirft v. Schubert-Soldern den Marxisten (und nicht blofs diesen, sondern der Gegenwart überhaupt) vor, „das Glück in der Massenhaftigkeit der Produktion“ (171) zu suchen, was als verkehrt abgelehnt wird, so kann der Referent, der dieselbe Anschauung in dieser Zeitschrift (Bd. XX, S. 496) vertrat, dem nur beipflichten, mufs aber betonen, dafs der Autor an anderer Stelle, ähnlich wie Marx die ökonomische Entwicklung als vom Willen des Menschen unabhängig, ja diesen unbedingt beherrschend hinstellt, nur mit etwas andern Worten meint (106): „die Gesellschaft ist nicht in dem Besitz der Kultur, sondern die Kultur (die materielle und geistige) ist im Besitz der Gesellschaft; die vorhandene Kultur zeichnet der Gesellschaft die Wege ihrer Entwicklung vor“. Dies trifft in dem erläuternden Sinne (290) zu, dafs Kultur „im Kampf mit der Natur erworben“ wird, und dafs „keine Gesellschaft auf einer gewissen Stufe der Macht über die Natur stehen bleiben kann, denn stehen bleiben heifst hier zurückgehen“; in welcher Weise dieser Kampf aber stattfinden und zu welchen Zielen er hinleiten soll, darin scheint mir, wie in dem oben zitierten Aufsatz ausgeführt wurde, die Gesellschaft allerdings die Herrin, nicht die Sklavin ihrer Kultur. Unterscheidet doch auch v. Schubert-Soldern das Bedürfnis des Menschen als das Primäre, die Art, wie es im Produktionsprozefs die Befriedigung zu erlangen trachtet, als das Sekundäre, die Produktionsweise danach nicht als die Bedürfnisse bestimmend, sondern ihrerseits von den Bedürfnissen ins Leben gerufen und bestimmt. Hübsch definiert er (163): „Die innere Seltenheit wurzelt im unbefriedigten Bedürfnis, die äufsere im unbefriedigten Bedarf.“ Fehlt nun die innere Seltenheit, so bietet die äufsere Häufigkeit eines Gutes kein Motiv es (sei es selbst völlig mühelos) anzueignen. Durch Erziehung lassen sich, wie v. Schubert-

Soldern anerkennt, die Triebe des Menschen lenken; gelänge es demnach, die geistigen Bedürfnisse gegenüber den materiellen zu stärken, so würde die Gesellschaft meines Erachtens die Macht erlangen, auf gröfsere materielle Produktion verzichtend, ihre Kräfte mehr der Gewinnung höherer geistiger Kultur zuzuwenden und damit die Überlegenheit des Intellekts als des wahren Weltherrschers glänzend dokumentieren. In gewissem Sinne verficht auch Schubert-Soldern (348) diese Ansicht, um (349) damit sogleich für Kleinbetrieb gegen Grofsbetrieb zu argumentieren; dem letzteren seien deshalb Schranken zu setzen, weil und soweit er die allgemeine Wohlfahrt gefährde, die nach des Autors Meinung beim individualistisch selbständigen Handwerker in viel besseren Händen ist.

v. Schubet-Soldern bekämpft Marx von einem erkenntnistheoretischen Standpunkt aus, den dieser nicht anerkannte; dafs sie von verschiedenen Prämissen auch zu verschiedenen Konsequenzen kommen, ist selbstverständlich, kann aber in diesem Zusammenhange nichts beweisen. Recht unglücklich ist er, wenn er an einem konkret-historischen Beispiel Kautsky zu widerlegen sucht (293). Der Referent hat oft genug (auch in diesen Blättern) gegen Marx und seine Schüler entschieden polemisiert. Die Gerechtigkeit gebietet jedoch anzuerkennen, dafs es keineswegs schwer wäre, eben in dem von unserem Autor noch dazu in recht unpassend höhnender Form herangezogenen Fall den Zusammenhang zwischen der Entfaltung eines neuen Welthandels und dem Aufblühen des Humanismus im Geiste der materialistischen Geschichtsauffassung darzuthun. Die materiellen Bedingungen im Athen des Themistokles und Perikles waren denen in den italienischen Kaufmannsstädten des 15. Jahrhunderts sehr ähnlich, und daraus könnte jeder Marxist mit Leichtigkeit ableiten, warum der Humanismus dort entstand und sich nach Frankreich, Deutschland und England in eben dem Mafse ausbreitete, als die neue Produktions- und Verkehrsweise des wirtschaftlichen Lebens ihm die Wege ebnete. Die Ähnlichkeit geht so weit, dafs da und dort der aufblühende Handel zumeist nach barbarischen Gegenden, daher mit hohem Gewinn, aber auch grofser Gefahr betrieben wurde. Der wehrhafte, abenteuerlustige Kaufherr und Schiffsrheder ist der gleiche Typus, wenn man bedenkt, dafs zwei Jahrtausende dazwischen liegen, mit überraschend geringen Abweichungen. Auf diesem materiellen Untergrund entfaltet sich eine stolze, prachtliebende, künstlerische Neigung, worauf übrigens Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien“ längst hinwies. Auch wer,

wie Referent, ein Gegner der materialistischen Geschichtsauffassung ist, wird nicht finden, dafs dieselbe durch Schubert-Soldern wesentlich zu Schaden gekommen. Ganz anderen Abbruch that ihr Rudolf Stammler, auf dessen Werk „Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung" von marxistischer Seite noch keine genügende Antwort erfolgte; manche der (auch nicht einwandfreien) Aufstellungen Stammlers hat unser Autor bereits benützt. Hingegen war ihm Ernst Grosses neues, interessantes Buch über „Die Formen der Familie" (1896) noch nicht bekannt; sonst hätte er die zweifelhaften Hypothesen von der ursprünglichen Gemeinschaftsehe und von dem Matriarchat als Vorherrschaft der Frau (333) wohl als minder unwiderleglich behandelt.

Wiederholt wird die sehr nachdrückliche, jeden Einwand ausschliefsende Bestimmtheit des Tones in Fragen, die nichts weniger als in dem vom Autor vertretenen Sinne entschieden genannt werden können, unangenehm fühlbar. So giebt v. Schubert-Soldern die Möglichkeit zu, es könnten einmal öffentliche Beamte gänzlich an die Stelle von Unternehmern treten: „das eine aber ist sicher, dafs Initiative, Findigkeit und Emsigkeit ganz verloren gehen müssen, wo die durch sie ausgezeichnete Thätigkeit nicht eine ausgezeichnete Belohnung erhält" (176). Dem Referenten scheint es blofs wahrscheinlich, dafs diese so notwendigen Eigenschaften an Häufigkeit abnehmen dürften, wenn nicht die höhere Qualifikation irgendwie auch äufserlich belohnt würde, sei es durch höheres Einkommen, sei es durch gröfseren Einflufs oder auch nur durch öffentliche Ehrung. Einen bemerkenswerten Einwand gegen die Sozialisierung der Industrie kann er darin nicht erblicken. Es geht nicht an und würde den ohnedies weit überschrittenen Raum zu sehr in Anspruch nehmen, hier den Nachweis im einzelnen zu führen, warum die als kleine Hilfen zu billigenden ökonomischen Reformprojekte des Autors (Gewinnbeteiligung, Konsumgenossenschaften, Verstaatlichung der Banken und Bergwerke) unzureichend erscheinen, aber man wird es dem Referenten verzeihen, wenn er, der von jeher in Wort[1]) und That für volkstümliche Kunst gestritten, noch darüber sein Befremden ausspricht, dafs der Autor der Ansicht ist: „die ästhetische Bildung der unteren Klassen wird viel besser gefördert werden, wenn die Produkte der Kunst weniger profaniert werden" (222).

[1]) E. Reich, „Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen" (1892; 2. Aufl., 1894).

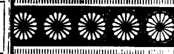
Dabei denkt v. Schubert-Soldern zwar nicht daran, die Menge in dem Maſse, als es bis vor kurzem der Fall war und groſsenteils noch ist, vom Kunstgenuſs fernzuhalten, allein er möchte, wie es scheint, eine ästhetische Zensur, die auswählt, was als gediegen der Menge geboten und wovon sie als schädlich ausgeschlossen werden soll. Um das Kunstgewerbe für die Kleinmeister zu retten und vor dem Groſsbetrieb zu bewahren, soll es (man sieht nicht recht ein wie) „der Groſsindustrie steuerpolitisch erschwert werden, Luxusware zu erzeugen“. Mit einem auffallenden Mangel an Kenntnis des wirklichen Lebens behauptet der Autor, daſs sich „heutzutage Produkte der Kunstindustrie und der vervielfältigenden Künste unbeachtet in jedem Winkel herumkugeln“. Abgesehen von gewissen primitiven Farbendrucken, möchte ich doch die Arbeiter- oder Kleinbauernwohnung kennen, wo dies zutrifft. Ja ich wünschte mir nichts Besseres, als einen Zustand noch mit Augen zu sehen, wo in der That Gegenstände (seien sie auch horribile dictu fabriksmäſsig erzeugt) von schönen, edeln Formen in jeder Proletarierstube Sinn und Gemüt erquickten, mit ihrer vornehmen Harmonie leise wirksam, auch den Widerstrebenden zu reineren, höheren Auffassungen des Lebens hinleitend, wo Abbildungen der vorzüglichsten Gemälde, Statuen und Gebäude, die heutzutage selbst in unseren Schulen zumeist fast gänzlich fehlen, an den Wänden jeder Behausung hingen! Ich kann die merkwürdige Auffassung des Verfassers absolut nicht teilen, es werde „nur dazu beitragen, den Wert der Kunst zu erhöhen, ihre bildende und reinigende Wirkung zu steigern“, wenn „Werke des Kunstgewerbes dem Gebrauch der groſsen Menge entzogen“ sind. Jeder Sachkundige wird dem Autor mitteilen können, daſs stets dort die Schöpfungen der groſsen Künstler lebendigsten Anteil bei ihren Volksgenossen fanden, wo und soweit ein blühendes, möglichst tief in die Massen gedrungenes Kunstgewerbe den Boden dafür bereitet. Davon gar, daſs nur die „wenigen Kunstwerke Besitzenden“ sich in sie vertiefen und die Führung in der Kunstentwicklung übernehmen, kann ich mir eine gedeihliche Wirkung noch weniger versprechen. Wehe dem Künstler, der auf ein launisches, eigenwilliges Mäcenatentum der Reichen angewiesen ist; davon wuſsten viele der Gröſsten aller Zeiten ein trauriges Lied zu singen. Dies eine Probe, wohin die Sucht, Erwerbszweige für den Mittelstand zu retten, führen kann!

Diese Auseinandersetzung mit dem vorliegenden Werk konnte bei weitem nicht alle Punkte berühren, handelt doch

jedes Buch über die soziale Frage eigentlich de rebus omnibus et quibusdam aliis. So mag hier die Selbstkritik eingestehen, dafs der Referent vielleicht mehr jene Punkte, die ihm am Herzen lagen, hervorgehoben und die richtige Mitte dabei schwerlich eingehalten. Es kam mir darauf an darzuthun, dafs der Autor seine sozialpädagogische Absicht nicht entsprechend ausführen konnte, weil er nach meiner Ansicht zwei entscheidende Irrtümer begangen. Er kann sich den sozialen Staat nur als Beseitigung aller und jeder Unterschiede, als strengste Durchführung eines abstrakten Gleichheitsprinzipes denken und lehnt diesen Staat mit Recht als kulturhemmend, zu viele der Triebfedern menschlicher Natur voreilig ausschaltend, ab. Er idealisiert sich sodann den (selbst wieder in scharf zu trennende Schichtungen zerfallenen) Mittelstand so sehr, dafs er bald Gefahr läuft, in dem Kleinmeister, einer schwerlich zu erhaltenden, im Rückgang befindlichen Schichte, den eigentlichen Hort und Träger der Kultur und der Menschheitszukunft zu erblicken. Ich bezweifle keinen Augenblick, dafs v. Schubert-Soldern von dem, was er schreibt, fest überzeugt ist, bewiesen hat er mir nichts davon, und so konnte ich nur streben, mein ablehnendes Votum möglichst zu begründen. Dabei wurde versucht zu zeigen, wie sich aus des Verfassers eigenen Sätzen gelegentlich ein gewisser Widerspruch ergebe, so auch gerade in dem entscheidenden Differenzpunkt zwischen Autor und Rezensent. Es scheinen mir sehr wohl sozialstaatliche Lebens- und Wirtschaftsgestaltungen denkbar (ja es dürfte ihnen meiner Ansicht nach die Zukunft gehören), wo alle Staatsangehörigen mehr oder weniger zu Staatsbeamten geworden wären, zwischen denen deshalb Abstufungen nach Leistungsfähigkeit und Arbeitslust recht gut bestehen bleiben, sogar in Rang wie Gehalt ihren Ausdruck finden könnten. Die wirtschaftliche Selbständigkeit, die nach des Verfassers Ansicht doch nur einem Bruchteil werden kann, ist kein Gut von alles überragender Bedeutung, zumal wenn erwogen wird, welche Fülle von im Konkurrenzkampf nützlichen, ethisch höchst verwerflichen Eigenschaften sie beim Menschen erst weckt und heranzüchtet. Vom Standpunkt des allgemeinen Wohles scheint es mir geboten, den Prozefs der Sozialisierung, in dessen Anfängen wir uns befinden, zu fördern und das menschliche Glück durch Stärkung des Gefühles der Zusammengehörigkeit, nicht durch Isolierung in wirtschaftlicher Selbständigkeit herbeizuführen. Will Schubert-Soldern (184) die „grofsen Schmarotzer" beseitigen, aber die viel zahlreicheren „kleinen Schmarotzer" erhalten, so werden

wir eine Zukunftsgestaltung wünschen, die alles Schmarotzertum tilgt und jedem nur so viel zubilligt, als ihm nach seinem Werte für die Gesamtheit zusteht. Das Schlagwort von der Erhaltung des Mittelstandes ist in dem besprochenen Buch sozialphilosophisch vertreten, allein ich fürchte, gerade dieser Grundgedanke verschuldet es, wenn der Autor, um sein geistreiches Wort zu gebrauchen, im Streben die „richtige Mitte“ zu finden, dieselbe schliefslich dort zu entdecken glaubte, wo der Referent statt dessen blofs die „unrichtige Mittelmäfsigkeit“ zu erblicken vermag.

Berichterstattung.



I.

Besprechungen.

Elster, Ernst, Prinzipien der Litteraturwissenschaft. Erster Band. 488 S. Halle 1897.

Abgesehen davon, dafs für den Philosophen prinzipielle Erörterungen über Einzelwissenschaften an sich schon von Interesse sind, verdient die vorliegende Arbeit auch deshalb in dieser Zeitschrift besprochen zu werden, weil ihr Verfasser die Psychologie als eine sehr wichtige Hilfsdisziplin der Litteraturwissenschaft betrachtet, und weil das Werk, soweit es erschienen ist, gröfstenteils durch umfängliche psychologische und philosophische Erörterungen ausgefüllt ist. Leider zeugen diese von seltener Oberflächlichkeit und grofsem Mangel an Sachkenntnis.

Vorwort, ausführliches Inhaltsverzeichnis (S. I—XX) und Einleitung (S. 1—6) geben über Zweck und Plan des Buches Auskunft. Verfasser will uns im ersten Kapitel darüber orientieren, worin das charakteristische Merkmal besteht, das den poetischen Werken im Gegensatz zu allen anderen Geisteserzeugnissen eignet. Die beiden folgenden Kapitel sollen die „Psychologie des Dichters“ behandeln, das vierte und fünfte die Form poetischer Werke ins Auge fassen; das Schöne, Erhabene, Tragische u. s. f., die Metapher, Antithese u. dergl. und der Sprachstil werden hier untersucht. Das sechste Kapitel soll die neuhochdeutsche Metrik entwickeln, das siebente die Gattungen der Poesie, das achte die einzelnen Aufgaben der Litteraturwissenschaft, insbesondere auch die historischen. Der vorliegende Band enthält die vier ersten und einen Teil des fünften Kapitels.

Das erste Kapitel (S. 7—74) beginnt mit einer Darlegung „der logischen, moralischen und ästhetischen Lebensauffassung“. Das logische Denken setzt sich zum Ziel, die Welt zu begreifen; es will das Einzelne und Ganze des Lebens in seinen kausalen Beziehungen erforschen, die Natur und die geistigen Thaten und Werke, um schliefslich in der Philosophie zu einer abschliefsenden und zusammenfassenden Erkenntnis alles Seins zu gelangen. Es giebt drei psychische Grundfunktionen, von welchen zwar keine jemals ganz zum Schweigen kommt, welche aber in unserer Abstraktion deutlich getrennt werden können: das Vorstellen, Wollen und Fühlen. Die logische Auffassung zieht lediglich die Vorstellungsseite des Geisteslebens in Betracht.

Wenn die ethische oder moralische Weltauffassung einen selbständigen Wert besitzen soll, so mufs sie offenbar ein ganz anderes Ziel haben als die Erkenntnis. Das Ziel des ethischen Lebens liegt darin, das Rechte zu wollen und zu thun, und die Erkenntnis des Guten und Bösen, wie sie die Wissenschaft der Ethik ausbildet, soll nur dem Willen der Menschen die Richtung anweisen, damit der Einzelne und die Gesamtheit wisse, wie sie am besten den Zwecken des Lebens dienen.

Der ästhetische Betrachter verfolgt den Zweck, die Gefühlswerte des Lebens herauszukehren und zu betonen, so wie der logische Betrachter die Erkenntnis, und der ethische die Regelung des Willens erstrebt. Wir können hieraus eine Antwort auf die viel erörterte Frage entnehmen, wie der Begriff der Litteratur zu fassen sei: zu ihr gehören alle sprachlichen Erzeugnisse, die irgendwie dahin zielen, die Gefühlswerte des Lebens zu erschliefsen.

Wie verhält sich nun die logische Auffassung zur ästhetischen? Durch die logische Auffassung einer Begebenheit geht ihr Gefühlswert zum gröfsten Teil verloren. Daraus folgt, dafs die logische Lebensauffassung nur insoweit für einen Dichter in Betracht kommt, als sie die Heraushebung der Gefühlswerte nicht hindert. — Die logische Auffassungsweise hat die Eigentümlichkeit, dafs sie nicht an der konkreten Anschauung haftet, sondern vielfach in hohem Grade in der Form der Begriffe denkt. Hierin liegt ein besonderer Wert der logischen Auffassung. Da aber das begriffliche Denken das Gefühl stark zurückdrängt, so ergiebt sich, dafs das, worin der besondere Wert der logischen Auffassung liegt, für die ästhetische gerade am meisten unbrauchbar ist. — Die logische Betrachtungsweise versenkt sich niemals liebevoll in eine einzelne Begebenheit,

sondern sucht alles als Teile eines gröfseren Komplexes von Thatsachen zu begreifen. Der Historiker wird die Bedeutung WALLENSTEINS für den ganzen dreifsigjährigen Krieg zu würdigen suchen; der Dichter betrachtet nur das einzelne Schicksal.

Über das Verhältnis der ästhetischen zur moralischen Auffassung führt ELSTER aus, dafs, während das ästhetische Urteil bei einer Willensäufserung darnach frage, ob sie unser Gefühl anrege, das ethische Urteil darnach frage, ob sie den für das Wollen geltenden Vorschriften und Normen gemäfs sei. Das moralische Urteil wirkt aber auch bei rein ästhetischen Beobachtungen mit. Wir müssen eine bestimmte ethische Persönlichkeit des Dichters erfassen können, oder wir fühlen uns nicht befriedigt. Wir verlangen von jeder poetischen Darstellung, dafs sie die Gesetze des Anstandes beachte, die wir in jeder gebildeten Gesellschaft für unverbrüchlich halten. Bei allem Zusammenhang des ästhetischen und moralischen Faktors dürfen wir aber nicht etwa eine sogenannte „poetische Gerechtigkeit" oder (was auf dasselbe hinausläuft) eine „tragische Schuld" fordern. Die Forderung einer gerechten Verteilung der Glücksgüter entspringt einer rückständigen eudämonistischen Moral. Der wahrhaft Sittliche verlangt keine Beglückung als Preis der Tugend. — Dichter und Theoretiker haben vielfach von der Kunst verlangt, dafs sie Einsicht darüber verbreite, wie unser moralischer Wille zu lenken sei, und dafs sie denselben auf bestimmte Gegenstände hinweise. Ersteres thut die Didaktik, letzteres die Tendenzpoesie. Beide sind insofern zulässig, als sie geeignet sind, das Herz des Dichters in Schwingungen zu versetzen.

Aus den ersten Worten dieses sich an den Text vielfach wörtlich anschliefsenden Referates sieht man, dafs Verfasser entweder von der Kausalität oder dem logischen Denken oder von beidem höchst eigentümliche Ansichten hat. Das logische Denken ist ihm mit dem Erfassen kausaler Beziehungen identisch. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, da unter anderem sowohl die algebraischen als die geometrischen Darlegungen unter den Begriff des logischen Denkens fallen, obgleich sie mit der Erforschung kausaler Beziehungen nicht das mindeste gemein haben.

In der Behauptung, dafs das logische Denken in der Philosophie zu einer abschliefsenden und zusammenfassenden Erkenntnis alles Seins zu gelangen suche, ist eine Ansicht über die Aufgabe der Philosophie enthalten, welche nicht allgemein ist und daher nicht als so selbstverständlich hingestellt werden

darf. Wenn, wie z. B. RIEHL lehrt und zu begründen sucht, die Philosophie nur als Erkenntnistheorie zulässig ist, so kann das logische Denken innerhalb der Philosophie die Rolle nicht spielen, die ELSTER ihm zuweist.

Über das Verhältnis der wissenschaftlichen Ethik zum sittlichen Leben ist ELSTER nicht zur Klarheit gelangt. Seine Ansicht, dafs die wissenschaftliche Ethik praktische Tendenzen verfolge, steht mit den Ausführungen auf S. 9 u. 10 im Widerspruch, wo er beifällig die Ansicht anführt, dafs die Wissenschaft Selbstzweck sei. Auf S. 9 werden Ethiker und Forscher sogar direkt als Gegensätze behandelt. S. 12 u. 13 wird behauptet, dafs die Theorie des Eudämonismus und diejenige des Utilitarismus den Gefühlseffekt als letztes Ziel der Ethik (sic) betrachtet.

Abgesehen von diesem unklaren Schwanken, welches auf ELSTERS eigene Rechnung zu setzen ist, schliefsen sich seine ethischen Darlegungen, wie man sieht, direkt an die Lehren WUNDTS an. Die WUNDTsche Ethik mit ihrer intensiven Betonung der Normen ist aber keineswegs so allgemein anerkannt, dafs ein Forscher sich derselben ohne weiteres anschliefsen darf. ELSTER sagt allerdings im Vorwort: „Die psychologischen und philosophischen Auseinandersetzungen lehnen sich an die Werke WILHELM WUNDTS an; ich habe auch manchen andern Philosophen zu Rate gezogen, aber bei ihm habe ich das gefunden, was mir am meisten förderlich erschien." Aber nicht darum, ob WUNDTS Ansichten für eine litteraturwissenschaftliche Darlegung „förderlich" sind, handelt es sich zunächst, sondern darum, ob sie richtig sind.

Ohne offenbar auch nur zu ahnen, mit wie vielem Zweifel die WUNDTsche Willenslehre vielfach aufgenommen wird, betrachtet ELSTER den Willen als psychisches Grundelement neben dem Gefühl und den Vorstellungen, und auch sonst innerhalb des bisher referierten und des übrigen Teiles des Buches schliefst sich Verfasser in vollständig kritikloser Weise an die Werke WUNDTS an. Referent wird hierauf nicht mehr zurückkommen.

In selbständiger Weise hat ELSTER den Begriff des Ästhetischen formuliert. In das Gebiet des Ästhetischen gehört ihm alles, was unser Gefühl anregt. Alle Vorgänge, welche Hunger und Durst und Schmerz im weitesten Sinne des Wortes auslösen, ein Stück, welches lediglich mit der Absicht geschrieben ist, Leser und Zuschauer zu langweilen oder zu ärgern, aber

auch die mit Lustgefühlen verbundene Nahrungsaufnahme und unzähliges andere mehr gehört also nach Elster in das Gebiet des Ästhetischen. Man braucht wahrlich weder Philosoph, Psycholog noch Litterarhistoriker zu sein, um die Unhaltbarkeit einer derartigen Begriffsbestimmung einzusehen.

Im folgenden werden die allgemeinen Eigenschaften der poetischen Lebensauffassung entwickelt. Eine Klarlegung des Verhältnisses der ästhetischen zur poetischen fehlt. Zunächst betont Elster, dafs sich jedes Gefühl durch längere Dauer abstumpft. Als Beispiele hierfür werden die Unzufriedenheit des Heineschen und Wagnerschen Tannhäusers mit den fortwährenden Freuden des Venusberges angeführt und weiterhin die Worte Goethes: Alles läfst sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen. Aus diesen Beispielen kann man im besten Fall ersehen, dafs dieselben Momente der Aufsenwelt, die einige Zeit Lustgefühle ausgelöst haben, mit der Zeit Unlustgefühle auslösen; diese Beispiele zeigen aber nicht, dafs sich jedes Gefühl durch längere Dauer abstumpft.

Im Zusammenhang mit der Lehre von der Abstumpfung der Gefühle, führt Elster die Thatsache an, dafs, wenn eine Generation eine Gruppe von Lebensgefühlen besonders gepflegt habe, dann eine andere komme, die ein ganz anderes Gebiet bebaue. Die einfache individualpsychologische Beobachtung, dafs unter vollkommen gleichen Bedingungen die Gefühle mit der Zeit, innerhalb gewisser Grenzen, häufig schwächer werden, wird somit in Elsters Hand auf völkerpsychologisches Gebiet übertragen. Referent würde diese Auffassung zwar nicht billigen, aber doch verstehen, wenn Elster nicht nur einen Gesamtwillen, sondern auch ein Gesamtgefühl annehmen würde. Das Gegenteil aber ist der Fall. Noch entschiedener als Wundt betont Elster die Existenz eines Gesamtwillens und die Nichtexistenz eines Gesamtgefühls.

Aus der unmöglichen Begriffsbestimmung des ästhetischen und der Thatsache des sich Abstumpfens der Gefühle (die aber durchaus nicht so allgemein zutreffend ist, wie Verfasser glaubt), deduziert Elster den an sich durchaus richtigen Satz, dafs Neuheit und Originalität ästhetisch höchst wertvoll seien.

Am schärfsten herausgehoben werden unserem Autor zufolge die Gefühle durch die Darstellung der Kontraste. Bestimmte Lebensvorgänge werden in der Kunst andern gegenübergestellt, die eine gerade entgegengesetzte Gefühlswirkung haben. Von der Abwechslung und dem Kontrast ist die Stärke

des Gefühls abhängig. Können wir nun auch über seine Qualität allgemeine Beobachtungen uns nutzbar machen?

Wundt, sagt Elster, unterscheidet neuerdings drei Hauptrichtungen der Gefühle: er sondert Lust und Unlustgefühle, erregende und beruhigende, spannende und lösende Gefühle. Alle diese Gefühlsqualitäten treten bei der Wirkung poetischer Erzeugnisse sehr stark hervor. Zweifellos mufs in jeder Dichtung der spannende Hauptvorgang seine Lösung finden, und mit dieser Lösung wird die Beruhigung Hand in Hand gehen. Dagegen wäre es verkehrt, zu verlangen, dafs die Unlust sich schliefslich in irgend eine Form von Lust umsetze. Zeigt doch die Erfahrung, dafs wir am Schlufs dramatischer Werke vom bittersten Schmerz erfüllt sind; das bedeutet nicht Umsetzung der Lust in Unlust. Allerdings erweckt die poetische Darstellung bestimmter Lebensvorgänge niemals dieselbe Unlust, wie die dargestellten Vorgänge selbst: fingiertes Leben, Auffassung und Darstellung verbinden sich zu einem neuen eigenartigen Ganzen, das auch ein wesentlich neues Totalgefühl hervorruft. Dieses Gefühl ist zwar demjenigen, welches der reale Vorgang erzeugen würde, gleichartig; aber Lust, Unlust, Erregung, Beruhigung, Spannung, Lösung erscheinen wesentlich „abgetönt“.

Da ist es nun seltsam, dafs durch die poetische Behandlung alle sechs Wundtschen Grundrichtungen des Gefühls abgetönt werden sollen. Die Abtönung (oder was bei Elster offenbar ungefähr dasselbe bedeutet), die Milderung des beruhigenden Elementes scheint mit der Milderung von Lust und Schmerz nicht vereinbar. Entweder das eine oder das andere! Die gesamte Lehre von der Abtönung ist übrigens mit der erwähnten Auffassung des Ästhetischen nicht wohl in Einklang zu bringen. Wenn es in der Kunst vor allem darauf ankommt, die Gefühlswerte zu betonen, so ist jede Abtönung von Übel.

Man kann, fährt Elster fort, in der Poetisierung des Stoffes verschieden weit gehen. Nach dem Grade der Poetisierung unterscheiden sich Naturalismus, Realismus, Idealismus. Der idealistische Dichter schöpft den Inhalt seiner Poesie vor allem aus seinen eigenen Ideen und Anschauungen. Der Realist bleibt der Wirklichkeit mehr treu; er dämpft die Wirkung, die sie erregt, nur sehr wenig. Der Naturalismus giebt ein rohes Abbild des Lebens mit allen seinen zufälligen Trübungen. Verfasser entscheidet sich für eine Mischung von Idealismus und Realismus, für den sogenannten Ideal-Realismus.

Die beiden letzten Abschnitte des ersten Kapitels behandeln die Grenzen der wissenschaftlichen Litteraturforschung und die

Normen der Poesie. Es wird behauptet, dafs mit dem Hinweis auf das Gefühl als Grundlage des ästhetischen der wissenschaftlichen Willkür keineswegs Thür und Thor geöffnet sei. Nur müssen wir bedenken, dafs sich nur derjenige auf litterarischem Gebiet erspriefslich bethätigen kann, der die Gabe poetischen Fühlens, der nach Goethes Ausdruck ein Talent der „Anempfindung“ besitzt. Wie der Schauspieler oder der ausübende musikalische Künstler, so mufs auch der Litterarhistoriker es verstehen, sich in die Werke seiner Autoren hineinzufühlen.

Es ist schade, dafs uns Elster nicht näher über die Kriterien der richtigen Anempfindung orientiert hat. Woher weifs Elster, woher wissen die Vertreter der sogenannten psychologischen Richtung in der Litteraturgeschichte überhaupt, dafs ihre Anempfindung die richtige ist? Offenbar mufs es doch Kriterien dafür geben; sonst wäre ja dieser Richtung jeder Boden entzogen, und ihre Ausführungen wären im letzten Grunde nicht besser gestützt als das Gerede der Menge. Oder sollte es am Ende doch an solchen Kriterien fehlen und die fragliche Art von Litteraturgeschichte eine höchst unsolide Sache sein? Jedenfalls mufs diejenige, welche vom Elsterschen Standpunkte über die Prinzipien der Litteraturwissenschaft schreibt, heutzutage zu diesen Fragen Stellung nehmen.

Bei Gelegenheit seiner Lehre von der Anempfindung teilt uns Elster mit, dafs ein Vergleich des litterarhistorischen Betriebes mit dem des Musiktheoretikers und des Musikhistorikers uns zeige, in wie günstiger, wissenschaftlicher Lage sich der Litteraturhistoriker gegenüber diesen Gelehrten befände. Der Musiktheoretiker könne nichts logisch Zwingendes über den Inhalt seiner Kunstwerke aussagen, denn dieser Inhalt bestehe in gegenstandslosen Gefühlen und Affekten, in Gefühlen, deren erregende Ursachen nicht mit dargestellt seien. Dagegen gebe die Poesie das volle Menschenleben wieder, die Vorstellungen und Willensimpulse unserer Seele.

Unter Ursachen versteht Verfasser, dem Zusammenhang entsprechend und wie aus einer Stelle auf S. 50 ganz deutlich hervorgeht, nicht Ursachen im exakten Sinn des Wortes, sondern alle diejenigen Vorstellungsmomente, welche für die Gestaltung unserer Gefühle charakteristisch sind, auch wenn sie mit den Gefühlen gleichzeitig sind, eine Terminologie, die in der oben gerügten und unten nochmals zu behandelnden mangelhaften Kausalitätsvorstellung des Verfassers ihren Grund hat. Haben wir früher gesehen, dafs Verfasser sich das Verhältnis von Kunst und Poesie gar nicht klar zu machen versucht

hat, so bemerken wir jetzt, dafs seine Auffassung über das Verhältnis von Dichtkunst und Musik grundfalsch ist. Bei der Musik seien die für die Gefühle charakteristischen Vorstellungsmomente nicht dargestellt! Freilich sind sie dargestellt! Diese Gefühle sind bei jedem einzelnen Menschen Funktionen der Töne, der Tonverbindungen, Tonverschmelzungen u. s. f., die er hört und die demnach doch „dargestellt" sind. Zwischen die gelesenen oder gehörten Worte einer Dichtung und die entsprechenden Gefühle dagegen schieben sich eine Menge assoziierter Vorstellungen ein, die in hervorragendem Mafse auf die Gefühle bestimmend einwirken, während bei der Musik derlei assoziative Faktoren eine ungleich geringere Rolle spielen. Im Gebiete der Musik hat es daher keinerlei prinzipielle Schwierigkeiten, relativ exakte Untersuchungen über die Abhängigkeit der Gefühle von den Tönen anzustellen. Im Gebiete der Poesie sind derartige Untersuchungen kaum denkbar, weil die für die Gefühle charakteristischen Vorstellungen wegen der bedeutenden, schwer zu fixierenden und bei verschiedenen Personen natürlich gänzlich verschiedenen Rollen des assoziativen Faktors niemals exakt eruiert werden können. Ein Vergleich der „günstigen wisenschaftlichen Lagen" des Musik- und des Litteraturforschers im Sinne Elsters fällt also jedenfalls nicht zu Gunsten des letzteren aus: die für die Gefühle charakteristischen Momente sind in der Musik der wissenschaftlichen Untersuchung viel zugänglicher als in der Poesie. — Des Verfassers verkehrte Darstellung des Unterschiedes zwischen Musik und Poesie scheint zum Teil in Reminiszenzen an Schopenhauer und R. Wagner ihren Grund zu haben, welche, wie auch Elster, beide (wenngleich in verschiedenem Sinne) meinen, die Musik stelle wirkliche Weltvorgänge dar, — eine Ansicht, die indessen zu widerlegen wohl nicht mehr nötig ist. Freilich unterscheidet sich Elster von diesen Theoretikern dadurch, dafs nach ihm das, was die Musik darstellt, vom Zuhörer nicht erkannt werden kann.

Schon im Jahre 1894 hat Elster in einem Vortrag „Über die Aufgaben der Litteraturgeschichte" Normen der Poesie aufgestellt. Es kam ihm damals (S. 9 des Vortrages) darauf an, seine Normen des Kunstwerkes ganz ohne Rücksicht auf die Wirkung, welche dasselbe auf den Leser oder Zuschauer u. s. w. ausübt, festzustellen. Referent scheut sich nicht zu behaupten, dafs die Idee eines derartigen Unternehmens zu dem ungeheuerlichsten gehört, was er in modernen Büchern gelesen hat. Jetzt hat Verfasser denn auch glücklicherweise seine frühere Absicht

aufgegeben: „. . . der Wirkung der Poesie", sagt er im Vorwort zu unserem Buche, „messe ich für die Erschliefsung der poetischen Normen eine gröfsere Bedeutung bei, als ich früher Wort haben wollte", und er deduziert die poetischen Normen, wie thatsächlih schon in seinem Vortrage, jetzt mit Bewufstsein aus den Wirkungen des Kunstwerkes. ELSTER findet jetzt zehn Normen, die zum gröfsten Teil mit den vorhergehenden Ausführungen innerlich zusammenhängen: 1. die Norm der poetischen Bedeutsamkeit; das Kunstwerk mufs poetisch bedeutend sein, d. h. die Gefühlswerte des Lebens hervorkehren; 2. die Norm der Neuheit des Gefühlsgehaltes, 3. die Norm der Abwechselung und der Kontraststeigerung, 4. die Norm der Harmonie des Gefühlsgehaltes; die mannigfachen, einem Kunstwerk zugehörigen Gefühle müssen zu einem einheitlichen Ganzen erhoben sein; 5. die Norm der poetischen Abtönung der Gefühle, 6. die Norm des zeitgemäfsen, nationalen und volkstümlichen Gehaltes, 7. die Norm der Lebenswahrheit, 8. die Norm des konkreten Lebensgehaltes, 9. die Norm der moralischen Anschauung, 10. die Norm der Einheit des Interesses.

Bei Gelegenheit der Entwicklung der Norm der Lebenswahrheit kann man sehen, dafs nach ELSTER kausal bedingt und wunderbar Gegensätze sind, während doch auch die sogenannten Wunder sehr wohl als kausal bedingt vorgestellt werden können und fast immer vorgestellt werden. Bei der Behandlung der 6. Norm findet ELSTER Gelegenheit, in mehr strammer als wissenschaftlicher Weise für den Patriotismus einzutreten. National ist ihm derjenige, der in deutscher Weise denkt und fühlt. Warum nicht auch derjenige, der in deutscher Weise handelt? Warum wird die Anwendung des Wortes „national" auf den Deutschen beschränkt? Wenn ELSTER gesagt hätte, national sei derjenige, welcher sich in nationaler Weise bethätigt, so hätte er zugleich etwas Richtiges gesagt und zugleich die Tautologie, die in seiner viel zu engen Definition des Nationalen versteckt ist, deutlich ausgesprochen.

Das zweite Kapitel (S. 75—145) trägt die Überschrift: „Über die Phantasie und Verstandesthätigkeit des Dichters". Die Phantasie ist dem Verfasser zufolge ein Denken in Bildern, welches durch ein meist unwillkürlich gewonnenes, eine Einheit schaffendes Grundmotiv geregelt und im einzelnen durch die Assoziation reichlich unterstützt wird. Bei Gelegenheit der sehr breiten, auf den WUNDTschen Ansichten beruhenden Entwicklung dieser Begriffsbestimmung erfahren wir, dafs ARISTOPHANES und

Tieck und viele andere gelegentlich „zum Zwecke komischer Wirkung ausdrücklich darauf ausgehen, die kausalen Zusammenhänge der Lebensvorgänge zu leugnen“ (sic). Seine oben referierte pathetische Auslassung über die Sittlichkeit, die keinerlei Beglückung als Preis der Tugend verlange, nimmt Elster jetzt nicht mehr so genau. Dafs der Gute belohnt wird und der Böse leidet, wird jetzt ohne Einschränkung als ein sittlicher Wunsch der Menschen hingestellt. Dafs der Böse über den Guten siegt, wird zu denjenigen Momenten gerechnet, welche die sittliche Weltordnung auf den Kopf stellen und zuletzt noch gar als etwas der wirklichen Welt Widersprechendes hingestellt. Die poetische Gerechtigkeit ist nach diesen Ausführungen doch sicherlich eine gerechte Forderung! Oben wurde sie verworfen.

Der Verstand ist nach Elster ein Denken in Begriffen. Er kann sich dadurch der Phantasie dienstbar erweisen, dafs er das durch die Konzeption gewonnene Grundmotiv einer Dichtung klärt und regelt. Verfasser bezeichnet diese Verstandesthätigkeit als das Herausarbeiten der dichterischen Idee. Die Idee unterscheidet sich vom Grundmotiv dadurch, dafs dieses eine anschauliche Vorstellung, die Idee ein logischer Gedanke von besonderer Beschaffenheit ist; „sie ist ein vorläufig noch unerwiesener oder unerprobter Gedanke, welcher der Forschung oder dem Handeln das Ziel weist“. (Der Leser fragt sich hier unwillkürlich, ob das Dichten in das Gebiet der Forschung oder des Handelns gehört.)

An die Erörterungen über Phantasie und Verstand hat sich nach Elster die Erklärung von Talent und Genie unmittelbar anzuschliefsen. Talent besitzt derjenige, der sich in Beziehung auf Phantasie und Verstand auszeichnet, Genie der, welcher sich aufserdem durch Neuheit seiner Gedanken, vor allem durch neue Ideen auszeichnet.

Nach des Referenten und natürlich vieler anderer Meinung sind Definitionen als solche weder wahr noch falsch, weder richtig noch unrichtig. Entweder will man mit einer Definition der allgemein üblichen Bedeutung des zu fixierenden Wortes gerecht werden oder nicht; im letztern, bei wissenschaftlichen Definitionen allgemeinen Fall hängt der Wert einer Begriffsbestimmung von ihrer Brauchbarkeit ab. Erkenntnisse können durch Definitionen niemals gewonnen werden.

Elster scheint dagegen nach allem seinen wissenschaftlichen oder künstlichen Definitionen von Phantasie, Verstand, Talent und Genie die Bedeutung von Erkenntnissen beizulegen.

Eine auch nur einigermafsen genügende Rechtfertigung derselben fehlt, und insbesondere die Fixierung der Begriffe Talent und Genie macht einen höchst orakelhaften Eindruck.

Schon zwei Seiten nach der Definition des Genies wird in einem andern Zusammenhang kurzerhand behauptet, LUTHER, GOETHE und BISMARCK seien die gröfsten Genies, welche unser Vaterland hervorgebracht habe. Der Leser, der sich hier durchschnittlich gewifs besser als der Verfasser an die Definition des Genies erinnern wird, fragt nun natürlich sogleich, ob der ELSTERsche Begriff des Genies auf diese Männer auch passe. Nun wird aber doch gewifs niemand behaupten wollen, dafs jeder dieser drei Männer sich „durch Neuheit seiner Gedanken, vor allem durch neue Ideen“ hervorragend ausgezeichnet habe.

LUTHER und BISMARCK sind Männer der That und werden allgemein in dieser Eigenschaft vorzugsweise geschätzt. BISMARCK verdankt sein Ansehen besonders der Thatsache, dafs er Gedanken, die gelegentlich auch andere hatten, durchzuführen verstanden hat. Und LUTHER ist trotz seiner bedeutenden litterarischen Leistungen weder im Gebiet der Kunst noch in demjenigen der Wissenschaft ein Mann allerersten Ranges und würde sicherlich auch von ELSTER nicht als Genie bezeichnet worden sein, wenn er nicht durch sein Handeln in die Weltgeschichte eingegriffen hätte.

Und GOETHE? ELSTER selbst sagt uns (S. 108 ff.), dafs sich GOETHES Phantasie am grofsartigsten in der Gegenständlichkeit und Anschaulichkeit zeige, dafs aber die kombinatorische Seite der Phantasie mehr zurücktrete. GOETHE, sagt ELSTER weiterhin, „strebte auch augenscheinlich gar nicht danach, sich durch kühne Kombinationen und Erfindungen hervorzuthun. Er gestaltete vorwiegend die eigenen Erlebnisse“ und schlofs sich daher eng an die Wirklichkeit an. Wir erfahren weiter von ELSTER, dafs GOETHE nur in geringem Mafse des die Phantasie regelnden und unterstützenden Verstandes bedurfte (sic), und dafs er sich bei der Komposition gröfserer Werke von der Regelung der Phantasie durch Verstandesideen kein grofses Heil versprach. Wir kennen die ELSTERschen Begriffe der Idee und des Verstandes und wissen demnach, dafs Ideen im Grunde immer Verstandesideen sind. Wir sehen aber auch, dafs nach ELSTER GOETHE gerade in denjenigen Eigenschaften relativ unbedeutend ist, welche gleichfalls nach ELSTER für das Genie am meisten charakteristisch sind und dafs GOETHE daher kein Genie im Sinne des Verfassers sein kann.

Die drei letzten Abschnitte des zweiten Kapitels handeln über GOETHES, SCHILLERS und LESSINGS Phantasie- und Verstandesbegabung. Was über GOETHE gesagt wird, haben wir teilweise kennen gelernt. Was ELSTER über SCHILLER und LESSING lehrt, ist ebensowenig wie seine Ausführungen über GOETHE geeignet, zu zeigen, inwiefern der grofse aufgebotene psychologische Apparat für die Litteraturwissenschaft fruchtbar sein soll. Alles, was über diese Dichter gesagt wird, könnte ein Litterarhistoriker ohne jede Kenntnis der modernen Psychologie ebensogut sagen als ELSTER.

Das dritte Kapitel trägt die Überschrift: „Gefühl und Lebensanschauungen der Dichter“. Nach einem allgemeinen Überblick über den Inhalt des Kapitels werden Affekt, Leidenschaft, Temperament behandelt und seltsamer Weise erst nachher die Gefühle. Unter Affekten versteht Verfasser psychische Gebilde, in denen sich eine eigenartige Mischung von Gefühlen und Vorstellungen kundgiebt. Wir werden dahin belehrt, dafs die Affekte auch die Eigentümlichkeit haben, starke physiologische Veränderungen hervorzurufen, die wieder auf die Gefühle verstärkend einwirken, und wir sehen daraus, dafs sich der Vertreter der Lehren WUNDTS nicht scheut, sich gelegentlich auf den Standpunkt der Wechselwirkung des Psychischen und Physischen zu stellen. Die Affekte teilt ELSTER ein in Gegenwartsaffekte (z. B. Freude) und Zukunftsaffekte (z. B. Hoffnung).

Vom Affekt ist die Leidenschaft wesentlich verschieden. Während jener meist von kürzerer Dauer ist, pflegt die Leidenschaft die Seele für lange Zeit zu beherrschen. Die Leidenschaften (die hier geradezu als handelnde Persönlichkeiten erscheinen [der Ref.]) ziehen den Willen ohne Unterlafs auf ein und dasselbe Ziel hin. Sie werden wiederum in verschiedene Unterabteilungen eingeteilt, und ihre Bedeutung für Poesie und Leben wird erörtert.

Die individuelle Disposition zu Affekten und Leidenschaften pflegt man nach ELSTER mit dem Ausdruck Temperament zu bezeichnen. Verfasser schliefst sich in der Lehre vom Temperament im wesentlichen an die herkömmlichen Anschauungen an und sucht die Temperamentsanlagen SCHILLERS und GOETHES näher zu beleuchten.

Die Gefühle teilt ELSTER ein in Selbstgefühle, Mitgefühle, Gemeinschaftsgefühle und religiöse Gefühle, die er alle wieder in verschiedene und teilweise sehr viele Unterarten einteilt. Selbstgefühle sind diejenigen Regungen, in denen sich die Gefühle, die Anschauungen und Strebungen in Bezug auf unser

eigenes Ich kundgeben. Das Mitgefühl erstreckt sich auf die Willenshandlungen, das Schicksal anderer und auf ihre ganze Persönlichkeit. (Billigung, Mifsbilligung, Freude, Mitfreude, Mitleid; Neigung, Abneigung werden hierher gerechnet.) Die Gemeinschaftsgefühle sind diejenigen, die durch das Gemeinschaftsleben erzeugt werden, durch den mehr oder minder weiten Kreis des Stammes, Volkes, der Nation und der Rasse, zu der wir gehören. Das religiöse Gefühl entspringt aus der Vorstellung des ganzen Weltalls und seiner Zusammenhänge.

Die eben mitgeteilte Definition des Selbstgefühls zeigt, dafs es der Verfasser mit dem prinzipiellen Unterschied von Gefühl und Vorstellung nicht genau nimmt. Er ist sich dessen wohl bewufst; er sagt S. 146: „Gleichwohl kann in dieser Verbindung von Gefühlen, Lebensanschauungen und Willensimpulsen bald die eine, bald die andere Seite überwiegen und wir sind daher berechtigt, im Hinblick auf die überwiegende Erscheinung kurzweg teils von Gefühlen, teils von Lebensanschauungen zu sprechen." Aber eben die Thatsache, dafs es nicht möglich ist, diejenigen Gegenstände, welche den Litterarhistoriker interessieren, ohne Schwierigkeiten unter psychologische Titel zu bringen, hätte den Verfasser belehren können, dafs man in seinem Sinne wenigstens die Psychologie für die Litteraturwissenschaft nicht fruchtbar machen kann. Der moderne Psychologe sucht das geistige Leben als einen Komplex einfacher Elemente und Thatsachen zu begreifen. Diese Zerlegung des Psychischen ist für den Litterarhistoriker unbrauchbar. Er will einen bestimmten Teil des geistigen Lebens der Menschheit in seiner Kompliziertheit nachleben und verstehen. Die Elstersche Einteilung der Gefühle beruht übrigens, wie man aus obigem sieht, und wie des Verfassers eigene Bemerkungen lehren, auf den Unterschieden der Vorstellungen, mit welchen die Gefühle verbunden sind, während sie doch schon logischer Weise auf den Unterschieden der Gefühlsqualitäten zu beruhen hätte. Die Frage, ob die statuierten Gefühlsarten auch wirklich qualitativ verschieden sind, wird denn auch nicht einmal ernstlich aufgeworfen, geschweige denn gründlich erörtert, und Elster zeigt hierdurch sehr deutlich, dafs er von den Schwierigkeiten und Grundproblemen der Gefühlslehre keine Ahnung hat.

In die Ausführungen über das Gefühl werden mehrfach einschlägige Thatsachen aus dem Leben und den Kunstwerken der Dichter eingestreut und erörtert. Wir erfahren z. B., dafs

in der deutschen Kultur das Mitgefühl zu keiner Zeit so stark entwickelt gewesen sei, wie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und dafs unter allen Dichtern Schiller das Freundschaftsgefühl am wuchtigsten gestaltet habe u. a. m. Auch hier ist der Nutzen des aufgebotenen psychologischen Apparates nicht in die Augen springend. Die litterarhistorischen Ausführungen Elters unterscheiden sich denn auch von denjenigen anderer Litterarhistoriker nur durch die psychologische Terminologie. Blofs durch neue Terminologieen sind aber noch keine Wissenschaften gefördert worden.

Unter dem Titel „die Lebensanschauungen der Dichter“ behandelt Verfasser die ethischen Prinzipien der Dichter, ihre Ansichten von Schuld, Schicksal, Gewissen und Charakter, wie sie auch in den Kunstwerken zum Ausdruck gelangen, und er weist darauf hin, dafs man bei der Beurteilung der Poeten auch darauf sehen solle, wie sie sich gegenüber den verschiedenen möglichen Auffassungen dieser Begriffe verhalten.

Nach der Lehre von der ästhetischen Lebensauffassung, die nur aus dem ersten Kapitel bekannt ist, liegt es nahe, zu vermuten, dafs nach Elster alle Gefühle ästhetische Gefühle sind, wofern sie nur recht intensiv sind. Dem ist aber nicht so, wie das vierte Kapitel (S. 237—413) zeigt. Hier stellt Elster der im zweiten und dritten Kapitel behandelten psychologischen Analyse die ästhetische gegenüber. Den Gegenstand der psychologischen Analyse bildet der Lebensinhalt, der die Seele des Dichters erfüllt, d. h. die Vorstellungen, Gefühle, Willenserregungen, Anschauungen, die er verkörpert und darstellt; den Gegenstand der ästhetischen Analyse bilden die Gefühle, die dieser Inhalt in der Seele des Schaffenden und durch ihn in der Seele des Betrachters hervorruft. Diese Gefühle nennt Verfasser ästhetische Gefühle. Ihre ausschlaggebende Ursache kann entweder in der besonderen Beschaffenheit des betrachteten Objektes oder in der besonderen Disposition des betrachtenden Subjektes liegen. Im letzteren Fall sind es subjektive, im ersteren Fall objektive ästhetische Gefühle. Gegen diese Aufstellung und Einteilung der ästhetischen Gefühle gilt dasselbe, was Referent gegen die Gefühlslehre des dritten Kapitels eingewandt hat. Auf den subjektiven ästhetischen Gefühlen sollen die subjektiven ästhetischen Begriffe des Satirischen (das in das Pathetische und scherzhaft Satirische zerfällt), des Elegischen und des Idyllischen beruhen. Auf die objektiven ästhetischen Gefühle sollen die Begriffe des Schönen, Erhabenen, Tragischen und Komischen hinweisen. Jenen werden nur einige Bemerkungen gewidmet, diese werden ausführlich behandelt.

Elster verwirft die Identifizierung des Ästhetischen und des Schönen. Schön, sagt der Verfasser, sind alle Erscheinungen der äufseren und inneren Welt, die durch die typische Vollkommenheit ihrer normalen und zwanglosen Ausbildung wohlgefällig wirken. Aber er legt dieser Definition keinen besonderen Wert bei und schlägt vielmehr vor, dafs wir uns an ihrer Stelle mit Darlegung des Umfangs des Schönheitsbegriffes begnügen.

Zu dem Schönen der äufseren Welt gehören die einfachen Empfindungen, welche eine typisch wohlgefällige Beschaffenheit haben können. Ferner gehören hierher die belebten Dinge der Aufsenwelt: sie sind schön, wenn sie den aus der Erfahrung bekannten typischen Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht haben. Elsters Gewährsmann in diesem Punkt ist im wesentlichen Goethe, der in seinen Sprüchen in Prosa ähnliche Sätze aufgestellt hat. Bei der Erörterung des Schönen der belebten Aufsenwelt behauptet Elster, dafs wir in der Seele typische Musterbilder tragen, und dafs unser Urteil, dafs etwas schön sei, dann hervortrete, wenn wir den Sinneseindruck, den wir gewinnen, mit dem uns eingepflanzten Muster- und Urbild in Übereinstimmung finden, — ein Gerede, welches keine ernste Kritik verdient. Schön sind nach Elster auch diejenigen Lebewesen, die eine harmonische Gliederung ihrer Teile aufweisen, und endlich diejenigen, welche ihre animalischen und vegetabilischen Funktionen mit besonderer Leichtigkeit ausführen. (!)

Die Gegenstände der nichtbelebten Natur sind unserem Verfasser zufolge, sofern sie Kunstprodukte sind, dann schön, wenn sie den Zweck, dem sie dienen, zur vollkommensten Erscheinung bringen. Um diese unglückselige Behauptung zu stützen, macht uns Elster darauf aufmerksam, dafs wir ein Rathaus, das wie eine Kirche aussieht, und eine Kirche, die wie ein Rathaus aussieht, „mifsbilligen“. Dieses Mifsbilligen und das ästhetische Mifsbilligen ist für Elster ein und dasselbe, während es thatsächlich gar nichts miteinander zu thun hat. Die Naturprodukte heifsen nach Elster schön, wenn sie harmonische Gliederung, schöne Formen und rein sinnlich wohlgefällige Momente, d. i. das Schöne der einfachen Empfindung enthalten.

Das Schöne der inneren Welt resultiert aus den Willens-, Schicksals- und Persönlichkeitsgefühlen: die Willensbethätigung ist schön, wenn sie weder aus Vernunft- noch aus Verstandesmotiven, sondern aus Wahrnehmungsmotiven entspringt. Das

Schöne der Schicksalsgefühle erläutert ELSTER folgendermafsen: „Schön nennen wir einen Tag, ein Jahr u. s. w., dessen Erlebnisse uns intensive Lustgefühle erweckt haben; eine Lebenswendung ist schön, wenn sie erstens unsere Seele in starke Bewegung setzt und mit innerster Lebendigkeit erfüllt, wenn sie also das allgemeine Merkmal des Ästhetischen aufweist, und zweitens, wenn der neue Lebensinhalt, der uns geboten wird, in Harmonie steht mit dem innersten Entwicklungsdrang und Entwicklungsgesetz unserer Seele, wenn durch ihn die freie Entfaltung schöner Willensgefühle begünstigt, erleichtert und gesteigert wird.“ Bei der „schönen Seele“ wird das Wort schön auf die ganze Person bezogen.

Erhaben ist nach ELSTER alles, was über den Typus seiner Art hinausragt. Das Erhabene weist auf eine letzte Ursache, die uns unerkennbar bleibt, auf den letzten Grund alles Seins, auf die Gottheit hin. Von den vielen durchaus zutreffenden Angriffen auf den Begriff der „letzten Ursache“, scheint Verfasser, der wohl an Philosophen aufser WUNDT nur SPINOZA näher kennt, noch nichts vernommen zu haben. Der Referent möchte ihm übrigens raten, auf Grund seiner geistvollen Darlegung über den Zusammenhang des Erhabenen und der Gottheit einen neuen Gottesbeweis zu formulieren und denselben als den ästhetischen zu bezeichnen. Dies hätte sich auch im Rahmen dieses Buches ausführen lassen, und es hätte zum Gesamtniveau desselben vorzüglich gepafst.

Als tragisch bezeichnet ELSTER die gewaltsame Vernichtung eines jeden aufsergewöhnlichen Denkens, Schaffens und Wollens. Das Komische ist eine aus zwei Elementen zusammengesetzte Erscheinung, von denen das eine unrechtmäfsiger Weise einen Wert zu besitzen beansprucht, der durch den Widerspruch des anderen zerstört und aufgelöst wird. Das Komische zerfällt in das objektiv Komische, den Humor und den Witz.

Den Schlufs des vierten Kapitels bildet die Behandlung der ästhetischen Apperceptionsformen. ELSTER nennt sie Bethätigungsweisen unseres Denkens, durch die wir befähigt werden, über das unmittelbar gegebene einzelne konkrete Leben hinauszuschreiten ohne doch den Boden der Anschauung zu verlieren, Bethätigungsweisen also, die uns vor dem Fehler der Abstraktion bewahren, und die uns den Vorteil bieten, durch Erweiterung des geistigen Gesichtskreises die objektiven Bedingungen des ästhetischen Gefühlseindrucks zu vervollkommnen und eben hierdurch den Eindruck zu vertiefen. ELSTER rechnet die Personifikation, Methapher, Antithese und das Symbol zu den ästhetischen Apperceptionsformen.

Das fünfte Kapitel behandelt, soweit es den vorliegenden Band ausfüllt, die Laut- und Formenlehre und hat speziell für den Germanisten Interesse. Der Rest dieses Kapitels soll die Wortlehre und die Syntax behandeln.

Referent hat das grundlegende erste Kapitel relativ ausführlich referiert und besprochen. Auch hier hat er indessen bei weitem nicht auf alles hinweisen können, was offenbar verkehrt ist. Bei der Besprechung des zweiten, dritten und vierten Kapitels hat er, um die Rezension nicht über Gebühr auszudehnen, mit kritischen Bemerkungen sehr zurückgehalten. Über das fünfte Kapitel hat Referent kein Urteil. Die vier ersten sind gröfstenteils das Produkt eines unüberlegten Daraufloschreibens; etwas einigermafsen wissenschaftlich Wertvolles hat Referent in ihnen nicht entdecken können. Er hält an diesem Urteil fest auch gegenüber den kleinen lobenden Rezensionen, die in der letzten Zeit von Litterarhistorikern über das Elster-sche Buch erschienen sind.

Würzburg. Karl Marbe.

Simon, Dr. Lic. **Theod.**, Schlofspfarrer in Cottbus, Die Psychologie des Apostels Paulus. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1897. gr. 8°. 128 S. Mk. 2.80.

Um nicht durch den mannigfachen Widerspruch dieser Besprechung den Schein zu erwecken, als sei die vorliegende Arbeit überhaupt wertlos, bemerke ich von vorherein aus- und nachdrücklich, dafs ich derselben viele Leser, besonders aus nichttheologischen Kreisen wünsche. Das Buch steht auf der Höhe der Ansprüche, die man bisher an solche Arbeit als theologische stellte, sucht und erreicht seinen Vorzug in einer gewissen Schlichtheit, die freilich heute noch nicht recht möglich scheint, weil wir in den Anfängen neuer Arbeiten und Probleme stecken. Verfasser hat durch frühere philosophische Publikationen Neigung und Begabung bekundet, als Mitarbeiter an der psychologischen Theologie auf den Plan zu treten; es ist nur zu bedauern, dafs er sein philosophisches Interesse nicht ausgiebiger oder prinzipieller in dieser Arbeit vorherrschen läfst. Er nimmt richtig Anleihen bei der „Bibl. Theologie“, die ja den betreffenden Bewufstseinsinhalt besonders behandelt, während die vorliegende Teilarbeit der „Bibl. Psychologie“ zugleich und hauptsächlich den Bewufstseinsvorgang ins Licht rücken sollte. Die dankenswerten Anregungen, die Verfasser indirekt

giebt und durch die sein Buch dem Religionspsychologen jeder Art wertvoll wird, möchte ich nach zwei Seiten hin näher bestimmen, im Besonderen (Theologischen) und Allgemeinen (Psychologischen). Einerseits liegt nämlich hier ein Anfang vor für die geschichtliche Religionspsychologie. Ist gerade heute die (christliche) Religion in Einklang mit der Untersuchung anderer geistiger Lebensprozesse in ihrer geschichtlichen Bedingtheit erkannt, so kann diese Arbeit durch Mängel wie Vorzüge beweisen, daſs in der Religion zur Geschichte die Psychologie erzänzend als gleichwichtiger Faktor hinzutreten muſs. Da freilich die Religionspsychologie noch in den Anfängen steckt, so kann nicht auf einmal ein Abschluſs in Methode und Inhalt erwartet werden. Andrerseits ist gerade eine Arbeit wie die vorliegende unumgänglich für den Gesamtbetrieb der Psychologie, weil wir litterarische Grundlagen („objektive Methode") brauchen, auf denen die Psychologie des Gemüts sich aufbaue. Ohne Frage haben wir nämlich in den letzten zwei Jahrzehnten gelernt, die Psychologie der Sinneswahrnehmung den psychischen Thatsachen und dem Experiment abzulesen, aber ebenso unfraglich ist, daſs wir nur stammeln und kärglich buchstabieren in der Psychologie inneren Lebens. Jene Psychologie der Peripherie ist Gleichnis und Vorstufe für das Höhere, aber deren Ergebnisse genügen nicht: es bedarf Fundgruben litterarischer Genies, und der Apostel Paulus ist ein Genie, und ein jedes Genie je in seiner Art immanenter und unbewuſster Psycholog. Tritt das biblische Christentum mit dem Anspruch unbedingter Wahrheit auf, so ist dem — und wär's zunächst nur Hypothese — nichts entgegen, den Kern formaler Wahrheit psychologischen Erkennens dem Apostel abzugucken. Es versteht sich dabei von selbst für unsere Erkenntnis, Abzüge und Remeduren für die zeitgenössische Beschränktheit des Apostels zu gestatten, ja zu fordern.

Noch ein anderes wichtigeres Moment, das ich zu den in meiner „Psychologie des Glaubens" aufgezählten Gründen hinzufüge, drängt dem Philosophen als solchem die Pflicht ins Gewissen, den Apostel verstehen zu lernen. In der Religion ist für Tausende unseres Volkes[1]) die einzige Gelegenheit gegeben, von dem Interessantesten, das es giebt, von dem menschlichen Seelenleben die allgemeinsten Elemente kennen zu lernen. Unser Volk darf von der Wissenschaft erwarten, daſs sie ihm ge-

[1]) Welcher Schulmann möchte ein neues „Realienbuch" besonders auch durch Aufnahme der psychologischen Elemente schaffen?

klärte Resultate darüber biete. Im Gegensatz nämlich etwa zum französischen Volksschullesebuch, das auch besondere, seinsurteilsmäſsige psychologische Abschnitte enthält, bewegt sich noch immer das deutsche vorwiegend in werturteilsmäſsigen ethisch-religiös-ästhetischen Darstellungen und hält so das klassische, heute verschobene Bildungsideal des 18. Jahrhunderts fest.

Die folgenden Erörterungen wollen nun:

I. Die Prinzipien geschichtlicher (Religions-) Psychologie,

II. Einzelheiten der Paulinischen Psychologie

in beschränkter Auswahl zur Besprechung bringen, nicht im Sinne einer absprechenden oder abschlieſsenden Beurteilung, sondern der Fragestellung und Ergänzung.

I. a. Das Vorwort bemerkt, daſs die psychologischen Grundansichten des Apostels „nicht bloſs Meinungen ferner Zeiten, sondern Wahrheit auch für uns seien“, und in der Einleitung hebt Verfasser mit gleichem Recht hervor, daſs „die kindlichsten Begriffe aus den Tagen der griechischen Philosophie als wertvoller Schatz der Wissenschaft auch heute noch sorgfältig von Hand zu Hand weiter gegeben würden, die biblischen Anschauungen aber, deren Einfluſs auf die Bildung unserer Zeit doch ohne Streit unendlich bedeutender sei als etwa die Lehre Demokrits von den runden Seelenatomen, würden kurzer Hand bei Seite gesetzt und als nicht vorhanden betrachtet“. Daher wünscht der Verfasser, den Apostel „nicht bloſs zu kennen, sondern auch zu verstehen und weitere Kreise zu interessieren“. Das ist jedoch nicht möglich ohne beherrschende Gesichtspunkte moderner Psychologie. Schon das rein geschichtliche Interesse wird nur befriedigt von festen allgemeinen Maſsstäben unserer Anschauung aus: das gilt von jeder geschichtlichen Betrachtung, über dieselben muſs man sich gerade in der Psychologie klar sein, sofern die Grundanschauungen dieser Wissenschaft sich völlig verschoben haben. Es konkurrieren hier aber drei Tendenzen, ohne daſs diese in der Religion anders als bloſs logisch analysiert werden können, die geschichtliche, die psychologische und die religiöse, und es gilt die eigentümliche Durchkreuzung dieser Aufgaben klar zu stellen. Dem geschichtlichen Interesse läſst sich allenfalls genügen, wenn man die allgemeinsten Grundsätze des Denkens wie der Kausalität, Motivität als Maſsstäbe geschichtlicher Daten hinnimmt und so gleichsam das Ferne in die allgemeinverständliche Sprache der Gegenwart hineinbringt. Die Frage begegnet aber bei jeder psycho-geschichtlichen Arbeit in bestimmterer Forderung; auch wenn der Gedanken-

gehalt eines PLATO, KANT, SCHOPENHAUER dargestellt ist, will man wissen, nicht nur was sie ausgesagt, sondern was sie in unserer Terminologie gerade gemeint haben. Erst durch solchen Vergleich mit der Gegenwart versteht man die Denkmotive der Vergangenheit völlig. Die Theologie beschränkte sich bisher lediglich auf die rein geschichtliche Aufgabe; steif und schwer ist z. B. der heilige Geist besprochen, als wäre derselbe ein vom Himmel gefallener Meteorstein. Das Denken, die Begriffe gelten als scholastisches Erkenntnisäquivalent der Aufsenwelt, während in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter unsere eigene Anschauung, Wahrnehmung dazu herausgearbeitet sind. Auch SIMON kann ich den ernsten Vorwurf nicht ersparen, dafs er, wie er vielleicht einwenden wird, den Apostel nur innerhalb dessen eigener Gedankenwelt begriffen hat. Aber Wissenschaft ist doch nach gewöhnlicher Auffassung nicht die blanke, blofse Beschreibung, sondern die Erklärung derselben. Verfasser verschmäht gelegentlich geradezu die moderne Psychologie; deren Motive, von der Seele als Träger seelischer Erscheinungen abzusehen, mifsversteht er, wie es so oft geschieht. Keine Spur ferner von der Zeitschrift f. Psych. und Physiologie der Sinnesorgane, die ohne Zweifel den Mittel- und Höhepunkt psychologischer Neuforschung bildet. Er behilft und begnügt sich mit nicht immer glücklichen Bildern, die meist verraten, dafs man noch in Anfängen der Erkenntnis stecke. Wo Verfasser auf die neuere Psychologie eingeht, greift er nur bis HERBART, FECHNER und LOTZE aus, und auch da macht die Verwendung mehr den Eindruck der Illustration, der Glanzgebung gelegentlichen zufälligen Vergleichs, als der Henkel, an denen er prinzipiell den Inhalt paulinischer Psychologie heben wollte. Man wende nicht ein, dafs die neuere Psychologie noch nicht so gefestigte Resultate biete, um Verwendung beanspruchen zu können. Die Theologie als eine Art angewandter Psych. hat eben die Pflicht, diese Resultate befestigen zu helfen, wenn sie nicht ad calendas Graecas warten will. (Vgl. meine „Psych. d. Glaubens“ S. X u. sonst.)

Es ist hier noch einer Unart unserer Zeit zu gedenken, an der die von der Notwendigkeit der Psychologie im Stillen überzeugte Theologie sehr beteiligt ist: es wird nämlich „psychisch und psychologisch“ durcheinander geworfen oder allesmögliche als Psychologie ausgegeben, wenn nur irgendwie vom Seelenleben die Rede ist und darauf läuft schliefslich alles hinaus. Was Verfasser bietet, ist daher keine Psychologie des Apostels, unter der man gemeinhin etwas anderes versteht,

sondern allenfalls eine Seelenlehre oder eine Arbeit über seelische Grundbegriffe des Apostels, vielleicht auch, wenn es ein Fremdwort sein soll, eine Psychotheorie des Apostels, wobei dann der genet. als gen. subj. zu fassen ist. In der geschichtlichen Psychologie geht es also nicht ab ohne die Psychologie selbst; höchstens kann man vornehm dem Leser überlassen, sich hinzuzudenken, was selbstverständlich ist. Aber soweit sind wir in der Psychologie noch nicht, geschweige denn in der Religionspsychologie. Gerade wenn Simon auf weitere Kreise rechnet, darf er die Schwierigkeiten nicht ignorieren und erfahrungsgemäſs zieht das Alte im Lichte des Neuen (hier der Psychologie) mehr als die Totengruft der geschichtlichen Vergangenheit allein. Soll obendrein die Religionspsychologie ausgemünzt werden zur Praxis — dies ist doch der Zweck aller geschichtlichen Religion —, so kann die oben skizzierte Aufgabe gar nicht umgangen werden. Man sage doch endlich mit Worten unserer Zeit, was „herzlich“, „Fleischeslust“ heiſse oder sage offen, daſs man es nicht wisse.

b. Indes auch rein geschichtlich angesehen, ist Simon seiner Aufgabe durchaus nicht gerecht geworden, wenn auch — ihm zur Entschuldigung — die Theologie wiederum in denselben Bahnen wandelt. Es ist ein zweiter schwerer Mangel, daſs das geschichtliche Verständnis aus der Zeit und Umgebung des Apostels, wie diese Forderung gerade bei psychologischer Untersuchung sich unwillkürlich aufdrängt, nicht einmal erstrebt ist: Der Apostel ist doch aus seiner ganzen Zeit heraus zu erklären angesichts des Riesenverkehrs seines Zeitalters. Es ist noch zu verzeihen, daſs von geschichtlichen Untersuchungen der Philosophie und Medizin etwa Stein, Psychologie der Stoa, Berlin (Calvary) unberücksichtigt ist; aber die gediegenen Arbeiten eines Siebeck, Geschichte der Psychologie, Gotha 1888 II. 149 f., 301 f., 311 f., und andere Aufsätze und Besprechungen etwa in der Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik, sowie in der Zeitschr. f. Völkerspych. XII durften in der ausführlichen Litteraturübersicht Simons, die freilich wiederum wenig aus den 90er Jahren bringt (Zeitschr. f. Theologie und Kirche?), nicht fehlen. Gunkel, Wirkungen des hl. Geistes, 1888, hat den Mangel methodischer Prinzipien gefühlt und den Wunsch einer jüdischen Psychologie ausgedrückt; bei diesem tüchtigen Theologen ist ja noch alles psychologisch so stocksteif, wie überhaupt in der Theologie, aber das muſste ein Antrieb für Simon werden, die m. E. hier wichtigeren Grundanschauungen des alten Testaments viel gründlicher hervorzukehren. Es

hilft nicht die Ausrede, für „weitere Kreise" zu schreiben; sollte die Arbeit apologetisch oder pädagogisch sein, so konnte SIMON getrost von der Psychologie absehen. Wie die Sache liegt, ist und bleibt das Unternehmen Stückwerk. Natürlich ist bei Paulus kein System der Psychologie, aber unbewufste und elementare Mafsstäbe werden sich genug entdecken lassen, besonders aber wenn man die historische Objektivität nicht derart auf die Spitze treibt, dafs man meint, in psychologicis nur eine tote Sprache reden zu müssen: die Belege zu den unter I vorgebrachten Mängeln folgen nun unter II.

II. Die Arbeit selbst behandelt a. das äufsere oder leibliche Wesen des Menschen, b. das innere oder seelisch-geistige Wesen, c. psychologisch merkwürdige Zustände, eine brauchbare Einteilung, an der nur merkwürdig ist, warum die einfachen psycho-religiösen Zustände merkwürdig genannt werden.

a. *σῶμα* wird übersetzt mit Leibesform und dies im aristotelischem Sinne gerechtfertigt, dafs die Form zugleich *ἐντελέχεια* sei. Das ist sachlich geradezu falsch, da nach ARISTOTELES die Seele die *ἐντελέχεια* des Leibes ist. Der Leib ist auch nicht immer der lebendige, wie SIMON meint, so z. B. Luc. 17, 37: es ist eben methodisch mifslich, die Hilfslinien der anderen Apostel, das geschichtliche Verständnis der ganzen Zeit zu verschmähen. Die Grundbedeutung des *σῶμα* dürfte bei Paulus wie überhaupt die des leiblich Ganzen, des Organismus sein im Sinne der neueren Physiologie, der verschiedene Glieder, Individuen zu einer Einheit höheren Formwerts zusammenfafst (vergl. die Korallenkolonie); in diesem Sinne redet man wohl auch von „Lebenseinheit". In den Synonymen: Leib, Leich, Körper (vergl. etwa KLUGES Etymologisches Wörterbuch zu diesen Artikeln) mag hie und da der Begriff des Lebens überwiegen, wie SIMON will, in anderen es in sicht- und greifbares Fleisch sich verflüchtigen, aber *σῶμα* ist zuerst Organismus, nur so ist *σῶμα* Christi zu verstehen, an dem seine Jünger die Glieder sind, nur so kommt man aus dem Dilemma heraus, dafs einmal (s. S. 6) der Auferstehungsleib sich von dem irdischen unterscheidet, andererseits identisch ist mit dem letzteren. Paulus ist, wie ich schon in der „Psych. d. Glaubens" sagte, strikter Evolutionist, der den Organismus überdauern läfst, auch wenn der Inhalt wechselt. Nur in diesem formalen Sinn wird die von SIMON bei Paulus gefundene Spekulation und Künstlichkeit überflüssig.

σάρξ und *δόξα* werden als Leibesstoff von SIMON beschrieben und gegenübergestellt. Ob man richtiger nicht Sub-

strat sage, mag offen bleiben; einfacher scheint mir jedoch, dafs man die δόξα bei Paulus hier in psychologischer Projektion erfasse. δόξα ist „Lichtglanz", „Herrlichkeit" doch nur, weil sie Anschauung und Gefühl ist, und wie etwa der psychologische Begriff „Wert" übertragen wird, auf oder ausgeht von dem Reizobjekt. Δόξα auch in der spezifischen Bedeutung des Jenseitigen, Himmlischen, das in diese Zeit hineinstrahlt, kann, abgesehen von der Mannigfaltigkeit des Begriffsumfanges, nicht mit der σάρξ kommensurabel in Beziehung gestellt werden. Das Verständnis der σάρξ in allen ihren Abstufungen verbaut sich Simon, indem er teils zu logisch-kompliziert, teils zu beschränkt auf Paulus die Sache anfafst. Das Fleisch ist im Sinne von Paulus einfach alttestamentlich der irdische Stoff, der dem göttlichen πνεῦμα gegenübersteht; jedoch infolge mangelnder Differenzierung und räumlicher Vorstellungsweise wird es eine Hypostase des psychischen Vorganges, und doch wieder dieser selbst in intuitiver Antizipation. Fleisch ist nicht nur Substanz, sondern Leben, wird ein psychischer Begriff. Infolge der Spaltung von Welt und Gott, von der das alttestamentliche Denken beherrscht ist, werden die religiösen Kategorieen wie so oft[1]) in anderer Beziehung auf das übrige Leben, hier auf das anthropo-psychologische Gebiet übertragen. Das naive ungesonderte Denken früherer Tage, von dem Lotze oft begeistert redet, ist als Grund für dieses psychologische Schema des Apostels herbeizuziehen. Ähnlich, aber doch mehr auf dem Standpunkt rein-sinneswahrnehmungsmäfsiger Anschauung des Sichtbaren, steht Aristoteles, der Altmeister aller Wissenschaft, der wohl auch auf dem Gebiete der Psychologie die vorhandene menschliche Erkenntnis zusammenfafste und fortbildete. Er spricht das Fleisch als Organ der allgemeinen Gefühlsempfindung an; erst der auf 1000 Jahre mafsgebende Claudius Galenus (131—203 n. Chr.) erkannte darin etwas Physiologisches, nämlich den hauptsächlichsten Bewegungsapparat. Wird nun der Begriff des Fleisches im heutigen Sinne umgewertet als System der Muskeln, Gewebe, Stütz- und Bewegungsapperate, so läfst sich doch auch unter „Fleisch" im fortgehenden Differenzierungsprozefs des Denkens die Menge der Cerebrospinalcentren verstehen, die ohne Zweifel irgendwie die Träger psychischer Erscheinungen sind. Fleisch stellt alsdann

[1]) Vgl. das Gottesreich, dessen Psychik auf die Politik abgetragen ist und daher den modernen Theologen soviel Kopfzerbrechen macht.

die Fülle der subkortikalen anatomisch-physiologischen Gebilde dar, den Reichtum niederen Lebens, nicht bloſs sofern diese Gebilde ontogenetisch wie entwicklungsgeschichtlich eher entstehen, sondern rein regionär liegen sie peripherisch unter den Hauptcentren der Groſsrinde gebettet. Die *ἁμαρτία* dringt durch die subkortikalen Centren ein, wenn sie nicht durch das *πνεῦμα* in der psychischen Wertform der egofugalen (vergl. meine Besprechung in Zeitschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinnesorgane XIII, 240) Assoziation und Koordination oder der Leichtigkeit und Sicherheit des psychischen Funktionsablaufes und Energieumsatzes (i. e. Seligkeit) gehindert oder zurückgetrieben wird. Selbstverständlich sind die Probleme zu schwierig, als daſs sie im Vorbeigehen könnten erledigt werden. Ich muſs auf meine „Psych. des Glaubens" und die nächsten Arbeiten verweisen.

b. *Καρδία* ist von Simon richtig und klar gefaſst als Mittelpunkt seelischer Erscheinungen bei Paulus, der auch hier von seinem alttestamentlichen Standpunkt aus mit Aristoteles übereinstimmt, während Plato mehr ästhetisch-ethisch dem „Haupte" die Hauptstelle zuwies und die Resultate der Alexandriner wie eines Erasistratus antizipierte, der bereits in den Hemisphären den Sitz seelischer Erscheinungen erkannte. Paulus zeigt aber in den späteren Briefen (Ephes.- und Kolosserbr.) Anklänge an solche Resultate: das Haupt ist alttestamentlich nur das Erhabene und erhabene Zeichen, zu dem man aufsieht, bei Paulus dagegen auch schon vegetatives Organ, von wo aus der Körper reguliert wird (Col. 2, 19); in diesem Sinne redet der Apostel von Christus als dem Haupt der Gemeinde.

Die psychische Erscheinung selbst ist, wie ich hinzufügen möchte, nach den biblischen Schriftstellern etwa wie bei Herbart eine, an der die übrigen sich vielleicht als „Modi" auffassen lassen. Scheint dabei der Apostel Johannes mehr Intellektualist (verg. Ev. 17, 3), oder richtiger mystischer Introspektualist, so ist Paulus mehr bio-psychologischer Voluntarist des „Herzens". Simon selbst hebt hübsch hervor, daſs die Gefühle besonders beim lebhaften Orientalen im Herzen spürbar sind. Da jene sich als Indikator psychischer Erscheinung überhaupt ansehen lassen, so ist erklärlich, daſs noch heute die affektiven Vorgänge als „herzliche" bezeichnet werden. Es wäre ungeschichtlich und verkehrt, solche Ausdrucksweise ausrotten zu wollen, denn noch heute geht die Sonne „unter", und der Zahn wird statt cementiert „plombiert". Ähnlich drückt Paulus die affektiven Vorgänge auch als seelische aus (vergl. Koloss. 3, 23) und wir

ihm nach; vielleicht verhalten sich Herz und Seele im Gedanken des Apostels wie Wasser und Fisch, der seine Bebewegungen ausführt. Im Sinne der heutigen Psychologie ist das Seelische das Intensivere der Sinneswahrnehmungen in Vergleich zu den abgeschliffeneren Regungen des höheren Lebens des „Geistes“. — Das schwierige Verhältnis von σάρξ und ψυχή sucht Simon durch das an sich berechtigte Schema synechologischer Auffassung (Fechners) zu verdeutlichen, doch verschiebt er dabei die Grundanschauung des Apostels, wenn er schreibt (S. 31): „Man wird von selbst auf den Ausdruck (der Synechologie) kommen, unter dem sie dies Verhältnis faſst: an die psychischen Vorgänge knüpfen sich sarkische Vorgänge, sarkische Funktionen sind von psychischen begleitet.“ Vielmehr scheint mir nach Paulus das Fleisch die Energieformen der ψυχή auszulösen in νοῦς, θέλημα u. s. w. Paulus ist dabei nicht Materialist, weil das Fleisch eine lebendige Kraft ist, nicht Spiritualist, weil nichts in intellektu ist, quod non senserit in carne, Paulus ist Psycho-Theologe, und an sich ist es berechtigt, logicistisch noch heute von einem Fleischprinzip des Apostels zu reden, wenn man nur den Sinn dieser Kategorie deutet.

Bedenklich ist's, daſs Simon ohne weiteres ψυχὴ und πνεῦμα gegenüberstellt. Es fehlt nicht an richtigen Ansätzen bei Simon, aber zu lichtvoller Durcharbeitung dieses Verhältnisses gelangt er nicht. Zunächst ist πνεῦμα ohne Zweifel immer spezifisch göttlicher Geist; das „Selbstbewuſstsein“, das Simon aus 1 Cor. 2, 11 gegen diese Behauptung einwirft, steht nicht darin, wenn man erwägt, daſs danach kein Mensch, sondern eben nur das göttliche πνεῦμα des Menschen sein Wesen versteht. Die ψυχὴ dagegen ist Medium sowohl der σάρξ als des πνεῦμα. ψυχή zu sein, ist daher dem Menschen bei Paulus mit dem Tiere doch nur „gemeinsam“, sofern in der ψυχὴ das Vegetative gesehen wird ungeschieden vom Psychischen, das vielmehr mit dem Vegetativen verschiedenartig bei Mensch und Thier zur Vitalität integriert. Auch darin ist also Paulus eins mit Aristoteles, daſs er, wie dieser, die ψυχὴ untergehen läſst; freilich mit dem Unterschied, daſs Aristoteles dem νοῦς ποιητικὸς die Unsterblichkeit zuspricht, Paulus die ganze ψυχὴ organisch zum πνεῦμα sich entwickeln läſst, das zunächst freilich als etwas Accessorisches gedacht wird, wie überhaupt in Anfängen und Problemen der Ontologie solche Äuſserlichkeit wiederkehrt. Der Apostel mag sich ψυχὴ und πνεῦμα als schubfachartig-räumliche Seelenvermögen wie Gall gedacht haben, von denen das letztere sich etwa über das erstere

schiebt, aber er erweicht diese hölzerne Anschauung des Substantiellen doch zu der des Funktionellen eben durch den Entwicklungsgedanken, den er z. B. durch das Bild des Überkleidet-, Überbautwerdens, der Erstlinge, des Schatzes in irdenen Gefäfsen wiedergiebt. *ψυχὴ* und *πνεῦμα* verhalten sich also wie das mechanische und teleologische Wissen und Glauben, die man allmählich in Eins zu denken gelernt hat.

Ad vocem: „Geist“ ist noch zu bemerken, dafs unser deutsches: „geistlich“ sich entsprechend der Wortendung auf den Inhalt bezieht, dagegen „geistig“ auf die Art des Verlaufes, d. h. auf Energie und Eigenart des *πνεῦμα*[1]).

c. Das „Zungenreden“ wird von Simon richtig nach 1 Cor. 14, 19 als intuitives dem *λαλεῖν τῷ νοΐ* gegenübergestellt. Was für Zungendreschen in der Theologie, ehe diese naheliegende, psychologische Auffassung durchzugreifen anfängt! Sehr zweifelhaft ist Simons Unterscheidung des Zungenredens beim Pfingstwunder in Jerusalem (Actor. 2) und in den Gottesdiensten in Corinth (1 Cor.); der äufsere Erfolg kann doch nicht mafsgebend sein. Bedenklich auch ist die Erklärung des *γλώσσαις λαλεῖν* für den Einzelnen, als ob der plur. dem Apostel einmal in der Feder bez. auf den Lippen beim Diktieren gehangen habe. Man braucht gar nichts von der anatomischen plica fimbriata der Zunge zu wissen, um nach Analogie anderer plur. bei Körperteilen auf eine Erklärung zu stofsen, oder man denke an die Mannigfaltigkeit der Bewegungen der Zunge.

In Bezug auf die richtige Erklärung des Zungenredens noch zum Schlufs eine Hypothese: Man unterscheidet unter Sinneswahrnehmungen wie Intellekt diskursive und intuitive Thätigkeit, wie denn auch der anatomische Befund neben den Sonderbahnen direkte, lange Verbindungen feststellt (vergl. Sehstrahlung von Gratiolet, Grofshirnrinden-Brückenbahn von Flechsig und etwa bei Sachs, Grofshirn, Breslau 1893 S. 11 f. die in die Verbindungen des Höhlen- und Rindengraus eingeschalteten Verbindungen des Gangliengraus). So ist vielleicht das System des Intellekts biologisch als Einschaltung, Differenzierung und höchst notwendiges Nebenprodukt anzusprechen von dem, was schneller, eigentlicher, intensiver als blofse Empfindung auf jenen Hauptbahnen sich vollzieht. Der Sprachgebrauch mit seiner Scheidung von Pflicht und Neigung, Denken

[1]) Siehe auch den schönen Artikel: „Geist“ in Grimms Wörterbuch. In kurzer Formel dürfte der „Heilige Geist“ sowohl die Funktion der „höchsten Assoziationssphäre als besonders deren egofugale Auswirkungen bezeichnen.

und Fühlen, Wissen und Glauben deutet auf eine Scheidung, die wir hier nur andeuten, um der Anatomie und Physiologie des Hirns Winke zu geben und eventuell Gewifsheit und Grundlage zur psychologischen Fortarbeit zu empfangen. Sed haec hactenus vorläufig.

Alt-Jessnitz. VORBRODT.

Ferrière, P. Emilie, La cause première. Paris. F. Alcan. (462 S.)

Der Verfasser sucht zu beweisen, dafs die Theorieen der Evolution und Vervollkommnung in der Natur durchaus unzulässig sind. Er führt Beispiele aus der Zoologie und Botanik an, welche zur Genüge ergeben, dafs höhere und niedere Tiere zugleich erschienen sind in den früheren geologischen Perioden; dafs höher organisierte vor den nieder organisierten lebten und zu Grunde gingen. Die Entkräftigung der Evolutionstheorie nimmt den gröfsten Teil des Buches ein und ist auch wohl das Beste im Buche, denn der Verfasser stützt sich auf gute Angaben und hütet sich vor den populären Theorieen. Man darf dem Verfasser Recht geben in den oben genannten Negationen, seine philosophischen Anschauungen sind aber schwächer als seine Kritik. Verfasser erklärt sich als Anhänger der energetischen Weltanschauung, die er bei SPINOZA angedeutet findet. Seine Urkraft (Cause première) soll die Matière-Energie sein, was man ebensogut bestreiten wie zugeben kann.

Am Schlusse deutet er darauf hin, dafs wir sehr wenig Positives wissen und uns vorläufig mit dem Nichtwissen begnügen. Ein System darauf gründen, absichtlich von den metaphysischen Begriffen keinen Gebrauch machen, wie es AVENARIUS in der Philosophie, KIRCHOFF in der Physik machten, dazu ist der Verfasser bis jetzt nicht gekommen. — Mag sein, dafs die Philosophie in Frankreich unter dieser Form stets erscheint, mag sein, dafs die Form kein Hindernis ist, neues und grofses zu sagen, — für uns, welche an die deutsche Art des Schreibens gewohnt sind, — eine möglichst schwer zu begreifende und gewaltig wissenschaftlich anschauende Art, — für uns macht dieses Buch von FERRIÈRE den Eindruck, als sei es populär gehalten und für ein solches allerdings ausgezeichnet, aber trotzdem noch kein „wissenschaftliches“ Buch.

Lemberg. W. v. MORACZEWSKI.

Sombart, Prof. **Werner**, Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. (Züricher Reden, Band IV.) Bern, Steiger & Co., 1899. (86 S.)

Wenn Schopenhauer als das Hauptmerkmal, welches den Philosophen von dem Durchschnittsmenschen trennt, den streng kausalen Sinn bezeichnet, so hat er damit eine hohe Wahrheit ausgesprochen. Wenigstens ist es dem Durchschnittsverstande zwar wohl im allgemeinen, aber doch nicht in den einzelnen Fällen möglich, einzusehen, dafs das, was ist, auf Grund der vorausgehenden bedingenden Umstände notwendigerweise so ist, wie es ist, und dafs eine Änderung dieses Soseins so lange nicht eintreten kann, als nicht diese bedingenden Umstände aufgehört haben zu wirken. Bekanntlich hat in diesem Jahrhundert vor allem Hegel diesen Satz in seiner Allgemeinheit auf das Glänzendste verteidigt, sein Schüler Marx hat ihn auf die sozial-ökonomischen Verhältnisse angewandt, und nunmehr hat wieder dessen Schüler Sombart ihn für die sozialistische Bewegung unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts spezialisiert, indem er dieselbe in ihren drei Hauptformen, der gewerkschaftlich-ökonomischen in England, der revolutionär-putschistischen in Frankreich und der politisch-parlamentarischen in Deutschland verfolgt und im einzelnen nachweist, warum die soziale Bewegung gerade in diesen Ländern diese Gestaltung annehmen mufste und angenommen hat. Die Art und Weise, in welcher dies geschieht, die glänzende Stilisierung seiner Rede, die souveräne Beherrschung seines Gegenstandes, die hinreichende Kraft seiner Dialektik erheben diesen Vortrag des Breslauer Professors um ebensoviel über das Niveau, auf welchem die übrigen bisher besprochenen und die Mehrzahl der noch zu besprechenden „Züricher Reden“ stehen, als die in diesem beredten Vortrage zu Tage tretende Persönlichkeit des Verfassers sich von dem Gros seiner Kollegen unterscheidet, deren „kritische“ Methode er mit den treffenden Worten kennzeichnet: „Es ist natürlich das Bequemere, einem Autor aus den Widersprüchen und Ungereimtheiten seines Systems Stricke zu drehen, als jener mühseligen Nachspürung des dauernd Wertvollen sich zu unterziehen; es ist bequem, aber nicht gerecht, einzelne offenbare Fehlgriffe und Irrtümer in den Lehren eines bedeutenden Denkers sich genügen zu lassen, um diese Lehre in toto abzuweisen.“

Bedauerlicherweise wird der im übrigen so harmonische Gesamteindruck des Vortrags durch eine Schlufsbemerkung nicht

unerheblich gestört. Es ist eine nicht selten vorkommende Thatsache, dafs auf ihrem Spezialgebiete nüchterne und besonnene Forscher einem naiven Idealismus verfallen, sobald sie sich auf ein ihnen fremdes Gebiet, vorzüglich dasjenige der Moralwissenschaft, begeben. So müssen wir es denn auch hier erleben, dafs ein auf dem Boden der wissenschaftlichen Geschichtsauffassung stehender Denker von der „Heiligkeit der Rechtsidee" in einem Tone spricht, als wären Recht und Sitte nicht in der gleichen Weise der wechselnde Ausdruck der umgebenden ökonomischen Verhältnisse, als die sonstigen sozialen Erzeugnisse, und als ob es überhaupt einen rechtmäfsigen Kampf gegen das Interesse der herrschenden Klasse geben könne, die ja, um einen Ausdruck STIRNERS zu gebrauchen, im „Recht ihren Herrscherwillen festlegt".

Dieser mit der Unbekanntschaft des dem Nationalökonomen ferner liegenden Gebietes entschuldbare Lapsus soll uns indessen nicht abhalten, dem trotz seiner Kürze und Skizzenhaftigkeit höchst bedeutenden Geistesprodukt die weiteste Verbreitung zu wünschen.

WIEN. FR. BON.

Stern, Dr. med. **Wilhelm**, Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft. Berlin, Ferd. Dümmler, 1897. (471 S.)

Der Verfasser, wahrscheinlich ein Vegetarianer, ist der Ansicht, dafs in den bisherigen ethischen Systemen zu ausschliefslich die Menschen berücksichtigt worden sind, und aus diesem Grunde sucht er nach einem Prinzip, welches die Tierwelt sowohl als eine ethisch handelnde, als auch als sittliches Zweckobjekt mit einschliefst. Ähnlich wie SCHUPPE das Bewufstsein als das allein ethisch wertvolle erklärt, findet auch Verfasser einen den Menschen und Tieren (auch den Raubtieren?) gemeinsamen Trieb nach Erhaltung des Psychischen, der ihm als der eigentliche sittliche Grundtrieb gilt. Mir scheint, dafs durch diese quasi Gleichsetzung der Tiere mit den Menschen die letzteren eine mehr als schickliche Zurücksetzung erleiden. Lehrt doch die Erfahrung, dafs eine übertriebene Freundschaft für die Tiere sehr häufig unempfindlich gegen die Leiden der Mitmenschen macht, eine Erfahrung, die durch das vorliegende Buch vollauf bestätigt wird. Denn sonst würde Verfasser den letzteren kaum zumuten, im Interesse der ersteren ein aus solchen monströsen Schachtelsätzen (Bei-

spiel I, S. 315/316: Nur ist der Unterschied zwischen beiden Arten von Handlungen in dieser Beziehung der, dafs die häufige Übung und Gewohnheit bei den vorbeugenden Handlungen, wenigstens beim Menschen, zu ererbten Anlagen innerhalb der theoretischen oder Vorstellungs- und Verstandessphäre, nämlich hauptsächlich zu technischer Begabung und mittelbar zur Begabung zu Wissenschaften, welche Anwendung bei vorbeugenden Handlungen oder sogenannten Kulturthätigkeiten finden, wie besonders die Naturwissenschaften und die Mathematik, geführt hat, während die häufige Übung und Gewohnheit bei den abwehrenden Handlungen zu einer neben dem natürlichen, d. h. schon ursprünglich von der Natur gesetzten Selbsterhaltungsstreben wirkenden ererbten Anlage innerhalb der Willenssphäre, also zu einem Triebe und zwar dem Triebe zur Abwehr der schädlichen Eingriffe der objektiven Aufsenwelt im Sinne der unbeseelten Natur und besonders der Elemente ins psychische Leben, dem anfänglichen Kern oder Grundstock des sittlichen Triebes geführt hat. Der Grund hierfür liegt darin, dafs die vorbeugenden, meisten technischen Handlungen beim Menschen ganz aufserordentlich kompliziert und nur mit einem grofsen Aufwande von Überlegung, Sachkenntnis, eigener und fremder, einen Fortschritt bedingender und die Technik verändernder Erfahrung, auch Erfindungsgabe, die in zweckmäfsiger Weise jedem einzelnen Falle angepafst werden müssen, vollzogen werden können, wozu aber nicht das blofse Bewufstwerden einzelner Phasen der Gesamthandlung, wie bei den Trieben ausreicht, sondern eine stete Beachtung des Sinnes, Zieles oder Zweckes der Gesamthandlung nötig ist, die also immer im Auge behalten werden müssen, was, wie wir bald sehen werden, bei den Tieren nicht der Fall ist, die mit Einförmigkeit und mechanisch, ohne Fortschritte zu machen und ohne willkürliche, also bewufste Benutzung der Erfahrung der früheren Geschlechter und anderer einzelner lebender Tiere derselben Spezies die vorbeugenden Handlungen vollziehen, weswegen sie eben bei ihnen aus einem Triebe, ebenso wie die sittlichen, fliefsen können und darum etc. etc.) bestehendes und mit solcher entsetzlichen Weitschweifigkeit geschriebenes Buch durchzulesen, in welchem der durch die endlosen Vorbereitungen bedingte Wortaufwand in gar keinem Verhältnis zu dem etwas sehr dürftigen Resultate steht.

Wien. Fr. Bon.

Brochard, Prof. **Victor**, De l'erreur. 2. Aufl. Paris, Felix Alcan, 1897. (281 S.)

Verfasser benutzt eine Untersuchung über das Wesen des Irrtums, deren selbständige Berechtigung neben den Untersuchungen über die Wahrheit er nachweist, als Vorwand, um eine Lanze für die Freiheit des Willens einzulegen, der es seiner Meinung nach zuzuschreiben ist, dafs man manchmal irrt und manchmal richtig denkt. Wir möchten dem Verfasser raten, einmal seine eigene Willensfreiheit dazu zu benutzen, über das Wesen des Willens richtig denken zu lernen oder — ich will noch bescheidener sein — anders, denken zu lernen — vorausgesetzt nämlich, dafs er es kann. Wenn er es aber nicht kann, vielleicht sieht er dann ein, dafs die psychologischen Bedingungen des Irrtums doch etwas weiter zurückgehen, als blofs bis zum Willen und keineswegs in demselben einen spontanen Anfang haben. Herr Brochard hat gut sagen: „Tous les entraînements du cœur ne peuvent faire en sorte qu'elle (la pensée) unisse des termes contradictoires s'il s'en présente de tels et si elle en aperçoit la contradiction.“ (S. 226.) Jawohl — si elle aperçoit. Aber eben die „entraînements du cœur“ des Herrn Brochard hindern ihn zu bemerken „la contradiction“ zwischen der Annahme einer nach psychologischen Gesetzen ablaufenden Gedankenabfolge und dem Glauben, es stünde in seiner Macht, dafs ihm der eine Gedanke als zutreffend, der andere aber als irrig erscheine. — Das Buch ist stellenweise ganz anregend, aber das eigentliche Problem des Irrtums, d. h. der Irrtum als Lebens- und Entwickelungsbedingung der Einzelnen und ganzer Völker hat so gut wie keine Beachtung gefunden.

Wien. Fr. Bon.

Fischer, Kuno, Geschichte der neuern Philosophie. Jubiläumsausgabe. I. Band. Descartes. 4. Aufl. Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung.

Vor fünfundvierzig Jahren ist Fischers Darstellung der Philosophie des Descartes zum ersten Male erschienen. In der Folge kamen die Bücher über Spinoza, Leibniz und Kant hinzu. Nach dreizehn Jahren ward eine zweite Auflage nötig, nach ebensoviel Jahren die dritte; inzwischen waren auch Fichte und Schelling behandelt worden. März 1897 waren fünfzig Jahre verflossen seit Fischers Promotion; darum trägt

auf Wunsch der Verlagsbuchhandlung die nunmehr in etwa 40 Lieferungen erscheinende neue Auflage die Bezeichnung einer „Jubiläumsausgabe“. Darin erscheint der erst 1893 hinzugekommene Band über SCHOPENHAUER wie die viel weiter zurückliegenden über FICHTE und SCHELLING zum zweiten Male, der über LEIBNIZ zum dritten, die über DESCARTES, SPINOZA und KANT zum vierten Male. Erst jetzt wird auch das Buch über HEGEL als achter der neun Bände veröffentlicht werden. In berechtigtem Stolz über solchen Erfolg sagt der Verfasser: „Nirgends ist die Seelenwanderung gewisser und zuträglicher als in der Welt der Bücher: ich meine diejenigen Bücher, welche berufen sind wiederzukehren, wobei sie den unbestreitbaren Vorteil haben, dafs sie ihrer Schicksale aus den früheren Wanderungen sich erinnern und diese Erfahrungen in den späteren benutzen können.“

Die Anlage von FISCHERS „Geschichte der neueren Philosophie“ ist bekannt. Sie ist aus dem Geiste der HEGELschen Schule hervorgegangen, für welche, was vor DESCARTES liegt, ohne Belang war und die Geschichte der Philosophie der Neuzeit im wesentlichen eine solche des Rationalismus, der grofsen Systeme. Welche Einseitigkeit darin liegt, hat niemand besser erkannt als FISCHER. Er liefs bereits 1856 neben dem Hauptwerk ein (seither in zweiter Auflage herausgekommenes) Buch über BACON erscheinen, wo wir in der Einleitung S. IX lesen: „Es hätte dem deutschen Idealismus sehr wohl gethan, seinen Gegner gründlich kennen zu lernen und dessen Stärke sich anzueignen, um desto sicherer die Mängel desselben zu vermeiden.“ „Unsere deutschen Idealisten haben keinen Grund so vornehm zu thun gegen die englischen Erfahrungsphilosophen und sie als unspekulative Köpfe mit wenigen Worten der Geringschätzung ihrer Schulen preiszugeben.“ Schliefslich gesteht FISCHER, dafs ihm die Beschäftigung mit BACON „wie ein neues Leben“ erschienen sei. An diese Zustände, die uns Jüngeren fast unbegreiflich sind, müssen wir zurückdenken, um das rechte Verhältnis zu FISCHERS „Geschichte der neuern Philosophie“ zu gewinnen.

Die Einleitung, die über einen Vierteil des Ganzen ausmacht, bereitet durch ihre Kapitel über AUGUSTINUS, THOMAS v. AQUINO, Reformation und Jesuitismus trefflich vor, das Verhältnis des CARTESIUS zu diesen Geistesmächten zu begreifen. Doch sei es gestattet, einen Mangel hervorzuheben, der allerdings nicht die Geschichte der Religion, sondern die der Wissenschaften berührt. Die Einsicht in das System des CARTESIUS

scheint mir ein noch genaueres Eingehen auf den Sturz der aristotelischen Physik vorauszusetzen. Wir besitzen ja eine sorgfältig und faſslich geschriebene Darstellung hierüber von Emil Wohlwill (Die Entdeckung des Beharrungsgesetzes. Zeitschrift f. Völkerpsych. etc., Bd. 15. Über Descartes s. S. 373 ff.). Die überraschende Entdeckung, daſs die Bewegung beharrt, muſste eine Umbildung des traditionellen Gottesbegriffes herbeiführen, die freilich Descartes nur versucht und angedeutet hat, die Konsequenzen zu ziehen, überlieſs er Spinoza. Nicht einmal in physikalischer Hinsicht hat er nach Wohlwill die Lehre vom Beharrungsgesetz wesentlich gefördert, und Whewell sagt (Wohlwill S. 377), daſs von den mechanischen Wahrheiten, die zu Anfang des 17. Jahrhunderts erreichbar waren, Galilei so viele und Descartes so wenige erfaſst hat, als für einen Mann von Genie nur irgend möglich war.

Er bleibt nichtsdestoweniger der Vater der mechanischen wie der subjektiven Philosophie; sein Satz „Cogito, ergo sum“ mag für uns immerhin mehr wie ein Bekenntnis klingen als wie eine zu verifizierende und rubrizierende Wahrheit. Fischer hält nicht viel von den Einwendungen der Materialisten und Sensualisten wie Gassendi und Hobbes gegen den Satz; seinem Prinzip gemäſs, das er S. 421 ausspricht, verabscheut er eine von auſsen in das System hineingetragene Kritik; er sieht mit Descartes in dem berühmten Satze eine Intuition, nicht einen Schluſs. Die hierher gehörenden Ausführungen sowie die damit zusammenhängenden über des Descartes Gottesbeweis und seine Verschiedenheit von dem ontologischen des Anselmus (s. S. 312 ff., 318, 397, 416; über das „Cogito“ noch S. 339, 388, 400, 411) haben eine Bestätigung erhalten durch einen neuen Fund, die Aufzeichnung eines Gespräches, welches im Jahre des westphälischen Friedens der damals 20jährige Franciscus Burmann (über ihn s. diese Zeitschrift XX, S. 129 u. 137 N.) mit Descartes hatte. Dasselbe wird in der neuen Descartes-Ausgabe (Fischer S. 274) erscheinen, lag aber Fischer bereits vor, und so konnte er namentlich auch auf die freiere Sprache hinweisen, die hier Descartes führt.

IX. Band. Schopenhauer. 2. Aufl.

Fischer hat Schopenhauer schon Aufmerksamkeit geschenkt zu einer Zeit, wo derselbe noch nicht als akademisch galt; er würdigte 1857 in einer Kant-Vorlesung Schopenhauers Verdienste (Schemann, Schopenhauer-Briefe S. 297) und trug ihm eine lieblose Äuſserung über den Entzug der venia legendi,

welche in der Reaktionszeit der ersten fünfziger Jahre den jungen Dozenten traf (Fischer S. 98), keineswegs nach. Auch hat Fischer neues Material über die Beziehungen Schopenhauers zu Goethe beigebracht in seinem Aufsatz „Der Goethe-Seebecksche Briefwechsel“ (Münchener Allg. Ztg. 1885). So darf man auch von dem vorliegenden Werke sagen, dafs es mit dem sichtlichen Bestreben, gerecht zu urteilen, geschrieben ist; auch in kritischer Hinsicht eine Vornehmheit wahrt, die dem Beurteilten abging.

Fischer rügt an Schopenhauer vornehmlich die Verkennung des Fortschrittes in der Geschichte, welchen Hegel lehrte. (In einer gelegentlichen Äufserung bezeichnet Schopenhauer als Inhalt der Geschichte „Die europäischen Katzbalgereien“, s. Griesebach, Schopenhauers Gespräche. Berlin 1898. S. 21.) Wenn Schopenhauer, der als Student Geschichte hörte und privatim z. B. Joh. v. Müllers „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte“ durchnahm (Griesebach, Biographie Schopenhauers, S. 61 ff., 68), die Geschichte das Gedächtnis der Menschheit nennt, welches diese als Gesamtheit ebenso über das Tier erhebe, wie das Gedächtnis das einzelne Individuum vor dem Tiere auszeichnet, so sieht Fischer hierin einen Widerspruch (S. 501). Er setze sich durch seine Abweisung der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung besonders auch zu Kant in Gegensatz, der zu allen Zeiten sich darin gleich blieb, dafs er das Studium der Entstehung und Entwicklung der Dinge forderte. Schopenhauer, weit entfernt, einem Darwin zustimmen zu können (s. Fischer S. 505 u. 49), dessen Lehre sich nicht vertrug mit Schopenhauers Gattungen als Typen und platonische Ideen, tadelt es auch an Delamarck, den er sonst als Bundesgenossen betrachtet, dafs er die Tierspezies genetisch und historisch entwickelt habe. „Der Hund, wie er heute in seiner Art ist und vor uns steht, so war er vor Jahrtausenden und wird so nach Jahrtausenden sein.“ (Fischer S. 504.) In diesem Zusammenhange thut Fischer auch der geringen Bibelkenntnis Schopenhauers Erwähnung, der aus dem neuen Testament die Hochzeit zu „Kanaan“ zitiere und den Ergebnissen der Bibelkritik wenig Interesse entgegenbrachte (S. 469—470). Vielleicht fällt aber dergleichen weniger mangelhafter Entwicklung des historischen Sinnes zur Last als dem leidigen Umstand, dafs die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit einem Mann, der allzufrüh ein fertiger gewesen, oft recht unbequem werden müssen.

Was Schopenhauer „die Antinomie in unserem Erkenntnis-

vermögen" genannt hat — dafs unser Erkennen ein organisches Produkt ist und als solches den ganzen Stufengang der tierisch-menschlichen Organisation, die Pflanzenwelt, die Entwicklungsgeschichte des Weltalls und der Erde zu ihrer Voraussetzung hat — dafs andererseits das gesamte Weltall in seiner Vielheit, Mannigfaltigkeit und Gesetzmäfsigkeit das erkennende Subjekt (den Intellekt) zu seiner Voraussetzung und zu seinem Träger hat (Fischer S. 508) —, führt ihn nach Fischer in einen circulus vitiosus, welchen er selbst auch wohl gefühlt und wegzuräumen sich viel, aber vergeblich bemüht hat." Allein liegt dieser circulus vitiosus nicht in der Natur der Dinge selbst? Und enthalten ähnliche Widersprüche nicht alle grofsen Systeme? Besteht nicht die Aufgabe des Philosophen als Künstler gerade darin, solche Gegensätze wenigstens für eine gewisse Zeit und Richtung scheinbar aufzuheben, wie es Schopenhauer mit seinem Willen gethan?

„Kant hatte Schopenhauer von der Apriorität und Idealität der Zeit und des Raumes überzeugt" — und Schopenhauer hat mit den von ihm geschmähten Philosophen nach Kant die Hervorhebung des idealistischen Moments gemeinsam, gerade darum mufste er nach Herbart sich in den Willen flüchten. „Immer wird der theoretische Teil der kantischen Lehre sich vollständiger zum Idealismus ausbilden; immer wird daran der letzte Grund und Boden der wahren Realität vermifst — und alsdann die Lücke durch den Willen ausgefüllt werden, den die Kritik der praktischen Vernunft, wenn schon nicht mit ausdrücklichen Worten, zum Dinge an sich gestempelt hatte." (Herbart, Werke ed. Hartenstein, 12. Bd.)[1].

[1]) Asher glaubte in Ibn Gabirol und Frau v. Stael Vorläufer Schopenhauers zu entdecken (Fischer, S. 110 f.); Schopenhauer selbst erkannte mit grofsem Bedauern einen solchen in Crusius (Fischer, S. 163). Am meisten kann es Fischer wundern, dafs Schopenhauer den Descartes nicht für sich aufruft. (Fischer, S. 477. Übrigens s. Schopenhauers Hauptwerk, 2. Bd. S. 301.) Unter den Zeitgenossen sah sich Schopenhauer jeden dafür an, was er für die Metaphysik des Willens leiste (Fischer, S. 306). Nicht ungern verweist er auf die Scholastik, welche den Primat des Intellekts leugnete, die ratio blofs als „natürliches Licht" gelten liefs. Man darf sich dabei erinnern, wie eigentlich der erste Ansatz zum modernen Denken beginnt im Nominalismus mit der These: voluntas superior intellectu (s. Fischer, Gesch. d. n. Philos. I, 4. Aufl., S. 68), was noch bei Descartes nachwirkt. „Die platonische Idee, das Ding an sich, der Wille — dies alles ist eins" schreibt, Schopenhauer 1814, s. die hübsche Untersuchung von Lorenz, Zur Entwicklungsgeschichte der Metaphysik Schopenhauers, 1897.

„Bei den falschen psychologischen Hypothesen des Kantianismus sind aber Kinder und Tiere vergessen worden“, meint HERBART auch gegen SCHOPENHAUER. Und diese Mängel der psychologischen Theorie treten bei SCHOPENHAUER stark genug hervor, wenn wir auch z. B. mit FISCHER den grofsen Wert des Kapitels vom Primat des Willens gerne zugeben. Aber merkwürdigerweise ist es gerade SCHOPENHAUER, welcher von allen Philosophen nach KANT die Philosophie am meisten sub specie bestiarum betrachtete. „Dafs Gehirn und Intellekt identisch sind, dafs unsere Anschauungen und Begriffe sich zum Gehirn verhalten wie die Galle zur Leber, der Speichel zur Zirbeldrüse, der Urin zu den Nieren u. s. f.: Diese Sätze, die ihm als evidenteste Wahrheiten galten, hat sich SCHOPENHAUER auf dem Wege des französischen Sensualismus, unter dem Einflusse von CABANIS, BICHAT, FLOURENS u. a., zu eigen gemacht.“ (FISCHER S. 509.) Wie sehr SCHOPENHAUERS Wille mit dem tierischen Instinkt verwandt ist, zeigt sein Kapitel „vom Instinkt und Kunsttrieb“; wie wenig ihm andererseits die Scheidung von Intellekt und Wille, worauf doch das System basiert, gelungen ist, führt FISCHER S. 510 f. aus.

Jene zoologische Betrachtungsweise hat den Anlafs gegeben, dafs SCHOPENHAUER die KANTschen Seelenvermögen einer gänzlichen Umgestaltung unterzog. Er anerkennt kein Vermögen des Übersinnlichen nach oben und streicht das Vermögen der Sinnlichkeit, indem er die Anschauung durch Verstandesoperation aus der blofsen Empfindung hervorgehen läfst. Dazu führte vornehmlich auch die Annahme der unbewufsten Schlüsse auf dem Gebiete des Sehens. FISCHER zieht ausdrücklich zur Erklärung SCHOPENHAUERS die Theorie eines HELMHOLTZ herbei. Aber HELMHOLTZ war nie gewillt, in jenem einen Vorgänger zu sehen; eher sollte SCHOPENHAUER ein Plagiat an FICHTE begangen haben (s. GRISEBACH S. 229 ff.). So hat bei SCHOPENHAUER auch das Tier Verstand; da ihm der gesamte Intellekt eine physische, tierische Funktion ist, ja gar nur ein Parasit am animalischen Organismus. Selbst der höhere Intellekt, die Vernunft, sei beim Tier wenigstens in Anfängen zu konstatieren. Nun ist es aber nicht die gröfsere Entwicklung des Gedächtnisses, die nach SCHOPENHAUER zur Abstraktion führt, sondern der Mangel eines eigentlichen Gedächtnisses sei beim Tier F o l g e des Mangels an Begriffen, d. h. abstrakten Vorstellungen.

So ist die wissenschaftliche Grundlage des Gebäudes oft recht schwach. Inzwischen hat sich SCHOPENHAUERS Lehre zu

dem weitergebildet, was ein geistreicher Mann „Wolfsphilosophie“ nannte. FISCHER ist nicht gut auf sie zu sprechen und blickt wohl etwas zu trübe in unsere Zeit. Aber man kann nicht leugnen, es thut ihr not, sich am humanen Historizismus zu orientieren. Wir warten gespannt auf FISCHERS „HEGEL“.

Zürich. GUGGENHEIM.

Aus russischen Zeitschriften.

I.

Woprosy filosofii i psichologii. Moskau 1897. I—III.

M. S. Korelin, Umrisse der Entwicklung des philosophischen Denkens in der Renaissance-Epoche. I. Francesco Petrarcas Weltanschauung. — Das philosophische Denken der Renaissance war nicht durch irgend welche äufsere Einflüsse, sondern durch die eigentümlichen Bedürfnisse ihrer Epoche bedingt. Für diese neuen Bedürfnisse suchte das Denken erst eine ethische Sanktionierung und dann eine breitere philosophische Begründung, sowohl in der Kirchenlehre, als auch in der mittelalterlichen, wie in der antiken Philosophie. Die alten Schläuche konnten den neuen Wein nicht fassen, und das philosophische Denken bahnte sich neue und vollständig originelle Wege. Diesen Gedanken auf Grund der Werke der Frühhumanisten zu beweisen, ist die Aufgabe des Verfassers. Den ersten Umrifs widmet er einer ziemlich eingehenden und allseitigen Schilderung der Weltanschauung des ersten Humanisten, PETRARCA. In einer Reihe recht interessanter Kapitel zeigt er uns PETRARCAS Beziehungen zu der mittelalterlichen und der antiken Philosophie, seine Meinung über die wahren Aufgaben der Philosophie; er legt uns seine ethischen Anschauungen, Ansichten von der Natur, vom menschlichen Leben, wie in physischer und geistiger, so auch in sozialer Beziehung dar; er zeigt PETRARCAS Ansichten von der Wissenschaft und ihren einzelnen Disziplinen, sein Verhältnis zur Ästhetik und Kunst. Die historische Bedeutung von PETRARCAS Weltanschauung findet der Autor darin, dafs sie den Zusammenhang des neuen Denkens mit den vorhergehenden Epochen illustriert und den Ausgangspunkt, die Methoden und Grundsätze der Philosophie der Renaissance, formuliert.

W. W. Iwanowskij, Die Gesellschaft und der Staat. — Es wird in allgemeinverständlicher Form die Wechselwirkung und gegenseitige Umbildung skizziert, welche zwei Faktoren des menschlichen Zusammenlebens — die Rechtsorganisation der Gesellschaft und der gesellschaftliche Faktor, als Summe aller übrigen Erscheinungen und Bedingungen des sozialen Lebens, aufeinander ausüben.

Fürst **S. N. Trubezkoj**, Die Lehre vom Λόγος in der alten Philosophie in ihrem Zusammenhang mit der Entwicklung des Idealismus. — An Hand der Feststellung und Analyse des Inhalts des Logosbegriffes in der Entwicklung der Logostheorie von dem frühesten Anfang der griechischen Philosophie bis zur Auflösung des Stoizismus, wird in sehr faſslicher Form das Schicksal des Idealismus in der alten Philosophie verfolgt.

Wjera Johnstohn, Schri-Schankara-Atscharia, der indische Weise. — „Für denjenigen, der sucht und alles Seiende in der Wahrheit selbst findet, giebt es keine Täuschung mehr, kein Leiden“, und „denn das, was hier ist, ist auch dort, und das, was dort ist, ist auch hier; derjenige, der den Unterschied sieht, ist verdammt von Tode zu Tode zu wandern“ — das sind die Hauptgedanken des Schankara, eines indischen Brahminen, der im VIII. oder IX. Jahrhundert n. Chr. lebte. Er war Philosoph, Poet und Moralist. Die von ihm begründete philosophische Schule existiert noch heute. Hier werden wir mit seiner Lehre teils in Übersetzung, teils in freier und kurzer Ausführung bekannt gemacht; auch werden dabei seine Beziehungen zum Idealismus und zu Kant angedeutet.

A. N. Bernstein, Über Wahrnehmung der konstanten und der wechselnden Reize. (Essay über die Grenzen der elementaren Erkenntnis.) — Alle Empfindungen lassen sich in zwei Gruppen teilen: a) Geschmack, Geruch und allgemeine (Tast-, Temperatur- und Druck-) Empfindlichkeit — die zufällig wechselnden Empfindungen; b) Gesicht, Gehör, Muskelsinn — die essentiell wechselnden Empfindungen. Die dauernden Empfindungen der ersten Kategorie werden unbewuſst, und dann dienen sie als notwendige Grundlage für die Wahrnehmung der Empfindungen derselben Kategorie. Die konstante, unbewuſst gewordene Empfindung wird zum Maſs für die wechselnde. Eine unbemerkte Veränderung der ersten verursacht eine Illusion der Wahrnehmung. Die Empfindungen

der zweiten Kategorie sind wie isoliert so auch dauerhaft wahrnehmbar, und das Kriterium der Qualifizierung derselben hängt von der Empfindung selbst ab — das ist eine nachahmende Reproduktion. Die Genauigkeit der Qualifizierung ist also durch die Vollkommenheit der entsprechenden Apparate bedingt.

W. N. Iwanowskij, Zur Apperceptionsfrage. — Einer kurzen Übersicht der Geschichte des Begriffs der Apperception (Leibnitz, Kant, Herbart) folgt eine formale Kritik der Apperceptionslehre von Wundt, was den eigentlichen Gegenstand des Artikels bildet. Der Hauptmangel aller Wundtschen psychologischen Theorieen ist ihr nicht in Übereinstimmung gebrachter Eklektizismus und die daraus resultierende Auslegung jeder Thatsache ohne Zusammenhang mit der allgemeinen Theorie. Wundts Apperceptionstheorie bildet ein wichtiges Hindernis für die Entwicklung der Psychologie zur einheitlichen und selbständigen Wissenschaft.

P. B. Struve, Freiheit und historische Notwendigkeit. (Über das Buch von Stammler und den Aufsatz von S. N. Bulgakow.) — Der Autor macht den Versuch, zwischen Freiheit und historischer Notwendigkeit psychologisch zu vermitteln.

A. Wwedenskij, Über den Atheismus in Spinozas Philosophie. — Jedermann hat das Recht, Gott nach seiner Art zu denken und zu verstehen, aber nur bis zu einer gewissen Grenze, namentlich, solange er den Merkmalen Gottes im allgemeinen nicht widerspricht. Was sind nun die Merkmale, welche jedem Gott, dem Zeus, dem Gott der Christen, der Fetischanbeter etc. eigen sind? Erstens die mehr oder weniger grofse Überlegenheit Gottes über den Menschen; zweitens Gott wird immer als Persönlichkeit gedacht, welche nach Zwecken handelt und also einen Willen hat. Spinoza aber leugnet die Thätigkeit nach Zwecken und den Willen. Also mufs Spinozas Lehre, im Namen der Forderungen der Logik, als atheistisch angesehen werden. Das will freilich nicht sagen, dafs Spinoza ein Atheist war. Sein tiefes Streben zu Gott, zur Gotteserkenntnis und -verehrung unterliegt keinem Zweifel. Wie kam er trotzdem zur atheistischen Lehre von der Weltsubstanz? Die Identifizierung, unter dem Einflufs der Descartesschen Philosophie, der realen Verhältnisse und Zusammenhänge mit den logischen hat ihn zur rein mechanischen Weltanschauung geführt. Dabei läfst er für seine Weltsubstanz das Wort Gott

bestehen, wozu er kein Recht hatte, und der Atheismus seiner Lehre bleibt vor ihm selbst verhüllt.

W. Solowjew, Der Gottesbegriff. (Zur Verteidigung der Philosophie Spinozas.) — Dies ist eine Erwiderung auf den vorangehenden Aufsatz. Prof. Wwedenskij vergifst bei seiner Aufstellung der Merkmale Gottes im allgemeinen die Religionen, welche seinen Zwecken nicht entsprechen: den südlichen Buddhismus, wo für das persönliche, nach Zwecken oder überhaupt irgendwie handelnde Wesen als Gegenstand der göttlichen Verehrung kein Platz ist, und das Brahmanentum. Die heiligen Texte der Brahmanen schreiben der absoluten Wesenheit alle möglichen positiven Qualitäten, physische und psychische, in unendlicher Potenz zu, das einzige, was sie ihr absprechen, sind Handlungen nach einem bestimmten Willen und nach bestimmten Zwecken. Man müfste also auch die religiöse Lehre der heiligen Upanischaden für atheistisch erklären, dann wäre schon das Wort Pantheismus ganz aus dem Gebrauch zu schaffen. Der christliche Gott auch, als die absolute Vollkommenheit, ist über jeglichen Beschränkungen, unter anderem über der Zeit, er ist also auch über dem Handeln nach Zwecken, welches nur in der Zeit denkbar ist. Auch die Persönlichkeit kann zu den Merkmalen des christlichen Gottes nicht gerechnet werden, er mufs vielmehr als überpersönlich angesehen werden. Also hat Prof. Wwedenskij keinen Grund, Spinozas Philosophie für Atheismus zu erklären.

W. E. Waldenberg, Grundlinien des Machiavellismus. — Machiavellis „Unsittlichkeit" mufs rein psychologisch erklärt werden, das ist: nur aus dem Inhalt der Begriffe, welche als Grundlage und Voraussetzungen seiner Traktate dienen. Die Feststellung des Zusammenhanges mit dem sittlichen Niveau und der Kulturstufe der zeitgenössischen Gesellschaft heifst, die Grenzen der psychologischen Erklärung überschreiten. Mit Hilfe des Tract. pol. Spinozas kommt der Autor zur Annahme, dafs für Machiavelli die Kraft die Grundlage des Rechts war. Diese Annahme beseitigt für den Verfasser alle Schwierigkeiten der gesuchten Erklärung.

L. Lopatin, Der Spiritualismus als psychologische Hypothese. — Die in der gegenwärtigen Psychologie herrschende Ansicht von dem Verhältnis zwischen körperlichen und seelischen Erscheinungen kann am besten durch die Worte „physiologischer Monismus" charakterisiert werden. Die

Unzulänglichkeit der spiritualistischen oder dualistischen Anschauung wird fast von allen stillschweigend anerkannt. Aber hat man dazu wirklich das Recht? Ist der physiologische Monismus eine metaphysische Wahrheit? Ist er nicht vielmehr nur eine Hypothese, welche als Untersuchungsmethode Wert hat? Ist er eine Hypothese, wäre es dann nicht besser, wenn die Psychologen im Interesse der Objektivität die Möglichkeit der anderen Hypothesen und Untersuchungsmethoden zuliefsen? Der physiologische Monismus hat, es ist unbestreitbar, wichtige methodologische Bedeutung, aber er hat auch viele und grofse Fehler. Die eingehenderen kritischen Betrachtungen der verschiedenen Spielarten des Monismus führen uns zu dem Schlufs, dafs alle denkbaren Modifikationen des physiologischen Monismus tiefe logische Widersprüche in sich enthalten, und dafs alle Versuche der konsequenten Durchführung der monistischen Anschauung zum Dualismus führen. Also giebt es keinen Grund, nur auf den physiologischen Monismus allein sich zu beschränken. Der Spiritualismus soll auch das Bürgerrecht in der psychologischen Wissenschaft haben, wenn gleich nur als eine Methode. Als Untersuchungsmethode hat der Spiritualismus viel Vortheilhaftes, das der Monismus nicht besitzt, und dabei hat er keinen der Fehler, welche dem Monismus anhaften. Für den spiritualistischen Psychologen fallen viele überflüssige Probleme weg, und seine Stellung ist überhaupt eine viel freiere. Er kann ruhig die unlösbare Individualität und Nichtzurückführbarkeit aufeinander der einzelnen psychischen Akte anerkennen. So auch braucht er nicht die Wirklichkeit seiner Aktivität wegen ihrer vorausgesetzten Herkunft aus der physischen Trägheit abzuleugnen. Wenn wir eine Seelensubstanz annehmen und ihr eine geeignete Definition geben, so verschwindet aus dem Seelenleben die bunte Verschiedenartigkeit und die zusammenhanglose Zufälligkeit der weiter unerklärlichen Endthatsachen des Monismus. Alle diese auseinanderstehenden rätselhaften Thatsachen bekommen tiefen Zusammenhang, sie setzen einander voraus und schon aus dem allgemeinsten Begriffe der Seele können sie als logische Schlüsse gefolgert werden. Allen Anzeichen nach ist der Spiritualismus ein Etwas, das mehr ist als blofse Hypothese — hier handelt es sich um eine positive Wahrheit. Einmal kommen alle zu diesem Bewufstsein, und dann verschwindet auf immer aus der Erforschung des Seelenlebens das Monopol der physiologischen Erklärungen.

Zürich. WAD. TRONIN.

Selbstanzeigen.

Flügel, O., Das Seelenleben der Tiere. 3. Aufl. Langensalza, Beyer 1897. 176 S. Mk. 2.40.

Wie bei dem Menschen, so sind auch bei den Tieren die Sinnesempfindungen das erste Material für das geistige Leben. Darum werden zuerst die Sinne und die Sinneswahrnehmungen der Tiere untersucht. Schon hier ergiebt sich als Modifikation des Gemeingefühls die Erklärung mancher Wetterahnungen u. dgl. bei den Tieren.

Aus der Assoziation, Hemmung und Reproduktion der sinnlichen Eindrücke wird sodann abgeleitet, was von anderer Seite oft den Tieren als Verstand und Gemüt zugeschrieben wird. Die Handlung auf Grund stattgehabter Assoziationen steht in der Mitte zwischen bloſsem Mechanismus und menschlicher Überlegung.

Hinsichtlich der Instinkte wird namentlich erwogen, ob der Darwinismus eine Erklärung für deren Entstehen, Beharren, Veränderung, Fortbilden giebt. Es wird dargethan, daſs hier der Darwinismus nur innerhalb enger Grenzen anwendbar ist, die Zweckmäſsigkeit der Instinkte zumeist nicht eine allmählich erworbene und auch keine von der Tierintelligenz erwählte sein kann, also nur als das Werk einer schöpferischen Intelligenz anzusehen ist.

Es ist überall Rücksicht genommen auf die reichlich vorhandene Litteratur alter und neuer Zeit.

Güttler, C., Psychologie und Philosophie. Ein Wort zur Verständigung. München, Piloty & Löhle 1896. 34 S.

Die kleine Schrift will zeigen, daſs in der modernen Psychologie mindestens drei Richtungen neben einander herlaufen: eine medizinisch-anatomische, eine im engeren Sinne psychophysisch-experimentelle und eine introspektiv-assoziative, die sich, weil hauptsächlich auf innerer Erfahrung beruhend, auch als „empirische“ bezeichnet. Würde man hierzu die mystisch-theosophische und die scholastische Psychologie rechnen, so kämen fünf Hauptrichtungen heraus, die sich gegenseitig befehden. (Vgl. Psychologischer Kongreſs 1897, S. 68 ff.) In einer Besprechung der Krügerschen Gegenschrift: „Ist Philosophie ohne Psycho-

logie möglich?" (XXII. Jahrg. 1898, Heft I, S. 121) wurde mir vorgehalten, meine Broschüre sei „altertümlich genug, von der Psychologie zu erwarten, dafs sie den Begriff der Seelensubstanz als Dogma an den Anfang ihrer Forschung stelle, während der heutigen Psychologie nur Raum bei der Gruppe der Naturwissenschaften, nicht in der Philosophie zu gönnen sei". Dieses Referat entspricht weder dem Inhalte meiner Schrift, noch meinen Anschauungen. Ich stehe nicht auf seiten der dogmatischen Substanzlehre, wie aus S. 33 meiner Darlegung hervorgeht. Für einen Kantianer, zu denen ich mich im allgemeinen rechne, existiert keine lediglich rationale Psychologie als Wissenschaft, wohl aber giebt es Ergänzung des allgemeinen Vernunftwissens durch einen subjektiven Vernunftglauben, in dem u. a. auch das Unsterblichkeitsproblem seinen Platz findet.

In zweiter Linie wendet sich meine Broschüre gegen die Identifizierung der introspektiven Erfahrungspsychologie mit dem älteren universellen Philosophiebegriff. Der Ansicht Wundts, Psychologie sei eine der Naturwissenschaft koordinierte Einzelwissenschaft, die wie andere, in Beziehungen zur Philosophie stehe, aber sich nicht mit ihr decke, glaube ich beipflichten zu sollen.

Archiv für Religionswissenschaft in Verbindung mit Professor Hossnet in Göttingen, Brinton in Media, Gunkel in Berlin, Hardy in Freiburg, Hillebrandt in Breslau, Karlovicz in Warschau, Pietschmann in Göttingen, Roscher in Wurzen, Stade in Giefsen, Stengel in Greifswald, Weinhold in Berlin, Wiedemann in Bonn, Zimmern in Leipziz und anderen Fachgelehrten; herausgegeben von Dr. phil. Ths. Achelis in Bremen. 4 Hefte zu je 6 Bogen. Verlag von J. C. B. Mohr (P. Siebeck) in Freiburg i. Br. 1848. Preis 14 Mk.

Die vorliegende Zeitschrift will ein Centalorgan für alle die Studien bilden, welche die Ergründung mythologischer und religiöser Probleme bezwecken, um so für die Forschung sowohl ein einträchtiges Zusammenarbeiten, als auch eine orientierende Überschau zu ermöglichen. Besonders wird sie bestrebt sein, zu Gunsten einer fruchtbareren Methotik, die in erster Reihe in Betracht kommenden und sich jetzt leider in unfruchtbarer Polemik zerfleischenden linguistischen und ethnologischen Disziplinen in nähere Fühlung und Wechselwirkung

mit einander zu bringen. Auf die Dauer ist — das bedarf keines besonderen Beweises — der jetzige Zustand unhaltbar, und es ist höchste Zeit, dafs, wie es auch z. B. in Amerika schon längst geschehen, diese Erkenntnis sich immer mehr befestigt. Als ein erfreuliches Zeichen dieser so dringlich erforderlichen Umwandlung dürfen wir wohl die fast allseitige Bereitwilligkeit ansehen, mit welcher die anerkannten Spezialisten (es sind ihrer weit über dreihundert) auf die Einladung des Herausgebers hin sich zu gemeinschaftlicher Arbeit auf dem Boden streng wissenschaftlicher Methodik entschlossen haben. Um eine bequemere Übersicht über das ganze Areal der Forschung zu gewinnen, ist auch eine Einteilung in verschiedene Gruppen (14) vorgesehen, über die von Zeit zu Zeit ein orientierender kritischer Bericht erfolgen wird. Aber — was für diese Zeitschrift besonders in Betracht kommt — es leuchtet ein, dafs diese Sammlung und Sichtung des Materials, so unumgänglich notwendig dieselbe auch ist, nur die Vorstufe zur Lösung der verschiedenen Probleme bildet, die auf Schritt und Tritt dem Blick entgegentreten: Das kann nur mit den Mitteln induktiver Psychologie geschehen, der auch hier das letzte Wort zufällt. Wir wollen nicht bestreiten, dafs auch hier verschiedene Auffassungen möglich sind, aber gegenüber den verhängnisvollen Versuchen, mit denen eine voreilige Spekulation früher über den einfachen Thatsachenbestand und über die Widersprüche der Erfahrung zur Tagesordnung überging, werden wir doch der Zustimmung aller besonnenen Denker sicher sein, wenn wir auch hier eine streng kritische, möglichst exakte Prüfung und Darstellung fordern. Mit blofsen Möglichkeiten und geistreichen Einfällen einer konstruktionslustigen Phantasie ist der Wissenschaft nicht gedient; umgekehrt kommt es darauf an, in dem mythologischen und religiösen Weltbilde (diesem ersten schüchternen Versuch einer Philosophie) trotz aller anscheinend bizarren Launen die primären Elemente herauszusondern, welche auch unserer gereifteren Erkenntnis zu Grunde liegen. Zugleich würden sich daraus bestimmte psychologische Gesetze für diesen Prozefs ergeben, die auch hier eine gewisse organische Notwendigkeit des Geschehens bekunden. Noch eine Bemerkung zum Schlufs, um Mifsverständnissen vorzubeugen. In unserer ganzen Perspektive ist, wie oben angedeutet, lediglich ein empirisch-kritischer, psychologischer Mafsstab gültig, ganz und gar kein chronologischer. So wichtig gewisse Areale mythologischer und religiöser Ideenbildung vor anderen sein mögen, so gewinnen sie doch für uns nur diese hervorragende

Stellung auf Grund des in ihnen enthaltenen Reichtums an fruchtbaren Gedanken, welche entweder gleich oder später zu einer philosophischen Entwicklung geführt haben. Jede rein historische Betrachtung dagegen, die mit bestimmten geographischen und kulturhistorischen Beziehungen und deshalb auch mit gewissen Zeittafeln operiert, ist für uns wertlos, da es uns eben nur auf den psychologischen Kern der in ihrem Gehalt identischen oder doch sehr ähnlichen, obschon vielleicht den verschiedensten Völkern und Jahrhunderten angehörigen Anschauungen ankommt. Dass bei dieser vergleichenden Methode, wie sie z. B. die auf dem Boden der Ethnologie basierende moderne, allgemeine Rechtswissenschaft befolgt, nicht die Eigenart bestimmter organischer Schöpfungen zu kurz kommt, dafür glauben wir uns verbürgen zu können.

II.

Bibliographische Mitteilungen*).

(Bis 15. Mai 1898.)

Die im Buchhandel erschienenen Werke sind durch gröfsere Schrift hervorgehoben; dagegen sind Aufsätze aus Zeitschriften in kleinerer Type gesetzt.

I. Geschichte der Philosophie.

Allievo, G., La psicologia di Herbert Spencer: studio espositivo-critico. Torino. 8°. p. 160.

Arnoldt, Emil, Beiträge zu dem Material der Geschichte v. Kants Leben und Schriftstellerthätigkeit in Bezug auf seine „Religionslehre" und seinen Konflikt m. der preufsischen Regierung. [Aus: „Altpreufs. Monatsschrift."] gr. 8°. (XXI, 156 S.) Königsberg, F. Beyer. M. 4.—.

Barth, P., Zum 100. Geburtstag Auguste Comte's. Vjschr.. XXII 2.

Becker, G. F., Kant as natural Philosopher. The american journal of science V, Febr. 1898.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte u. Untersuchgn. Hrsg. v. Proff. DD. Clem. Bäumker u. Geo. Frhr. v. Hertling. 2. Bd. 5. Hft. gr. 8°. Münster, Aschendorff.

5. Nagy, Dr. Albino: Die philosophischen Abhandlungen des Ja'qub ben Ishaq al-Kindi. Zum ersten Male hrsg. (XXXIV, 84 S.) M. 4.50.

Belot, G., Les „principes de sociologie" de Herbert Spencer. Rev. Ph. XXIII 3.

Berkeley, Bishop of Cloyne **George**, The Works of Edited by George Sampson. With a Biographical Introduction by the Rt. Hon. A. J. Balfour. Vol. 2. (Bohn's Philosophical Library.) Cr. 8vo, pp. 524. G. Bell. Sh. 5.

Billia, L. M., Di alcune contraddizioni del neo-tomismo (cont.) Il nuovo Risorgimento VIII 2.

—, Taine contro le idee. Nuovo Risorgimento VIII 4.

—, Una fissazione hegheliana. Il nuovo Risorgimento VIII 2.

Busse, L., Jahresbericht über die Erscheinungen der anglo-amerikanischen Litteratur der Jahre 1893/94. Z. f. Phil. u. philos. Krit. 111 2, S. 205.

---

*) Für die gebrauchten Abkürzungen siehe Jahrg. XXII 2, S. 243.

Campbell, L., Über die Stelle des Sophistes, Politicus und Philebus in der Reihenfolge der Platonischen Dialoge und über einige Charakteristica der letzten Platonischen Schriften. Z. f. Phil. u. philos. Krit. 111, 2, S. 232.

Ciccotti, E., La storia e l' indirizzo scientifico del secolo XIX. Scienza sociale I 1.

Dentler, E., Der *Νοῦς* nach Anaxagoras. Phil. Jahrb. XI 1, S. 52—64.

Döring, A., Ein Wort pro domo in Bezug auf H. Diels „Parmenides' Lehrgedicht". Z. f. Phil. u. philos. Krit. 111, 2, S. 222.

Dorner, A., Eduard von Hartmanns Kategorieenlehre. Protest. Monatshefte II 2, 3, 4.

Drews, Arth., Der Ideengehalt von Richard Wagners „Ring der Nibelungen" in seinen Beziehungen zur modernen Philosophie. gr. 8°. (115 S.) Leipzig, H. Haacke. M. 2.40.

Dumas, G., L'état mental d'Auguste Comte (Fin.) Rev. Ph. XXIII 4.

Erdmann, Johann Edward, A History of Philosophy. English Translation. Edit by Williston S. Hough. In 3 vols. Vol. 2, Modern Philosophy. 4th ed. Roy. 8vo, pp. 730. Swan Sonnenschein. Sh. 15.

Falckenberg, Prof. Dr. Rich., Geschichte der neueren Philosophie von Nikolaus v. Kues bis zur Gegenwart. Im Grundrifs dargestellt. 3. Aufl. gr. 8°. (XII, 563 S.) Leipzig, Veit & Co. M. 7.50; geb. in Leinw. M. 8.50.

—, Aus H. Lotzes Briefen an Theodor und Clara Fechner. Z. f. Phil. u. philos. Krit. 111, 2, S. 177.

Fischer, K., Geschichte der neueren Philosophie. Jub.-Ausg. 13. Lfg. Heidelberg, C. Winter. M. 3.—.

Frassinetti, Giuseppe, Compendio della teologia morale di S. Alfonso M. de' Liguori. 2 voll. Genova. 8°. L. 6.—.

Friedrich, J., Wilhelm Preyer †. Bl. f. d. Schulpraxis IX 1.

Frommanns Klassiker der Philosophie, hrsg. v. Prof. Dr. Rich. Falckenberg. 6. u. 7. Bd. gr. 8°. Stuttgart, F. Frommann.

6. Riehl, Alois, Friedrich Nietzsche, der Künstler und der Denker. Ein Essay. 2. Aufl. (132 S. m. 1 Bildnis.) M. 1.75; geb. M. 2.25.

7. Paulsen, Frdr., Immannuel Kant. Sein Leben uud seine Lehre. Mit Bildnis u. e. Briefe Kants aus d. J. 1792 (in Fksm.). (XII, 395 S.) M. 4.—; geb. M. 4.75.

Gibson, B., The regulae of Descartes (I.). Mind, Nr. 26, S. 145.

Glosner, M., Ein kritischer Anhänger Anhänger Hegels in England. Jahrb. f. Philos. u. spekul. Theol. XII 4, S. 388.

Grabowsky, Dr. N., Fünf Jahrtausende Sehnsucht nach Erkenntnis u. ihre endliche Erfüllung in der Gegenwart. Eine kurze Erläuterung der bedeutsamen Entdeckungen des Autors, nebst biograph. Notizen, sowie Schilderg. der Aufnahme, die des Autors Lehren bis jetzt in Deutschland gefunden. gr. 8°. (45 S.) Leipzig, M. Spohr. M. 1.—.

Grambzow, O., Fried. E. Beneke. Deutsche Schule II 2.

Grot, Prof. Nik., Nietzsche u. Tolstoi. Aus dem Russ. v. Dr. Alexis Markow. gr. 8°. Berlin, H. Steinitz. M. —.50.

Haymann, Frz., Jean Jacques Rousseau's Sozialphilosophie. gr. 8°. (XI, 403 S.) Leipzig, Veit & Co. M. 10.—.

Hofmiller, J., Nietzsches Nachlafs. Zukunft VI 33.

Jacob, La philosophie d'hier et celle d'aujourd'hui. Rev. Mét. VI 2, S. 170—201.

Kaufmann, D., Der „Führer" Maimûni's in der Weltlitteratur. Arch. G. Ph. XI 3, S. 335.

Koch, E., Richard Avenarius' Kritik der reinen Erfahrung. (Forts.) Arch. syst. Ph. IV 2, S. 129.

Kohler, J., Kollektivismus und Individualismus in der Geschichte. Z. f. Sozialwissenschaft I 4, S. 261.

Kowalewski, Dr. Arnold, Die Philosophie des Bewufstseins von Friedrich Michelis u. ihre Bedeutung f. die Philosophie überhaupt. gr. 8⁰. (40 S.) Berlin, Mayer & Müller. M. 1.—.

Lasswitz, K., Zu Ehren Kants. Die Nation 1898, Nr. 28.

Lebensphilosophieen in gemeinverständlicher Darstellung. (1. Bd.) gr. 8⁰. Berlin, E. Hofmann & Co.

1. Schneiderreit, M., Matthias Claudius. Seine Weltanschauung u. Lebensweisheit. (VIII, 119 S.) M. 1.80; geb. M. 2.80.

Leuckfeld, P., Zur logischen Lehre von der Induktion. Geschichtliche Untersuchungen. Arch. G. Ph. XI 3, S. 372.

Lewes, G. H., A Biographical History of Philosophy. (The Best Books.) Cr. 8vo, pp. 656. Routledge. Sh. 3/6.

Lind, Dr. Paul v., Eine unsterbliche Entdeckung Kants oder die vermeintliche „Lücke" in Kants System. Eine historische Rechtfertigg. Kants. gr. 8⁰. (IX, 62 S.) Leipzig, H. Haacke. M. 1.50.

Loewenthal, Dr. Ed., Geschichte der Philosophie im Umrifs für Studierende, sowie für jeden Gebildeten. 4. Aufl. 8⁰. (55 S.) Berlin, M. Hannemanns Verl. Kart. M. 1.—.

Mackay, John Henry, Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Mit 3 Abbildgn., mehreren Fcsm. u. e. Anh. gr. 8⁰. (X, 160 S.) Berlin, Schuster & Loeffler. M. 6.—; geb. M. 7.50.

Massonius, Dr. M., Der Rationalismus der Erkenntnistheorie Kants. Przeglad filozoficzny I 2, S. 25—44 (in poln. Spr.).

Mercier, D., La philosophie de Herbert Spencer. Rev. N.-sc. V 1.

Messer, A., Die Behandlung des Freiheitsproblems bei John Locke. Arch. G. Ph. XI 3, S. 404.

Nagel, Fr., Über den Begriff der Ursache bei Spinoza und Schopenhauers Kritik desselben. Z. f. Phil. u. philos. Krit. 111, 2, S. 252.

Noël, G., La philosophie de M. Lachelier. Rev. Mét. VI 2, S. 230.

Philosophia Lacensis sive series institutionum philosophiae scholasticae edita a presbyteris societatis Iesu in collegio quondam B. Mariae ad Lacum disciplinas philosophicas professis. Institutiones psychologicae secundum principia S. Thomae Aquinatis. Ad usum scholasticum accommodavit Tilmannus Pesch, S. J. Pars II. Psychologia anthropologica. (Vol. 3 totius operis.) (Finis.) gr. 8⁰. (XVIII, 551 S.) Freiburg i/B., Herder. M. 5.50; geb. in Halbfrz. M. 7.10.

Richter, R., Der Willensbegriff in der Lehre Spinozas. Phil. Stud. XIV 1, S. 119.

Rolfes, Dr. Eug., Die Gottesbeweise bei Thomas v. Aquin und Aristoteles. Erklärt und verteidigt. gr. 8⁰. (VIII, 305 S.) Köln, J. P. Bachem. M. 5.—.

—, Erwiderung auf die Kritik meiner Schrift: Die substanzielle Form und der Begriff der Seele bei Aristoteles. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 375.

Schmeding, Zum 100. Geburtstag F. F. Benekes. Päd. Arch. 40, 1—3.

—, Dasselbe. gr. 8⁰. (76 S. m. 1 Bildnis.) Leipzig, Dürr'sche Buchh. M. 1.—.

Schopenhauer, Arth., Gedanken. Aus seinen Werken zusammengestellt v. Elisab. Heinrich. 8⁰. (72 S.) Mühlheim a/R., J. Bagel. M. 1.—.

Stein, L., Die Continuität der griech. Philosophie in der Gedankenwelt der Araber. Arch. G. Ph. XI 3, S. 312.

Stirner's, Max, kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: „Der Einzige und sein Eigentum". Aus den

Jahren 1842—1847. Hrsg. v. John Henry Mackay. gr. 8°. (VII, 185 S.) Berlin, Schuster & Loeffler. M. 3.—; geb. M. 4.50.

Studien, Berner, zur Philosophie und ihre Geschichte. Hrsg. von Prof. Dr. Ludw. Stein. X. Bd. gr. 8°. Bern, Steiger & Co. M. 1.75.

X. Rosenblüth, Dr. Simon, Der Seelenbegriff im alten Testament. (62 S.)

Susemihl, Frz., Neue platonische Forschungen. 1. Stück. gr. 8°. (56 S.) Greifswald. (Berlin, S. Calvary & Co.) M. 1.20.

Thiéry, A., Was soll Wundt für uns sein? Rev. N.-sc. V 1.

Tiktin, Dr. Salomon, Die Lehre von den Tugenden und Pflichten bei Philo v. Alexandrien. gr. 8°. (59 S.) Breslau. (Frankfurt a/M., J. Kauffmann.) M. 1.50.

Trubetzkoi, Fürst S. N., Thilon und seine Vorläufer. Vopr. ph. i. ps. IX 1 (in russ. Sprache).

Vorländer, K., Sören Kiergegaard und sein „Angriff auf die Christenheit". Z. f. Phil. u. philos. Kritik 111, 2. S. 213.

Waldmann, Dr. Wilh., Friedrich Nietzsche. Ein Blick in seine Werke vom Standpunkte eines Laien. gr. 8°. (32 S.) Leipzig, F. Fleischer Verl. M. —.80.

Wilde, N., Mandeville's place in english thought. Mind, Nr. 26, S. 219.

Wulf, M. de, Les récents travaux sur l'histoire de la Philosophie médiévale. Rev. N.-sc. V 1, S. 67—93.

Wyneken, G. A., Hegels Kritik Kants. Zur Einleitung in die Hegelsche Philosophie. gr. 8°. (V, 42 S.) Greifswald, J. Abel. M. —.75.

Zeller, E., Die deutsche Litteratur über die sokratische, platonische und aristotelische Philosophie. Arch. G. Ph. XI 3.

II. Philosophische Prinzipien- und Methodenlehre.

Baillie, J. B., Theorie and practice. Int. J. E. VIII 3, S. 291.

Bögli, Dr. Hans, Aphorismen üb. den Idealismus auf der Grundlage der empirischen Psychologie. gr. 8°. (II, 60 S.) Bern, Neukomm & Zimmermann. M. 1.50.

Bois-Reymond, Emil du, Über die Grenzen des Naturerkennens. Die sieben Welträtsel. 2 Vorträge. Des 1. Vortrages 8., der 2 Vorträge 4. Aufl. gr. 8°. (120 S.) Leipzig, Veit & Co. M. 2.—.

Büchner, Prof. Dr. Ludw., Kraft u. Stoff od. Grundzüge der natürlichen Weltordnung. Nebst e. darauf gebauten Moral oder Sittenlehre. In allgemein verständl. Darstellg. 19. deutsche Aufl. Mit Bildnis u. Biographie des Verf. gr. 8°. (XXIX, 511 S.) Leipzig, Th. Thomas. M. 5.50; geb. M. 6.50.

Dastre, M. A., La théorie de l'énergie et le monde vivant. Rev. des deux mondes. 1. Mai 1898.

Dimmler, H., Kritische Bemerkungen über den Begriff der sog. condicionate futura. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 369.

Eleutheropulos, Priv.-Doz. Dr. Abr., System der kritischen Philosophie, oder, Die Philosophie als die Lebensauffassg. der jedesmal. Gesellschaft. 1. Abtlg. Die Philosophie als die Lebensauffassg. des Griechentums auf Grund der jedesmal. gesellschaftlichen Verhältnisse. 1. Folge. gr. 8°. (XI, 216 S.) Zürich, Verlag von Sterns litterar. Bulletin der Schweiz. M. 3.75.

Flügel, O., Idealismus und Materialismus der Geschichte. (Forts.) Z. f. Phil. u. P. V 2, S. 81—108.

Glahn, L., Die Untrüglichkeit unserer Sinne. 2 Tle. in 1 Bde. (I. Tl.: Was ist Wahrheit? II. Tl.: Optische u. Maler-Studien.) gr. 8°. (VII, 116 u. 111 S. Fig.) Leipzig, H. Haacke. M. 4.—.

Gredt, J., Das Erkennen. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 4, S. 408.

Grunwald, M., Miscellen. Arch. G. Ph. XI 3, S. 391.

Haeckel, Ernst, Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntnisse e. Naturforschers. Vortrag. 7. Aufl. gr. 8°. (46 S.) Bonn, E. Straufs. M. 1.60.

Halsted, G. B., Science on the conduct of life. The open court XII 2, S. 65.

Jones, E. E. C., The paradox of logical inference. Mind, Nr. 26, S. 205.

Kramář, Dr. J. Udalr., Die Hypothese der Seele, ihre Begründung u. metaphysische Bedeutung. 2 Tle. gr. 8°. (X, 845 u. V, 524 S.) Leipzig, Duncker & Humblot. M. 25.—.

Lagneau, I., Fragments. Rev. Mét. VI 2, S. 123—169.

Lüdemann, H., Erkenntnistheorie und Theologie. Protestant. Monatsh. II 2, 3, 4.

Maack, Ferd., Okkultismus. Was ist er? Was will er? Wie erreicht er sein Ziel? Eine unparteiische Rundfrage mit Antworten v. Frz. Hartmann, J. Pfahl, Frdr. Maier u. a. gr. 8°. (IV, 191 S.) Zehlendorf, P. Zillmann. M. 4.—.

Marchesini, G., La crisi del positivismo e il problema filosofico. Torino. 8°. p. 192. L. 3.—.

Meljilvary, E. B., The dialectical method. II. Mind, Nr. 26, S. 233.

Pick, Dr. Leop., Die vierte Dimension. gr. 8°. (46 S. m. Fig.) Leipzig, A. Strauch. M. 1.—.

Rasius, C. E., Rechte und Pflichten der Kritik. Philosophische Laien-Predigten f. das Volk der Denker. gr. 8°. (VII, 171 S.) Leipzig, W. Engelmann. M. 2.—; geb. M. 3.20.

Schellwien, Rob., Das Gesetz der Kausalität in der Natur. Neue [Titel-]Ausg. gr. 8°. (IV, 271 S.) Leipzig (1876), A. Janssen. M. 3.—.

—, Der Wille, die Lebensgrundmacht. Neue [Titel-]Ausg. gr. 8°. (VIII, 339 S.) Ebd. (1879). M. 3.—.

Steude, Sem.-Oberlehr. Lic. **E. G.,** Die monistische Weltanschauung, dargestellt und geprüft. 8°. (98 S.) Gütersloh, C. Bertelsmann. M. 1.40.

Stöhr, Doz. Dr. **Adf.,** Algebra der Grammatik. Ein Beitrag zur Philosophie der Formenlehre und Syntax. gr. 8°. (III, 144 S.) Wien, F. Deuticke. M. 2.50.

Über die Geschlechtsliebe. Ein Beitrag zu ihrer Metaphysik. Von O. L. gr. 8°. (35 S.) Leipzig, O Weber. M. 1.—; geb. M. 1.50.

Vorträge, philosophische, hrsg. von der philosoph. Gesellschaft zu Berlin. III. Folge. 6. Heft. gr. 8°. Berlin, R. Gaertner.

6. Lasson, Adf. Der Leib. (88 S.) M. 1.50.

III. Philosophie der Naturwissenschaften und Mathematik.

Bach, I., Zur Geschichte der Schätzung der lebenden Kräfte (Forts.). Phil. Jahrb. XI 1, S. 65—76.

Feldner, G., Der Urstoff oder die erste Materie. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 289; XII 4, S. 421.

Geyser, I., Der Begriff der Körpermafse. (Schlufs.) Phil. Jahrb. XI 1, S. 20—89.

Hellenbach, L. B., Die Magie der Zahlen als Grundlage aller Mannigfaltigkeit und das scheinbare Fatum. 2. Aufl. Mit dem Bildnis des Verf. u. 1 Schrifttafel. gr. 8°. (VII, 199 S.) Leipzig, O. Mutze. M. 4.—; geb. 5.50.

Mehnert, E., Biomechanik, erschlossen aus dem Prinzip der Organogenese. gr. 8°. (VII, 177 S. m. 21 Abbildgn.) Jena, G. Fischer. M. 5.—.

IV. Psychologie.

Abhandlungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Mathematisch-physikal. Klasse. 24. Bd., Nr. II. Lex. 8°. Leipzig, B. G. Teubner in Komm.

II. Wundt, Wilh. Die geometrisch-optischen Täuschungen. Mit 65 Textfiguren. (S. 53—178.) M. 5.—.

Abhandlungen, psychiatrische, hrsg. v. Med.-R. Dr. Carl Wernicke. 6. Hft. gr. 8°. Breslau, Schletter.

6. Bonhoeffer, Priv.-Doz. Dr. K., Der Geisteszustand des Alkoholdeliranten. Klinische Untersuchungen. (55 S.) M. 1.—.

Abramovski, Ed., Die beiden Seiten der Perception. Przeglad filozoficzny I 2, S. 45 bis 64. (In poln. Spr.)

Alber, A., Ein Apparat zur Auslösung optischer Reize. Arch. f. Psychiatrie u. Nervenkrankheiten 30, 2.

Ambrosi, Luigi, La psicologia dell' immaginazione nella storia della filosofia. Roma. 4°. p. 562. L. 6.—.

Ardigò, R., L' unità della coscienza. (Opere filosofiche di Roberto Ardigò. Vol. VII.) Padova. 8°. p. 531. L. 6.—.

Arréat, L., Natürliches und schulmäfsiges Gedächtnis. Die Kinderfehler. I. Jahrg., S. 101—105.

Berge, I., Über das Bewufstsein der Hallucinirenden. Jahrbücher f. Psychiatrie (Wien) XVI 3, S. 285.

Bernstein, A. N., Neue Richtungen in der Theorie der Wahrnehmung. Vopr. ph. i. ps. IX 1. (In russ. Spr.)

Bibliographie der psycho-physiologischen Litteratur des J. 1896. [Aus: „Zeitschr. f. Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane".] gr. 8°. (127 S.) Leipzig, J. A. Barth. M. 4.—.

Bieganski, Dr. L., Der logische Prozefs des Denkens und der Ideenassoziation. Przeglad filozoficzny I 2, S. 1—18. (In poln. Spr.)

Binet, A. et Henri, V., La Fatigue intellectuelle. In-8 avec 90 fig. et 3 pl. Cart. Fr. 8.

Bosurgi, Domen., Dispute odierne di psicologia morale. Napoli. 8°. p. 126. L. 2.50.

Brodmann, K., Zur Methodik der hypnotischen Behandlung. Z. f. Hypnotism. VII 4, S. 228.

Burckhardt, Schulr. Sem.-Dir. Dr. **Ferd.,** Psychologische Skizzen zur Einführung in die Psychologie. 2. Aufl. gr. 8°. (VI, 319 S.) Löbau, J. G. Walde. M. 3.50; geb. M. 4.20.

Carstanjen, Fr., Der Empiriokritizismus. III. Vjschr. XXII 2.

Cololian, M. S., Les troubles psychologiques de la paralysie générale. Arch. de neurol. V, 27.

Cramer, A., Zur Theorie des Gedankenlautwerdens. Arch. f. Psychiatrie und Nervenkrankheiten 30, 2.

Dallemagne, Dr. J. le, Physiologie de la volonté. In-16. Fr. 2.50.

Fait partie de l'Encyclopédie scientifique des aide-mémoire (section du biologiste).

Dissard, Les synbergies visuelles et l'unité de conscience. Rev. Phil. XXIII 3.

Donath, Doz. Ob.-Arzt Dr. **Jul.,** Die Anfänge des menschlichen Geistes. Fest-Vortrag. 8°. (47 S.) Stuttgart, F. Enke. M. 1—.

Dugas, L., La Timidité. Etude psychologique et morale. In-12. Fr. 2.50.

Familler, Curat Dr. **Ig.,** Pastoral-Psychiatrie. Ein Handbuch f. die Seelsorge der Geisteskranken. (Theologische Bibliothek. 2. Serie.) gr. 8°. (X, 180 S.) Freiburg i/B., Herder. M. 2.20; geb. in Halbsaffian M. 4.—.

Farantino, Giuseppe, Saggio sulla Volontà. Napoli. 8°. L. 3.—.

Feré, Ch., L'état mental des mourants. Rev. Phil. XXIII 3.

Ganser, Über einen eigenartigen hysterischen Dämmerzustand. Arch. f. Psychiatrie u. Nervenkrankheiten 30, 2.

Gross, Dr. **Hans,** Criminalpsychologie. gr. 8°. (XII, 721 S.) Graz, Leuschner & Lubensky. M. 10.—.

Groos, K., Über die Necklust. Die Kinderfehler III 2, S. 33.

Gutberlet, C., Die experimentelle Psychologie in der Schule. Päd. Monatsh. IV 4.

—, Die „Krisis in der Psychologie". Phil. Jahrb. XI 1, S. 1—19.

Janet, Dr. **Pierre le,** Névroses et idées fixes. Études cliniques et expérimentales sur les troubles de la volonté, de l'attention, de la mémoire, sur les idées obsédantes et leur traitement. Gr. in-8 avec gr. Fr. 12.

König, E., Naturgesetz und Geistesleben. „Das Leben" II 2, S. 157.

Krafft-Ebing, Prof. Dr. **R. v.,** Psychopathia sexualis m. besonderer Berücksicht. der konträren Sexualempfindung. Eine klinisch-forens. Studie. 10. Aufl. gr. 8°. (VIII, 376 S.) Stuttgart, F. Enke. M. 9.—.

Lichtenstern, Frhr. **R. v.,** Psychologie im Kriege. Militär-Wochenbl. 1898, Nr. 30 u. 40.

Lipps, Th., Suggestion und Hypnose. Sitzungsberichte der philos.-philolog. etc. Klasse d. k. bayr. Ak. d. W. 1897, Bd. II 3.

Lombardi, Giovanni, Il dinamismo economico-psychico. Napoli. 8°. p. 136. L. 3.—.

Lombroso, P., Reihenfolge der Gedanken bei den Kindern. Vopr. ph. i. ps. IX 1. (In russ. Spr.)

Martinak, Zur Begriffsbestimmung der intellektuellen Gefühle und des Interesses. Verh. d. 43. Vers. dtsch. Phil. u. Schulen, S. 212—215.

McDougall, W., A contribution towards an improvement in psychological method. II. Mind, Nr. 26, S. 159.

Monroe, W. S., Das Studium der Kindesseele in Amerika. Deutsche Z. f. ausl. Unterrichtswesen III 3.

Obici, G., Ricerche sulla Fisiologia della scrittura. Riv. Sperimentale di Freniatria. Vol. XXIII 3, 4.

Paulhan, F., L'invention. Rev. Phil. XXIII 3.

Pfeifer, F. X., Über den Begriff der Auslösung und dessen Anwendbarkeit auf Vorgänge der Erkenntnis. (Schluſs.) Phil. Jahrb. XI 1, S. 40—51.

Potocki, J. K., Die psychologische Terminologie. Przeglad filozoficzny I 2, S. 19—24. (In poln. Spr.)

Prel, K. du, Gravitation und Levitation. Zukunft VI 32.

Rauschmayr, J. St., Analyse und Synthese. Repertoir. d. Päd. 52 8, S, 416.

Regnard, A., Génie et folie. Annales médico-psychologiques LVI 2.

Richet, Ch., La forme et la durée de la vibration nerveuse et l'unité psychologique du temps. Rev. Phil. XXIII 4.

Rotschild, A., Zur Frage der Linkshändigkeit. Jahrb. f. Psychiatrie (Wien) XVI 3, S. 332.

Sammlung v. Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie. Hrsg. von Proff. Geh. Ob.-Schulr.

H. Schiller und Th. Ziehen. 1. Bd. 5. Heft. gr. 8°. Berlin, Reuther & Reichard.

5. Fauth, Gymn.-Prof. Frz., Das Gedächtnis. (IV, 88 S.) M. 1.80.

Schober, J., Der Instinkt. Repertor. d. Päd. 52, 8.

Schrenck-Notzing, von, Zur Frage der suggestiven Hauterscheinungen. Z. f. Hypnotismus VII 4, S. 247.

Schuchter, Gymn.-Prof. Jos., Empirische Psychologie, vom Standpunkte seelischer Zielstrebigkeit aus bearb. gr. 8°. (269 S.) Brixen, (Buchh. des kath.-polit. Pressvereins.) M. 2.50.

Stern, W., Experimentelle Seelenforschung. III. Aus dem Gefühlsleben. Monatsschr. f. neue Litt. u. Kunst II 8.

Tümpel, R., Über die Versuche, geistige Ermüdung durch mechanische Messungen zu untersuchen. (Schlufs.) Z. f. Phil. u. Päd. V 2, S. 108—114.

Vierkandt, A., Philologie und Völkerpsychologie. Arch. f. Religionswissensch. I 1, S. 97.

Wundt, W., Die geometrisch-optischen Täuschungen. Extr. XXIV der Abh. der mathem.-phys. Klasse der k. s. Gesell. d. Wissensch. Leipzig 1898.

—, Zur Theorie der räumlichen Gesichtswahrnehmung. (Mit 19 Fig.) Phil. Stud. XIV 1, S. 1—119.

Zahlfleisch, J., Über Analogie und Phantasie. Arch. syst. Phil. IV 2, S. 160.

Ziehen, Prof. Dr. Th., Leitfaden der physiologischen Psychologie in 15 Vorlesungen. 4. Aufl. gr. 8°. (VII, 263 S. m. 23 Abbildgn.) Jena, G. Fischer. M. 5.—.

V. Ethik.

Addams, J., Ethical survivals in municipal corruption. Int. J. E. VIII 3, S. 273.

Adler, F., The moral value of silence. Int. J. E. VIII 3, S. 345.

Allihn's, F. H. Th., Grundriss der Ethik. Neu bearbeitet u. erweiiert von Otto Flügel. gr. 8°. (XIII, 272 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. M. 4..—; geb. M. 5.20.

Bon, Fred, Über das Sollen u. das Gute. Eine begriffsanalytische Untersuchung. gr. 8°. (V, 188 S.). Leipzig, W. Engelmann. M. 3.60.

Couailhac, M., La Liberté et la conservation de l'énergie. In-8. Fr. 6.

De Sarlo, F., Metafisica, scienza e moralità: studi di filosofia morale. Roma. 8°. p. 221. M. 3.50.

Drexler, A., Das freie Selbstbestimmungsrecht. „Das Leben" II 2, S. 105.

Foerster, Dr. Frdr. Wilh., Willensfreiheit u. sittliche Verantwortlichkeit. Eine sozialpsycholog. Untersuchg. gr. 8°. (54 S.) Berlin, F. Dümmlers Verl. M. 1.—.

Giddings, Fr, H., The ethical motive. Int. J. E. VIII 3, S. 316.

Graue, D., Die Gefahren des modernen Pessimismus f. die Moral, insbesondere auch f. die Sittlichkeit des Denkens. 8°. (29 S.) Leipzig, G. Wigand. M. —.40.

Hartmann, Ed. v., Ethische Studien. gr. 8°. (VII, 241 S.) Leipzig, H. Haacke. M. 5.—.

Hochschul-Vorträge für Jedermann. 6. Heft. gr. 8°. Leipzig, Dr. Seele & Co. M. —.30.

6. Hauck, Prof. Dr. Alb., Der Kampf um die Gewissensfreiheit. (20 S.)

Jodl, Frdr., Wesen u. Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland.

Nach einem Vortrage. 2. Aufl. gr. 8°. (26 S.) Frankfurt a/M., Gebr. Knauer. M. —.40.

Marchesini, Gius., Il principio dell'utile nell'etica sociale e nel diritto. Milano. 8°. p. 33. L. —.30.

Monrad, †Prof. **M. J.,** Die menschliche Willensfreiheit u. d. Böse. Aus dem Norweg. von O. v. Harling. gr. 8°. (64 S.) Leipzig, A. Janssen. M. 1.20.

Moore, G. E., Freedom. Mind, Nr. 26, S. 179.

Nietzsche, Federico, Al di là del bene e del male. Torino. 8°. p. 2.40. L. 5.—.

Rossi, G., La funzione storica dell'idealismo morale del pensiero moderno. Roma. 8°. p. 95. L. 3.—.

Schinz, A., La moralité de l'enfant. Rev. Phil. XXIII 3.

Schneider, W., Die Hebung des Typus Mensch: das höchste sittliche Endziel u. Gesetz nach Darwin und Nietzsche. In: Natur und Offenbarung XXIV 4.

Seth, James, A Study of Ethical Principles. 3rd ed. Revised and Enl. Cr. 8vo, pp. 486. W. Blackwood. Sh. 7/6.

Stock, O., Psychologische und erkenntnistheoret. Begründung der Ethik. Z. f. Phil. u. philos. Kritik 111 2, S. 190.

Sturt, H., Self-realisation as a working moral principle. Int. J. E. VIII 3, S. 328.

Webers illustr. Katechismen. 12°. Leipzig, J. J. Weber. Geb. in Leinw.

98. Kirchner, Frdr., Ethik. Katechismus der Sittenlehre. 2. Aufl. (VIII, 262 S.) M. 3.—.

Woltmann, Dr. Ludw., System des moralischen Bewufstseins mit besonderer Darlegung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus u. Sozialismus. gr. 8°. (XII, 391 S.) Düsseldorf, H. Michels Verl. M. 4.50; geb. M. 5.50.

VI. Philosophische Pädagogik.

Abhandlungen, pädagogische. Neue Folge. Hrsg. von Rektor W. Bartholomäus. II. Bd. 4. Heft. gr. 8°. Bielefeld, A. Helmich.

4. Trappmann, Hauptlehr. Frdr., Psychopat. Minderwertigkeiten im Kindesalter.

Ackermann, Ed., Die formale Bildung. Eine psychologisch-pädag. Betrachtung. 2. Aufl. gr. 8°. (V, 90 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. M. 1.—.

Aschaffenburg, G., Welchen Nutzen kann die experimentelle Psychologie der Pädagogik bringen. Die Kinderfehler. I. Jahrg. S. 37—41.

Bergemann, Die drei Fundamental-Probleme der Pädagogik und ihre theoretische Lösung. Leipzig, Klemm.

Derada, Carlo Modesto, La scuola moderna e la scuola dell' avvenire. (L'igiene psico-fisica nell'educazione umana.) Genova. 8°. p. 54. L. 1.—.

Eucken, R., Was läfst sich zur Hebung der philosophischen Bildung thun. Zukunft VI 28.

Handbuch d. Pädagogik. 51. u. 52. Lfg. Langensalza, Beyer & Sohn. à M. 1.—.

Herrmann, V. E., „Die Konzentration des Unterrichts im christlichen Sinne" unter Verwertung der Herbartschen Grundsätze. Päd. Monatsh. IV 3 u. 4.

Hocking, W. J., Modern Problems and Christian Ethics. 2nd ed. Cr. 8vo, pp. 179. Gardner, Darton and Co. Sh. 3/6.

Horn, F., Der Fleifs. Päd. Arch. 40 4, S. 309.

Jahrbuch, pädagogisches. 1897. (Der pädagog. Jahrbücher 20. Bd.) Hrsg. v. der Wiener pädagog. Gesellschaft. Red. v. Emil Urban. gr. 8°. (XVI, 209 S.) Wien, Manz. M. 3.—.

Lenz, E., Wieder etwas von der Begabung und der formalen Bildung. Päd. Arch. 40 4, S. 287.

Lindner, G. A., Allgemeine Erziehungslehre. Wien, A. Pichlers Wwe. & Sohn. Geb. M. 2.10.

Möller, W., Die Bilanz der Sozialpädagogik. Die deutsche Schule II 4.

Mosso, Angelo, La riforma dell' educazione: pensieri e appunti. Milano. 16°. p. 220. L. 2.—.

Raumer, Karl v., Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 3. u. 4. Bd. Neue Ausg. 8°. Langensalza, Schulbuchh.

3. (III, 304 S.) M. 3.—. — 4. (III, 271 S.) M. 2.50.

Richter, Karl, Die Herbart-Zillerschen formalen Stufen des Unterrichtes, nach ihrem Wesen, ihrer geschichtl. Grundlage u. ihrer Anwendg. im Volksschulunterrichte dargestellt. Nebst e. Anhang v. Lehrproben nach den formalen Stufen. Gekrönte Preisschrift. 2. Aufl. gr. 8°. (VIII, 187 S.) Leipzig, M. Hesse. M. 2.25; geb. M. 3.—.

Scherer, H., Der Boden der modernen Pädagogik. Bl. f. d. Schulpraxis IX 1.

Spitzner, Die wissenschaftliche und prakt. Bedeutung der pädagog. Pathologie für die Volksschulpädagogik. Die deutsche Schule II 1—4.

Stein, L., Experimentelle Pädagogik. Deutsche Rundschau. Bd. 88, S. 240.

Schumann, Reg.- u. Schulr. Dr. **J. Chr. Glob.,** u. Sem.-Dir. **Gust. Voigt,** Lehrbuch der Pädagogik. 2. Tl. Die systemat. Pädagogik und die Schulkunde. 9. Aufl. (In 3—4 Lfgn.) 1. Lfg. gr. 8°. (S. 1—128.) Hannover, C. Meyer. M. 1.20.

Thomassin, C., Die pädagogische Psychologie auf dem 3. internat. Psychologen-Kongrefs. Südd. Bl. für höhere Unterrichtsanstalten, Heft 11, S. 261.

Vitali, Vitàle, Studî antropologici in servizio della pedagogia. Vol. II. Le Romagnole. Torino. 8°. p. 130. L. 2.50.

Vorträge u. Abhandlungen, pädagogische. Sammlung zeitgemäfser Vorträge u. Abhandlgn. aus dem Gebiete des kathol. Erziehungs- und Unterrichts-Wesens. Hrsg. von Jos. Pötsch. 19. Heft. 8°. Kempten, J. Kösel.

19. Rolfes, Dr. E., Das Wesen der Seele, gemeinverständlich erklärt. (51 S.) M. —.60. — 22. Willmann, Prof. Dr. Otto, Über die Erhebung der Pädagogik zur Wissenschaft. (40 S.) M. —.50.

Wagner, E., Die Praxis der Herbartianer. Langensalza, Schulbuchh. M. 2.50; geb. M. 3.25.

Ziegler, Die Philosophie im Schulunterricht. Verh. d. 43. Vers. deutsch. Phil. und Schulm., S. 12—20.

VII. Ästhetik.

Bazalgette, L., L'abstinence sexuelle comme principe créateur en art.

Beiträge zur Ästhetik. Hrsg. v. Thdr. Lipps u. Rich. Maria Werner. IV u. V. gr. 8°. Hamburg, L. Voss.

V. Stern, Dr. Paul, Einfühlung u. Assoziation in der neueren Ästhetik. Ein Beitrag zur psycholog. Analyse der ästhet. Anschauung. (VIII, 82 S.) M. 2.—.

Descamps E., La science de l'ordre. (Essai d'harmologie.) Rev. N.-sc. V 1.

Duboc, Dr. **Jul.**, Die Emanzipation der Kunst. Drei Briefe an e. Freund. Nebst e. Nachschr. üb. „Das Moderne". 8°. (III, 98 S.) Leipzig, O. Wigand. M. 1.50.

Gaulke, J., Über Realismus u. Idealismus in der Kunst. Magaz. f. Litt. 1898, Nr. 11.

Hildebrand, Adf., Das Problem der Form in der bildenden Kunst. 2. Aufl. 8°. (127 S.) Strafsburg, J. H. E. Heitz. M. 2.—.

Kralik, R. von, Über Stil und Stile. „Das Leben" II 2, S. 165.

Pilo, M., L'arte come fattore di evoluzione sociale. Scienza sociale I 1.

Tolstoi, R. N., Was ist Kunst? (Schlufs.) Vopr. ph. i. ps. IX 1. (In russ. Spr.)

Valentin, V., Zur Ästhetik des Tragischen. Neue Jahrb. für das klassische Altertum etc. 1898. Bd. I u. II, Heft 4.

Wittstock, A., Das ästhetische Erziehungssystem. Leipzig, H. Haacke. M. 3.60.

VIII. Religionsphilosophie.

Archiv f. Religionswissenschaft, hrsg. v. Dr. Ths. Achelis. 1. Bd. 4 Hfte. gr. 8°. (1. Heft. 112 S.) Freiburg i/B., J. C. B. Mohr. M. 14.—; 1. Heft allein M. 3.50.

Arréat L., The religion of the future. The open court, XII 2.

Bard, Oberkirchenr. D. **P.**, Das Dasein Gottes. Vortrag. gr. 8°. (22 S.) Schwerin, F. Bahn. M. —.50.

—, Glaube u. Wissenschaft. Apologetischer Vortrag. gr. 8°. (20 S.) Ebd. M. —.40.

Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung. 4. u. 5. Hft. gr. 8°. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn.

4.5. Weis, L., Erkennen u. Schauen Gottes. Beitrag zu einer neuen Erkenntnislehre f. Theologen und Nichttheologen. (XV, 230 S.) M. 3.—.

Carpenter, J. Estlin, The Place of Immortality in Religious Belief: A Discourse. Cr. 8vo, pp. 110. P. Green. Sh. 1.

Di Giovanni, V., Critica religiosa e filosofica: lettere e saggi. 2 voll. Palermo. 16°. p. 689.

Glossner, M., Aus Theologie und Philosophie. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 261.

Hardy, E., Was ist Religionswissenschaft? Arch. f. Religionswissenschaft I 1, S. 9.

Heinemann, Ernst, Die Bilanz des Christentums. gr. 8°. (90 S.) Berlin, H. Walther. M. 1.50.

Holtum, G. von, Philosophisch-theologische Aphorismen. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 4, S. 452.

IX. Rechts- und Staatsphilosophie.

Année, l', Sociologique. 1re année (1896-1897), publiée sous la direction de M. Emile Durkheim. In-8. Fr. 10.

Bardelli, Niccolò, La libertà individuale nella costituzione e nelle leggi ordinarie. Torino. 8°. p. 106. L. 3.50.

Calzi, C., Rosmini nella presente questione sociale (cont.). Nuovo Risogimento VIII 2, 4.

Cosentini, T., Le tendenze e lo stato attuale della sociologia. Esigenza di un metodo critico. Scienza sociale I 1.

Dehon, le R. P., Catéchisme social. In-12. Fr. 2.50.

Gasparotto, Luigi, Il principio di nazionalità nella sociologia e nel diritto internazionale. Torino. 8°. p. 152. L. 3.—.

Holbachs soziales System oder natürliche Prinzipien der Moral und der Politik m. e. Untersuchung üb. den Einfluſs der Regierung auf die Sitten. Nach dem Original übers. v. Joh. Umminger. gr. 8°. (XI, 212; 173 u. 167 S.) Leipzig, Th. Thomas in Komm. M. 5.—.

Labriola, Antonio, Discorrendo di socialismo e filosofia. Roma. 16°. p. 178. L. 1.50.

Lantsheere, L. de, L'Evolution moderne du droit naturel. Rev. N.-sc. V 1.

Masaryk, Prof. Dr. Th. G., Die wissenschaftliche u. philosophische Krise innerhalb des gegenwärtigen Marxismus. [Aus: „Die Zeit".] gr. 8°. (24 S.) Wien, Administration „Die Zeit". M. 1.—.

Nevicow, G., Coscienza e volontà sociali. Versione di G. Capponi-Trenca. Palermo. 16°. p. 371. L. 4.—.

Oertmann, Prof. Dr. Paul, Volksrecht u. Gesetzesrecht. Vortrag. gr. 8°. (40 S.) Dresden, v. Zahn & Jaensch. M. 1.—.

Oncken, A., Das Adam Smith-Problem. III. Z. f. Sozialwissensch. I 4, S. 276.

Reich, E., The social question in the light of Philosophy. Int. J. E. VIII 3, S. 357.

Stein, Prof. Ludw., Wesen und Aufgaben der Soziologie. Eine Kritik der organ. Methode in der Soziologie. [Aus: „Archiv f. system. Philos."] gr. 8°. (38 S.) Berlin, G. Reimer. M. —.60.

Tarde, G., Les lois sociales. II. Opposition. Rev. Mét. VI 2, S. 202—229.

Tönnies, Ferdinando, Comunità e società; traduzione di L. M. Capelli. Milano. 8°. p. 8. Scienca sociale I 1. L. —.30.

Winiarski, Essai sur la mécanique sociale. Rev. Phil. XXIII 4.

Wolf, J., Illusionisten und Realisten in der Nationalökonomie. III. Zeitschr. f. Sozialwissenschaft I 4, S. 249.

Besprechungsverzeichnis.

(Bis 15. Mai. 1898.)

Für die gebrauchten Abkürzungen siehe Jahrg. XXII 2, S. 243.

Abramowski, Bases psychologiques de la sociologie. Przeglad filozoficzny I 2.

Adam, Ch., Oeuvres de Descartes, nouvelle édition. Séances et travaux de l'académie des sciences morales etc. 1898. Heft 3, S. 390. Liard.

Allievo, G., L'educazione di se stesso e la vita interiore. Deutsche Z. f. ausländ. Unterrichtswesen III 3.

—, Studi pedagogici etc. Ebd.

—, Principii di metafisica. Il nuovo Risorgimento VIII 3. Billia.

Ammon, O., Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Arch. syst. Ph. IV 2, S. 237. Tönnies.

Arréat, L., Les croyances de demain. Mind, Nr. 26, S. 274.

Bäck, L., Spinozas erste Einwirkungen auf Deutschland. Z. f. Phil. u. philos. Kritik 111 2, S. 291. Lülmann.

Baldwin, Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse. Centralbl. f. Nervenheilkunde etc., Nr. 99.

Basch, V., Essai critique sur l'esthetique de Kant. Deutsche Littztg. XIX 18.

Bauer, W., Der ältere Pythagoreismus. Mind, Nr. 26, S. 275.

Baumann, I., Über Willens- und Charakterbildung. Bl. f. litt. Unterhaltg. 1898 Nr. 17. P. Barth. — Österr. Littbl. VII 4.

Baumgartner, Die Philosophie des Alanus de insulis. Litterar. Rundschau 24 4. — Litt. Centralbl. 1898, Nr. 16. — Theol. Quartalschr. 80 2. Schanz.

Bender, H., Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung. Deutsche Revue, Mai 1898.

Benecke, E. B., On the logical subject of the proposition. Rev. Mét. VI 2. Suppl. S. 12.

Bertrand, A., L'enseignement intégral. Mind, Nr. 26, S. 275.

Birch-Reichenwald Aars, Kr., Die Autonomie der Moral mit besonderer Berücksichtigung der Morallehre Kants. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 357.

Blondeau, C., L'absolu et sa loi constitutive. Rev. Mét. VI 2. Suppl. S. 3.

Boedder, Psychologia rationalis. Theol. Quartalschrift 80 2. Krieg.

Bösch, Die entwicklungstheoretische Idee sozialer Gerechtigkeit. Scienza sociale I 1, S. 127.

Bosanquet, B., Hegels theory of the political organism. Rev. Mét. VI 2. Suppl. S. 12.

Boutroux, E., Études d'histoire de la philosophie. Mind, Nr. 26, S. 272. A. E. T.

Bradley, A. C., Philosophical lectures and remains of Richard Lewis Nettleship. Mind, Nr. 26, S. 260. Bosanquet.

Braiz, C., Vom Erkennen, Abrifs der Noetik. Rev. Mét. VI 2. Suppl. S. 6.

—, Grundzüge der Philosophie. Theol. Quartalschrift 80 2, Rohr.

Brinton, D. G., Religions of primitive peoples. Blätt. f. litterar. Unterhaltung 1898, Nr. 13.

—, American lectures on the history of religions. II. Int. J. E. VIII 3, S. 398. Fairbanks.

Browne, B. P., Theory of thought and knowledge. Mind, Nr. 26 S. 255. G. A. Coe.

Bryant, S., The teaching of morality in the family and in the scool. Int. J. E. VIII 3, S. 394. M. Hughes.

Bücher, K., Die Entstehung der Volkswirtschaft. Blätt. f. litt. Unterhaltg. 1898, Nr. 15. Brandt.

Bulingham, H. I., Herrmann the magician, his life, his secrets. Mind, Nr. 26, S. 269.

Bülow, Des Gundissalinus Schrift von der Unsterblichkeit. Theol. Quartalschr. 80 2, Schanz. — Österr. Littbl. VII 1. — Litt. Centralbl. 1898, Nr. 16.

Cantor, G., Die Rawley'sche Sammlung von 32 Trauergedichten auf Francis Bacon. Phil. Jahrb. XI 1, S. 100. Gutberlet.

Carstanjen, Fr., Richard Avenarius, Rev. Mét. VI 2. Suppl. S. 11.

Chabot, Nature et moralité. Rev. Phil. XXIII 4.

Chance, W., Children under the Poor-law. Int. J. E. VIII 3, S. 402. S. Ball.

Costantin, Les végétaux et les milieux cosmiques. Rev. Phil. XXIII 4.

Crahay, E., La politique de S. Thomas d'Aquin. Phil. Jahrb. XI 1, S. 96. Endres.

Cresson, La morale de Kant. Rev. Phil. XXIII 4.

Dantec, F. le, L'individualité et l'erreur individualiste. Rev. Mét. VI 2. Suppl. S. 1.

Der freie Wille, Gedanken zur Beruhigung gedrückter Gemüter. Deutsche Littztg. XIX 9.

Diall, G. H., The psychology of the aggregate mind of an audience. Mind, Nr. 26, S. 269.

Dippe, A., Sozialismus und Philosophie auf deutschen Universitäten. Z. f. Phil. und philos. Krit. 111 2, S. 288. Vorländer.

Donkin, E. H., Suggestions on aesthetic. Rev, Mét. VI 2. Suppl. S. 12.

Durkheim, E., Le suicide. Mind, Nr. 26, S. 249. H. Ellis. — Rev. Ph. XXIII 4.

Eleutheropulos, Abr., Krit. der reinen, rechtlich gesetzgebenden Vernunft oder Kants Rechtsphilosophie. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 355.

Evans, E. P., Evolutional ethics and animal psychology. Die Nation, 1898, Nr. 34.

Evans, H. R., Hours with the Ghosts, or nineteenth century witchraft, Mind, Nr. 26, S. 269.

Evellin, Rapport sur l'enseignement de la morale dans les écoles primaires de l'Académie de Paris. Rev. Mét. VI 2. Suppl. S. 1.

Falkenberg, R., Geschichte der Philosophie. Litt. Rundschau 24 5.

Ferrière, Cause première d'après les données expérimentales. Nat. Wochenschrift von Potonié XIII, Nr. 17.

Filkula, Metaphysische Grundlagen der Ethik bei Aristoteles. Theol. Quartalschr. 80 2. Krieg.

Fisher, I., Researches into the mathematical principles of the theory of wealth, by Augustin Cournot. Z. f. Sozialwissensch. I 4, S. 320.

Fitzgerald, P. T., The rational or scientific ideal of morality. Int. J. E. VIII 3, S. 399. Brough.

Frick-Haan, Cursus philosophicus. Theol. Quartalschrift 80 2. Rohr.

Froebel, Fr., The Kindergarten System. Transl. by Fanny Franks. Int. J. E. VIII 3, S. 401. Hughes.

Gardair, M. J., Philosophie de Saint Thomas. Litt. Handweiser 37 2/3.

Gasc-Desfossés, E., Magnetisme vital. Rev. Mét. VI 2. Suppl. S. 4.

Geyser, J., Über den Einflufs der Aufmerksamkeit auf die Intensität der Empfindung. Phil. Jahrb XI 1, S. 87. Gutberlet.

Giessler, Die physiolog. Beziehungen der Traumvorgänge. Deutsche Littztg. XIX 16.

Gietmann, Grundrifs der Stilistik, Poetik und Ästhetik. Litt. Rundschau 24 2.

Gimler, F., Der Festpunkt des Denkens. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 351.

Glogau, G., Das Vorstadium und die Anfänge der Philosophie. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 350.

Gneisse, K., Das sittliche Handeln nach Kants Ethik. Z. f. Phil. u. philos. Krit. 111 2, S. 289. Vorländer.

Gomperz, H., Grundlegung der neusokratischen Philosophie. Deutsche Revue, Mai 1898.

Grunwald, M., Spinoza in Deutschland. Litt. Centralbl. 1898, Nr. 19.

Gugler, Ph., Die Individualität und Individualisation des Einzelnen. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII, 3, S. 358.

Gutberlet, C., Der Spiritismus ein psychologisches Problem. Phil. Jahrb. XI 1, S. 110.

Güttler, C., Eduard Lord Herbert von Cherbury. Deutsche Littztg. XIX 15. — Litt. Centralbl. 1898, Nr. 11.

Haacke, W., Grundrifs der Entwicklungsmechanik. Deutsche Revue, Mai 1898.

Häckel, E., Natürliche Schöpfungsgeschichte. Biologisch. Centralblatt XVIII 10, S. 380. Rosenthal.

Harms, Fr., Naturphilosophie, hrsg. von Dr. H. Wiese. Z. f. Phil. u. phil. Krit. 111 2, S. 285. Pfenningsdorf.

Harrison, C. G., Das transzendentale Weltenall. Österr. Littbl. VII 8.

Hartmann, B., Die Analyse des kindlichen Gedankenkreises. 3. Aufl. Päd. Studien XIX 2. Grabs.

Haycraft, I. B., Natürliche Auslese und Rassenverbesserung. Arch. syst. Phil. IV 2, S. 239. Tönnies.

Hecker, M., Schopenhauer und die indische Philosophie. Z. f. Phil. u. P. V 2, S. 144. S. Rubinstein.

Heilmann, R., Erziehungs- und Unterrichtslehre. Päd. Arch. 40 3, S. 234. Schneider.

—, Psychologie m. Anwendung auf Erziehung und Schulpraxis. Päd. Arch. 40 3.

Heilner, R., System der Logik. Deutsche Littztg. XIX 13.

Heinzelmann, Christentum und moderne Weltanschauung. Theol. Littztg. 1898, 9. Hartung.

Henri, V., Über die Raumwahrnehmungen des Tastsinnes. Riv. quindic. di Psicologia etc. I 22. — Litt. Centralbl. 1898, Nr. 16.

Herriot, E., Philon le juif. Litt. Centralblatt 1898, Nr. 18.

Hillebrand, F., Zur Lehre von der Hypothesenbildung. Deutsche Littztg. XIX 12.

Hoche, Über die leichteren Formen des periodischen Irreseins. Centralblatt für Nervenheilkunde etc., Nr. 99.

Höfler, A., Grundlehren der Psychologie. Deutsche Littztg. XIX 17.

Hopkins, A., Magic: Stage illusions and scientific diversions. Mind Nr. 26, S. 269.

Hoppe, R., Die Elementarfragen der Philosophie. Litt. Centralbl. 1898, Nr. 12.

Humanus, African Spir, ein Philosoph der Neuzeit. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 349.

Hyslop, I. H., Kant's doctrine of time and space. Rev. Mét. VI 2. Suppl. S. 12.

Jaesche, E., Die Grundzüge einer allgemeinen Weltanschauung. Phil. Jahrb. XI 1, S. 90. J. Geyser.

Jodl, F., Lehrbuch der Psychologie. Vjschr. XXII 2. — Österr. Littbl. VII 3. — Phil. Jahrb. XI 1, S. 84. Gutberlet.

Kahnis, H., Die natürliche Freiheit des Menschen. Z. f. Phil. u. philos. Kritik 111 2, S. 290. Vorländer.

Kaufmann, N., Elemente der aristotel. Ontologie. Österr. Littbl. VII 6.

Kemsies, F., Arbeitshygiene der Schule auf Grund von Ermüdungsmessungen. Sammlg. v. Abhdlgn. a. d. Gebiete der päd. Psychol. u. Physiol. II 4.

Kidd, B., Sociale Evolution. Arch. syst. Phil. IV 2, S. 242. Tönnies.

Kirchner, Fr., Geschichte der Philosophie. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theologie XII 3, S. 347. v. Tessen-Wesierski.

—, Weg zum Glück. Vopr. ph. i. ps. IX 1. Kasanski.

Kranz, Cas., Loi sociologique de rétrospection. Przeglad filozoficzny I 2.

Kreibig, Aufmerksamkeit als Willenserscheinung. Rev. Ph. XXIII 3.

Kronenberg, M., Kant. Deutche Littztg. XIX 12.

Krüger, F., Ist Philosophie ohne Psychologie möglich? Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 351.

Koch, E., Das Bewufstsein der Transzendenz oder der Wirklichkeit. Z. f. Phil. und philos. Krit. 111 2, S. 281. Elsenhans.

Kornfeld, Moses Mendelssohn und die Aufgabe der Philosophie. Rev. N.-sc. V 1.

Kumme, K., Entwurf einer empirischen Ästhetik der bildenden Künste. Z. f. Phil. u. philos. Krit. 111 2, S. 297. Groos.

Labriola, A., Saggi intorno alla concezione materialistica della storia. Bd. I und II. Arch. syst. Phil. IV 2, S. 229. Tönnies.

Ladd, G. T., Philosophy of knowledge. Mind, Nr. 26, S. 243.

Lange, K., Die bewufste Selbstäuschung als Kern des künstlerischen Genusses. Z. f. Phil. u. philos. Krit. 111 2, S. 300. Adickes.

Lange, Periodische Depressionszustände u. ihre Pathogenese. Rev. Ph. XXIII 3.

Lasswitz, K., Gustav Theodor Fechner. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 360.

Leatham, J., Socialism and charracter. Int. J. E, VIII 3, S. 403. G. Husband.

Lessewitsch, Der philosophische Nachlafs des 19. Jahrhunderts. Vjschr. XXII 2.

Lichtenberger, H., La philosophie de Nietzsche. Rev. Mét. VI 2, Suppl. S. 2.

Lloyd, A. H., Citizenship and salvation, or Greek and Jew. Rev. Mét. VI 2, Suppl. S. 8.

Logan, I. D., Fixity of character: its ethical interpretation. Rev. Mét. VI 2, Suppl. S. 21.

Löwenthal, Ed., Der letzte Grund der Dinge. Jahrb. f. Phil. und spekul. Theol. XII 3, S. 351.

—, Geschichte der Philosophie im Umrifs. Jahrb. f. Phil. und spekul. Theol. XII 3. S. 365.

—, System und Geschichte des Naturalismus. Österr. Littbl. VII 6.

Ludewig, C., Die Substanztheorie bei Cartesius im Zusammenhang mit der scholastischen und neueren Philosophie. Z. f. Phil. u. philos. Krit. 111 2, S. 304. Stock.

Lutoslawski, W., The origin and grawth of Plato's logic. Rev. Mét. VI 2, Suppl. S. 7. — Mind, Nr. 26, S. 271.

Mackay, J. H., Max Stirner, sein Leben und sein Werk. Protestant. Monatsh. II 3. Websky.

Maillet, E., La création et la providence devant la science moderne. Deutsche Littztg. XIX 12.

Major, D., The principle of teleology in the critical philosophy of Kant. Mind, Nr. 26, S. 271.

Marholm, L., Die Psychologie der Frau. Österr. Littbl. VII 5.

Mayer, E. von, Schopenhauers Ästhetik. Litt. Centralbl. 1898, Nr. 10.

Mellone, S. H., Studies in philosophical criticism and construction. Rev. Ph. XXIII 3.

Metscher, H., Causalnexus zwischen Leib und Seele und die daraus resultierenden Phänomene. Phil. Jahrb. XI 1, S. 89. Gutberlet.

Michel, L'idée de l'état, essay critique etc. Z. f. d. gesamte Staatswissenschaft 54 1/2, S. 377.

Michelitch, Atomismus, Hylemorphismus und Naturwissenschaft. Litt. Rundschau 24 3.

Mikhaïlowsky, N., Qu' est-ce que le progrès? Mind, Nr. 26, S. 275.

Morgan, C. L., Habit and instinct. Mind, Nr. 26, S. 264. Stout.

Moriaud, P., La question de la liberté et la conduite humaine. Rev. Mét. VI 2, Suppl. S. 3.

Muirhead, I. H., The goal of knowledge. Rev. Mét. VI 2, Supp. S. 11.

Müller, J., Eine Philosophie des Schönen in Natur und Kunst. Phil. Jahrb XI 1, S. 93. Pfeifer.

Neumann, A., Grundlagen und Grundzüge der Weltanschauung von R. A. Lipsius. Deutsche Littztg. XIX 17.

Neumark, D., Die Freiheitslehre bei Kant und Schopenhauer. Jahrb. f. Phil. und spekul. Theol. XII 3, S. 353.

Nieden, J., Allgemeine Pädagogik auf psychologischer Grundlage. Österr. Littbl. VII 1.

Nieten, Lessings religionsphilos. Ansichten. Rev. N.-sc. V 1.

Nietzsche, Fr., Werke, Bd. XI. XII. 3. u. 4. Bd. d. 2. Abt. Litt. Centralbl. 1898, Nr. 9.

Nossig, A., Über die bestimmte Ursache des Philosophierens. Z. f. Phil. und philos. Krit. 111 2, S. 290. Lülmann.

Novicow, Conscience et volonté sociale. Z. f. d. gesamte Staatswissenschaft 54 1/2. S. 378.

Nusbaum, L'hérédité d'après les recherches récentes Przeglad filozoficzny I 2.

Oelzelt-Newin, Kosmodicee. Vjschr. XXII 2.

Orchansky, Considérations sur la loi psychologique. Rev. Ph. XXIII 3.

Parish, E., Zur Kritik des telepathischen Beweismaterials. Litt. Centralblatt 1898, Nr. 19.

Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen u. Universitäten. Litt. Rundschau 24 2.

Pesch, T., Institutiones psychologicae etc. Phil. Jahrb. XI 1, S. 81. L. Schütz.

Philonis Alexandrini opera quae supersunt. Hrsg. von L. Cohn u. P. Wendland. Theol. Littztg. 1898, Nr. 9.

Picavet, F., Erziehung und Unterricht. Deutsche Littztg. XIX 16.

—, Les discussions sur la liberté au temps de Gottschalk. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 354.

Pillon, F., La philosophie de Ch. Secrétan. Mind, Nr. 26, S. 272.

Plötz, A., Die Tüchtigkeit unserer Rasse u. der Schutz der Schwachen. Arch. syst. Ph. IV 2, S. 240. Tönnies.

Posada, Théories modernes sur les origines de la famille, de la société et de l'état. Z. f. d. gesamte Staatswissenschaft 54, 1/2, S. 380.

Préaubert, E., La vie mode du mouvement. Rev. Mét. VI 2, Suppl. S. 3. — Rev. Ph. XXIII 1, 4.

Rands, W. B., Lazy lessons and essays on conduct. Int. J. E. VIII 3, S. 400. Welton.

Ratzenhofer, Soziologische Erkenntnis. Scienza sociale I 1, S. 140 f.

Rau, Empfinden und Denken. Naturwiss. Wochenschr. XIII 3, S. 124 ff. W. Polin.

Ribot, L'évolution des idées generales. Vopr. ph. i. ps. IX 1. Lurie. — Mind, Nr. 26, S. 275.

—, The psychology of the emotions. Int. J. E. VIII 3, S. 396. F. Granger.

Rickert, H., Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Erste Hälfte. Z. f. Phil. u. philos. Krit. 111 2, S. 266.

Rivista Italiana di sociologia. Anno I. fasc. I—III. Int. J. E. VIII 3, S. 404. Th. Davidson.

Rubinstein, S., Die Erkenntnistheorie Maimons in ihrem Verhältnis zu Cartesius, Leibniz, Hume und Kant. Rev. Mét. VI 2, Suppl. S. 6.

Ruhts, Ch., Induktive Untersuchungen über die Fundamentalgesetze der psychischen Phänomene. Litt. Centralbl. 1898, Nr. 17.

Rülf, Wissenschaft des Einheitsgedankens. 4. Teil. Theol. Litterztg. 1898, Nr. 9. Elsenhans.

Russell, B., On the relations of number and quantity. Rev. Mét. VI 2, Suppl. S. 11.

Sabatier, A., Esquisse d'une philosophie de la religion. Deutsche Littztg. XIX 19.

Sakmann, P., Bernard de Mandeville. Litt. Centralbl. 1898, Nr. 13.

Sanctis, de, Lo studio dell' attenzione emotiva. Arch. di psichiatria, scienze penali XIX 1, S. 112.

Schanz, P., Über neue Versuche der Apologetik gegenüber dem Naturalismus und Spiritualismus. Phil. Jahrb. XI 1, S. 90. Otten.

Schiller, H., Der Stundenplan. Österr. Littbl. VII 5.

Schneid, M., Psychologie im Geiste des hl. Thomas. Litterar. Handweiser 37 2/3.

Schuchter, J., Empirische Psychologie. Österr. Littbl. VII 6.

Schulz, H., Grundrifs der evangelischen Ethik. Protest. Monatsh. II 4. Mehlhorn.

Schütz, L., Thomas-Lexikon. Phil. Jahrb. XI 1, S. 98. Kappes.

Schwarz, H., Grundzüge der Ethik. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 357.

Selby-Bigge, L. A., British moralists. Mind, Nr. 26, S. 268. Sorley.

Seltmann, Angelus Silesius und seine Mystik. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 365.

Shand, A. F., Types of volition. Rev. Mét. VI 2, Suppl. S. 10.

Sidgwick, H., Practical ethics. Int. J. E. VIII 3, S. 390, Bosanquet.

Sighele, Sc., Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen. Deutsche Revue, Mai 1898.

Sikorski, Fisionomika i psichitscheskoié sostoianié piianits. Rev. Phil. XXIII 3.

Simmel, Einleitung in die Moralwissenschaft. Przeglad filozoficzny I 2, S. 97—104. (In poln. Spr.)

Sombart, Sozialismus u. soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. Z. f. d. gesamte Staatswissenschaft 54 1/2, S. 360.

Spencer, H., Einleitung in das Studium der Soziologie. Z. f. Sozialwissensch. I 4, S. 317.

Spicker, G., Der Kampf zweier Weltanschauungen. Litt. Centralbl. 1898, Nr. 14.

Stein, E., Philosophische Studien. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 351.

Stein, H. von, Vorlesungen über Ästhetik. Deutsche Revue, Mai 1898. Phil. Jahrb. XI 1, S. 92. Pfeifer.

Stein, L., Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Rev. Ph. XXIII 3.

—, Leibniz und Spinoza. Rev. N.-sc. V 1.

Stern, W., Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft. Rev. Mét. VI 2, Suppl. S. 5.

Stock, O., Lebenszweck u. Lebensauffassung. Litt. Centralbl. 1898, Nr. 10.

Stöhr, A., Die Vieldeutigkeit des Urteils. Z. f. Phil. u. philos. Krit. 111 2, S. 295. K. Groos.

—, Letzte Lebenseinheiten etc. Deutsche Littztg. XIX 10.

Strümpel, L., Abhandlungen zur Geschichte der Metaphysik, Psychologie u. Religionsphilosophie. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 356.

Sully, I., Untersuchungen üb. die Kindheit. Z. f. Sozialwissenschaft I 4, S. 318.

Surbled, G., Neurones cérébraux et psychisme transcendant. Phil. Jahrb. XI 1, S. 77. J. Geyser.

—, La mémoire. Phil. Jahrb. XI 1, S. 78. J. Geyser.

Taggart, Mac, J. E., Hegels treatement of the categories of the subjectiv notion. Rev. Mét. VI 2, Suppl. S. 10.

Tarantino, G., Saggio sulla volonta. Rev. Ph. XXIII 3.

Tarde, G., La logique sociale. Arch. syst. Phil. IV 2, S. 247. Tönnies.

Tarozzi, G., Della necessita nel fatto naturale ed umano. Rev. Phil. XXIII 3.

Tiedemann, D., Betrachtungen üb. die Entwilcklung der Seelenfähigkeit bei Kindern. Österr. Littbl. VII 6.

Tienes, A., Lotzes Gedanken zu den Prinzipienfragen der Ethik. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 357.

Titchener, E. B., An outline of psychology. 3. Aufl. Mind, Nr. 26, S. 272.

Toischer, W., Die Macht der Schule. Österr. Littbl. VII 3.

Treitschke über Hegel. Z. f. Phil. u. P. V 2, S. 133. O. Flügel.

Trojano, P., La storia come scienza sociale. Rev. Ph. XXIII 3.

Tuch, E., Lotzes Stellung zum Occasionalismus. Österr. Littbl. VII 8.

Twardowski, Psychologie dans ses rapports avec la physiologie et la philosophie. Przeglad filozoficzny I 2.

Überhorst, K., Das Komische. I. Bd. Z. f. Phil. und philos. Krit. 111 2, S. 292. K. Groos.

Überweg-Heinze, Grundrifs d. Geschichte d. Philos. III 2. Deutsche Revue, Mai 1898.

Ulrich, System der formalen und realen Logik. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 367.

Vaccaro, M., Les basses sociologiques du droit et de l'État. Rev. Mét. VI 2, Suppl. S. 4.

Verneulen, Der Weg zur Erkenntnis des Wahren. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 361.

Volkmer, Grundrifs d. Volksschulpädagogik. Bl. f. d. Schulpraxis IX 1, S. 66.

Wagner, L., Ermüdung und Unterricht. Päd. Arch. 40 3, S. 228. Krollick.

—, Unterricht und Ermüdung. Die Kinderfehler III 2, S. 60. Weygandt.

Waldstein, L., The subconscious self and its relation to education and health. Mind, Nr. 26, S. 270. Deutsche Littztg. XIX 19.

Wasmann, Instinkt und Intelligenz im Tierreich. Deutsche Littztg. XIX 14.

Wehofer, Lehrbuch der Metaphysik von P. Joseph Franz. Theol. Quartalschrift 80 2. Rohr.

Werner, O., Die Stellung des Menschen in der beseelten Schöpfung und seine Sprache. Z. f. Phil. u. philos. Krit. 111 2, S. 287. Pfenningsdorf.

Wernicke, A., Kultur und Schule. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 360.

Wichert, R. von, Natur und Geist. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII, 3, S. 351.

Wiener, Chr., Die Freiheit des Willens. Z. f. Phil. u. philos. Krit. 111 2, S. 284. Stock.

Wille, Die Psychosen des Pubertätsalters. Centralbl. f. Nervenheilkunde etc. Nr. 99.

Willensfreiheit und Willensbildung, von einem praktischen Schulmann. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 359.

Willmann, O., Geschichte des Idealismus. III. Deutsche Littztg. XIX 20. — Österr. Littbl. VII 8. — Litt. Handweiser 37 4.

Wolff, H., Neue Kritik der reinen Vernunft. Litt. Centralbl. 1898, Nr. 14.

Worms, R., La science et l'art en économie politique. Séances et travaux de l'académie des sciences morales etc. 1898. Heft 3, S. 403. Levasseur.

—, Organisme et société.. Arch. syst. Phil. IV 2, S. 244. Tönnies.

Wreschner, A., Methodolog. Beiträge zu psychophys. Messungen. Litt. Centralbl. 1898, Nr. 20.

Wrzecionko, R., Das Wesen des Denkens. Jahrb. f. Phil. u. spekul. Theol. XII 3, S. 351.

Wundt, W., The facts of the morale life. Int. J. E. VIII 3, S. 382.

—, Ethical systems. Int. J. E. VIII 3, S. 382. Mellone.

Zehnder, L., Mechanik des Weltalls. Z. f. Phil. u. P. V 2, S. 137. J. Redlich.

Zeitschr. f. Phil. u. Päd. Jahrg. 4, Hft. 2 bis 6, Phil. Jahrb. XI 1.

Zeitschr. f. Phil. u. philos. Krit. Band 110, 1 u. 2. Phil. Jahrb. XI 1.

Zeitschr. f. Psych. u. Physiol. d. Sinnesorgane, XIV 5 u. XV 1, 2. Phil. Jahrb. XI 1, S. 102.

Ziehen, Die Erkennung und Behandlung der Melancholie in der Praxis. Centralbl. f. Nervenheilkunde etc., Nr. 99.

Zöller, E., Die Entwicklung des Menschen und der Menschheit. Z. f. Phil. u. phil. Krit. 111 2, S. 280. Elsenhans.

Selbstanzeigen.

Duboc, Das Ich und die Übrigen. Vjschr. XXII 2.

Liepmann, Die Rechtsphilosophie des Jean Jacques Rousseau. Vjschr. XXII 2.

Struve, H., Kritische Einführung in die Philosophie. Przeglad filozoficzny I 2, S. 65 f. (In poln. Spr.)

Twardowski, Cas., Ideen u. Vorstellungen. Przeglad filozoficzny I 2, S. 68 f. (In poln. Sprache.)

Unbehaun, Joh., Versuch einer philosoph. Selektionstheorie. Naturwiss. Wochenschrift v. Potonié XIII 17.



Notizen.

Preisaufgabe: Unvorhergesehener Behinderung wegen ist eine Verzögerung der Urteilspublikation über die von der „Vjschr." ausgeschriebene Preisaufgabe eingetreten. Die Entscheidung kann nicht vor Erscheinen des nächsten Heftes erfolgen.

Berichtigung.

Herr Prof. S. Singer-Bern bittet, auf S. 231 des letzten Heftes in der Besprechung von Oelzelt-Newins Kosmodicee den lapsus memoriae zu berichtigen: Tarafs Bulba ist nicht von Tolstoi, sondern von Gogol.

Bis zum 1. Mai sind bei der Redaktion eingegangen:

Ambrosi, Prof. Dr. L., La Psicologia dell' Immaginazione nella storia della Filosofia. (Esposizione e Critica.) Roma, Soc. Editr. Dante Alighieri. 1898. (XXXIV u. 562 S.) L. 6.—.

Arréat, L., Les croyances de demain. Paris 1898. F. Alcan. (178 S.) Fr. 2.50.

Bertrand, Prof. Al., L'enseignement intégral. Paris 1898. F. Alcan. (313 S.) Fr. 5.

Billia, Prof. L. M., L'unità dello scibile e la filosofia della morale. Torino, Ufficio del periodico „Il nuovo Risorgimento". (22 S.)

Böttger, Dr. R., Das Grundproblem der Schopenhauerschen Philosophie. Greifswald 1898. Jul. Abel. (42 S.) M. —.90.

Eleutheropulos, Dr. A., Kritik der reinen rechtlich-gesetzgebenden Vernunft oder Kants Rechtsphilosophie. 2. Aufl. Leipzig 1898. O. Weber. (81 S.) M. 2.—.

Foerster, Dr. phil. **Friedr. Wilh.**, Willensfreiheit und sittliche Verantwortlichkeit. Berlin 1898. F. Dümmler. (54 S.)

Fromm, Dr. **Em.,** Das Kantbildnis der Gräfin Karoline Charlotte Amalia von Keyserling. Hamburg 1897. Voss. (16 S.) M. 1.—.

Glahn-Hannover, L., Die Untrüglichkeit unserer Sinne. I. Was ist Wahrheit? II. Optische und Maler-Studien. Leipzig 1898. H. Haacke. (VII u. 111 S.) M. 4.—.

Grofs, Dr. **H.,** Criminalpsychologie. Graz 1898. Leuschner und Lubensky. (XII u. 721 S.) M. 10.—.

Hicks, Dr. **George Dawes,** Die Begriffe Phänomenon und Noumenon in ihrem Verhältnis zu einander bei Kant. Ein Beitrag zur Auslegung und Kritik der Transzendentalphilosophie. Leipzig 1897. W. Engelmann. (267 S.) M. 5.—

Janet, Dr. **Pierre,** Névroses et idées fixes. I. Etudes expérimentales sur les troubles de la volonté, de l'attention, de la mémoire; sur les émotions, les idées obsédantes et leur traitement. Avec 68 fig. dans le texte. Paris 1898. F. Alcan. (III u. 492 S.) Fr. 12.—.

Klingemann, K., Buddhismus, Pessimismus und moderne Weltanschauung. Essen 1898. Baedecker. (58 S.) M. —.80.

Kowalewski, Dr. **Arnold,** Die Philosophie des Bewufstseins von Friedrich Michelis und ihre Bedeutung für die Philosophie überhaupt. Berlin 1897. Mayer & Müller. (40 S.) M. 1.—.

Kramár, Dr. **S. Udalrich,** Die Hypothese der Seele, ihre Begründung und metaphysische Bedeutung. 2 Tle. (X u. 845; 524 S.) M. 25.—.

Laudowicz, F., Wesen und Ursprung der Lehre von der Praeexistenz der Seele und von der Seelenwanderung in der griechischen Philosophie. Berlin, Selbstverlag. Leipzig, G. Fock in Komm. (113 S.) M. 1.50.

Lednew, P., Kristalle des Geistes und das Verhältnis zwischen Geist und Materie. 2 Tle. mit 4 Tafeln. Moskau 1896. (205 S.) In russ. Sprache.

Lind, Dr. **P. von,** Eine unsterbliche Entdeckung Kants oder die vermeintliche „Lücke“ in Kants System. Eine historische Rechtfertigung Kants. Leipzig 1898. H. Haacke. (62 S.) M. 1.50.

Martinak, Dr. **E.,** Zur Psychologie des Sprachlebens. Mit einigen Anwendungen auf die Unterrichtspraxis. S.-A. aus d. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. II 1. (22 S.)

Monroe, Will S., Feeble-minded children in the public schools. Westfield, Mass. 1897. (11 S.)

Müller, H. C., L'Etude scientifique de la littérature comparée. S.-A. aus Revue internationale de l'Enseignement XXXV.

Paulsen, Fr., Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. Frommanns Klassiker der Philosophie VII. Stuttgart 1898. Fr. Frommann. (XII u. 395 S.) M. 4.—.

Pfister, Osk., Die Genesis der Religionsphilosophie A. E. Biedermanns, untersucht nach Seiten ihres psychologischen Ausbaues. Inaug.-Diss. Zürich. (76 S.)

Stein, Prof. Dr. **Ludw.,** Wesen und Aufgabe der Soziologie. Eine Kritik der organischen Methode in der Soziologie. Berlin 1898.

G. Reimer. S.-A. aus d. Arch. f. syst. Philos. Bd. IV. (38 S.) M. —.60.

Umminger, Joh., Holbachs Soziales System od. natürliche Prinzipien der Moral und der Politik mit einer Untersuchung über den Einflufs der Regierung auf die Sitten. Nach dem Original übersetzt. Leipzig 1898. Komm.-Verl. Th. Thomas. (IV u. 167 S.) M. 5.—.

Woltmann, Dr. Ludw., System des moralischen Bewufstseins mit besonderer Darlegung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus und Sozialismus. Düsseldorf 1898. H. Michels. (XII u. 391 S.)

Zeitschriften (bis 1. Juni):

„Arch. für Religionswissenschaft", I 1.
„American Journal of Psychology", IX 3.
„International Journal of Ethics", VIII 3.
„Mind" NS. V 26.
„Monist", VIII 3.
„Naturwissenschaftliche Wochenschrift v. Potonié", XII 10—12; XIII 2—4.
„Nuovo Risorgiomento", VIII 1—4.
„Philosophische Studien", hrsg. v. Wundt, XIII 4, XIV 1.
„Przeglad filozoficzny", I 2.
„Revue de l'Université de Bruxelles", III 6, 7.
„Revue de Métaphysique et de Morale", VI 2.
„Revue Philos. de la France et de l'Etr.", XXIII 3-5.
„Rivista quindicinale di psicologia, psichiatria etc.", I 19-24.
„Scienza sociale", I 1.
„The Philosophical Review", VII 2.
„Voprosy philosophii i psychologii", IX 1.
„Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane", XV 5, 6; XVI 1, 2.
„Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik", Bd. 111, Heft 2.
„Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik", V 2.

THE AMERICAN JOURNAL OF PSYCHOLOGY

Founded in 1887 by **G. Stanley Hall**

edited by

G. STANLEY HALL, President and Professor of Psychology, Clark University; **E. B. TITCHENER**, Sage Professor of Psychology, Cornell University; and **E. C. SANFORD**, Assistant Professor of Psychology, Clark University

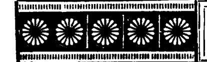
with the assistance of

Professor **F. Angell**, Stanford University; Professor **H. Beaunis**, Universities of Nancy and Paris; **Dr. V. Henri**, Leipzig; Professor **C. F. Hodge**, Clark University; **Dr. A. Kirschmann**, University of Toronto: Professor **O. Külpe**, University of Würzburg; **Dr. G. W. Störring**, University of Leipzig; **Dr. A. Waller**, F. R. S., London; and Professor **H. K. Wolfe**, University of Nebraska.

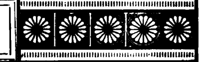
The AMERICAN JOURNAL OF PSYCHOLOGY is a quarterly magazine, devoted to the interests of Psychology in the widest sense of the word. It publishes (1) the results of psycho-physical investigation and of laboratory work in psychology; (2) studies in abnormal psychology, — insanity, criminology, degeneration, etc.; (3) researches in the psychology of custom, myth, religion, etc.; (4) articles upon genetic psychology, and more especially upon child-study; (5) studies of animal psychology; (6) neurological researches which have a bearing upon psychology, normal or abnormal; and (7) papers dealing with the psychology of the various philosophical disciplines, ethics, logic, aesthetics, etc.

Subscription price $5.00 yearly. Agents: London, **Trübner & Co.**; Paris, **Em. Terquem**; Turin, **E. Loescher**; Leipzig, **F. A. Brockhaus**; Berlin, **Mayer & Müller**; Worcester, Mass., **J. H. Orpha.**

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Abhandlungen.



Über das Unbewufste im Bewufstsein.

Von R. von Schubert-Soldern, Leipzig.

Inhalt.

Es wird nachzuweisen gesucht, dafs das (retativ) Unbewufste eine Erscheinung im (relativen) Bewufstsein ist, und es werden die Arten dieses Unbewufsten charakterisiert.

Es giebt eine Richtung der Philosophie, welche das unmittelbar im Bewufstsein Gegebene als erkenntnistheoretische Grundlage der Philosophie betrachtet. Ihre historischen Quellen sind einerseits Berkeley und andererseits Kant, deren Ansichten heute vielfach ineinander geflossen sind. In den Resultaten geht diese Richtung noch ziemlich weit auseinander und kann sich vor Allem über die Bedeutung des Transzendenten nicht ganz einigen. Ich will auf diese Frage nicht noch einmal eingehen, sondern nur zur Lösung eines Problems beizutragen suchen, das, wie ich glaube, für die ganze Richtung von grofser Wichtigkeit ist.

Es handelt sich darum: mag der Begriff des Transzendenten welche Bedeutung immer haben, wie ist er sowohl, wie der des ihn einschliefsenden Unbewufsten überhaupt denkbar für einen Standpunkt, dessen ausschliefsliche Grundlage das im Bewufstsein Gegebene bildet. Das Bewufste setzt das Unbewufste, das im Bewufstsein Gegebene das Transzendente voraus, man

kann gar nicht betonen, dafs etwas bewufst und im Bewufstsein gegeben ist ohne den Gedanken eines Unbewufsten und aufserhalb des Bewufstseins Gegebenen.

Der Versuch dieser Lösung meines Problems erfolgt teils im Anschlufs, teils im Gegensatz zu Kants transzendentaler Deduktion der reinen Verstandesbegriffe. Ich schicke das blofs im allgemeinen voraus, weil ich keine Auseinandersetzung mit Kant beabsichtige, sondern es den Lesern dieses Aufsatzes überlassen will, selbst darüber zu urteilen, wie weit ich von Kant beeinflufst erscheine.

Vorerst mufs ich eine Bemerkung machen. Ein Bewufstsein ohne Unterscheidung des Bewufsten oder im Bewufstsein Gegebenen ist undenkbar. Das Ununterschiedene ist wenigstens für mich nicht da, und darum handelt es sich zunächst. Man könnte daher vielleicht Bewufstsein und Unterschiedensein als identische Ausdrücke gebrauchen; die Annahme der Richtigkeit dieser Identifizierung, der ich mich zuneige, ist jedoch für vorliegendes Problem nicht grundlegend, weil meines Erachtens jedenfalls feststeht, dafs beide niemals ohne einander gegeben sind und eine immanente Verschiedenheit beider nicht nachzuweisen ist. Ich werde daher die beiden Ausdrücke „Bewufstsein“ und „Unterschiedensein“ in gleicher Bedeutung gebrauchen, weil, wenn man beim Bewufstsein vom Unterschiedensein absieht, für das Bewufstsein (das Wort Bewufstsein) jede erkenntnistheoretische und selbst psychologische Bedeutung fehlt; man mufs sich auf transzendent-metaphysisches Gebiet begeben, um einen Unterschied zwischen beiden überhaupt nur behaupten zu können.

Ich habe schon an anderer Stelle darauf hingewiesen[1]), dafs das Bewufstsein (Unterschiedensein) keinen Einflufs auf die Vorgänge im Bewufstsein hat, ebensowenig wie die Zeit einen Einflufs auf die sich in ihr abspielenden Ereignisse besitzt. Wann immer eine Kanonenkugel abgefeuert wird, die Zeit hat keinen Einflufs auf Schufsweite und Perkussionskraft,

---

[1]) „Das menschliche Glück und die soziale Frage“, S. XI.

und trotzdem mufs die Kanonenkugel zu irgend einer Zeit abgefeuert werden. Die Jahreszeiten haben freilich Einflufs auf das Wachstum der Pflanzen und Tiere, aber nicht mittels der Verschiedenheit der Zeit, sondern mittels der Verschiedenheit der Temperatur. Ebenso verhält es sich im Bewufstsein: Alles geht im Bewufstsein vor sich, aber das blofse Bewufstsein ändert nichts an seinen Vorgängen, es fügt nichts hinzu und nimmt nichts hinweg. Infolgedessen wird stets vom Bewufstsein abstrahiert, es wird nirgends in Rechnung gezogen. Das Alles erklärt jedoch nicht, wie man vom Bewufstsein als solchen sprechen und es daher in Gegensatz zum Nichtbewufsten stellen kann, vielmehr setzt das Abstrahieren vom Bewufstsein und Vergessen des Bewufstseins diese Erklärung schon voraus.

Geht man, wie Kant, von einer empirischen Mannigfaltigkeit der Empfindung aus, so mufs man ihm jedenfalls zugestehen, dafs dieses Mannigfaltige ohne Zusammenhang, einen subjektiven Zusammenhang, keine Erkenntnis und, man kann wohl sagen, dann überhaupt nichts ist (wer am transzendenten Sein festhält, mufs wenigstens sagen, für uns nichts ist). Der elementarste Zusammenhang des Mannigfaltigen ist nun das Bewufstsein oder Unterschiedensein; ein nicht unterschiedenes Mannigfaltiges ist überhaupt (oder wenigstens für uns) kein Mannigfaltiges. Das Mannigfaltige mufs eine Mannigfaltigkeit von Unterschieden sein.

Eine solche unterschiedene Mannigfaltigkeit genügt aber noch nicht, um an ihm das Moment des Bewufstseins als solches hervorheben zu können. Wenn nämlich das Mannigfaltige ganz gleichmäfsig unterschieden wäre, so dafs kein Teil desselben vor dem andern stärker hervorträte, also stärker unterschieden wäre, so wäre das Bewufstsein (Unterschiedensein) überhaupt als solches nicht vorhanden, es könnte gar nicht als Bewufstsein hervorgehoben werden, weil ein Gegensatz vollständig fehlen würde.

Nehmen wir nun an, es käme eine Ungleichmäfsigkeit des Unterschiedenseins (Bewufstseins) in das Mannigfaltige hinein. Damit wäre ein Hervortreten einzelner Unterschiede gegeben,

während andere weniger unterschieden würden, in den Hintergrund des Bewufstseins träten. Damit wäre wenigstens die Möglichkeit vorhanden, das mehr Unterschiedene als relativ Unterschiedenes dem weniger Unterschiedenen gegenüber als relativ nicht Unterschiedenes hervorzuheben, d. h. selbst wieder zu unterscheiden; es wäre das ein Bewufstsein des Bewufstseins oder Unterschiedensein des Unterschiedenseins, das soweit gehen kann, als sich das Bewufstsein in Grade spaltet. Bewirkt kann diese Ungleichmäfsigkeit des Bewufstseins, Unterschiedenseins, gewöhnlich Ungleichmäfsigkeit der Aufmerksamkeit genannt, nur durch die verschiedene Stärke der Gefühle (Lust und Unlust) werden, welche mit dem einzelnen Mannigfaltigen verbunden erscheint[1]). Ein gleichgültiges oder von einem gleichartigen über alle Teile in gleichmäfsiger Stärke sich erstreckenden Gefühl beherrschtes Mannigfaltiges wäre relativ unbewufst; erst dadurch, dafs Lust und Unlust bestimmte Teile des Mannigfaltigen im Bewufstsein hervorheben, entsteht jene Erscheinung, die wir Aufmerksamkeit nennen, und damit die Möglichkeit eines relativen Bewufstseins, wie ich es nennen will.

Ich habe gesagt die Möglichkeit; denn die Ungleichmäfsigkeit des Unterschiedenseins ist noch kein Unterschiedensein (Bewufstsein) dieser Ungleichmäfsigkeit. Dieses Unterschiedensein der ungleichmäfsigen Unterschiedenheit des Mannigfaltigen kann niemals in einem unteilbaren (d. h. ununterschiedenen) Zeitpunkt stattfinden, weil hier der Gegensatz des gleichmäfsig Unterschiedenen vom ungleichmäfsig Unterschiedenen fehlt; es ist dann nur eine Art der Unterschiedenheit gegeben, mag sie nun gleichmäfsig oder ungleichmäfsig sein; hervorgehoben kann aber nur etwas im Gegensatz zu etwas anderem werden: die gleichmäfsige Unterschiedenheit nur im Gegensatz zur ungleichmäfsigen und umgekehrt[2]). Wir müssen also annehmen, dafs

---

[1]) Vgl. meine Arbeit: „Reproduktion, Gefühl u. Wille" S. 40 f.

[2]) Vgl. meine Begriffslehre in den „Grundlagen einer Erkenntnistheorie" S. 120.

zwei Bewufstseinszustände aufeinander folgen, von denen der eine gleichmäfsige Unterschiedenheit (etwa Gleichgültigkeit), der andere ungleichmäfsige Unterschiedenheit (durch Auftreten eines mit einem Teil des Mannigfaltigen verbundenen Gefühls) aufweist. Wir müssen weiter annehmen, dafs nun auch der zweite Zustand vom ersten in allen seinen Teilen oder wenigstens in mehreren unterschieden ist, d. h. dafs der erste Zustand als Erinnerung gleichzeitig mit dem zweiten Zustand und von ihm unterschieden gegeben ist. Dann wird auch der zweite Zustand als der ungleichmäfsig unterschiedene und vom Gefühl durchdrungene dem ersten Zustand als gleichmäfsig unterschiedenen und gleichgültigen gegenübertreten. Damit ist dann der Unterschied des relativen Unterschiedenseins (Bewufstseins) vom relativen nicht Unterschiedensein (nicht Bewufstsein) gegeben: das relativ Bewufste und Unbewufste. In Wirklichkeit ist freilich niemals, wenigstens so weit wir uns zurückerinnern können, ein Zustand gegeben, der vollständig gleichmäfsige Unterschiedenheit des Mannigfaltigen aufweisen würde, dem alle Aufmerksamkeit fehlen würde; wohl giebt es aber Augenblicke des sogen. Selbstversunkenseins, in welchen die Unterschiede des Bemerkens innerhalb des Mannigfaltigen recht geringe sind, und dann wieder Augenblicke des höchsten Angespanntseins der Aufmerksamkeit in Erwartung einer Lust oder Unlust, die sich an gewisse Teile eines gegenwärtigen Mannigfaltigen knüpft. Eben weil die Unterschiedenheit niemals eine völlig gleichmäfsige ist, spreche ich von relativem Unbewufstsein im Gegensatz zum relativen Bewufstsein.

Es wird kaum auszumachen sein, ob ein vollständig gleichmäfsig Unterschiedenes überhaupt erinnerlich ist; ist das nicht der Fall, dann ist es ein für uns nur erschliefsbarer niemals vorhandener (d. h. eben bewufster) Zustand. Man könnte leicht auf den Gedanken kommen, den tiefen, traumlosen Schlaf als einen solchen Zustand des gleichmäfsig unterschiedenen Mannigfaltigen zu betrachten, denn auch er ist blofs ein erschlossener niemals im Bewufstsein konstatierbarer Zustand; doch ist das vorläufig nur ein leerer Gedanke.

Indem wir festhalten, dafs das relative Bewufstsein nur durch Reproduktion möglich ist, gelangen wir von ihm aus zu einer zweiten Art Unbewufstsein, dem reflexionslosen.

Nehmen wir an, eine Reihe von Zuständen des Bewufstseins a b c d u. s. f. folge aufeinander, und halten daran fest, dafs sowohl a wie b wie c etc. ein Mannigfaltiges und nicht ein Einfaches darstellen, so ergiebt sich ein zweiter wichtiger Gesichtspunkt. Soll überhaupt relatives Bewufstsein zustande kommen, so mufs ich wenigstens a von b unterscheiden, d. h. ich mufs a in Erinnerung haben, wenn mir b gegenwärtig ist. Darin liegt zweierlei: erstens die Reproduktion von a und zweitens die Verschiedenheit von a und b. Wenigstens mufs b in der Verteilung des Bewufstseins (Aufmerksamkeit) verschieden von a sein, denn wäre a ganz gleich b, dann könnte auch der Augenblick (oder Zustand) a vom Augenblick (oder Zustand) b nicht unterschieden werden, die blofse Zeit unterscheidet nicht. Es käme dann überhaupt zu keinem Bewufstsein des Bewufstseins, d. h. das Bewufstsein als solches könnte nicht hervorgehoben werden.

Nehmen wir nun an, a wäre von b verschieden und als Erinnerung gleichzeitig mit b gegeben; in dem Augenblick jedoch, wo c eintritt, verschwände a aus dem Gedächtnis und ebenso im Augenblick des Eintretens von d ins Bewufstsein verschwände b. Dann kann ein Gesamtbewufstsein von a b c d überhaupt nicht zustande kommen, die Zusammenfassung des Gegebenen in der Reproduktion wäre beschränkt, es wäre ein reflexionsloses Bewufstsein gegeben.

Diese Thatsache ist sehr wichtig, wichtiger als es anfangs scheinen könnte. Denn nur derjenige, der viele aufeinanderfolgende Momente in einer Reproduktion zusammenfassen kann, vermag Regeln des Aufeinanderfolgenden zu unterscheiden. Dafs auf a durch b und c hindurch d folgt, ist z. B. eine Regel der einfachsten Art; nun mufs man aber bedenken, dafs a b c d selbst ein unterschiedenes Mannigfaltiges enthalten, so dafs nicht das ganze a Bedingung des

ganzen b ist, sondern in der Regel ein kleiner Teil des a Bedingung eines kleinen Teiles von b. Dadurch wird die Aufstellung von Regeln der Aufeinanderfolge und gegenseitiger Bedingung eine schwierigere und zusammengesetzte; immer aber bleibt die Bedingung sine qua non die inhaltliche Zusammenfassung vieler Zeitmomente in einer Reproduktion. Ohne diese Reproduktion könnte es zwar Regeln des Geschehens, aber keine Erkenntnis von Regeln des Geschehens geben.

Ohne solche inhaltliche Reproduktion vieler Zeitmomente kann es aber auch kein absichtliches Handeln geben. Kann ich die Zeitmomente a b c d nicht inhaltlich in einer Reproduktion zusammenfassen, so kann ich auch nicht wissen, dafs a gewisse Inhalte aufweist, welche durch Inhalte von b und c hindurch gewisse Inhalte von b zur Folge haben. Ich kann dann, wenn mir der Inhalt a_α (z. B. Gesichtsempfindung des Feuers) gegeben ist, nicht mittels der Inhalte b_β c_γ (Hinhalten meiner Hände) zum Inhalt d_ϑ gelangen (Wärmen meiner Hände), weil ich nicht wissen kann, dafs a_α d_ϑ zur Folge haben kann; ich kann dann höchstens bei a_α b_β wollen, bei b_β c_γ und bei c_γ d_ϑ. Ich gelange so auch von a_α zu d_ϑ, es fehlt mir jedoch das Bewufstsein des Ganzen und seiner Regel, sowie die freie Verfügung darüber. Wenn ich im Zeitmoment a weifs, was ich im Zeitmoment d wahrscheinlich oder möglicherweise zu erwarten habe, so kann ich schon im Zeitmoment a Mafsregeln treffen, um einen Inhalt im Moment d herbeizuführen oder zu vermeiden. Weifs ich aber erst im Zeitmoment c, was mich im Zeitmoment d erwartet, dann ist es oft zu spät, irgendwelche Mafsregeln zu treffen, oder sie haben nicht mehr die Zeit, die nötige Intensität zu entwickeln.

Ein vollständig reflexionsloses Bewufstsein ist freilich nie gegeben, ein solches dürfte bei a nichts wissen, was im nächsten Moment b seiner wartet, es wäre ein in seine Atome aufgelöstes und damit als solches vernichtetes Bewufstsein. Ein derartiges Bewufstsein können wir vielleicht erschliefsen müssen, können es aber niemals erfahren, wir können kein Bewufstsein eines solchen Bewufstseins besitzen. Ein relativ reflexionsloses

Bewufstsein haben wir dagegen immer, wenn wir instinktiv handeln. Der Instinkt unterscheidet sich dadurch von der Absicht, dafs der erste immer nur eine kleine Zeitstrecke das Kommende voraussieht, die Absicht aber stets einen umfassenderen Ausblick besitzt. Die Absicht mufs weit in die Vergangenheit zurücksehen können, um ebensoweit in die Zukunft blicken zu können (nicht zu müssen). Der Instinkt kann mit denselben Mitteln, auf demselben Wege zu demselben Ziel gelangen wie die Absicht; der Instinkt hat jedoch nicht jene freie Verfügung über Mittel und Wege wie die Absicht. Wenn mir α gegeben ist, und ich weifs, dafs ich mittels β und γ zu δ oder mittels β und $\varkappa$ zu λ gelangen kann, so habe ich bei α freie Wahl (nicht freien Willen); gehe ich aber instinktiv vor, so habe ich die freie Wahl erst bei β, das mich vielleicht von selbst zu λ führt, weil nur besondere Mafsregeln bei α (z. B. φ) auf β γ folgen lassen können. Wenn ich über einen reifsenden Flufs schwimmen will, so mufs ich gleich im Anfang meine Schwimmrichtung danach einrichten, wenn ich an einer bestimmten Stelle des anderen Ufers landen will. Dasselbe kann freilich auch instinktiv wie bei den Fischen geschehen. Immer aber ist beim instinktiven Handeln die freie Wahl sehr eingeschränkt, wenn nicht aufgehoben. Der Fisch überlegt nicht, an welcher Stelle des Ufers er landen will, sondern läfst sich von kurzen Zeitmomenten zu kurzen Zeitmomenten in seinem Vorhaben leiten. Infolgedessen ist das instinktive Handeln viel konservativer: wer instinktiv handelt, kann nur allmählich und nur im Fall starker Abänderung äufserer Umstände sein Handeln ändern; wer aber mit Absicht handelt, kann auf die kleinste Veränderung äufserer Umstände reagieren und vor allen auch schon viel früher seine Handlungsrichtung abändern.

Noch einen Vorzug hat aber das absichtliche vor dem instinktiven Handeln. Dadurch, dafs beim absichtlichen Denken und Handeln eine viel gröfsere Mannigfaltigkeit in der Reproduktion zusammengefafst wird, treten auch vielmehr Unterschiede von Inhalten und ihren Aufeinanderfolgen einander

entgegen und gelangen so zu mehr oder weniger scharfer Hervorhebung und Erkenntnis. Das absichtliche Denken und Handeln mufs daher auch ein viel reichhaltigeres als das instinktive sein. Es umfafst viel breitere und tiefere Zusammenhänge des Thatsächlichen.

Fassen wir das Gesagte noch einmal zusammen. Das instinktive Handeln erfolgt auf dieselbe Weise wie das absichtliche, es ist nur beschränkter in seinem Reproduktionsumfang. Deswegen ist ein sehr kompliziertes instinktives Handeln denkbar, sogar ein auf Veränderung äufserer Umstände ziemlich fein reagierendes; was ihm fehlt, ist immer nur eine weiter vorgreifende Überlegung, infolgedessen auch eine freiere Wahl und frühzeitigere Abänderung der Handlungsrichtung, endlich auch eine reichhaltigere Erwägung von Umständen des Handelns.

Das alles gilt zunächst für den Menschen; ein jeder kann bei sich selbst beobachten, dafs er bei halbbewufstem Handeln immer nur kurze Zeitmomente reproduziert und sich eben deswegen oft am Ziel sieht, er weifs nicht wie. Man mufs annehmen, dafs eine Menge von Inhalten im Bewufstsein waren, die aber immer nur zu kleinen Gruppen im Gedächtnis zusammengefafst und dann vergessen wurden.

Es ist anzunehmen, dafs auch bei den Tieren der elementare Vorgang instinktiven Handelns kein anderer ist als beim Menschen. Wollte ich annehmen, dafs elementare Inhalte und Vorgänge bei anderen Menschen und bei Tieren andere sind als bei mir, so würde ich mir damit überhaupt jede Beurteilung anderer Wesen und ihrer Erfahrungen verschliefsen, weil andere Elemente und elementare Vorgänge bei anderen Wesen mir immer ein unentzifferbares Geheimnis bleiben müfsten. Man sollte daher glauben, dafs die dargelegte Theorie des Instinktes, wenn sie richtig ist, auch für die Tierpsychologie von Wichtigkeit sein müfste.

Ein reflexionsloses Bewufstsein wäre daher ein zusammenhangloses Bewufstsein einzelner Inhalte oder eigentlich inhaltlicher Zeitmomente, weder in sich noch voneinander unterschieden; das wäre eine Vernichtung unseres Begriffes vom

Bewufstsein, es wäre ein Bewufstsein schlafender Monaden, das wir nur erschliefsen und nur ganz im allgemeinen per analogiam denken können.

Diese Analogie bietet uns das instinktive Bewufstsein (oder Handeln, denn auch jedes Denken ist Handeln im weitesten Sinn); dieses ist das verhältnismäfsig reflexionsarme, eine zweite Art des relativ Unbewufsten im Bewufstsein; es wird erkannt im Gegensatz zum mit Absicht verbundenen Bewufstsein und umgekehrt. Er hat mit Bewufstsein gehandelt, heifst sehr oft, er hat mit Absicht gehandelt; und er hat es ohne Bewufstsein gethan, sehr oft, er hat instinktiv gehandelt. Auf die Konsequenzen, die sich daraus für die Psychologie des Strafrechts und die Psychiatrie ergeben müssen, kann ich hier nicht näher eingehen.

Beide Arten des Unbewufstseins, die wir bisher kennen gelernt haben, waren relative, und dasselbe mufs man von den ihnen entgegengesetzten Arten des Bewufstseins sagen. Es ist klar, dafs sich auch ein absolutes Unbewufstsein nicht denken läfst; sich des Unbewufstseins bewufst zu sein ist ein Widerspruch; eben deswegen kann es auch kein absolutes Bewufstsein geben, d. h. ein Bewufstsein, in dem alle möglichen Inhalte in voller Klarheit und Verfügbarkeit des Denkens gleichzeitig gegeben wären. Ein solches Bewufstsein liefse sich nur als unbeendbares Fortschreiten unseres Bewufstseins, als seine Erweiterung ins Unbeendbare denken und würde der Metaphysik angehören.

Dennoch giebt es noch eine Art des Bewufstseins und Unbewufstseins, die wir noch nicht behandelt haben, nämlich das Bewufstsein oder Unbewufstsein der Persönlichkeit. Das absichtliche Bewufstsein, wenn ich es so nennen darf, mufs wenigstens immer von persönlichem Bewufstsein begleitet sein können; das instinktive Bewufstsein ist wohl nie mit persönlichem Bewufstsein verbunden.

Das Bewufstsein der eigenen Persönlichkeit ist niemals ein unmittelbares, sondern stets ein erschlossenes; man könnte es daher auch das mittelbare Bewufstsein nennen. Das

relative und reflektive Bewufstsein kennt höchstens den Gegensatz des Ich und Nichtich, den unmittelbaren Gegensatz des meinem Gefühl und Willen Unterworfenen und nicht Unterworfenen, wenigstens nicht unmittelbar Unterworfenen, als den Gegensatz von Innen- und Aufsenwelt. Das persönliche Bewufstsein fordert aber den Gegensatz von Ich und Du. Eben deswegen ist es aber kein unmittelbares Bewufstsein mehr. Das „Du" oder „fremde Ich" ist unmittelbar nur als Leib, also als ein Stück der Aufsenwelt gegeben. Aus Äufserungen dieses Leibes erschliefse ich analog der meinigen die fremde Vorstellungs- oder Innenwelt und setze dabei instinktiv die elementare Gleichheit beider Welten voraus. Damit gelange ich zum Gegensatz eines Bewufstseins, das als meines mir unmittelbar gegeben ist, und eines fremden erschlossenen und so zum Bewufstsein meiner Persönlichkeit im Gegensatz zur fremden und dadurch überhaupt erst zu einem persönlichen Bewufstsein. Ohne das Dasein des fremden Leibes im Bewufstsein hätte ich kein persönliches Bewufstsein, sondern höchstens das Bewufstsein des Ich gegenüber der Natur. Ohne das fremde Ich hätte ich auch keine Vernunft, weil keinen Antrieb, Kenntnisse zu sammeln, die über ein instinktives Bewufstsein hinausgehen, weil keine Möglichkeit, meine Erfahrung durch fremde zu erweitern, eine Sprache und Kultur zu schaffen. Doch gehört der Begriff der Vernunft nicht mehr in das Gebiet dieses Aufsatzes.

Das persönliche Bewufstsein ist nicht Eigentum des Menschen allein, auch bei Tieren müssen wir oft ein Bewufstsein ihrer Persönlichkeit erschliefsen; wie weit das auch für die niederen Tiergattungen gilt, wird jedoch schwer auszumachen sein.

Das persönliche Unbewufstsein ist die dritte Art des Unbewufsten im Bewufstsein. Das Bewufstsein, das ich etwas gedacht, gesagt, gethan habe, fehlt sehr oft, kann aber beim normalen Menschen nachträglich immer wieder hergestellt werden, wenn er das Reproduzierte als einst unmittelbar Bewufstes in Gegensatz zum erschlossenen fremden Bewufstseinsinhalt bringt; dann weifs er, dafs er es gedacht, gesagt, gethan

hat und nicht ein anderer. Auch mit Absicht kann ich handeln, ohne mir bewufst sein zu müssen, dafs *ich* diese oder jene Absicht habe. Doch auch hier kann der Gegensatz zum fremden Ich nachträglich stets hervorgerufen werden; wo das nicht der Fall ist, da ist ein abnormaler Zustand, eine geistige Krankheit vorhanden.

Nur das instinktive Bewufstsein kann dauernd mit persönlichem Unbewufstsein verbunden sein, weil es ein relativ zusammenhangloses Bewufstsein ist; denn das persönliche Bewufstsein erfordert eine vergleichende Zusammenfassung grofser, über längere Zeiträume sich erstreckender Inhaltskomplexe und Inhaltsreihen des unmittelbaren und erschlossenen Bewufstseins, die beim instinktiven Bewufstsein ausgeschlossen ist. Hier kann es daher blofs ein rudimentäres, d. h. eben instinktives persönliches Bewufstsein geben. Beim absichtlichen Bewufstsein tritt aber das Ziel als das Anzustrebende dem Ich (Wollen, Denken, Fühlen) als dem Anstrebenden gegenüber; das schliefst die Fähigkeit in sich, auch das fremde Ich dem eigenen entgegensetzen zu können, wenn die Umstände es verlangen.

Vom persönlichen Unbewufstsein zum persönlichen Bewufstsein giebt es jedoch keinen Sprung, ebensowenig wie vom relativen oder instinktiven Unbewufstsein zum betreffenden Bewufstsein. Der Übergang ist ein allmählicher, und auch beim Menschen schwankt das Mafs persönlichen Bewufstseins, wie mir scheint, sehr bedeutend. Es giebt Menschen, die sich leicht in sachlichen und fremden Interessen auflösen, und andere, die sich immer dessen bewufst bleiben, was ihr und was fremdes Interesse ist, und die auch das Sachliche nur von diesem Standpunkt aus zu betrachten verstehen. Der stark persönliche Mensch braucht deswegen nicht vorherrschend Egoist zu sein, wird aber doch wohl kaum über ein gewisses Gleichgewicht zwischen Selbstliebe und Menschliebe nach der altruistischen Seite hinauskommen.

In diesem persönlichen Bewufstsein wurzelt der ganze Begriff des Menschen. Der Mensch ist, was er als Mensch ist, nur durch die Gemeinschaft mit andern Menschen und den

Gegensatz zu ihnen. Es ist der Kampf zwischen Individualismus und Sozialismus, der den Menschen zum Menschen macht. Der vollständige Sieg des individuellen Bewufstseins über alles fremde würde das persönliche Bewufstsein ebenso bedrohen wie die Auflösung der individuellen Bewufstseine ineinander. Der Gegensatz der individuellen Bewufstseine, der aber ihre relative Übereinstimmung voraussetzt, macht den Menschen aus.

Das persönliche Bewufstsein führt aber noch zu einer vierten Art des Unbewufstseins im Bewufstsein. Sind nämlich gewisse Wahrnehmungskomplexe (fremde Leiber, auch Tierleiber) ein steter Anlafs für mich, ein fremdes Seelenleben zu erschliefsen, so tritt ein Zeitpunkt ein, in dem dieser Anlafs aufhört, das ist der Tod des fremden Leibes. Der tote Leib bietet keinen Anlafs mehr, ein fremdes Bewufstsein zu erschliefsen, ähnlich dem im tiefen Schlaf daliegenden. Der tote Leib stellt an mich die Forderung, ein absolutes Unbewufstsein zu denken. Eine Forderung, die allerdings unerfüllbar bleibt, denn das absolute Unbewufstsein ist (wenigstens für mich) nichts, das absolute Nichts; nichts kann ich nicht denken, das ist vielmehr das Aufhören alles Denkens, die Vernichtung meiner selbst. Die Forderung des toten Leibes bleibt aber doch bestehen, ein annäherndes Nichtsbewufstsein zu denken, das ich im Gegensatz zu den anderen Arten des Unbewufstseins das absolute Unbewufstsein nennen will. Zu diesem absoluten Unbewufstsein kann ich nur mittels des persönlichen Bewufstseins gelangen. Wären mir von jeher nur Steine und Pflanzen gegeben gewesen, dann könnte ich den Gedanken des absoluten Unbewufstseins nicht fassen; Steine und Pflanzen wären nichts persönlich Unbewufstes, weil der Gegensatz des persönlich Bewufsten für mich nicht vorhanden wäre.

Der Begriff der unbeseelten Natur ist eine Übertragung des erschlossenen persönlichen Unbewufstseins des toten Leibes auf Pflanzen und Gesteine. Diese Übertragung scheint aber sehr allmählich stattgefunden zu haben; es kann wohl sicher angenommen werden, dafs der Mensch anfangs die ganze Natur als belebt gedacht hat, je näher er noch dem Tiere stand, desto

mehr. Für Hund und Katze ist das rollende Steinchen ebenso belebt wie Hase und Maus, nur hat seine Erbeutung nicht dieselben Folgen des Genusses, sie hat nur den Wert des Spieles. Die Analogie zwischen dem toten Leib und der toten Natur ist daher erst allmählich gezogen worden; ursprünglich herrschte die Deutung der Bewegungen in der „toten" und „unbeseelten" Natur nach den Bewegungen der beseelten vor.

Das absolute Unbewufstsein macht es auch erst möglich, ein Transzendentes, freilich kein absolut Transzendentes zu denken. Denn auch alle Gegenstände der Aufsenwelt sind, insofern für mich kein Anlafs vorliegt, sie für das fremde Bewufstsein zu erschliefsen, für dasselbe absolut unbewufst vorhanden; ebenso aber mufs ich Gegenstände für das fremde Bewufstsein erschliefsen, die für mich früher noch nicht vorhanden waren, die mir also erschlossener Weise absolut unbewufst waren. Dadurch komme ich zu dem Begriff eines Gegenstandes aufserhalb des Bewufstseins, zunächst aufserhalb des fremden, dann auch aufserhalb des meinigen.

Einen Gegenstand aufserhalb des fremden Bewufstseins zu denken, macht keine Schwierigkeit, denn er bleibt ja doch in meinem Bewufstsein; ebensowenig Schwierigkeit macht es aber, ihn aufserhalb meines Bewufstseins zu denken, denn ich denke ihn dann doch als von irgend jemand andern wahrgenommen, mag dieser „Irgendjemand" selbst unbestimmt bleiben. Nur wenn man den transzendenten Gegenstand als für niemandes Bewufstsein vorhanden denken will, bleibt einem, wie man zu sagen pflegt, der Verstand still stehen; es fehlt dann jede Handhabe und jede Analogie, ihn irgendwie zu denken.

Meines Erachtens hielt Kant immer an der Thatsächlichkeit von Dingen an sich fest, sie waren ihm nicht blofse Gedankendinge und Grenzbegriffe; aber erkenntnistheoretischen Wert hatten sie für ihn doch nur als Grenzbegriffe. Derartige Grenzbegriffe, wo auf der einen Seite der Grenze Alles und auf der anderen Nichts ist, sind nun freilich ein hölzernes Eisen, dennoch steckt ein Körnchen Wahrheit darin. Das

Unbewufste und Transzendente ist der notwendige Gegensatzbegriff des Bewufsten und Immanenten, nur sind diese Gegensätze keine absoluten, sondern relative. Ein absolutes Unbewufstsein, eine absolute Transzendenz ist ebensowenig denkbar wie ein absolutes, alles zeitlos umfassendes Bewufstsein. Das Unbewufste und Transzendente wird immer nur als relativ Unbewufstes und Transzendentes am relativ Bewufsten und Immanenten bewufst. Grade und Umfänge des Bewufstseins vom eben Bewufsten aufwärts in die Unbeendbarkeit aber kein Bewufstseinsnichts und kein positiv unendliches Bewufstsein.

Bestehen bleibt aber dabei immer, dafs jene Arten des relativ Unbewufsten und Transzendenten auch erkenntnistheoretisch unumgänglich notwendige Gedanken sind, damit es ein Bewufstes und Immanentes geben könne. Ohne diese relativen Gegensätze im Bewufstsein, die ich eben zu schildern versucht habe, giebt es, meines Erachtens, kein Bewufstsein; das Bewufstsein „erwacht" an seinem relativen Gegensatz, und das menschliche Bewufstsein ist gebunden an den Gegensatz von Ich und Du, ohne den es thatsächlich, zeitweise bei jedem nicht besteht. Das ist die erkenntnistheoretische Geltung des Transzendenten, seine praktische besteht nach der von mir vertretenen Ansicht darin, dafs die Gesetzmäfsigkeit des Geschehens im Bewufstsein vom Bewufstsein unabhängig ist wie das Geschehen in der Zeit von der Zeit.

Über Ursprung und Wesen des Glaubens an die Existenz der Aufsenwelt.[1])

Von **Rudolf Eisler.**

Inhalt.

Die Hauptmotive, die zum Glauben an die Aufsenwelt führen, werden auf analytischem Wege dargethan, die Art dieses Glaubens, wie der Beziehung der Vorstellung auf einen Gegenstand bestimmt und die naive Weltanschauung ihrem Grundzuge nach aufrecht erhalten.

Dem „Laien“ erscheint es sehr sonderbar, dafs man sich um so etwas wie das Dasein der Dinge unserer Umgebung den Kopf zerbrechen kann. Ist denn dieses Dasein nicht über allem Zweifel erhaben, ist nicht ein Jeder ohne weiteres überzeugt, in einer Welt wirklicher Dinge zu leben, die aufeinander und auch auf uns wirken? Was ich da sehe und taste, mit meiner Hand ergreife, was sich und anderes bewegt, das ist doch wirklich etwas aufser mir, etwas, was ich nicht bin, was auch dann, wenn ich es nicht wahrnehme, an Ort und Stelle bleibt und von anderen wahrgenommen wird oder werden kann.

Der Philosoph meint dazu: Ich gebe ja zu, dafs wir alle g l a u b e n, eine Aufsenwelt wahrzunehmen, dafs es uns so e r-

---

[1]) Vorliegende Skizze enthält den Kern von Ausführungen, die der Verfasser in seiner demnächst im Druck erscheinenden „Geschichte des Problems von Ursprung und Wesen des Glaubens an die Existenz der Aufsenwelt“ breiter angelegt hat.

scheint, als wären da draufsen im Raume Gegenstände, die ein von unserem Erkennen völlig unabhängiges Dasein führen. Aber kann dieser Glaube nicht eine Illusion, eine Selbsttäuschung eigentümlicher Art sein, da wir ja doch keineswegs beweisen können, dafs solche „bewufstseinstranszendente" Dinge wirklich existieren? Und weshalb können wir es nicht? Einfach deshalb, weil uns unmittelbar nichts gegeben ist als der Inhalt unseres Bewufstseins, als Vorstellungen, Empfindungen, die nichts sind als subjektive Gebilde, Zustände, Modifikationen unseres Ichs, die also insgesamt in uns sind. Wir beziehen dieselben auf Dinge aufser uns, wir schliefsen von der Wirkung auf die Ursache, glauben, unseren Vorstellungen entsprechen Gegenstände als deren Ursachen und Urbilder. Nun, vielleicht ist dem so, vielleicht auch nicht; quien sabe? Wir können aus der Welt unserer Vorstellungen in keiner Weise heraus, bis ins Sein hinein dringt kein Erkennen, ja es fragt sich sehr, ob so etwas wie eine bewufstseinstranszendente Existenz überhaupt möglich ist.

Der Philosoph hilft sich aus der Verlegenheit, indem er entweder den Glauben an transzendente Dinge als die Wirkung eines ursprünglichen Naturinstinktes, als aus einer Art innerer Offenbarung hervorgehend betrachtet, die nicht täuschen kann, oder aber, indem er darzuthun versucht, dafs die vermeintliche Transzendenz der Aufsenwelt in Wahrheit keine ist.

Nun ist im Vorhinein zuzugeben, dafs von einem „Wissen" um die Existenz einer bewufstseinstranszendenten Welt nicht gut die Rede sein kann. Wer eine ursprüngliche „Evidenz" des sog. Gestandtsbewufstseins nicht zuzugeben gewillt ist, kann nicht umhin, zu gestehen, dafs es in dieser Beziehung stets bei einem „Glauben", d. h. bei einem Überzeugtsein bleiben mufs, das auf naivem Erkenntnisstandpunkt ohne Reflexion unwillkürlich entsteht, während es durch psychologische Analyse so weit erhellt werden kann, dafs die Aufzeigung der Gründe dieses Glaubens, sofern er nicht dadurch als haltlos erwiesen wird, ihm den Charakter einer gut fundierten erkenntnistheoretischen Deutung der Thatsachen verleiht. Je gröfser die

Zahl der Motive ist, die uns zu irgend einer Annahme drängen, desto stärker wird auch die dieser Annahme zu Grunde liegende Überzeugung betreffs ihrer Richtigkeit sein.

Uns ist zunächst die Frage, ob es eine bewufstseinstranszendente Aufsenwelt giebt oder nicht, gleichgültig, wir machen keinerlei Voraussetzungen in dieser Hinsicht. Vielmehr ist es uns darum zu thun, festzustellen, wie denn eigentlich unser Glaube an eine Aufsenwelt zustande kommt, was uns dazu veranlafst, welcher Art er ist. Wir gehen einzig und allein von dem thatsächlichen Erleben aus und von der Deutung, die dasselbe schon auf naivem Standpunkte des Erkennens erfährt. Die nächste uns beschäftigende Frage dabei ist: was heifst das, einen Gegenstand wahrnehmen, inwiefern unterscheidet das nichtphilosophische Erkennen Wahrnehmung (Vorstellung) und Gegenstand?

Da finden wir nun bald, dafs dem naiven Menschen die Wahrnehmung nicht ein subjektiver Zustand, etwas im Ich Vorhandenes ist, das erst auf etwas aufser uns bezogen wird. Wir verlegen nicht Empfindungen aus uns in den Raum hinein, weder im Sinne der Projektion, noch in dem der Objektivierung. Wir nehmen nicht erst unsere Empfindungen wahr, sondern unser Wahrnehmen ist auf die Dinge selbst gerichtet. Dem naiven Menschen gilt das Wahrnehmen als ein Antreffen, Begegnen, Vorfinden, Bemerken eines Etwas. Einen Baum wahrnehmen, heifst nichts anderes als das Baum-Bezeichnete vor Augen, vor Händen haben. Wahrnehmen ist der Ausdruck eines gewissen Zusammenseins des wahrnehmenden Ichs mit einem qualitativ bestimmten Inhalt, Etwas. Wenn wir etwas wahrnehmen, so heifst das nicht, dafs wir an diesem Etwas eine Veränderung hervorbringen, dafs wir oder etwas in uns es irgendwie modifizieren, sondern es bezeichnet nur die Thatsache, dafs wir zu dem Wahrgenommenen in einer Beziehung stehen, die ihre besondere Färbung durch gewisse Spannungsempfindungen erhalten kann, und mit der sich auch Zustände des Schmerzes, der Lust und der Unlust verknüpfen.

Was wir wahrnehmen, ist der Inhalt oder der Gegenstand des Wahrnehmens, und dieser kann sein ein Rot, eine Wärme, ein Haus u. dergl. Das Wahrnehmen selbst, also das eigenartige „Zusammen“ des Ichs mit dem bestimmten Inhalte, ist natürlich nicht selbst farbig, warm u. dergl. Es ist höchstens „deutlich“, „angestrengt“, „ungenau“ u. s. w., je nachdem nämlich die Teile des Wahrgenommenen mehr oder weniger bestimmt und gesondert sich darstellen, oder je nach der Intensität der Spannungsempfindungen, die dem Wahrnehmen den Charakter der „Thätigkeit“ geben. Wir fühlen uns beim Wahrnehmen bald mehr, bald weniger oder fast gar nicht in Anspruch genommen. Aber für gewöhnlich achten wir darauf nicht, d. h. wir werden uns unseres Wahrnehmens nicht besonders bewufst; dies ist schon Sache einer Reflexion, eines Zurückgehens von dem Wahrgenommenen auf den eigenen Zustand, der aus der Beziehung zu jenem sich ergiebt.

Den Gegenstand unseres Wahrnehmens bilden also nicht unsere Empfindungen, sondern etwas von diesen wohl Unterschiedenes. Lege ich die Hand auf den warmen Ofen, so nehme ich dessen Wärme wahr, d. h. ich finde bei der Berührung die als Wärme bezeichnete Qualität vor, und diese scheint in meine Hand überzugehen. Ebenso scheint der Duft einer Rose dadurch konstatiert zu werden, dafs er an der Rose und zugleich als von ihr ausgehend angetroffen wird. Bald nehme ich solche Qualitäten direkt an meinem Leibe wahr, bald finde ich sie aufserhalb meines Leibes, bald in einer Region zwischen meinem Leibe und anderen Dingen, stets aber irgendwo im Raume. Ich unterscheide die in und an meinem Leibe sich findenden Qualitäten durch die Konstanz, mit der sie an ihm haften, durch die starken mit derselben verknüpften Spannungsempfindungen, Schmerzgefühle u. s. w. von allem, was wir als „nicht zu uns gehörig“ erkennen.

Kurzum, wir nehmen die verschiedenen Qualitäten an und in den Dingen wahr, wir halten sie für etwas, was

sich im Raume vorfindet, wenn wir zu bestimmten Raumausfüllungen in Beziehung treten. Und weil wir diese Qualitäten immer wieder antreffen, weil wir uns nicht bewufst sind, sie erst durch das Wahrnehmen zu erzeugen, weil endlich in unserer Abwesenheit betreffs ihrer die gleichen Aussagen gemacht werden wie die unsrigen, darum sind wir überzeugt, dafs diese Qualitäten eine von uns unabhängige Existenz haben, dafs sie auch da sind, wenn wir nicht an Ort und Stelle sind.

Wir wollen gleich hier bemerken, dafs die philosophische Wertung der wahrzunehmenden Qualitäten als „subjektiv“, sofern dieselbe als berechtigt anerkannt wird, nur den Sinn haben kann, dafs zwar die Qualitäten aufser uns an den Dingen angetroffen werden, dafs sie aber nur während des Wahrnehmens oder auch durch das Wahrnehmen auftreten. Sobald ein wahrnehmendes Individuum an einer bestimmten Raumstelle sich befindet, findet es bestimmte Qualitäten vor; die Gegenwart des ersteren ist dazu notwendig.

Bisher sprachen wir geflissentlich nur von dem Wahrnehmen von Qualitäten, nicht von Dingen, Gegenständen. Bevor wir untersuchen, was unter diesen gemeint ist, müssen wir erst den Unterschied zwischen Wahrnehmung und Empfindung kennzeichnen. Niemals sagen wir aus, dafs wir einen Gegenstand, ein Ding „empfinden“, ein solches wird immer nur „wahrgenommen“, z. B. durch das Sehen oder das Tasten. Was wir „empfinden“, sind stets Qualitäten wie rot, weifs, hell, Gerüche, Geschmäcke u. s. w. Dieselben Qualitäten können aber auch „wahrgenommen“ werden, und dies geschieht in allen Fällen, wo die Aufmerksamkeit sie selbst in ihrer Besonderheit zum Gegenstande hat, wenn sie uns also für sich, ohne Beziehung auf einen Gegenstand, interessieren, beschäftigen. Sofern sie als Teilinhalt eines Gegenstandes auftreten, unsere Aufmerksamkeit auf einen solchen gelenkt wird, sind sie „Empfindungen“ und nicht selbst gesonderte, selbständige Wahrnehmungsinhalte. Sie vermitteln dann nur die Wahrnehmung des Gegenstandes,

weisen auf einen solchen hin. Wir nehmen die Gegenstände durch und in Empfindungen wahr.

Und nun können wir auch angeben, was es heifst, einen Gegenstand wahrnehmen, und was wir als einen Gegenstand bezeichnen.

Wenn gesagt wurde, wir nehmen einen Gegenstand durch Empfindungen wahr, so meinen wir damit keineswegs, die Empfindung sei auf ein unbekanntes bewufstseinstranszendentes Etwas gerichtet, enthalte eine „Beziehung" auf ein solches oder werde als Wirkung eines solchen bewufst oder unbewufst beurteilt oder erschlossen. Die Erfahrung zeigt, wie wir sie auch drehen und wenden mögen, nichts von einem solchen Gerichtetsein auf das Transzendente, wenn sie auch, wie im Folgenden ersichtlich, Momente enthält, die zu einer derartigen Deutung seitens des Philosophen verführen können. Was der naive Mensch als Gegenstand, Ding bezeichnet, das ist in seiner Umgebung vorzufinden und nicht ein jenseits aller Erfahrung Liegendes. Wir verstehen gemeiniglich unter den Gegenständen unserer Wahrnehmung Qualitätenkomplexe, die zu einer Einheit verbunden sind. Ein „Ding" ist zunächst nichts als ein bestimmt gestaltetes und konstant sich vorfindendes, von anderem durch seine selbständige Bewegung oder Ruhe unterschiedenes und daher als eine Einheit sich darstellendes räumliches Zusammen von Qualitäten. Wir nehmen nicht etwa erst einzelne Qualitäten wahr, die wir erst zu einer Einheit verknüpfen, sondern das im Bewufstsein primär Auftretende, wenn auch durch psychologische Prozesse Vermittelte, ist die Einheit des Gegenstandes, aus der erst die analytische Thätigkeit der Aufmerksamkeit Teilinhalte heraushebt. Die abstrakte Einheit gilt uns ebensowenig als der Gegenstand wie die einzelne Qualität, aus der sie besteht, es ist vielmehr die konkrete, einheitlich sich verhaltende Raumausfüllung, die wir Gegenstand nennen. Der Gegenstand ist das, was wir unter einem Namen zusammenfassen, und was wir von dem dadurch Bezeichneten

aussagen, er ist z. B. weifs, süfs, hart, rauh, würfelförmig — ein Stück Zucker. Nicht alle Teilinhalte konstituieren den Gegenstand in gleichem Mafse, vornehmlich ist es das räumlich geformte Farben- oder Tastbild, das uns als Grundstock, als eigentlicher Gegenstand gilt. Das heifst: wir fassen die Raumbilder meist als die Gegenstände selbst auf, obgleich sie nur den konstantesten Teil derselben darstellen; sie vertreten uns ohne weiteres die Gegenstände, im Sinne des „pro aliquo stare", weil der Einheitscharakter in erster Linie durch die Raumform hergestellt wird. Von den Raumbildern selbst wiederum gilt dasjenige im eminenten Sinne als der Gegenstand, das am konstantesten und in normaler Beleuchtung wahrgenommen wird. (Der Zucker „ist" weifs und „sieht nur" in der Nacht schwarz aus.) Es ist bekannt, dafs diese Identifizierung des konstanten Raumbildes mit dem Totalgegenstande zuweilen zu Irrtümern verführt, vor allem bei der Wahrnehmuug entfernter Objekte, z. B. der Sonne, deren wahre, auf mathematischem Wege festgestellte Gröfse mit der ihres Raumbildes der Wahrnehmung von der Erde aus sich nicht im entferntesten deckt.

Dafs wir einen besonders konstant vorkommenden Teilkomplex eines Gegenstandes für diesen selbst nehmen, hat seinen Grund in früheren Erfahrungen, denen zufolge mit dem unmittelbar Vorgefundenen, also mit dem Raumbilde, andere Qualitäten rasch und innig verschmelzen, die wir nicht selbst wahrnehmen, wohl aber in der Erinnerung reproduzieren. So ruft besonders das Gesichtsbild ein entsprechendes Tastbild und umgekehrt hervor. Die dabei stattfindende Verschmelzung wird erst bei auf sie gerichteter Aufmerksamkeit bemerkbar. Es braucht auch nicht immer zu einer Verschmelzung zu kommen, das unmittelbar Wahrgenommene und das blofs Reproduzierte können auch gesondert bleiben, und es tritt dann nur die Erwartung und Überzeugung ein, dafs unter gegebenen Bedingungen bestimmte Qualitäten oder Qualitätenveränderungen an das Gesehene oder Getastete sich knüpfen werden.

Umgekehrt reproduziert auch die einzelne, isolierte Wahrnehmung einer Qualität den Gesamtkomplex, zu dem sie gehört, d. h. den Gegenstand oder wenigstens den Grundstock eines solchen Komplexes. Rieche ich einen Duft, so schaue ich mich nach der Blume um, von der er ausgeht, ich erwarte an bestimmter Stelle ein bestimmt gefärbtes und gegliedertes Raumbild vorzufinden. Oder ich beziehe ein Geräusch, das ich im Zimmer wahrnehme, auf einen auf der Strafse rollenden Wagen, wiederum ein bestimmtes Raumbild. Kurzum, wir beziehen meist die einzelne Qualität auf einen bekannten oder unbekannten Gegenstand, mag derselbe vor Augen sein oder nicht. Und dieser Gegenstand ist nicht ein Transzendentes, sondern ein räumliches Zusammen konstanter Bestimmungen von Wahrnehmungsinhalten. Nur insofern könnte man bis jetzt von einer „Transzendenz" des Gegenstandes sprechen, als dieser sich nicht mit der momentanen, aktuellen Wahrnehmung deckt, als er aus Qualitäten besteht, die in dieser nicht schon mit enthalten sind; dies heifst aber den Ausdruck und Begriff der Transzendenz zweideutig machen und unterbleibt daher besser. Thatsache ist allein, dafs wir einzelne Qualitäten auf Gegenstände beziehen. Und da die ersteren in Bezug auf ihr Erkanntwerden als „Empfindungsinhalte" charakterisiert sind, so können wir sagen, dafs unsere Empfindungen uns Gegenstände, Dinge vertreten, darstellen, dafs sie Zeichen, Symbole von solchen sind, deren „wahres", d. h. allgemeines, von allen Zufälligkeiten losgelöstes „Wesen" im Begriffe zum Ausdruck gelangt. Ich nehme einen Baum wahr, heifst dann: ich sehe ein bestimmtes Raumbild, mit dem sich schwache Tastbilder assoziieren, und das mir einen „Baum", d. h. einen Komplex von allerhand Qualitäten und Beziehungen dar-, vorstellt, der aber gewöhnlich nicht zu deutlicher Abhebung gelangt. Dafs eine Qualität zu einem Gegenstande gehört, erkennt man auf Grund eines reproduktiv assoziativen Prozesses, ohne logischen Denktakt. Doch kann diese Erkenntnis auch die Form des Urteils annehmen, und dies geschieht besonders dann, wenn die Zuordnung des Empfundenen zum

Gegenstande keine schnelle und eindeutige ist. Keineswegs tritt aber, wie behauptet wird, das Gegenstandsbewufstsein erst im Urteil auf, dieses setzt vielmehr schon voraus, dafs uns ein Inhalt einen Gegenstand darstellt, bringt dies nur zu deutlichem Ausdruck, anerkennt dies blofs. Wenn wir von etwas aussagen, urteilen, dafs es etwas ist oder thut, so erteilen wir ihm ja (primäre oder sekundäre) gegenständliche Bedeutung, aber erst, wenn und weil wir es als Gegenstand auffassen gelernt haben.

Wir sehen, dafs der naive Mensch unter Aufsending nicht ein Bewufstseinstranszendentes, sondern, wenn auch nicht ein Immanentes, in uns Seiendes, so doch etwas versteht, was die wissenschaftliche Reflexion als „Bewufstseinsinhalt" charakterisiert. Gegenstände sind konstante einheitliche Zusammenhänge von Wahrnehmungsinhalten. Die Einheit derselben wird zunächst teils durch die Raum- und Zeitform, teils durch das gleiche und andauernde kausale und teleologische Verhalten konstituiert, das uns nötigt oder veranlafst, das unterbrochen Wahrgenommene insgesamt auf ein und dasselbe Ding zu beziehen. Doch mufs zugegeben werden, dafs eine absolute Identität des Dinges auf dem Wege der Sinneswahrnehmung allein nicht konstatiert wird. Die Überzeugung, es sei genau dasselbe Ding, das wir vor einem Jahre wahrnahmen, und das wir jetzt antreffen, beruht in letzter Linie darauf, dafs wir die Einheit und Identität unseres Selbstbewufstseins, unseres Ichs, der Beurteilung der Aufsendinge zu Grunde legen. Es scheint sich in den Gegenständen der Aufsenwelt die Einheit unseres Wesens (des körperlichen und geistigen) zu spiegeln; wir füllen auf diese Weise die Lücken unserer und der fremden Wahrnehmung vollends aus, und dies ohne jede Reflexion, aber auch nicht „apriorisch", sondern einzig und allein auf Grund der Art und Weise, wie wir die Dinge antreffen, wie unsere erkennende Natur auf deren Verhalten reagiert und dasselbe auffafst. Wir verlegen den stetig zu verfolgenden Zusammenhang unseres Seins in die Aufsenwelt, da, wo sie durch

ihr konstantes Vorgefundenwerden von uns und anderen dazu gewissermafsen herausfordert. Denn es ist eine Eigentümlichkeit des Menschen, vielleicht aller erkennenden Wesen, das Vorgefundene nach sich selbst zu deuten und an sich selbst zu messen. (*Γνῶσις τοῦ ὁμοίου τῷ ὁμοίῳ.* — Tout comme chez nous.) Wir werden dies sogleich nochmals bestätigt finden.

Die Gegenstände sind nicht blofse abstrakte „Wahrnehmungsmöglichkeiten“. Wohl sind wir, implizite oder explizite, überzeugt, wir würden unter bestimmten Bedingungen einen Gegenstand wahrnehmen können und müssen. — Ich habe die (Erinnerungs-)Vorstellung einer Stadt an der Donau. Diese Vorstellung hat für mich objektive Bedeutung, sie stellt mir einen wirklich existierenden Gegenstand dar, ich beziehe sie auf einen solchen. Das heifst wiederum, ich bin mir mehr oder weniger genau bewufst, dafs ihr ein entsprechendes Wahrnehmungsbild vorangegangen ist, wie auch dessen, dafs ein solches Wahrnehmungsbild, an das sich Bewegungsempfindungen, allerhand Erlebnisse u. s. w. nicht nur knüpfen können, sondern müssen, unter gegebenen Bedingungen auftreten wird. Von Wahrnehmungsmöglichkeiten sprechen wir nur, sofern wir der Überzeugung innerlich Ausdruck geben, dafs ein bestimmter Gegenstand existiert, d. h. dafs er zur Ordnung des in der Welt Vorzufindenden gehört, dafs er nicht blofs als Erinnerungsbild, Phantasiegebilde oder blofs in der Rede (als Wort) anzutreffen sei. Die Wahrnehmungsmöglichkeit ist nichts als der Ausdruck einer Erwartung, sie ist eine Charakterisierung, ein Prädikat, nicht ein Ding, setzt die Wahrnehmung oder logische Erschliefsung eines solchen schon voraus.

Was wir als Aufsending auffassen, wissen wir bereits, auch das Warum dieser Auffassung haben wir schon angedeutet. Wir bezeichnen als Gegenstände Einheiten von Qualitäten, und wir thun dies zunächst, weil diese Einheiten wie auch die einzelnen Qualitäten ihrem Auftreten nach sich als nicht an die Gegenwart unseres Ichs gebunden darstellen. Indem wir aber die Dinge von ihren Eigenschaften unter-

scheiden, kommt ein Moment zur Geltung, das den Abschlufs des Glaubens an die Realität der Aufsenwelt herbeiführt. Unter „Eigenschaften“ verstehen wir zunächst Qualitäten und Qualitätenveränderungen wie auch wechselnde räumliche Beziehungen, die sich konstant an einem Dinge vorfinden, so dafs sie als zu diesem gehörig gerechnet werden. Die Eigenschaft ist das, wodurch wir ein Ding im Unterschiede von einem andern charakterisieren. Aber das ist noch nicht alles. Eigenschaften, Zustände, Vorgänge sind uns nicht blofs empirisch konstatierbare Zugehörigkeiten, Eigenheiten, sie gelten uns zugleich als Ausflüsse und Bethätigungsweisen der Dinge. Diese erscheinen als Ausgangspunkte des Geschehens; die Eigenschaften haben in ihnen nicht blofs ihren Sitz, sondern auch ihre Quelle, ihr Substrat, ihre Ursache. Die Gegenstände sind uns Wesen, von denen Wirkungen und Beeinflussungen ausgehen, sie haben den Wert von Kräften.

Unstreitig ist aber die „Kraft“ etwas, was uns in der blofsen Wahrnehmung noch nicht gegeben ist, was wir in der Aufsenwelt nirgends unmittelbar vorfinden, was der „reinen“ Erfahrung nicht angehört. Sie ist aber auch nicht ein Hirngespinst, noch ein apriorisches Besitztum unseres Intellektes, sie ist vielmehr etwas, was sich unmittelbar an und in uns selbst vorfindet. Der Kraftbegriff hat seinen Ursprung in der Fähigkeit des Individuums, eine Willenstendenz auch Hindernissen gegenüber zu realisieren, in der selbsterlebten Wirkungsfähigkeit. Jeder weifs sich in seinem Thun und Wollen unmittelbar als Kraft. Durch logische Verarbeitung dieses konkreten Erlebens entsteht dann der abstrakte Begriff der Kraft, Fähigkeit schlechthin, bei welchem von der Eigenart des Erlebten völlig abgesehen ist. Zuletzt vergifst man den Ursprung des Kraftbegriffs im Selbstbewufstsein und weifs dann mit demselben nichts Rechtes anzufangen.

Wir nehmen in der Aufsenwelt keinerlei Kraft wahr, stets nur dasjenige, wozu etwas die Kraft hat, ein bestimmtes Geschehen, das sich konstant mit einem Dinge verknüpft zeigt, in der Weise, dafs wir letzteres als „eine bestimmte Kraft be-

sitzend“ charakterisieren. Die Kraft selbst legen wir erst in die Dinge hinein, wir deuten sie als Kräfte, d. h. als wirkungsfähige Wesen, d. h. in letzter Linie als Wesen, die in einer uns analogen Weise konstituiert sind. Der Grund dazu liegt einerseits darin, daſs die Beziehung der Dinge zu dem mit ihnen verknüpften Geschehen durchaus dem gleicht oder doch nahe kommt, was wir bei unserem eigenen Thun erleben, andererseits aber darin, daſs die Dinge uns selbst gegenüber ein Verhalten an den Tag legen, das wir nicht umhin können als ein dem unsrigen gleichartiges aufzufassen. Wir legen also nicht bloſs unsere Einheit und Identität, sondern auch unser Streben und Wirkenkönnen, kurz unsere ganze „Ichheit“ in die Auſsendinge hinein und betrachten diese gewissermaſsen als ein Ich, das wir nicht selbst sind, als ein Gegen-Ich. Das Urteil: A ist ein Ding, bedeutet in letzter Linie dies, daſs der Aussagende das A-Bezeichnete seiner ganzen Erscheinungsweise nach als etwas bestimmt, was ihm selbst analog sich verhält. „Gegenstand sein“ heiſst, eine machtvolle konstante Einheit sein.

Das Ding-Bezeichnete ist etwas, was von unserem Wollen durchaus unabhängig ist, indem es uns in jeder Weise Stand hält, uns widersteht. Es tritt auf und verschwindet, nicht bloſs ohne unser Wollen, sondern es bleibt wie es ist, auch trotz unseres gegenteiligen Wollens. Es greift mehr oder weniger machtvoll in unseren Lebenslauf ein, es macht mit uns, „was es will“, und setzt wiederum unserem Streben und unserer Bewegung Widerstand entgegen. Wir fühlen uns in unserem Thun gehemmt, wir wissen unmittelbar von einer Schranke, über die wir nicht hinaus können, oder die wir erst hinwegräumen müssen. Wir unterscheiden das, was unserer Initiative entspringt, von dem, was sich dieser entgegenstellt. Dabei ist nicht etwa die Widerstandsempfindung schon ein Hinweis auf das Transzendente, sie zeichnet sich vor anderen Empfindungen nur durch den höheren Grad, mit dem sie uns der Hemmung des Thuns bewuſst werden läſst, aus. Wir erleben den Widerstand dadurch, daſs die „Sache“ bleibt, wie sie ist, trotzdem unser Wille sie „anders will“, oder daſs sie ver-

schwindet oder sich verändert, obgleich unser Wille noch weiter auf sie gerichtet ist. Unsere Entschlüsse werden durch den Lauf der Dinge vereitelt, sie haben ihren Willen, so gut wie wir. Aber der Widerstand, den wir so gewahr werden, ist noch kein Widerstehen, er ist ein rein Passives; er mufs erst als ein aktives Beschränken unserer Freiheit gedeutet werden.

Erst indem wir die gefühlte Willenshemmung, die an das Auftreten und die Gegenwart eines Gegenstand-Bezeichneten geknüpft erscheint, als Ausflufs einer Kraft und Thätigkeit deuten, setzen wir den Gegenstand als wahres, von uns unabhängiges Ding. Hier ist der Punkt, wo die „Immanenz" in gewissem Sinne durchbrochen wird, ohne dafs es einer Art Offenbarung bedarf. Indem wir unseren Willen oder ein Willenartiges dem unmittelbar im Bewufstsein Vorgefundenen zuerkennen, gehen wir thatsächlich über das Gegebene hinaus und setzen ein Transzendentes. Nicht aber einen transzendenten Gegenstand, sondern nur einen transszendenten Faktor des in der Wahrnehmung vorliegenden Qualitätenkomplexes. Das Kind, der Wilde glauben bekanntlich, die Dinge hätten Leben, Seele, Willen; wir bereichern alle von Natur aus unsere Umgebung um einen Faktor, den wir aufsen nicht finden, den wir aber aus uns selbst entnehmen, und den wir auf Grund des dem unsrigen gleichenden Verhaltens des Vorgefundenen diesem unterlegen. Wir stellen uns dadurch die Gegenstände nicht blofs gegenüber, sondern auch uns gleich, wobei die völlige Gleichartigkeit, die der primitive Mensch voraussetzt, in dem Mafse, wie wir den Unterschied zwischen menschlichem und dem Verhalten der „toten" Dinge genauer kennen lernen, einer nur entfernten Analogie Platz macht. Der erkenntnistheoretische Fortschritt hierbei besteht in einer anderen Wertung der Dinge.

Nicht einem bewufstseinstranszendenten Etwas schreiben wir Willen und Aktivität zu, sondern einzig und allein den unmittelbar durch die Sinne vorgefundenen Einheiten. Die dabei stattfindende „Introjektion" ist insofern eine noch rohe,

als sie die Beziehung der Kraft zu deren „Träger“ im räumlichen Sinne auffafst; die Kraft scheint in dem Ding-bezeichneten Qualitätenkomplexe zu stecken, von dessen Innerem auszugehen. Es ist Aufgabe der psychologischen Forschung, diese Auffassung entsprechend zu korrigieren und etwa darzuthun, dafs das „Innen“ in diesem Falle nur das, was sich der Sinneswahrnehmung durchaus entzieht, bedeuten kann.

Aufsendinge sind also die um einen transzendenten Faktor vermehrten Inhalte der Wahrnehmung selbst. Das Wollen, die Kraft, die wir ihnen beilegen, macht diese erst vollends zu wahrhaft von uns unabhängigen, uns ebenbürtigen und in gleicher Daseinsweise existierenden Wesen. Die Dinge sind so wahr, wie wir selbst sind, nicht mehr und nicht weniger. Die „Introjektion“ ist keine willkürliche, keine reflexionsmäfsige, in der Form eines Raisonnements, einer Folgerung sich abspielende, sie beruht aber auch nicht auf einem unbewufsten Erkenntnisakte. Es ist hier nur von einem verhältnismäfsig sehr einfachen, psychologischen Prozesse die Rede. Wir nehmen konstante Einheiten wahr; dieselben zeigen ein Verhalten wie das unseres Organismus, indem sie Vorgänge im Gefolge haben, wie sie bei uns selbst an ein Wollen, eine Kraft geknüpft erscheinen. Die Wahrnehmung reproduziert demgemäfs die Vorstellung unserer eigenen (primitiven) Ichheit, unserer Kraft, unseres Wollens, und diese Vorstellung verschmilzt mit der Wahrnehmung zu einer solchen Einheit, dafs wir die „Thätigkeit“ in dem Dinge unmittelbar zu sehen und zu fühlen glauben. Ohne Schlufs, ohne Urteil kommt so die Deutung des objektiv Vorgefundenen als eines kraftbegabten Dinges, als eines „Quasi-Ich“ (Horwicz) zu stande. Erst auf Grund dieses Reproduktions- und Assimilationsprozesses kommt es zu einem Urteil über die objektive Bedeutung des Vorgefundenen, aber das Urteil hat nicht eigentlich objektivierenden Charakter. Die Objektivation besteht vielmehr in letzter Linie darin, dafs wir unser Ich in die Umgebung

„projizieren", dafs wir es gewissermafsen aus uns „herausschauen". Die Dinge sind so Reflexe unseres eigenen Seins, während wir uns selbst unmittelbar, nicht als abstrakte metaphysische Einheit, wohl aber als etwas durch die Summe unserer einzelnen Erlebnisse hindurch Perennierendes erfassen. Die eigenartige, besondere Willensfärbung, die unserem Charakter zu Grunde liegt, bildet den Kern dessen, was wir unser Ich nennen und was wir dann auch in mehr oder weniger abgeschwächter Weise in den Aufsendingen zu erblicken glauben. Wären wir nur rein theoretische, nicht auch wollende und handelnde Wesen, nimmer würden wir lernen, unsere Umgebung uns gleich zu achten. Der Wille spielt für das Erkennen eine bedeutendere Rolle, als der Intellektualismus in Rechnung zu setzen pflegt; dafs man aber metaphysischer Voluntarist und doch erkenntnistheoretischer Intellektualist strengster Observanz sein kann, beweist die SCHOPENHAUERsche Philosophie. —

Mag nun auch die wissenschaftlich-philosophische Reflexion mit Rücksicht auf die thatsächliche Abhängigkeit der „Sinnesqualitäten" von einem wahrnehmenden Ich überhaupt (gleichgültig, welches immer) behaupten, dieselben seien „subjektiv", und sogar vielleicht weitergehen, indem auch die eigentümliche Art und Weise, wie die Qualitäten im Raume verbunden sich zeigen, in Beziehung zum erkennenden Subjekt gesetzt wird, so bleibt doch noch der „transzendente Faktor" des objektiven Etwas, dessen bewufstseinstranszendentes Sein durchaus keinen Widerspruch enthält. Dem Gedanken, dafs die Inhalte unserer Sinneswahrnehmung „absolut", d. h. auch dann, wenn keinerlei Wahrnehmen bestände, so wie sie sind, existieren sollen, mögen triftige Gründe entgegenstehen; nicht aber auch dem Gedanken, dafs aufser dem eigenen Ich und Wollen des Erkennenden, das in sich Realität hat, noch andere Ichs und Ich-artige Existenzen bestehen. Wir glauben ja solche Ichs zunächst in unseren Mitmenschen anzutreffen. Die Deutung dieser Mitmenschen als Menschen geschieht durchaus in derselben Weise wie die der objektiven Inhalte als

Dinge, nämlich dadurch, dafs das Wahrnehmungsbild des fremden Menschen reproduzierend auf unser eigenes inneres Leben wirkt, so dafs die Vorstellung dieses mit jenem verschmilzt und uns nun der fremde Mensch ohne weiteres als „Wesen wie wir“, als belebtes, fühlendes und wollendes Ich erscheint. Keineswegs erschliefsen wir das Dasein der Mitmenschen, es wird auf Grund des angeführten rein psychologischen Prozesses unmittelbar konstatiert. Auf dieselbe Weise deuten wir dann auch die Tiere nach uns selbst und zwar um so sicherer, als der Charakter ihres äufseren, sichtbaren Verhaltens dem des unsrigen näher kommt. Ursprünglich gilt uns alles als Ich-artig. Die Wissenschaft berichtigt die allzuweit gehende Generalisation und lehrt auf die nicht zu verkennenden Unterschiede in der Organisation und Struktur der Aufsendinge achten. Die konkrete Vorstellung der Willenskraft verwandelt sich in den Begriff der Kraft schlechthin. Andererseits kommt aber selbst die Wissenschaft wieder dazu, dem allerseits erhärteten Prinzipe steliger Entwicklung gemäfs den Keim des Lebens schon in die anorganische Natur zu verlegen und nur die Individualität und alles, was damit zusammenhängt, den höher entwickelten Wesen allein zuzuerkennen. Damit hat sie den transzendenten Faktor, den wir alle einem psychologischen und damit natürlichen Gesetze zufolge gesetzt haben, und den die idealistische Weltanschauung ganz aus den Augen verlor oder, in dem Eigensinne befangen, die gemeine Weltansicht müsse durchaus auf den Kopf gestellt werden, in ihrem Sinne deutete, wieder zu Ehren gebracht. Die idealistisch-positivistische Weltanschauung, die ja manches für sich hat, führt, streng konsequent fortgeführt, zum Solipsismus; theoretisch wird dieser proklamiert und nur „praktisch“ als eine Absurdität in Acht und Bann erklärt. Stellt sich dagegen die Philosophie auf den Standpunkt des naiven Menschen, so kommt sie zu einer erkenntnistheoretiseh-realistischen Weltanschauung, für die die Aufsenwelt nicht ein im Ich Liegendes, sondern ein dem Ich gegenüber gleichberechtigies und gleichwertiges Seiendes ist. Die Dinge sind für sie Qualitätenkomplexe mit transzendentem

Faktor. Auch die Qualitäten sind nicht „subjektiv" in dem Sinne, daſs sie Eigenzustände eines Ichs wären, sie sind im Gegenteil etwas, was jeder deutlich von sich unterscheidet; niemand wird es einfallen zu sagen: ich bin rot, süſs u. s. w., sondern: ich sehe ein Rot, schmecke ein Süſs u. s. w. Die Qualitäten gehören den Dingen selbst an, denn diese sind zunächst nichts als Komplexe, Einheiten solcher Qualitäten. Das Urteil: das Laub ist grün, ist daher nicht, wie oft behauptet wird, unberechtigt; es ist durchaus wahr, daſs „grün" einen mehr oder weniger konstanten Bestandteil, eine Eigenschaft, Zugehörigkeit des Laubes ist; dieses „hat" als übergeordnete Einheit, Totalität das Grün zur Eigenschaft, es ist deren Träger. Ob dabei das Grün erst und nur während eines Wahrnehmens besteht, ist völlig belanglos, dies sagt nichts, als daſs die Eigenschaft der Farbe u. s. w. relative Bedeutung hat. Die Qualitäten sind also durchaus „real", sie sind wirklich und zwar da, wo sie angetroffen werden, im Raume, an den Dingen. „Realität" bedeutet hier den Gegensatz zu allem Scheine, zur Illusion, Täuschung, zum Sein in der Phantasie, im Traume, in der Erinnerung u. s. w. Im Unterschiede von dieser relativen Wirklichkeit der Wahrnehmungsinhalte hat der transzendente Faktor der Dinge absolute Realität, d. h. wir müssen annehmen, daſs er dasjenige an den Dingen ist, was auch ohne alles Wahrnehmen besteht, fortdauert, und was bei der Wahrnehmung irgendwie zum Wahrnehmenden in Beziehung tritt, so daſs dann die Wahrnehmung als das gemeinsame Resultat des erkennenden und des transzendenten Faktors betrachtet werden kann. Der transzendente Faktor ist nicht selbst ein Ding, eine Substanz, er ist nur das, was dem räumlichen Dinge zu einer von unserem Sein durchaus unabhängigen Existenz verhilft, und was dem Dinge vor allem einen gewissen Eigenwert verleiht. —

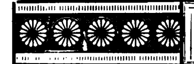
Unsere Vorstellungen stellen Dinge dar, heiſst also nicht, uns sind von Anfang an Vorstellungen und Gegenstände gegeben, welche letzteren wir etwa als Ursachen der ersteren beurteilen. Vielmehr liegen uns zunächst und unmittelbar nur

Qualitäten vor, die sich zu konstanten Einheiten gesetzmäfsig verknüpfen, und die von jedem gleicherweise vorzufinden sind. Zugleich „verabsolutieren“ wir die Einheit des Dinges durch unsere eigene, in die Aufsenwelt gelegte Identität. In letzter Linie charakterisieren wir die objektiven Inhalte als Dinge, indem wir sie als „Wesen wie wir“ deuten. Dies geschieht dadurch, dafs ganz von selbst, ohne Reflexion und Argument, die Vorstellung der eigenen lebendigen Ichheit mit dem Wahrnehmungsbilde des Dinges, das in seinem Verhalten dem unseres Leibes nahe kommt, verschmilzt. Wir deuten so den erlittenen Widerstand, die empfundene Willenshemmung als Ausflufs eines aktiven Widerstehens, eines Strebens und Wirkens. Damit setzen wir schon einen bewufstseinstranscendenten Faktor, d. h. ein Etwas, das sich unter den Inhalten der Wahrnehmung nicht findet, das nicht dem Objekte des Erkennens, sondern dem Subjekte desselben, dem Ich angehört.

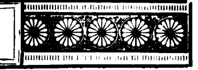
Während nun der naive Mensch das Wahrnehmen und Vorstellen nur als eine „Beziehung“ zwischen Ich und Gegenstand auffafst, durch die an letzterem nichts geändert wird, bestimmt die Reflexion die Qualitäten der Dinge mit Rücksicht auf ihre Abhängigkeit von erkennenden Wesen als „Empfindungen“ im Sinne von „nur als bewufst existierenden“ Inhalten und die Komplexe derselben im gleichen Sinne als „Vorstellungen“. Dabei sieht man davon ab, dafs in den Dingen noch ein transcendenter Faktor besteht. Denn Vorstellungen, objektive nämlich, sind ihrem Inhalte nach nichts als Gegenstände oder Ausschnitte derselben, mit Abstraktion von deren transcendentem Faktor und blofser Berücksichtigung ihrer Beziehung zum erkennenden Ich. Formal sind „Gegenstand“ und „Vorstellung“ nur verschiedene Charakterisierungen und Wertungen eines und desselben Inhalts, nicht aber getrennt existierende, selbständige Wesenheiten. In materialer Beziehung aber sind Gegenstände mehr als Vorstellungen, indem sie einen transcendenten, nicht zur Vorstellung gelangenden Faktor enthalten. Vorstellungen werden auf Dinge bezogen, d. h. unsere Vorstellungsinhalte haben Gegenstands-

charakter, sie gelten uns als Repräsentanten von Dingen, und zwar in zweierlei Sinne: erstens stellt uns die aktuelle Wahrnehmung einen Gesamtkomplex dar; zweitens hat dieser Gesamtkomplex selbst gegenständliche Bedeutung, er erscheint uns als ein von uns unabhängiges Ich-artiges Wesen. Darin besteht das „Bewufstsein der Transcendenz", nicht aber in einer Beziehung des Vorstellungsinhaltes auf ein von ihm verschiedenes, in ihm erscheinendes unbekanntes Ding an sich. —

Dies vorausgesetzt, haben die Einzelwissenschaften es mit den Inhalten der Wahrnehmung und deren Verarbeitung, des Begriffes, zu thun, wobei der transcendente Faktor ohne weitere Bestimmung über dessen Beschaffenheit als bestehend vorausgesetzt wird. Dagegen betrachtet die Psychologie das Vorgefundene und Vorfinden, das Erlebte und das Erleben unter Absehen vom transcendenten Faktor der Vorstellungsinhalte mit Rücksicht auf deren Beziehung zum erlebenden Ich. Die Philosophie endlich, als allgemeine, den Weltinhalt in seinem Gesamtzusammenhange und seiner vollen Eigenheit deutende Weltanschauung, versucht zuletzt auch die Beschaffenheit des transcendenten Faktors der Dinge und dessen Verhältnis zu den Inhalten der Wahrnehmung näher zu ergründen.



Berichterstattung.



I.

Besprechungen.

Bikeles, Gustav, Zwei philosophische Essays. I. Zur Genese der menschlichen Affekte. II. Gedanken über Ethik. Lemberg 1897. Im Verlage des Verfassers. 51 S.

I. In knappen Worten führt der Verfasser eine vergleichende Psychologie der Affekte vor. Er betont hauptsächlich die Notwendigkeit einer Vergleichung der Tieraffekte mit denen bei den Naturvölkern vorhandenen zur Entscheidung der Frage, ob dieser oder jener Affekt dem Menschen von jeher eigen ist. — Nacheinander untersucht der Verfasser den Affekt der Mutterliebe, die Eifersucht, Vaterlandsliebe (Seſshaftigkeit), Familienleben, Herrschsucht, Habsucht, Eitelkeit und Putzsucht, endlich den Racheaffekt. Dabei stützt sich Verfasser auf Brehm, Darwin, Loshiel, Morgan etc. — In einem besonderen Abschnitt werden diejenigen Affekte besprochen, welche dem Menschen besonders eigen sind oder vielmehr bei ihm zu besonderer Entwickelung gelangt sind. Dabei soll den Umständen, unter welchen diese Entwickelung und Groſsziehung der Affekte stattfand, besonders Rechnung getragen werden. — So ist Ehrfurcht, Ehrgefühl, Achtung hauptsächlich durch die Sprache und Wiedergabe der Thaten zur Entwickelung gebracht, ebenso das nahe verwandte Schamgefühl. — Die Hoffnung soll unter anderen als Kind der Sorge

gelten. Die Reue neben anderen Faktoren, durch des Lebens immer gröfsere Sicherheit und die Furcht der Strafe grofsgezogen, ist zu einem der mächtigsten Gefühle geworden; die Gerechtigkeit endlich ist durch die Entwickelung des Staates und der allgemeinen Solidarität aus dem Billigkeitsgefühl entstanden. Zum Schlufs spricht der Verfasser die Meinung aus, dafs die Kluft zwischen Tier und Mensch durch die menschlichen Institutionen entstanden, und dafs im Tier mancher echt menschliche Affekt im Keime vorhanden sei.

II. Nachdem Verfasser die Relativität der Sittlichkeit betont hat, sucht er zu beweisen, dafs die als ethisch bezeichneten Handlungen der Menschen sich unter anderen Namen auch bei Tieren finden und nur, weil sie nicht individuelle, sondern Gattungstugenden sind, anders aufgefafst werden. Verfasser will die menschlichen Sitten und Sittlichkeiten als Äufserung von Kraft auffassen und nicht etwa als eine Erfüllung eines höheren Zweckes. Das Notwendigkeitsprinzip läfst er hier gänzlich fallen. Das Mitleid gilt nur mit den Schwächeren, für Nebenbuhler und Stärkere existiert es nicht. Die Vaterlandsliebe kann zu einmaligen Opfern bringen, reicht aber nicht aus, um für das Vaterland fortwährend aus Liebe zu leben. Ausnahmen findet man nur bei überaus starken Naturen, die ihre Kräfte in dieser Richtung entfalten müssen und können. — Wenn auch die natürliche Ethik eine auf urwüchsigem Boden wachsende Pflanze ist, so kann sie doch durch Beispiel und Ziele angezüchtet werden. Diese Zucht braucht nicht immer ein „Krankmachen“ zu sein, sondern kann zur Entfaltung der Kräfte beitragen. Hier ist die Nützlichkeit allein mafsgebend. — Eine Anpassung an die kulturelle Entwickelung vollzieht sich ununterbrochen, aber das Neue und Starke kommt doch als Blitz bei den einzelnen vor. Verfasser betont den Unterschied zwischen seiner und der Evolutionstheorie, indem der kulturelle Einflufs ein mehr individueller als Gattungseinflufs sei und damit auch kein rein biologischer Prozefs. Verfasser schliefst die Skizze, welche im wesentlichen die Fortsetzung der vorhergehenden ist, mit einer Kritik der „Erklärungen“ und spricht sich für die Methode der Beobachtung und Beschreibung aus.

Lemberg. W. v. Moraczewski.

Baumann, Dr. ord. Prof. **Jul.**, Über Willens- und Charakterbildung auf physiologisch psychologischer Grundlage. Berlin, Reuther & Reichard 1897. 86 S. M. 1.80.

Es ist das Verdienst des Verlags, in einer „Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie“ (herausg. von Geh. Oberschulrat Schiller u. Prof. Ziehen), zu der das vorliegende 3. Heft gehört, die Ergebnisse der modernen physiologischen Psychologie für die Lehrerwelt in Kleinmünze umzusetzen. Ohne Frage ist das vorstehende Thema für die wissenschaftliche Pädagogik eins der wichtigsten, namentlich seit dem Wiederaufleben Herbarts vor etwa 25 Jahren, ja vielleicht das bekannte „Prinzip“ des „erziehenden Unterrichts“, als welches es freilich von Baumann nicht besonders hingestellt scheint. Die ersten Hefte besprachen den „Stundenplan, ein Kapitel aus der pädagogischen Psychologie und Physiologie“ von Schiller und „die praktische Anwendung der Sprachphysiologie beim ersten Leseunterricht“ von Gutzmann. — Wenn wir heutzutage Charaktere brauchen und in der Schule durch den Unterricht bilden wollen, so dürfte die hohe Bedeutung gerade des vorliegenden Heftes ohne Zweifel sein, aber mehr als wo anders kann hier für die Psychologie aus der praktischen Anwendung Vorteil abspringen. Man konnte vom Verfasser, der sich im Vorwort als früheren Gymnasiallehrer vorstellt und durch mancherlei Publikationen auf pädagogischem, ethischem, ja theologischem Gebiete bekannt ist, etwas Tüchtiges erwarten, so schwer auch das Thema infolge der Neuheit der Auffassung, des Umfangs der Probleme, der Notwendigkeit allgemeiner Verständlichkeit für den betreffenden Zweck war. Dazu kommt, dafs meines Erachtens die gesicherten Resultate, die hier doch allein Platz finden dürfen, gering sind und vorläufig Gefahr ist, dafs man an der Oberfläche klebt oder abbiegt in zweifelhafte und weniger hergehörige Dinge. Dabei wäre auch die Mahnung zur Vorsicht für Lehrer, die der Begeisterung für Einseitigkeiten und Neuheiten zugänglich sind, durchaus am Platze!

Ob Baumann diesen Klippen entgangen ist, möge

I. nach der allgemeinen Seite der Darstellung,

II. in Bezug auf die Psychologie (und Ethik),

III. in Bezug auf den pädagogischen Gehalt

geprüft werden.

Wenn die Sammlung auch für Elementarlehrer bestimmt scheint, so dürfte das vorliegende Heft nicht gerade leichte

Lektüre bieten, zumal, da auf dem Seminar meist keine Zeit für Psychologie ist, dieselbe auch ohne den Einschlag der Pädagogik meines Erachtens nicht nötig oder zweckmäfsig ist. Zunächst die Einteilung Baumanns in lose und ohne Zahlen gekennzeichnete Abschnitte (Bedeutung des Physiologischen für das Moralische und Geistige überhaupt, Wille in physiologischer Bedingtheit, Entwickelung und Bildbarkeit desselben, Hauptgesetze der Willens- und Charakterbildung; Ausbildung moralischer Haupteigenschaften, Zum Moralisch- und überhaupt Geistig-Pathologischen (Ref.: Ein Nachtrag zum 2. Abschn.), Beneke und Herbart über Willensbildung), innerhalb deren selbst die Übersicht infolge von Mangel an Gedankenfortschritt zuweilen erschwert ist, entspricht weniger dem vorliegenden Zwecke als vielmehr der „Moderne", vom logischen Zwang sich zu „emanzipieren", wie dies in Wissenschaft, Litteratur, ja selbst in der Predigt immer häufiger wird. Es ist ein Vorzug, in einer jetzt üblichen knappen Inhaltsangabe, statt in hölzerner Disposition den Überblick zu erleichtern, aber wir wollen es dem alten Wolff nicht vergessen, dafs er dem deutschen Geiste den heilsamen Zwang einer — wenn übertrieben, freilich lächerlichen — Dispositionsweise eingeimpft und deutscher Wissenschaft die Fähigkeit der gewaltigen Arbeit des Idealismus gelehrt hat. Gerade der Philosoph muss auf der Warte stehen, die geschichtliche Kontinuität zu wahren, vor Oberflächlichkeiten zu warnen: es ist der allgemeine Zug der Zeit, vor lauter „Inhalt" der einströmenden Gedanken die „Form" der psychisch so wichtigen „Koordination" zu übersehen und von jedweder Abgrenzung und anschaulicher Klarheit abzusehen. Der „Pan" und „Musenalmanach" mit dem Illusionismus der Wasserfarben und ohne Reim und Versmafs, die modernen Schauspiele, die sich nur aus technischer Opportunität an die Einteilung in Akte und Scenen anpassen, der farbenarme, ins Grau der Theorie schillernde „Verismus", der auch des Zeichnens entbehren zu können meint, aus der nervösen Hast geboren und allmählich zum Liebkind geworden, all diese breiten Tagesströmungen, die den klar-konservativen Schulzwang verdrängen, dürfen die Hochschule und — auch für die Lehrer ist das Beste gut genug — Volksschule nicht bespritzen. Schon die flüchtig hingeworfenen Citate Baumanns, die gerade für den weiter strebenden Lehrer — und ihrer sind viele — ungenügend sind, müssen dem, der die Litteratur nicht beherrscht, so als überflüssiger Ballast erscheinen: entweder ordentlich und genau oder für diesen Fall gar nicht. In der umfassenderen Aufzählung S. 19 könnte

wirklich manches fehlen, anderes hinzugefügt werden. Ein Citat der Zeitschrift für „die Kinderfehler“, die in dem bekannten Langensalzaer pädagogischen Verlag von Trüper herausgegeben, weiterer Verbreitung würdig scheint, dürfte nicht vermifst werden. (Später als Baumanns Heft erschien: Jäger, Wille und Willensstörungen, der einen im Münchener Kongrefsbericht nur kurz abgedruckten Vortrag überarbeitet. Jäger ist redlich bemüht, vom modernen psychopathologischen Standpunkt aus seine Aufgabe mit einer für einen Theologen heute anerkennenswerten Belesenheit durchzuführen; ich finde allerdings nichts Neues und statt einer Zusammenfassung eher ein Vielerlei in schematischen Versuchen.)

In dem Schlufsabschnitt über Beneke und Herbart, in dem Baumann auf inhaltlich dürftigen 1½ Seitchen den geschichtlichen Zusammenhang mit der bisherigen Willensbildung darlegen will, fehlt's nicht an Mifsverständnissen und Mifsverständlichkeiten. Meint z. B. Baumann, dafs das „Objektive“ des Herbartschen Charakters der erziehlichen Einwirkung unzugänglich sei, so ist dagegen etwa auf Willmann, Herbarts Pädagogische Schriften I, 458 zu verweisen. Die Oberflächlichkeit Baumanns wird geradezu zum Schnitzer, wenn er S. 86 in dem Citat, das man wieder mühsam bei Herbart selbst suchen mufs (Willmann I, 518) „Wohlwollen“ als „Naturgefühl“ im Sinne psysiologischer Voraussetzung, also des natürlichen Gefühls auslegt, während Herbart das Gefühl gegen die Natur meint, was Lotze [1]) Pietät nennt. Baumann hat Herbart studiert und öfter hübsch citiert, aber ob er ihn in sich verarbeitet und sein Feld abgegrast hat, wird vielleicht die Herbartsche Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik ihm sagen. Zum Erweis, dafs von Herbart die „grofse Bedeutung des Physiologischen sogar in einer idealisierenden Weise vorausgesetzt wird“, wären von Baumann andere Stellen heranzuziehen. Es hat das auch seinen Grund in der Unklarheit über den Begriff der physiologischen Psychologie, die, wie freilich noch unsere ganze Psychologie, so besonders das vorliegende Heft beherrscht. Es wird nämlich das Physiologische bald mit Recht genetisch-biologisch für die Psychologie verwendet, bald mit dem Unrecht der Übertreibung kausal vereinseitigt, als ob es kein Gegengewicht vom „Geiste“ her gäbe, was freilich, wie es für die vorliegende Arbeit nötig war, rein theoretisch ausdrücklich bejaht wird.

---

[1]) Vergl. meine „Prinzipien der Ethik und Religionsphilosophie Lotzes“ S. 68.

Das Verhältnis von Leib und Seele kann wegen der Mannigfaltigkeit der Beziehungen und Bedeutungen, die man nicht durcheinander werfen darf, hier nicht mit zwei Worten erledigt werden, nachdem sich Hunderte daran den Kopf zerbrochen haben. Aber gerade darum mufste Baumann es viel ausführlicher und illustrierter für Lehrer darstellen. Beispiele, die die Einzelheiten ins Licht gesetzmäfsiger Zusammenfassung rückten, wie etwa das Samenkorn, das in der Erde Spaltung und Nahrung empfängt, aber doch ein Selbständiges wird, durften nicht fehlen, um nicht den Schein eines in der Wissenschaft überwundenen Materialismus aufkommen zu lassen und zu eigener Klarheit zu verhelfen. Oberflächliche Arbeiten psychologischer Pädagogik von Männern der Praxis haben wir reichlich; hier mufste etwas Gediegenes erwartet und gefördert werden.

Wenn Baumann ferner öfter den Weltweisen von Weimar citiert — jeder grofse Mann ist ja Pädagog, weshalb man z. B. den Alten Fritz in die Langensalzaer Sammlung pädagogischer Klassiker aufnahm, aber soviel ich weifs, nicht Goethe —, so sollte ein Professor doch den Namen so schreiben, wie es der Träger und die wissenschaftliche Tradition wollen und nicht auch öfter: ö. Freilich schreibt ein Hildebrand in Grimms Wörterbuch „ö“ aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, aber — konsequent! An Druckfehlern ist für Lehrer noch zu vermerken: Yate statt le-College, Kontrole statt Controle oder Kontrolle, ein Fehler, der in der physiologischen Litteratur „fortlaufend“ zu werden droht, wohl als Rückbildung der Analogiebildung von „Protokoll“ an sich richtig, aber widersprechend der durch die kurze Aussprache entstandenen Tradition. Wer wird in „Nummer“ die einmal eingeführte Verdoppelung des m ablehnen, weil das lateinische Mutterwort ein einfaches m aufweist! Der Eindruck des vorliegenden Hefts ist nicht zu verwischen, als ob der Setzer dem vielbeschäftigten Professor auf die Finger geguckt habe. Eine zukünftige wichtige und dankenswerte Psychologie der Pädagogik dürfte diese Arbeit nicht übergehen, aber auch von derselben lernen, Fehler zu meiden und an pädagogischen Klassikern mit der Überfülle immanenter Psychologie mehr anzuknüpfen.

II. Die psychologische Theorie des Willens von Baumann scheint den mir nicht recht einleuchtenden Anspruch von Eigen- und Neuheit zu erheben, indem sie sich ausdrücklich wie indirekt mit anderen Theorieen (Wundt, Herbart) auseinandersetzt. S. 17: Erst der durch Erinnerungsbilder beeinflufste Trieb sollte als Wille bezeichnet werden, insbesondere jedes Wählen

setzt Erinnerungsvorgänge voraus. S. 19: wird der Wille zu den am meisten zusammengesetzten Seelenäufserungen gerechnet. S. 18: stimmt BAUMANN dem Citat MÜNSTERBERGS zu: Wunsch sei von Lustgefühlen begleitete Vorstellung zukünftigen Geschehens, in der Begierde trete eine Vorstellung der Geschehensmöglichkeit hinzu, beim Willen die Ausführung. S. 26: folgt der Wille als Bethätigung auf Vorstellung und Wertschätzung. Das ist noch ganz die logicistische Art, die Bausteine des Vorstellens u. s. w. durcheinander zu würfeln und neue Kombinationen zu finden, statt die wohl tendierte Energieumformung vom Trieb aus zu verfolgen. Abgesehen von der mindestens mifsverständlichen Form, als ob die logische Stufenfolge MÜNSTERBERGS durch ein accessorisches Element entstehe, statt durch einen psychisch qualitativ verschiedenen Vorgang, ist es doch geradezu falsch, den Wunsch als einen vorstellungsmäfsigen Vorgang, der freilich eine „intentionale" Beziehung auf etwas Willensmäfsiges in sich birgt, ohne weiteres zusammenzustellen mit dem Begehren, das willensmäfsigen Charakter hat und dabei freilich eine bestimmte Zielvorstellung einschliefst. Nennt man solche Komplexe etwa analog der Neuroneneinheit eine Psychoneneinheit, so erhellt die heterogene Art von Wunsch und Begehren, die freilich auch z. B. VON EHRENFELS in seinem „System der Werttheorie" 1897 nicht berücksichtigt wird. Unrichtig ist's auch von BAUMANN, die Voraussetzung des Willens allgemein in einen Gefühlsthatbestand zu setzen. Wie viel mehr „wollen" wir ohne Gefühl, sei's der Lust, sei's der Unlust (Strafe), sondern aus Pflicht, Gewohnheit. Der andere, die Gesamtheit oder Tradition mag durch die Willensforderung an uns irgendwie dies Gefühl ersetzen, indem das Ziel unseres Wollens lustfördernd wirkt, aber Gefühl ist auch nicht genetisch ohne weiteres Motiv alles Wollens; ich werde immer mehr bestärkt in meiner Ansicht, die ich in Zeitschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinnesorgane XIII, 238 äufserte, dafs Gefühl und Vorstellung in ihrem gegenseitigen Verhältnis als Transversal- und Longitudinalschwingung einer psychischen Energiequalität hypothetisch zu verstehen sind, um zu einer befriedigenden Theorie endlich zu gelangen. Falsch ist's auch, im Willen die „Effektivität" als Wesentliches zu sehen, wogegen schon LOTZE ernstlich Front machte; einmal nämlich richtet sich der Wille nicht blofs nach aufsen, sondern auch nach innen, und das geschieht auf bestimmter Physikstufe nur bahnend bezw. hemmend, andererseits ist die äufserliche Ausführung nichts Psychisches.

Der Wille entsteht nach Baumann aus Trieben, die jedoch nicht selbst schon Wille heifsen dürfen (gegen Schopenhauer und Wundt) und körperlich bedingt sind. Die Triebe sind nämlich nach Baumann auch in der Form des Wissenschaftstriebes u. s. w. ursprünglich spontan, wenn auch erst im Laufe der körperlich-geistigen Entwicklung. Die Rätselhaftigkeit des Willens ferner, bezw. der Widerstreit des Doppelich soll sich nach Baumann lösen, indem die zuerst spontane Effektivität, die allmählich verbunden war mit Vorstellung und Wertschätzung, von diesen wieder angeregt wird, wie bei der Association, kurz die unwillkürliche Bethätigung geht der willkürlichen voraus. Dabei dünkt's mich, eine schiefe Verallgemeinerung, das, was für die Entstehung galt, auf die Wiederholung des Willens zu übertragen, wodurch nicht blofs die persönliche Selbständigkeit, sondern auch eine hauptsächliche Äufserung derselben wie die „formative Energie“ des Bahnens und Hemmens unterdrückt wird.

Es fragt sich: Ist der Wille im Stirncentrum Wundts bezw. der frontalen Associationssphäre Flechsigs, den Baumann kennt? Diese Frage hat zwar noch lange nicht die endgültige Antwort gefunden, jedoch ist sie so wichtig-modern und zugleich ein alle anderen Erörterungen umklammerndes Beispiel „physiologischer Psychologie“ für die höheren Centren, das sich Baumann angesichts der Fassung seines Themas nicht hätte entgehen lassen sollen. Mögen Flechsigs Associationssphären im einzelnen anatomischen Befund anfechtbar sein, deshalb sind die Psychologen, die davon nach Vogt nichts verstehen sollen, dafür interessiert, weil in dem Flechsigschen Aufrifs ein systematischer Rahmen von Psychoneneinheiten geboten und so eine Bewegung, Energieübertragung verschiedener psychischer Sphären ermöglicht wird.

Zugegeben ferner, dafs das Ich heute eine mifsliche Position einnimmt, aber einmal läfst es sich praktisch nicht umgehen, andererseits ist's von Baumann hie und da angerührt, ja vielleicht entpuppt es sich noch einmal als Korrelat des Willens, und der Charakter, von dem Baumann zu reden hat, ist doch immer der eines Ich, eine Bestimmtheit desselben, auf die Umgebung wie auf die Einwirkungen intrapsychischer Centren zu reagieren. So relativ und entwicklungsfähig das Ich ist, dessen Mannigfaltigkeit vielleicht nur in der Einheit der „Körperfühlssphäre“ zum Bewufstsein kommt, das Ich steht dem Sprachgefühl nach in Zusammenhang mit dem „Charakter“. Auf eine funktionell-ko- bez. subordinative Bedeutung scheint Baumann

denselben zurückführen zu wollen, wenn er ein „Zusammenwirken aller Hauptseiten menschlichen Wesens zu einer einheitlichen und dabei fest und grundsätzlich gewordenen Gesamtart“ findet. Aber abgesehen von dem Vagen und Relativen dieser aufgestellten Maſstäbe muſs die Subordination, die den Aufriſs der Psychik beherrschen muſs, wie im Ich so im Charakter zum Ausdruck kommen.

Noch ist auf die Bildbarkeit des Willens zurückzugreifen, S. 29: Wo die elementaren Anknüpfungspunkte des effektiven Willens da sind, aber schwach, da werden die Vorstellungen wohl gebildet, aber diesem schwachen antecedens folgt ein schwaches consequens des Willens, kurz das antecedens der Vorstellungen und Wertschätzung darf nicht bloſs geklärt und verstärkt werden behufs Willensbildung, sondern zunächst jene elementaren Mittel. Dieser Forderung liegt eine Einseitigkeit der Willensauffassung, die schon bei der Entstehung des Willens berührt war, zu Grunde, sofern der Wille nicht bloſs an derselben Vorstellung emporrankt, sondern auch auf anderen, vielleicht unmittelbareren Wegen in Muskel und Nervenenergie, zunächst natürlich egopetal, um dann die Vorstellungen egofugal kräftig zu fassen in „formativer Energie“ der Bahnung. Sicherlich kann es genügen, im Unterricht durch die Klärung der Vorstellung an den Willen heranzukommen; ein andermal wird der Lehrer durch strammere Anziehung der muskulomotorischen Körperhaltung infolge des Nachahmungs- und Autoritätstriebes den Willen auf ideomotorischen Bahnen des Kindes erregen. Dies Leugnen heiſst dem erziehenden Unterricht den Lebensnerv durchschneiden und den Willen zu sehr an die Kette einzelner Basalganglien legen und die Einheit des Psychischen zerstören.

Der Raummangel verbietet, ausführlicher auf die entwickelten Theorieen der Ethik einzugehen, es sei nur bemerkt, daſs Baumann S. 56 ff. 1) die Thätigkeit, 2) das Wohlwollen, 3) die praktische Verständigkeit als ethisch-pädagogische Prinzipien aufstellt, und daſs er unter 2) auch die Wahrheitsliebe wie die geschlechtliche Zügelung subsumiert. Was gesagt wird, ist verständig und nüchtern; jedoch wäre die systematische Theorie der Ethik, die bekanntlich neben der Psychologie als gleichwichtiger Faktor in der Pädagogik dasteht, wenigstens im Umriſs zu wünschen. Was an Litteratur bekannt ist, genügt nicht mehr, da heute die Ethik sich immer mehr auf Psychologie aufbaut, die ja Baumann umgestalten wollte für die Pädagogik.

III. In Bezug auf den pädagogischen Zuschnitt ist's bei dem Interesse, das BAUMANN für HERBART bekundet, wunderbar, dafs er dessen Grundgedanken des erziehenden Unterrichts, d. h. gerade den Willen durch Unterricht zu bilden, völlig in den Hintergrund schiebt. Freilich nicht sowohl der Wissensstoff ist gemütbildend, sondern die planmäfsige, geordnete Bewältigung desselben: es wird dabei jede Ablenkung durch sinnlich-muskuläre Funktionen niederer Sphären gemieden und die Seele gezwungen „bei sich zu sein“, ohne in egofugalen Entladungen abzuspringen, wozu die Sprache wohl nicht gehört, denn ihr Charakter, das Denken zu spiegeln, schliefst vielmehr den egotalen Stromkreis. Wissen also übt nicht ohne weiteres das System des Gemüts ein, wohl aber scheinen die ideellen Faktoren im weitesten Sinne des Worts eher dazu geeignet als die peripherischen Funktionen.

Statt das naheliegende Verhältnis von „Zucht“ und „Regierung“ etc. auf psychologischer Grundlage moderner Art zu behandeln, werden in fast ermüdender Breite Beispiele aus der Psychiatrie zusammengetragen, wie sie dem Fachpsychologen heute leicht zur Verfügung stehen, dem Lehrer aber mehr zu einem in diesem Punkte beliebten Wissensmaterialismus (vergl. die erbliche Belastung unserer Romane) verhelfen als zur ruhigen Klarheit planmäfsiger Charakterbildung. Man müfste nach BAUMANNS Stoffauswahl, die durch Betonung des Physiologischen erklärlich wird, meinen, dafs die Schule ein Irrenhaus sei. So steht's jedoch mit den „Kinderminderwertigkeiten“ noch nicht, obgleich sich auch in niederen Ständen erschreckende Degenerationen zeigen und der Schulfreund einen ganzen Sack von guten Vorschlägen hat: staatlich endlich die Vetternheiraten zu verbieten, was den biologischen Ergebnissen der Wissenschaft (über Amphimixis) entspräche, die durchgehende Einschulung der Kinder erst mit oder nach dem 6. Lebensjahr (in Preufsen sind's erst höchstens 40 %), Fortbildungsschulen als Mittel zur abschliefsenderen Erziehung, Reform der Lehrerseminarien durch mehr wissenschaftliche Fermente etc. An einzelnen Stellen hätte ich statt der Multa ein Multum gewünscht, z. B. dafs, während die linke BROCAsche Stirnwindung der Wortbildung dient, die rechte für die Melodie bestimmt ist, und dafs die linke die stärkere Seite ist infolge der näheren Herzlage und nur durch den bekannten Chiasmus der Schein der stärkeren Rechten erweckt wird.

Aber ob die Schulpraxis die Genauigkeit BAUMANNS in Bezug auf die einzelnen Aphasieformen nötig macht?

Noch ein bedenkliches Manko ist die Übergehung der Religion, die kaum ein Pädagog bei der Charakterbildung bei Seite schiebt. BAUMANN erwähnt wohl die Religion, aber entweder wie S. 71, um sie als Nebensache zu erklären oder ohne systematische Einordnung. Vorläufig gilt freilich unserer Zeit die Religion als ziemlich überflüssig für das Geistesleben, speziell BAUMANN hat anderswo sein intellektualisierendes Credo 24 mal mit dem theosophisch-buddhistischen Ausblick auf eine Seelenwanderung abgelegt, ohne freilich in der „Christlichen Welt“ besonderen Anklang gefunden zu haben. Wann wird wenigstens die allgemeine Bildung in der Religion, das Verständnis derselben, besser werden? Ein tief wissenschaftliches Buch wie die Sozialphilosophie von STEIN (Stuttgart 1897) fordert z. B. eine allmähliche Überwindung der lebensverneinenden Elemente innerhalb der historichen Religionen, welche die Daseinsfreude etc. schwächen. Wann wird man den gerade weltüberwindenden Faktor des Christentums als psychiche Potenz und kortikale Energieumformung in psycho - biologischer Anschauungsweise würdigen, von der freilich auch die Psychotherapie (Psychiatrie) noch fern ist? Auf Suggestion hat man wohl die Religion zurückgeführt; statt der Suggestion als Psychotherapie sei die Religion als Naturheil- und Entwickelungsmittel empfohlen. Kann man erziehen ohne diesen Grundzug menschlichen Geistes? Freilich ist die Religion kein Monolog (irgend eines begrifflichen Monismus), den auch das moderne Schauspiel als naturunwahr verwirft, sondern ein Dialog mit dem Allmächtigen, ist keine Mischform von allerlei Gutem, Schönem und Wahrem, wie der Flieder etwa Sambucus und Syringa ist, sondern der eine echte Ring, der Gott und Mensch zusammenbindet. Das ist Empirie!!

Alt-Jessnitz. VORBRODT.

Dessoir, Max, Geschichte der neueren deutschen Psychologie. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Erster Halbband. Berlin, Carl Duncker 1897. 356 S. 8°. M. 8.—.

Sogleich im ersten Satz der Vorbemerkung hebt Verfasser besonders hervor, daſs diese neue Auflage als eine völlig neue Bearbeitung angesehen werden möchte. Wir wollen dies ohne weiteres thun und mit der allgemeinen Frage den Anfang machen: ist es nicht fast ein Widerspruch, eine Geschichte und dazu noch eine Spezialgeschichte einer Wissenschaft wie die

Psychologie zu schreiben, welche als Wissenschaft bestenfalls ja erst im Werden begriffen ist? Doch gerade dieser anscheinende Widerspruch wäre an sich ganz wohl geeignet, aus einer Geschichte der Psychologie etwas sehr Anziehendes zu machen. Vorausgesetzt, man wäre sich über das Ziel der Psychologie genügend klar, dann könnte man nämlich durch eine geschichtliche Betrachtung sehr schön zeigen, was unsere neueste wissenschaftliche Psychologie mit der frühesten und ältesten sowohl verbindet, als wie sie sich von ihr unterscheidet, und endlich bis wie weit das gemeinsame Ziel der Psychologie zurückreicht und mit welchen Mitteln einzig und allein es durchführbar wäre. Eine eigentliche Geschichte freilich möchte so was wohl schwerlich genannt werden. Aber auf welche Weise sonst noch gerade eine Geschichte der Psychologie gestaltet werden könnte, wüfsten wir allerdings nicht zu sagen. Und ob sich Verfasser mit dieser Frage beschäftigt hat, und ob er nicht im Gegenteil mit seiner Geschichte der neuesten deutschen Psychologie vielleicht etwas anderes, als wir angedeutet haben, will: dies müssen wir wenigstens vorläufig und bis auf weiteres dahin gestellt sein lassen. Denn vom ganzen (in Aussicht gestellten) Werke liegt nur erst der erste Halbband vor. Dieser also höchstens ersten Hälfte erster Teil umfafst das gesamte 18. Jahrhundert, jedoch ohne Kant. Vorausgeschickt (S. 1—32) ist eine psychologische Gesamteinleitung, welche mit Descartes und seiner Schule abschliefst. Und als eine Art (im Verhältnis zum übrigen Inhalt) zweiter Einleitung mufs man wohl den Abschnitt (S. 34—46) über Leibniz betrachten. Denn von diesen beiden Anfangsbestandteilen hebt sich alles Übrige als die spezifische deutsche Aufklärungsepoche ab. Wie schon gesagt, wir wissen nicht, was Verfasser mit seinem sehr breit angelegten Werke will. Ist es vielleicht nur seine Absicht, ein Stück Kulturgeschichte zu bieten und zu zeigen, wie die Psychologie mit der philosophischen Spekulation nicht nur, sondern auch mit der Litteratur und allgemeinen Kulturströmung überhaupt in der vielfältigsten und ausgedehntesten Weise verflochten ist? Oder möchte Dessoir überdies mit seinem Werke der wissenschaftlichen Psychologie dienen? Wenn dies letztere zutreffen sollte, dann müfste Verfasser allerdings wesentlich anders fortfahren, als er sich uns in diesem Halbband vorgestellt hat. Zwar finden wir darin manche feine Zwischenbemerkungen. Man sieht, wie Dessoir wohl einige Ahnung davon hat, dafs die wissenschaftliche Psychologie noch etwas mehr voraussetzt, als nur ein schulgerechtes Denken und exakte naturwissenschaftliche Kennt-

nisse. Diese aufklärende Orientierung und allgemeine Kritik tritt indes hinter der breiten Masse des historischen Stoffes so sehr zurück, dafs uns Dessoir (bis jetzt) nur ein sehr ausführlich und fleifsig bearbeitetes spezielles Gebiet deutscher Kultur, aber noch so gut wie nichts von einer im Dienste der wissenschaftlichen Psychologie vollbrachten Arbeitsweise gezeigt hat. Und die Sache auch rein geschichtlich betrachtet, kann man das Buch von Dessoir nicht als ein Ganzes und im Zusammenhange lesen. Es ist eben auch kein Geschichtswerk, sondern nur eine Materialiensammlung mit reichlichen Litteratur-Angaben.

Die deutsche Aufklärungsepoche des 18ten Jahrhunderts, an sich wenig geeignet, ein bedeutsames historisches Gemälde zu liefern, stellt, wenn aus diesem Stoff dennoch etwas gemacht werden soll, gerade um so höhere Anforderungen an den Historiker. Dieser müfste aus seinem Eigenen sehr viel dazuthun, wenn er etwas mehr als nur eine brauchbare Notizensammlung bieten möchte.

Aber mehr als eine Sammlung dieser Art hat uns Dessoir in seinem Buche nicht geboten. Und er selbst scheint dies, wenn auch vielleicht nicht beabsichtigt, dafür doch um so deutlicher gefühlt zu haben. Denn er spricht (S. 115) von einem litterarischen „Massenbetrieb“, der dem „Berichterstatter“ nur übrig lasse, dafs er sich den „Demütigungen des Irrtums und der Unvollständigkeit geduldig aussetze“. Wir unserseits verzeihen Verf. allfällige Irrtümer und Unvollständigkeiten dieser Art sehr gerne und haben nur noch in aller Kürze zu schildern, wie sich Dessoir in seine breiten Wogen stürzte und darin weniger schwimmt als ein- und untertaucht.

Dem eklektischen Wolffianismus, der sich in rationale und empirische Wissenschaften ganz nebeneinander und Hand in Hand ausdehnte, weifs Verf. nicht anders beizukommen, als dafs er ihn auf nicht weniger als sechs in seinem Buche weit auseinanderliegende Schichten verteilt. Zuerst ist Christian Wolff und seinen nächsten Schülern und Gegnern (S. 64 bis 108) ein besonderer Abschnitt gewidmet. Dann S. (109 bis 115) folgt ein kleines Kapitel über „deutsch und französisch schreibende Eklektiker“. An dritter Stelle machen wir Bekanntschaft (S. 165--209) mit der Schulpsychologie, welche ihrerseits in „rationale“ (Eberhard und Tiedemann) und „empirische“ (Sulzer und Konsorten) zerfällt. Nun folgt als vierte Kategorie die naturwissenschaftliche Psychologie (S. 210—248), und zwar in doppelter Gestalt: als

„physiologische" (ERNST PLATNER und MICHAEL HISSMANN) und als „Assoziationspsychologie" (MAASS, HOFFBAUER, MARCUS HERZ und L. N. JAKOB).

Die Popularphilosophie als fünfte Gruppe bezeichnet (S. 249 ff.) abermals eine Reihe Eklektiker (BASEDOW und ähnliche), und zuletzt im sechsten Gliede erscheinen als Vertreter der „objektivistischen" Richtung der analytischen Psychologie (S. 326—356): LAMBERT und TETENS.

Der deutschen philosophischen Aufklärungsepoche entsprechend, befaſst sich das Buch hauptsächlich mit diesem Eklektizismus. Als zwischen eingeschobene Betrachtungen sind zu verzeichnen:

1) der englisch-französische Einfluſs (LOCKE, HARTLEY, PRIESTLEY — MALBRANCHES, ROUSSEAU — (S. 116 bis 134),

2) ein kulturgeschichtlicher Hintergrund (S. 135 bis 164) im Zwielicht mehrerer, als Rationalismus und Sentimentalismus bezeichneter Litteratursonnen (GOTTSCHED, HERDER, LENZ),

3) (S. 301—307) psychologische Tagebücher und Romane (HALLER, LAVATER, Fräulein KLETTENBERG),

4) THOMASIUS und die praktische Psychologie (S. 47—63). Dieser Abschnitt enthält neben THOMASIUS die französischen Einflüsse des 17. Jahrhunderts (MONTAIGNE, CHARRON, PASCAL) und erstreckt sich bis auf die Aphorismen von LICHTENBERG.

An Stoff, wie man sieht, fehlt es also nicht. Und neben fortlaufenden bibliographischen Mitteilungen sind auch groſse Verzeichnisse der psychologischen Magazine und der ästhetisch-moralisch-litterarischen Zeitschriften jener Zeit nicht vergessen. Daſs diese Stoffsammlung als Beitrag zur Kulturgeschichte und bibliographisches Hilfsmittel ihren Wert hat, wollen wir gerne hervorheben. Aber zur Orientierung in der Psychologie kann das Buch nur sehr wenig in Betracht fallen. Wir befinden uns darin wie mitten im Ozean: was am fernen Horizont auftaucht, können wir nicht erkennen. Wir wissen nicht, ist's Land oder nur eine Nebelbildung.

Und insoweit wir uns auf dem Lande selbst befinden, ist's nur eine unter unseren Füssen fortrutschende Masse, wie ein Schuttfeld oder Sandbank. Inzwischen bleibt abzuwarten, was Verf. weiter und als Fortsetzung seines Werkes bringen wird. Daſs sich DESSOIR als Historiker gerade auf die deutsche Psychologie beschränkt und insbesondere das 18. Jahrhundert

so ausführlich, wie wir gezeigt haben, behandelt: dies allerdings ist — auf dem Standpunkt des Psychologen — kein sehr günstiges Wetterzeichen.

Zürich. R. WILLY.

Rehmke, Prof. Dr. J., Aufsenwelt und Innenwelt, Leib und Seele. Rektoratsrede. Greifswald 1898. Julius Abel. 48 S. 1,20 Mk.

Nachdem er über denselben Gegenstand (Leib und Seele, Aufsenwelt und Innenwelt) in seinem Lehrbuch der allgemeinen Psychologie schon sehr ausführlich gehandelt, konnte es wohl nicht mehr Absicht des Verfassers sein, in vorliegender Abhandlung und Festrede etwas Neues und anderes zu sagen. Aber mit besonderer Sorgfalt und in zusammengefafster Gestalt hat Verfasser seine Herzensmeinung über sein Lieblingsthema bei feierlichem Anlafs ausgesprochen. REHMKE betrachtet das Problem von Aufsenwelt und Innenwelt als philosophischen Scheideweg: hier an diesem Punkte, glaubt der Philosoph, käme keiner glücklich vorüber, wenn er nicht mit ihm derselben Spur folge. Sehen wir uns also rechtzeitig vor, ob wir bei jenem Ruf und Mahnstimme des Philosophen nicht alles auf das Spiel setzen. Denn REHMKE sieht in seinem Problem den Eckstein, den Ausgangspunkt und Grundlage der höchsten Erkenntnis und widmet demselben sein ganzes Pathos, all seinen Scharfsinn und durchdringende dialektische Kraft, seinen Fleifs, Erfahrung und bestes Wissen.

Vorerst daher, um später einige Erläuterungen und Ergänzungen unsererseits anzuschliefsen, betrachten wir die Darstellung von REHMKE und stellen uns Hauptsätze und Hauptargumente derselben in aller Kürze und Deutlichkeit vor Augen.

Die Unterscheidung von Aufsenwelt und Innenwelt ist eine unumstöfsliche Thatsache. Und zwar besagt diese Thatsache ein Doppeltes: 1. Der sinnlichen Aufsenwelt und Einzeldingen (Körper-Individuen) steht gegenüber das nichtsinnliche, als Denken, Fühlen und Wollen bestimmbare Seelen-Individuum; 2. Ding-Individuum und Seelen-Individuum stehen (erfahrungsgemäfs) in innigstem Zusammenhange miteinander, und da nun für die Erklärung eines in der Erfahrung vorhandenen Zusammenhangs nur Kausalität und Wechselwirkung zur Verfügung stehen, so ist folglich die Gemeinschaft zwischen Leib und Seele durch Wechselwirkung zu erklären.

Die tiefe und durchgängige Verwandtschaft dieser Philo-

sophie und Psychologie mit dem älteren, bald mehr spiritualistisch, bald mehr materialistisch gefärbten Animismus hebt Rehmke selbst (S. 7 u. 31) ausdrücklich und mehrmals hervor. Und die einzige und, verglichen mit andern von seinem Standpunkt abweichenden Ansichten, vom Verfasser selbst als unwesentlich bezeichnete Änderung nun, welche er mit dem Animismus vorgenommen hat, besteht denn auch nur in der Bestimmung, dafs das Seelen-Individuum als nichtsinnliches und d. h. immaterielles Einzelwesen bezeichnet wird. Rehmke ist sich selbst (S. 31) sehr wohl bewufst, dafs er sich mit diesen seinen Hauptbestimmungen, worin seine Gesamtanschauung nicht nur, sondern auch ein grofser Teil seiner Psychologie wie im Keime beschlossen liegt, dem Entwickelungszug der jüngsten Richtung mit aller Macht entgegenstellt. In meiner Erwiderung (vgl. diese Zeitschrift 1897, Heft 3) auf die Bemerkungen, womit Rehmke meine Kritik seines Lehrbuches der allgemeinen Psychologie beantwortete, sagte ich: Anschauung ist alles, auch das Denken ist nichts als nur ein zusammengezogenes und zugleich erweitertes Anschauen. In noch mehr verschärfter und mit Rücksicht auf den besonderen Fall etwas modifizierter Wendung fahre ich daher einfach hier anschliefsend fort und bemerke weiter: Die Unterscheidung von Aufsenwelt und Innenwelt ist nur so lange eine Thatsache, als man sich selbst gewissen überkommenen Begriffen ausliefert und nun nicht mehr fühlt, dafs sich die reiche, zu vielfältigen Gesichtspunkten Anlafs bietende Erfahrung gar nicht auf eine stereotype, durch kontradiktorisches Ja und Nein schön abgerundete und sorgsam behütete Begriffsformel reduzieren läfst. Was liegt nicht alles in der Aufsenwelt und Innenwelt?! Zuerst sind da die Körper: Ausdehnung, Farbe, Gestalt bald mehr in ruhender Zuständlichkeit, bald in stärkerer Veränderung, eins aufs andere folgend. Und ein Körper ist auch unser eigener Körper. Wenn wir indes bedenken, dafs es beispielsweise ganz was anderes ist, ob wir als Henker einen armen Sünder foltern oder selbst als Delinquent gefoltert werden, dann müssen wir wohl fragen, wohin gehört nun unser eigener Körper, zur Aufenwelt oder zur Innenwelt? Oder ist es vielleicht gestattet, nach Belieben wie durch eine Thüre von der Aufsenwelt zur Innenwelt und umgekehrt überzutreten? Und nun gar erst die ganz im Innersten darin liegende Innenwelt? — das geheime Kabinett von Denken, Fühlen und Wollen! Was anderes stelle ich denn vor, als Bilder und Schattenrisse von Menschen und Sachen? Und sogar immer

erst dann, wenn ich diese sinnlichen Sachen zuvor wahrgenommen habe. Fallen nun hier die äufsere sogenannte Wahrnehmung und das wahrgenommene Ding nicht durchaus zusammen? Und wenn ja, dann, scheint es, hätten wir nur noch eine Aufsenwelt. Möchten wir aber umgekehrt das wahrgenommene Ding eben gerade als wahrgenommenes ins Innere verlegen, dann bliebe uns ja nur noch die Innenwelt! Diese bekannte grofsartige und tiefsinnige philosophische Schwierigkeit sagt uns ja wahrlich deutlich genug, dafs die Abgrenzung der Erfahrungsinhalte gegeneinander die gröfste Laxheit verträgt, wenn wir es nur nicht versäumen, verschiedene Gesichtspunkte der Betrachtungsweise auseinander zu halten. Welche hauptsächlichen verschiedenen Betrachtungsweisen ich hier im Auge habe, ist heute bekannt genug, da man ja weifs, dafs die Umgebung und unser eigener Körper, obwohl die betreffenden Inhalte beide Male genau dieselben sind, in verschiedener Weise, bald als Wahrgenommenes im Sinne von Empfindung und d. h. als Abhängiges, bald im Gegenteil als in Beziehung zu Empfindung und Wahrnehmung Unabhängiges und d. h. als im besondern Sinne von räumlichen Grenzen und den mechanischen Gesetzen Umschlossenes vorgefunden werden.

Rehmke im Gegenteil macht es gerade umgekehrt: Vor allem trennt und scheidet er in aller Schärfe die gesamte Erfahrung ihrem Inhalte nach in zwei Hälften, eben die sogenannte Aufsenwelt und Innenwelt. Und erst nachträglich, um die beiden Welthälften nicht auseinanderfallen zu lassen, sieht sich der Philosoph genötigt, die (empirische) Wechselwirkung als Bindemittel zu gebrauchen. In alle Einzelheiten der Begründung nun können wir dem Philosophen nicht folgen und begnügen uns in unserer Anzeige und Besprechung mit ein paar entscheidenden Hauptsachen.

Demgemäfs fragen wir: Was besagt die Thatsache der Innenwelt (von der Aufsenwelt, und wohl ganz in Übereinstimmung mit Rehmke selbst, können wir ganz absehen) im älteren und scholastischen Sinne, und wie verhält sich zu dieser Innenwelt der Scholastik die Innenwelt Rehmkes? Der Geist oder die denkende Seele, lehrte einst Descartes, ist impalpabel, absolut einfach, ermüdet nie, sondern denkt immer und ist unsterblich. Diesen Lehrsatz oder Axiom gründete nun Descartes keineswegs auf Erfahrung, sondern seine höhere Einsicht vom wahren Wesen der Seele war dem Philosophen ein Ausflufs a priori und Offenbarung des reinen, von der Er-

fahrung unabhängigen und selbstherrlichen Denkens. Inzwischen, von DESCARTES bis heute, ist es allgemein üblich und so ziemlich stehende Sitte geworden, dafs fast jedermann sich auf Erfahrung beruft und dem 'reinen Denken' kein so unbedingtes Vertrauen mehr schenkt. Dieser modernen wissenschaftlichen Sitte hat sich nun auch REHMKE sehr hübsch unterzogen und stützt sich mit Vorliebe auf Thatsachen der Erfahrung. Und diese verschiedene Stellung zur Erfahrung dürfte denn auch der einzige wesentliche Punkt sein, worin sich REHMKE in Bezug auf das scholastisch theologische Seelendogma von DESCARTES unterscheidet. Diese Differenz ist allerdings bedeutend genug und reicht so weit, dafs ein moderner Seelengläubiger eine gewisse Vorsicht und Zurückhaltung üben und sich bei Berufung auf die Thatsachen hauptsächlich darauf beschränken mufs, die Streiche des Gegners abzuschlagen und das gefährdete Seelenwesen hinter Maske und Schleier so viel als möglich zu verbergen. Dafs die Seele unsterblich sei und immer denke, sagt REHMKE nirgends deutlich heraus. Er begnügt sich mit der Behauptung, die Seele wäre ein absolut einfaches, sich von allem Sinnlichen prinzipiell unterscheidendes Individuum, und deutet im übrigen (S. 42) nur an, dafs immer nur der Leib und niemals die Seele Ermüdung erleide. Um so kecker und zuversichtlicher zeigt sich der Philosoph, wenn er die ketzerischen „Neumaterialisten“ widerlegt. Wenn, sagt (S. 20) REHMKE, wie ihr Neumaterialisten behauptet, die Seele nur einen Dunst, einen Blitz, einen Schaum und Wellenschlag bedeutet, dann begeht ihr ja den argen Widerspruch, dafs nichts an Stelle von etwas träte! Denn wie wollt ihr eine solche Behauptung erfahrungsmäfsig begründen, da es doch keine einzige Erfahrung in unserer Wirklichkeit dafür anzuführen giebt! Wohl aber — eröffnet uns REHMKE weiter — giebt es ein grofses Gesetz der Erfahrung, welches besagt: immer, wenn eine besondere Bestimmtheit eines Einzelwesens verschwindet, tritt eine andere besondere Bestimmtheit derselben Art dafür ein. So z. B. tritt immer, wenn eine besondere Farbe des Dinges verschwindet, eine andere besondere Bestimmtheit (Farbe) derselben Art an ihre Stelle.

Nun, sehen wir weiter zu, wie der Philosoph sein grofses und, wie er besonders hervorhebt, ausnahmsloses Gesetz auf unseren besonderen Fall anwendet. Wäre, bemerkt (S. 20) REHMKE in diesem Zusammenhange, die Seele kein Individuum, sondern nur ein Etwas, das bald verschwindet und bald wieder auftaucht, eine blofse Bestimmtheit unseres Körpers

also, so müfste folglich, in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Gesetz der Veränderung, eine Bestimmtheit vorgefunden werden, die mit dem Denken, Fühlen und Wollen in ihrer allgemeinen Bestimmung identisch und nur in ihrer Besonderheit verschieden wäre. Da nun aber, so lautet der Schlufs, eine solche Bestimmung sich nirgends findet, so ist demgemäfs auf Grund der Erfahrung und als Thatsache bewiesen, dafs die Seele ein Individuum ist. Dafs die Philosophen im deduktiven Beweisen und Schliefsen Virtuosen und Meister wären, wissen wir ja alle recht wohl. Dafs aber eine induktive Entdeckung und allgemeines Naturgesetz von denselben ausgegangen wäre, hätten wir von Rehmke zum erstenmal und wahrlich mit nicht geringer Verwunderung erfahren. Aber, ach wie bald — schwindet Schönheit und Gestalt! —

Unser Philosoph hat wohl schon oft im Leben bemerkt, wie die Fruchtbäume beim Aufkeimen im Frühjahr ein helleres, sanftes und mattes Grün zeigen, wie dann im Laufe des Sommers die Farbe dunkler und satter wird und schliefslich im Herbst beim Verwelken der Blätter in Rot und Gelb übergeht. Bei diesem eindrucksvollen Bilde der Jahreszeiten verweilt nun Rehmke nicht länger, sondern als Philosoph erweitert er dasselbe sofort zum Gesetz, das in allen Fällen unserer Wirklichkeit, die wir heranziehen mögen, immer, wenn eine Bestimmtheit verschwinde, ganz wie im Falle des Farbenwechsels der Baumblätter, eine andere (Bestimmtheit) derselben Art zu Tage trete. Nun, und wenn z. B. ein Stück Stahl magnetisch wird und nach einiger Zeit den Magnetismus verliert, wenn bei heranziehendem Gewitter die elektrische Spannung anwächst und, sobald Sturm und Regen, Donner und Blitz verschwunden sind, ebenfalls verschwindet, wenn die Blätter der Bäume nicht blofs ihre Farbe wechseln, sondern absterben und zu Humus werden, wenn im höheren Alter der Mensch die Elastizität der Jugend verliert, wenn der Vesuv heute Glut und Lava speit und morgen nur noch ein wenig raucht, wenn ein Erdbeben wie im Nu eine ganze Gegend verschüttet, wenn — nun, wenn und tausend- und millionenmal wenn — sobald man nur die weniger bleibenden und nicht so regelmäfsigen und stehenden Züge der Erfahrung beachtet, können wir in den geschilderten und allen ähnlichen Fällen sagen, dafs jeweilen immer eine Bestimmtheit derselben Art an Stelle der andern trete?!

Alles, die ganze Welt, nachdem er dieselbe einmal in

zwei geschlossene Individuenklassen eingeteilt hatte, erschien dem Philosophen nur noch als ein System von Gattungs- und Artbegriffen, und es blieb ihm daher nichts mehr übrig, als auch das Veränderliche in das Joch der Subordination zu spannen. Ein so grobes Sieb wie das Schema der Subordination vermochte indes nur, wie wir gesehen haben, einen so kleinen Teil des Veränderlichen zu fassen, dafs das entsprechende grofse und allumfassende Gesetz eben nur die Thatsache ausdrückt, dafs gewisse allgemeine Züge der Erfahrung, wie Farbe und Gestalt, was immer dieselben für Veränderungen in ihren Einzelgestaltungen erleiden, als solche (als Gattungen) bestehen bleiben. Was das für eine Erfahrung wäre, wenn man alles Veränderliche gattungs- und artbegrifflich in Fesseln geschlagen haben würde, dies freilich verschweigt wohlweislich der Philosoph und zieht es vor, alles, was nicht hineingeht, lieber gar nicht zu beachten. Ob daher, wie Rehmke hervorhebt, das immaterielle Denken, Fühlen und Wollen sich anders verhalte als Gestalt und Farbe und im Gegensatz zu diesen letzteren in seinen allgemeinen und besonderen Bestimmtheiten zusammenfalle und deswegen eben ein Individium wäre, dies haben wir nun, nachdem das grofse Gesetz zu einer vereinzelten und für unsere Frage zufälligen und gleichgültigen Thatsache zusammengeschrumpft ist, nicht mehr nötig zu untersuchen. Mag daher, was vielleicht rein willkürlich und konventionell ist, die Seele ein Individuum sein oder nicht, die absolut einfache und nichtsinnliche Innenwelt unseres Philosophen ist im besten Falle nur eine spekulative und vielleicht Vulgär-Erfahrung auf dem Standpunkte des Animismus. Inwiefern jedoch dieser animistische Standpunkt ein wissenschaftlicher wäre, dies zu entscheiden überlassen wir der Geschichte; und was derselbe Standpunkt in derjenigen Gestalt wenigstens, welche ihm Rehmke gegeben hat, an Wissenschaft und Erfahrung nebenbei in sich aufgenommen hat, ist eine sehr einseitige, eine mangelhafte, ungenügende und dürftige wissenschaftliche Erfahrung.

R. Willy.

Lloyd, A., The Stages of knowledge. Psychological Review IV_2. March 1897. 165 S.

Der Aufsatz giebt einen augenscheinlichen Beweis, wie auf einen sonst scharfen und beobachtungsfähigen Geist die Schulung in der Hegelianischen Philosophie und die meta-

physischen Traditionen stark hemmend wirken. Der Autor unternimmt eine Klassifizierung der Erkenntnis nach deren Entwickelungsstadien. Nach seiner Ansicht giebt es vier derartige Stadien: Empfindung, Wahrnehmung, Begriff und Intuition („Sensation, perception, conception and intuition“). Empfindung ist gewöhnlich betrachtet als Bewufstsein dessen, was deutlich ein Nicht-Ich ist. Als inhaltslos macht ein derartiger Begriff der Empfindung diese zu einem blofs hypothetischen Studium der Erfahrung; in der Erkenntnis spielt er die Rolle einer Null oder eines Grenzbegriffes. Dementsprechend betrachtet man auch die Empfindung als einen äufseren Stimulus oder als eine innere Möglichkeit. Betrachtet man aber die Empfindung als einen äufseren Reiz, so setzt man schon den Dualismus des „inneren“ und „äufseren“ voraus, welcher eine Folge der Entwickelung ist, keineswegs aber ein Vorgefundenes. Fasst man nun die Empfindung als die „subjektive Grundlage der Möglichkeit“, — als ein „Empfindungskontinuum“, ein indifferenziertes Bewufstsein, — so erscheint dies Bewufstsein als gleich mit dem Unbewufstsein und kann deswegen nicht als ein erstes Stadium der Erkenntnis betrachtet werden. Demnach nimmt Verfasser an, dafs Empfindung als ein Erkenntnisstadium gilt, und sieht darin einen Beweis für die ursprüngliche Identität des Ich und des Nicht-Ich. Wenn aber in dem erkenntnistheoretischen Sinne die beiden Auffassungen der Empfindung, als eines äufseren Reizes oder als einer inneren Möglichkeit sich erweisen als formelle Ideen, so gewinnen sie in der Psychologie eine ganz andere Bedeutung. Die letztere kann sich nämlich nicht blofs auf die Betrachtung eines theoretischen Verhaltens beschränken, sie soll zugleich eine biologische Begründung desselben geben. Von diesem Standpunkte aus braucht sie aber ein Prinzip für die vitale Spontaneität. Demnach werden für sie äufsere Reize und innere Materie ein Identisches und ein Mittel zu dem aktiven Sich-Selbst-Ausdrücken (active self expressive), ebenso wie sie ein Teil der äufseren Welt sind. Empfindung wird hier zum Positiven und Bewussten.

Was ist nun ein Vitales Princip? Es ist der Impuls, sich selbst auszudrücken (impuls to self expression) mit seiner Identität der Motive und Reize! Mit der Aktion ist eine Tension oder ein Bewufstsein verbunden. Bewufstsein ist aber immer eine Tension zwischen der Kontrolle und dem Impuls (control and impuls).

Alle Empfindungen stehen zu einander in Relationen mit

Zeit und Raum. Die Zeitrelationen tendieren dahin, der Erfahrung subjektive Bedeutung zu geben; dagegen wollen die Raumrelationen sie zu einer objektiven machen. Deswegen mufs ein sensuell qualifiziertes Objekt als ein objektiviertes vergangenes Ich (Self objectified post) gedacht werden. Hier aber tritt das Vergangene objektivierte Ich in der Tension auf. Jeder Inhalt des Nicht-Ichs aber tendiert als ein Reiz, ein qualitatives Ganzes zu werden. So wird das Gesetz der Relativität zu dem Gesetze der Objektivierung und der organischen Aktivität. Der Reiz, welcher die Reaktion hervorruft, ist hier absolut identisch mit dem Motive.

Die Identität des Reizes mit dem Motive aber erlaubt nicht mehr die Umgebung in demselben Sinne wie bis jetzt aufzufassen. Die Reaktion wird nicht mehr betrachtet werden wie ein Prozefs des Verstandes, durchaus verschieden von der Natur. Umgebung ist nach dem Autor das Ich gegenwärtig sich selbst in einer von sich selbst verschiedenen Form. Umgebung und Ich können demnach niemals getrennt voneinander betrachtet werden.

Unter den Relationsgesetzen entwickelt sich das sensuelle Bewufstsein zu dem Bewufstsein der geordneten äufseren Welt, gegenwärtig dem sich selbst kontrollierenden Ich; unter ihnen wird die erfahrbare Welt zur percipierten Welt; — diese Relationsgesetze sind gebunden an drei Thatsachen: die Beharrung der vergangenen Erfahrung in jedem gegenwärtigen Bewufstseinszustand; eine differenzierte oder negative Qualifikation des Bewufstseins; und eine organische Aktivität, durch welche das objektive Bewufstsein einen symbolischen Charakter erhält. Infolge dessen entwickelt sich eine Wahrnehmung des Bildes zu einem Symbol und wird zur Vorstellung und Anschauung. Jedes Bild, in welchem das Vergangene vollkommen adäquat zu dem Gegenwärtigen ist — wird zum Symbol, d. h. zur Grundlage für die Aktivität. Ein solches Symbol macht das Ich frei. Zugleich ist es gebunden an ein Wort. Wenn die Sprache vollkommen der Umgebung angepafst ist, so dafs Gedanke und Wort einander vollkommen decken, so haben wir die Anschauung (intuition.)

Der Aufsatz läfst sich seinem Inhalte gemäfs in zwei Teile zerlegen. Die eigenen Gedanken des Autors sind in vielen Fällen ganz richtig. Sie sind aber getrübt, erschwert und unfruchtbar gemacht durch den ganzen metaphysischen Ballast, welcher von der Hegelianischen Philosophie in sie aufgenommen ist. So ist z. B. der Gedanke an den nicht gnoseologischen

Charakter des Begriffes durchaus richtig. Es ist ein psychologischer Begriff, der eine grofse Hilfe für die Psychologie sein kann. Nicht aber so für die Erkenntnistheorie, weil er — wenigstens in seiner psycho-physiologischen Formulierung — schon vom Anbeginn einen Komplex aus dem sog. „Subjektiven“ und „Objektiven“ darstellt. Statt aber einer einfachen Beschreibung der Leistungsfähigkeit des Empfindungsbegriffes und dessen Entstehungsweise zu geben, ist der Verfasser zufrieden mit der Behauptung, dafs ursprünglich Ich und Nicht-Ich als identisch zu betrachten sind. Für die Zwecke der exakten Wissenschaft — und wir setzen voraus, dafs auch die Philosophie danach streben mufs, eine exakte Wissenschaft zu werden — ist es durchaus gleichgültig, ob Ich einmal identisch mit dem Nicht-Ich, dann aber verschieden von demselben wurde, ob es einen Impuls, sich selbst auszudrücken, besitzt, ob ein Inhalt des Nicht-Ichs irgend eine Tendenz besitzt oder nicht. Das alles sind Behauptungen, die uns niemals zur Vermehrung unserer Erfahrungen verhelfen können. Sie sind zwecklos als Hilfshypothesen, — aber sie stellen auch nicht einmal ein methodologisches Vereinfachungsmittel vor. Jeder mufs es nämlich zugeben, dafs es viel einfacher und leichter ist, eine Sache als eine Sache wie als ein Nicht-Ich zu denken. Nur falls es unsere Erkenntnis der Sachen irgendwie zu bereichern oder zu systematisieren helfe, müfsten wir das Umgekehrte denken. Das ist aber hier keineswegs der Fall. Die ganze Theorie des sich-selbst-behauptenden und vermissenden Ichs ist einfach ein Parasit für den gesunden Menschenverstand. Auch die Klassifizierung der Erkenntnisstadien ist höchst sonderbar. Empirisch sind wir noch gar nicht zu der Behauptung berechtigt, dafs jeder Erkenntnisakt einen Evolutionsvorgangsakt darstellt. Bis jetzt können wir uns sagen, dafs Empfindung eine Abstraktion aus der Wahrnehmung ist. Empirisch finden wir sie in dem Erkenntnisakte immer zusammen. Ich habe immer die Empfindung des Lichtes in der Wahrnehmung des Lichtes, und habe es niemals erfahren, dafs sich eins aus dem andern entwickelt hätte. Da es auch unmöglich ist, dieses Phänomen bei den Mitmenschen zu beobachten, — so mufs man sich jeder derartigen Behauptung enthalten, sonst verliert die ganze Theorie ihren wissenschaftlichen Charakter. Freilich kann man sprechen von der Evolution der Erkenntnis aus den niederen zu den höheren Formen im Leben der einzelnen Individuen und der ganzen Menschheit. Das ist aber durchaus verschieden von der Annahme, dafs in jedem bestimmten Erkenntnisakte eine

Evolution der Wahrnehmung aus der Empfindung etc. stattfindet, wie es Verf. zu glauben scheint, indem er koexistierende Erscheinungen auseinander abzuleiten versucht. Andererseits mufs auch bemerkt werden, dafs der Begriff der Intuition, benutzt im Sinne einer adäquaten Benennung der Objekte, zu weit entfernt ist von der gewöhnlichen Bedeutung dieses Begriffes, als dafs man ihn als glücklich bezeichnen könnte. Jedenfalls entwickelt sich der Name einer Sache nicht aus ihrer Erkenntnis, sondern ist assoziiert mit derselben.

Treffend ist weiter die Bemerkung des Autors, dafs wir den Begriff der Umgebung umbilden müssen. Wie aber führt er die Umbildung durch? „Umgebung als Ich, gegenwärtig sich selbst in einer von sich selbst verschiedenen Form" giebt uns keineswegs eine klarere Idee der Sache, wie der übliche Begriff der Umgebung. Was uns not thut, ist die Erforschung der Abhängigkeit menschlicher Aussagen von der menschlichen Umgebung und die Aufhebung der künstlichen Scheidewand zwischen der „inneren" und der „äufseren" Welt. Diese Erkenntnis der Relationen der menschlichen Individuen und deren Aussageinhalte von der Umgebung ist auch die einzige Grundlage, auf welcher eine Biologische Psychologie errichtet sein kann. Das „vitale Prinzip" wird dann mit dem Grundprozesse des Lebens zusammenfallen und naturwissenschaftlich genau bestimmt sein müssen. Als ein „Impuls sich selbst auszudrücken" ist das vitale Prinzip der unfruchtbarste, metaphysische Begriff, eine Spielerei mit Worten, die der eigentlichen Wissenschaft weder etwas nimmt noch giebt. Dasselbe läfst sich auch von Lloyds Definition des Bewufstseins sagen. Seiner Behauptung, dafs es eine Tension zwischen Kontrolle und Impuls ist, kann man tausend andere, ebenso unbegründete Behauptungen entgegenstellen. Keine wird weder den thatsächlichen psychologischen Gehalt klarer machen, noch denselben zu vermehren helfen.

St. Louis USA. J. Kodis.

Ferri, Enrico, Les criminels dans l'art et la littérature. Bibl. de Phil. contemp. Paris, Felix Alcan 1897. 180 S.

Das Buch enthält sehr wenig von „zeitgenössischer Philosophie", bietet aber eine Reihe von interessanten Beobachtungen. Es hat alle die bekannten Nachteile und Vorzüge der Lombroso-Schule.

Novikow, J., L'avenir de la race blanche. Bibl. de Phil. contemp. Paris, Felix Alcan 1897. 183 S.

Es ist ein Versuch, die durch den Pessimismus angehauchten Theorieen der französischen Anthropologen einer Kritik zu unterziehen. Der Autor ist der Meinung, daſs die weisse Rasse in ihrer Existenz bei weitem nicht so bedroht ist, wie es die Pessimisten behaupten.

Regnaud, Paul, Précis de logique evolutionniste. Bibl. de Phil. contemp. Paris, Felix Alcan 1897. 211 S.

Zwar enthält diese Arbeit viel mehr von der eigentlichen Philosophie, wie die zwei vorherbesprochenen, rechtfertigt aber keineswegs ihren Titel. Der Verfasser geht aus der Behauptung von dem inneren Zusammenhang der logischen und grammatischen Formen, giebt aber nur eine Reihe von „Definitionen von den Grundbegriffen des Denkens und der Verstandesfunktionen“; — einer Bestimmung der Gesetze der Entwickelung der Logik oder sogar einer Begründung der Thesis von dem Zusammenhange der logischen und grammatischen Formen würden wir vergebens suchen. Die Originalität der Methode des Verfassers besteht darin, daſs er sucht, aus der logischen Anordnung der Sprache die geistigen Bedingungen notwendig zu derselben zu erschlieſsen. Für diejenigen, die gewöhnt sind an eine wirklich evolutionistische Auffassung der Sprache, wird eine derartige Ausdeutung einer schon hoch entwickelten Sprache manche Bedenken erwecken.

Douglas, Dr. Charles M., John Stuart Mill. Autorisierte deutsche Übersetzung. Freiburg i. B. u. Leipzig 1897. J. C. B. Mohr. 205 S. Mk. 3.60.

Das Buch enthält eine gewissenhafte und sorgfältige Untersuchung verschiedener philosophischen Momente, welche zur Ausbildung der Theorieen Mills beitrugen. Der Verfasser beweist, daſs Mill keineswegs ein konsequenter Individualist und Sensualist gewesen, trotzdem der Individualismus sein Ausgangspunkt war. Im Laufe des Lebens aber befreite er sich allmählich von seines Vaters und Benthams Einflüssen und ging über zu dem erkenntnistheoretischem Realismus und einer Art Idealismus in der Ethik, welcher hauptsächlich in dem unbedingten Glauben an das etische Ideal seinen Ausdruck fand. Die Arbeit scheint beeinfluſst zu sein durch den be-

rechtigten Wunsch, MILLS Gedächtnis von den Vorwürfen der Immoralität zu befreien. Des Autors eigener Standpunkt ist der „eines kritischen Idealisten und Evolutionisten".

Elsenhans, Dr. **Theodor**, Selbstbeobachtung und Experiment in der Psychologie. Freiburg, J. C. B. Mohr 1897. 63 S. Mk. 1.50.

Der Autor stellt sich als Aufgabe die Untersuchung der Leistungsfähigkeit der bloſsen Selbstbeobachtung im Gebiete der Psychologie, der Tragweite des psychologischen Experimentes und der Frage, inwiefern die Grenzen der experimentellen Psychologie zusammenfallen mit denjenigen der Psychologie überhaupt. Dieser jedenfalls durch den jetzigen Zustand der Psychologie berechtigten Untersuchung geht voran die Stellungnahme gegenüber der „Materialistisch gerichteten Psychologie", d. h. einer Psychologie, welche nach einer „physiologischen Erklärung psychischer Vorgänge" sucht. In diese Kategorie gehören, nach der Meinung des Verfassers, ebenso die Arbeiten von EXNER wie die durch R. AVENARIUS begründete Richtung der Psychologie, was jedem Kenner der beiden Systeme jedenfalls als eine sonderbare Zusammenstellung erscheinen muſs. Als einen mildernden Umstand muſs man aber betrachten, daſs der Verfasser seine Kenntnis der Theorie der durchgängigen Abhängigkeit psychologischer von den physiologischen Werten nicht aus den Arbeiten des Urhebers derselben, sondern seines Schülers W. HEINRICH schöpft. Nach seiner Meinung ist die „objektive Untersuchung anderer", — welche an die Stelle der Selbstanalyse nach den materialistischen Psychologen treten soll, — angewiesen auf spekulative Ergänzungen, welche der Psychologie ihren empirischen Charakter wegnehmen. Um anderer Erlebnisse zu unseren eigenen zu machen, brauchen wir ja vor allem anderen diese letzteren zu kennen. Solange die Selbstanalyse bei der Untersuchung unberücksichtigt bleibt, wird diese immer nur eine physiologische Untersuchung sein. Diese Richtung der Psychologie also, welche in der objektiven Untersuchung ihre Aufgabe findet, ist vollkommen unberechtigt. Teilweise berechtigt ist dagegen diejenige „physiologische Erklärung", welche sich nur auf den Zusammenhang der psychischen Erscheinungen beschränkt, um so mehr, als einige Autoren, welche zu dieser Richtung gehören (J. B. ZIEHEN), annehmen, daſs nicht alle psychischen Erscheinungen auf physiologische Korrelate zurückführbar seien. Die Kritik des

Verfassers richtet sich hauptsächlich auf folgende Punkte. Die Association der Vorstellungen ist nicht erklärt durch die Gleichzeitigkeit der entsprechenden materiellen Erregungen. Die psychische Kausalität ist nicht identisch mit der physiologischen, weil die beiden Gebiete nicht identisch sind. Die Notwendigkeit, welche nur aus den physiologischen Kausalreihen entspringen soll, ist auf der unmittelbaren Anschaulichkeit und Zurückführbarkeit auf Axiome begründet. Diese beiden Merkmale aber sind nicht haltbar. Anschaulichkeit kann existieren auch ohne Notwendigkeit, und der Zusammenhang psychischer Erscheinungen kann auch als anschaulich betrachtet werden. Die Axiome dagegen sind nicht in der Erkenntnis das Erste, sondern sie sind abgeleitet aus der Empirie. Nach der Meinung des Verfassers können die physiologischen Kausalreihen nur behilflich sein bei der Feststellung psychischer Reihen, und das auch nur in bestimmten Grenzen. Weiter ist die Physiologie für die Psychologie unnötig.

Nun gilt's die Leistungsfähigkeit der Selbstbeobachtung zu untersuchen. Hier schliefst sich Verf. an die bekannte Kritik von Brentano von der Vermischung der Begriffe der Beobachtung und „inneren Wahrnehmung". „Der unaufhaltsame Flufs des geistigen Lebens beweist uns, dafs das „innere Geschehen" mit Hilfe anderer Mittel untersucht sein kann, wie die „äufseren Objekte". Solch ein spezifisches Mittel ist die Reproduktion. Es ist in der Reproduktion, dafs ein Psychologe sich zu beobachten hat, weil die Unterschiede der reproduzierten Vorstellungen sehr klein sind und der unbeeinflufste Verlauf des geistigen Lebens der Erinnerung zugänglich ist. Die Erinnerung und Selbstbeobachtung sind die Voraussetzungen jeder Psychologie. Die so aufgefafste Selbstbeobachtung steht nicht im Gegensatze zu dem Experiment, welches der Verf. als „eine willkürliche Veränderung der Bedingungen eines Geschehens mit dem Zweck wissenschaftlicher Forschung" definiert. Sie ist auch ein Experiment. Die jetzige experimentelle Psychologie fafst ihre Aufgabe zu eng. Sie kann weder das Vorhandensein noch die Qualität der psychischen Erscheinungen feststellen. Sie kann nicht eine psychische Erscheinung vollkommen bestimmen, weil jede Erscheinungen durch die sämtlichen ihr vorausgegangenen bestimmt ist. Alle Messungen können nur die Dauer der Vorgänge bestimmen. Das Experiment wird nie angewandt werden können auf die Urteilsfähigkeit, das produktive Denken, ästhetische Wohlgefallen in höheren Formen, sittliche und religiöse Bewufstsein und den Willensentschlufs.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dafs die Selbstbeobachtung der einzige Weg ist, um die psychologischen Inhalte zu gewinnen. Die Kritik des Verfassers in Bezug auf die experimentelle Psychologie enthält auch gewifs viel Richtiges. Er scheint aber die Tendenz zur Genauigkeit zu verkennen, welcher die „experimentelle Psychologie“ ihre Existenz verdankt. Entsprechend dieser Tendenz mufs auch die Definition des Experimentes und der Kausalität viel enger ausfallen, als es der Verf. annimmt. Das Messen und Zählen, ebenso wie das Bedürfnis, die Gesetze des „psychischen Geschehens“ auf dem objektiven Wege zu suchen, ist auch diesem Bedürfnisse nach Genauigkeit entsprungen. Die „spekulative Ergänzung“ ist, oder wenigstens soll hier nicht gröfser sein, wie bei jeder anderen Wissenschaft, und sie hilft, die psychologischen Thatsachen richtig aufzufassen. Während die Selbstbeobachtung die Thatsachen findet, berichtigt die Beobachtung anderer dieselben und verknüpft sie zu Gesetzen. Das völlige Unverständnis der vom Verfasser als materialistisch bezeichneten Psychologie beruht darauf, dafs er „das Psychische“ völlig introjektionistisch und substantiell auffafst, während die „materialistisch gerichtete Psychologie“ von der Behauptung ausgeht, dafs „das Psychische“ und „das Physische“ zwei Abstraktionen aus einem Thatbestande sind. Bei einer derartigen Betrachtung zeigen sich aber die Widersprüche, welche der Verf. in dem Beziehen psychologischer auf die physiologische Kausalität findet, als hinfällig. Auch die Behauptung, dafs der Experiment im jetzigen Sinne des Wortes nicht angewandt werden kann auf „höhere Formen des psychischen Geschehens“ sagt nur soviel aus, dafs die komplizierten Erscheinungen schwieriger einer exakten Untersuchung unterliegen können. Ihrer Natur nach sind sie jedoch nicht verschieden von einfacheren psychologischen Werten.

Dr. J. Kodis.

Französische Litteratur zur Philosophie vom Jahre 1897.

I. L'année philosophique publiée, sous la direction de F. Pillon ancien rédacteur de la critique philosophique. Septième année 1896. Paris 1897. Felix Alcan. 316 S.

Wie die bisher erschienenen Bände enthält auch dieser je eine gröfsere Arbeit von Renouvier, von Pillon und von Dauriac, woran sich wie gewohnt die Revue bibliographique

der philosophischen Litteratur französischer Sprache vom abgelaufenen Jahre schliefst.

Renouvier hat sich schon seit Jahrzehnten bemüht, seine Landsleute für einen im Anschlufs an den Relativismus Hamiltons modifizierten Kant zu gewinnen. Dieses Ziel verfolgten die 1854 erschienenen Essais de critique générale, indem sie eine Umgestaltung der Kantschen Kategorieentafel versuchten. An den damals gewonnenen Resultaten hält Renouvier noch heute im wesentlichen fest, wie sich aus dem vorliegenden Aufsatze Les Catégories de la Raison et la Métaphysique de l'Absulu ergiebt. „Kategorieen“ ist in Frankreich zum Schlagwort geworden, dessen sich die nüchterne Forschung gegen die spekulative gern bedient. Oberstes Prinzip ist für unsern Philosophen die Relation. Aus ihr werden alle anderen Regeln gewonnen, auch die der Zeit und des Ortes, welche ebenfalls den Verstandesbegriffen zugezählt werden. Die Unterscheidung von Verstand und Vernunft fällt dahin. Kant hat mit solcher Unterscheidung, statt alle Metaphysik zu vernichten, vielmehr, von Prinzipien der Moraltheologie geleitet, einer Ultra-Metaphysik Thür und Thor geöffnet.

Ähnliche Anschauungen vertritt der Artikel von Dauriac: La méthode de M. J. Lachelier. So äufsert sich Dauriac S. 115: Kant avait fondé ce qu'il avait cru détruire: la métaphysique. Anlafs zu dieser Abhandlung gab der Wiederabdruck einiger Publikationen Lacheliers, und zwar ist es namentlich der 1885 in Ribots Revue philosophique erschienene Aufsatz Psychologie et Métaphysique, welcher jetzt die Polemik eines ehemaligen Schülers herausfordert. Nach Lachelier wäre nämlich die Psychologie zu ihrem Schaden weit abgekommen von den Grundlagen, an denen Victor Cousin festgehalten: spiritualité et liberté en nous, raison en nous et hors de nous. Jetzt sei die Losung — ni raison, ni liberté, ni esprit, und der Name „Psychologie“ werde nur noch aus Gewohnheit beibehalten als souvenir du passé. Infolge dieser Publikation fielen frühere Schüler von Lachelier ab, von dem sie annehmen mufsten, er wolle sich der „réaction contre la science“ anschliefsen. Entschädigt wurde er durch den Zulauf der Jugend, welche den hohen Flug des Geistes liebt.

In Fortsetzung seiner historischen Studien in den früheren Jahrgängen handelt Pillon über l'évolution de l'idéalisme au XVIIIe siècle. La critique de Bayle. Wir dürfen Pillon Dank wissen, dafs er die Aufmerksamkeit seiner Landsleute wieder auf Bayle lenkt, dessen schriftstellerisches Talent so

grofsen Einflufs auf die Wertschätzung der einzelnen Philosophen ausgeübt. Es gelingt PILLON auch dem Denker BAYLE mehr zu geben, als man ihm bisher zuerkannte. Auf BAYLE geht jene Korrektur der materialistischen Weltanschauung zurück, wonach die Atome selbst beseelt sind. Dadurch habe BAYLE namentlich auf MAUPERTUIS gewirkt. PILLON bedauert, zur Zeit seines Aufsatzes: Évolution historique de l'atomisme (1891) diesen Sachverhalt noch nicht gekannt zu haben. In dem bekannten Streit um den Nus nimmt BAYLE als Anhänger der monde mécanique de la nouvelle philosophie Partei für ANAXAGORAS gegen die sokratische Teleologie. Dafs freilich BAYLE nicht beachtet haben sollte, dafs derselbe Vorwurf, den SOKRATES dem ANAXAGORAS gemacht hat, auch den CARTESIUS und seine Schule treffe, wie PILLON meint S. 136, will mir nicht recht einleuchten. BAYLE ist einmal der Advokat des Cartesianismus, und wenn er cartesianische Theorieen bekämpfen will, richtet er seine Angriffe gegen Deckadressen.

II. La morale de Kant par André Cresson. Paris 1897. F. Alcan. 203 S.

Wir notieren aus diesem von der Académie des sciences morales et politiques preisgekrönten Werke die Stelle über den Einflufs KANTS im heutigen Frankreich. „Die Moral KANTS lebt noch. Sie inspiriert nicht nur eine beträchtliche Anzahl zeitgenössischer Werke, sondern sie ist sozusagen das Moralbrevier für alle Rigoristen geworden . . . . Wer kann den Einflufs der praktischen Vernunft nicht nur auf die unmittelbaren Nachfolger KANTS, sondern selbst auf neuere Schriftsteller wie SECRÉTAN oder RENOUVIER ermessen? Thatsächlich ist die mehr oder weniger modifizierte Moral KANTS Grundlage fast aller Vorlesungen über Ethik, besonders in Frankreich. Man findet sie in den meisten moralischen Unterweisungen für die Jugend. Daher hat sie eine Art offiziellen Charakter. Auch in den kirchlichen Predigten macht sie sich geltend.“ (S. 99.)

Der erste Teil der Schrift (bis S. 97) giebt eine Darstellung der Ethik KANTS, ihr folgt eine Kritik (bis S. 161), dann eine Betrachtung ihrer historischen Stellung, d. h. ihres Verhältnisses zur Stoa und zum Christentum.

III. C. — Paul Viallet, Je pense, donc je suis. Introduction à la la méthode cartésienne. Paris 1898. F. Alcan. 138 S.

Das frisch geschriebene Büchlein begründet sein Erscheinen mit der zu erwartenden neuen, grofsangelegten Ausgabe der Werke des DESCARTES von CHARLES ADAM. Neue Gesichtspunkte will es nicht bieten; einführen — und diesen Zweck erfüllt es durch geschickte Zeichnungen in grofsen Strichen. Besondere Beachtung ist den Objectiones gewidmet.

Zürich. M. GUGGENHEIM.

Bon, Dr. Fred, Grundzüge der wissenschaftlichen und technischen Ethik. Leipzig 1896. Wilhelm Engelmann. 166 S.

Das vorliegende Werkchen kennzeichnet sich sofort nach zwei Merkmalen, die anscheinend unvereinbar, doch meist zusammen auftreten, als die Erstlingsschrift eines jungen Mannes: starke und grofsenteils bewufste Abhängigkeit von anerkannten, älteren Autoren bei gleich starkem, auch nicht vollständig bewufstem Vertrauen auf die Kraft und Selbständigkeit des eigenen Denkens, die auf wenig Seiten alle Rätsel klarstellen werde. Man überschätzt dabei in der Regel beides: sowohl die Vorgänger, von denen man sich später mehr emanzipieren, als sich selbst, von dem man später weniger erwarten lernt. Aber wäre dies frohgemute Überschäumen nicht, es könnte auch die reifere, schärfere Selbstkritik, die erst zu höheren Leistungen befähigt, nicht volle Wirkung thun. So heifse ich trotz aller Bedenken im Einzelnen FRED BONS Buch herzlich willkommen als erwünschten Bundesgenossen im Kampfe zwischen individualistischer und universeller Denkweise, ein tiefgreifender Unterschied, der nirgends von weittragenderer Bedeutung ist als gerade auf dem Gebiet der Ethik. Die beiden hochgeschätzten Namen JHERING und WUNDT sind es, zu deren Gefolgschaft der Verfasser selbst sich bekennt, damit schon seine evolutionistisch-universalistische Gesinnung auf das deutlichste bekundend. Auf den Autor mögen ferner noch ganz besonders NIETZSCHE und SPENCER gewirkt haben, nachhaltiger sogar, als er weifs und eingesteht.

Die Aufgabe der Philosophie erblickt BON mit HEGEL darin: „Das zu begreifen, was ist," die Aufgabe der Ethik mit vielen Evolutionisten: in der Heranzüchtung einer höheren Gattung Mensch. Dies ist ja das gemeinsame Ziel, dem wir alle zuzustreben glauben, richtiger das gemeinsame Schlagwort, bei dem jeder von uns sich etwas anderes denkt. So verschieden BONS Menschentypus etwa von NIETZSCHES Über-

menschen, ebensoweit getrennt ist Spencers Industriemensch (wenn dieser Neologismus gestattet wird) von dem sozialen Vollmenschen jener Zukunft, die andere energischere Naturen vorbereiten. Bon unterschätzt den Wert der Selbständigkeit des Einzelnen nicht so sehr als Spencer und Nietzsche dies Moment überschätzten, man kann das Abweichen von einem wirklich harmonischen Verhältnis der Einzelpersönlichkeit zur Gesamtheit bei unserem Autor besser charakterisieren, indem Höffding zum Vergleich herangezogen wird. Wo der dänische Philosoph noch warme Liebe für die Ideen des 18. Jahrhunderts im Herzen trägt, die ihn heimlich hemmt, wenn er redlich bestrebt ist, den strengeren Anforderungen gerecht zu werden, mit denen die Gesellschaft des 20. Jahrhunderts die Unterordnung des Individuums unter das Gesamtinteresse wird begehren müssen, da trägt der junge Deutsche, der sich gelegentlich für den Militarismus erwärmen kann, kein Bedenken, strammste Unterwerfung des Einzelnen unter die Ansprüche der Gesamtheit als wünschenswert zu bezeichnen. Der Referent ist mit dem Autor ganz eines Sinnes, wenn dieser dem „Erbirrtum der Pädagogik die Individualität unversehrt erhalten zu wollen“ (116) entgegentritt und verlangt, dafs blofs die gesellschaftlich nützlichen Keime entwickelt, die schädlichen erstickt werden sollten; man wird hierin übereinstimmen, wenn man mit Bon „die Annahme einer Inkorrigibilität des Charakters, welche einer Weiterentwicklung der Ethik bisher so überaus hinderlich war“ (40), als Produkt einer nicht genügend lang erstreckten Beobachtung auffafst, den Charakter des Einzelnen aus konstanten und variabeln Faktoren zusammengesetzt und selbst die beim Einzelnen konstanten als im Verlauf mehrerer Generationen variirbar betrachtet. Damit ist freilich die Hauptfrage nicht entschieden, welche Eigenschaften bevorzugt, welche beseitigt werden sollen und die Antwort darauf (104—106) scheint mir lange nicht so klar als dem Autor, der mit beneidenswertem Optimismus postuliert: die Gesellschaft „hat durch ihre Einrichtungen dafür zu sorgen, dafs von den vielen Wegen, die je nach der Individualität und dem Geschmacke des Einzelnen ihn zu seinem Ideale des Glückes führen, nur der eine ihr genehme beschritten wird, der Weg der Sittlichkeit“ (104). Wie sollen diese Einrichtungen aber beschaffen sein? Bon untersucht zu diesem Zweck, nachdem er als Gesetz der sittlichen Entwickelung „die Superordination konklutorischer Interessen“ (4) gefunden, die Anlagen, die Anschauungen, die Bedürfnisse, die Gewohnheiten, die Gesinnung der Menschen. Nur eine weit-

gehende Fürsorge der Gesellschaft kann ja bewirken, dafs „die sittliche Entwickelung sich durch allmähliche Superordination der konklutorischen über die isolatorischen Interessen" (23) vollzieht. Dabei fehlt es keineswegs an hübschen Beobachtungen und interessanten Ansichten. Im Gegensatz zu Kant, auf Wundt gestützt, wird „die höchste sittliche Vollkommenheit" in der „Mechanisierung der sittlichen Leistungen" erblickt (37). Ein wenig zu sehr auf Spencer bauend ist Bon überzeugt, dafs die egoistischen Handlungen endlich stets den Untergang des so vorgehenden Einzelnen oder Kreises herbeiführen und nur die sittliche, d. h. für ihn: die Gemeinschaftsinteressen betonende Lebensführung die Erhaltung des Einzelnen wie der Gattung verbürgt.

Indem Bon nun für die Heranzüchtung des sittlichen Menschentypus Mittel an die Hand giebt, wobei er notwendiger Weise auf richtige Paarung der zur Fortpflanzung Bestimmten bedacht sein mufs, übersieht er zwar nicht, dafs die Verwirklichung seiner Vorschläge selbst wieder nur von einer bereits versittlichten, zweckmäfsig eingerichteten Gesellschaft zu erwarten wäre, allein er hilft sich darüber hinweg, indem er darauf verweist „ein nicht Seiendes, ein erst Werdendes" könne dennoch wirken, weil „alle Entwickelung in ihrem ersten Stadium unbewufst und erst späterhin bewufst vor sich geht" (156). Recht, Sitte und Religion dienen als Vorstufen der Sittlichkeit und stehen im selben Verhältnis zu Staat, Stand und Kirche wie die Sittlichkeit zur Gesamtheit. Bon glaubt, dafs alle drei einst „völlig in der Sittlichkeit aufgehen, ohne eine andere als eine historische Spur zu hinterlassen" (157). Diesen Zustand erreichter Sittlichkeit sieht der Autor als frageloses Endresultat an; eine unerschütterliche Sicherheit, die der Rezensent zwar als Glaube zu teilen vermag, die ihm aber nicht völlig hinreichend bewiesen vorkommt. Bon huldigt eben auch sonst einem zuversichtlichen Optimismus, der gern für unbestreitbar erachtet, was eher fromme Wünsche sind; so wenn er bei seinen im übrigen sehr realistisch gehaltenen Ausführungen über die Liebe meint, seien erst die materiellen und sonstigen Nebengründe hinweggeräumt, welche in der heutigen Gesellschaft die Wahl beeinflussen, dann werde die Jungfrau so erzogen werden können, dafs sie ihre Liebesentscheidung „im Hinblicke auf die sittliche Vervollkommnung des Menschengeschlechtes" treffen (60) und den Totalisten vor dem Egoisten bevorzugen werde. Dabei hat Bon früher (37) die Unabhängigkeit des sittlichen Handelns vom Intellekt betont und darauf hingewiesen, dafs auf den

Affekt nur der Affekt wirke. Er erwartet jene Bevorzugung nicht als Resultat vernünftiger Erwägung, sondern als mechaniche Notwendigkeit des Handelns nach angeerbten, anerzogenen, angewöhnten, zum Bedürfnis gewordenen Motiven. Skeptiker könnten dagegen annehmen, die unmittelbare Wirkung physicher Vorzüge werden stets stärker bleiben als jedes andere Motiv und nur allzuoft dem Egoisten den Ursprung bei solcher Gunstbewerbung sichern. Als bewiesen können wir die eine Ansicht so wenig wie die andere betrachten, es sind Hypothesen, die erst nach generationenlangen Experimenten zu verifizieren wären. Dies sind die Vorwürfe, die ich überhaupt gegen Bon erheben mufs: seine Theorieen leicht für beweiskräftiger zu halten als sie sind und allzusehr auf die Macht künstlicher Züchtung gegen natürliche Triebe zu bauen. Dadurch geschieht es, dafs er etwa unter Methoden zur Beibringung von Denkgewohnheiten auch solche aufzählt, die ebensowohl das Entgegengesetzte erreichen könnten.

Nach diesen Einwänden mufs jedoch konstatiert werden, dafs Bon viel Treffendes über die Notwendigkeit des Zusammenschlusses sagt, dafs er z. B. die Einwände gegen die Möglichkeit eines Weltreiches (26) sehr glücklich als blofs zeitlich gültige aufweist, dafs er vor allem die Erkenntnis scharf ausprägt, die Sittlichkeit sei öfter von ökonomischen Faktoren abhängig als diese von jener. Daraus ergiebt sich die Verurteilung der üblichen Produktionsformen in dem wichtigen Satz: „Das Bestehen des Unmoralischen ist abhängig von dem Bestehen der isolatorischen Kampfesform, und das Vorherrschen des moralisch Guten hängt eng zusammen mit der Beschränkung — resp. gänzlichen Aufhebung dieses Kampfes“ (85). Mit der geänderten Wirtschaftsform ändert sich die Moral. Gewünscht hätte ich, dafs Bon den Unterschied „der Ethik, der Lehre vom sittlichen Handeln, und der Eudämonologie, der Lehre vom glücklichen Leben“ (99), den er theoretisch sehr energisch betont, sich auch bei der Grundlegung seines Systems schärfer vergegenwärtigt hätte, denn manchmal droht seine Philosophie doch wieder in den wohlbekannten Klugheitsutilitarismus zu entarten, der das Sittliche zu thun empfiehlt, weil es für den Einzelnen zugleich das beste sei. Im ganzen hält Bon jedoch mit lobenswerter Strenge den Grundsatz fest, das Wohl der Gesamtheit als Ziel, den Einzelnen blofs als Mittel zu diesem Zweck zu betrachten. Gerade darum äufsert er sich unwillig über „die demokratische, alles nivellierende Gleichheitsmacherei“, die „ein Dominieren der numerisch überlegenen Beschränktheit über die

in der Minorität vorhandene Vernunft vorstellen würde" (137). Sein eigener Standpunkt scheint mir freilich der Selbstthätigkeit des geistig Unbegabten als Mittel zur Emporbildung nicht ganz gerecht zu werden. Jedenfalls hat uns Bon ein lesenswertes, gute Anregungen bietendes Werkchen geboten, das uns berechtigt, weiteren Schriften des jungen Verfassers mit Interesse entgegenzusehen.

Wien. E. Reich.

Selbstanzeige.

Ratzenhofer, G., Soziologische Erkenntnis, „positive Philosophie des sozialen Lebens". Leipzig, F. A. Brockhaus 1898. 372 S. Mk. 6.—.

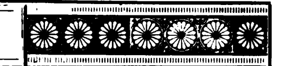
Die Menschen sind heute mehr denn je von jenen Wirkungen der sozialen Wechselbeziehungen beherrscht, welche zu Erscheinungsformen der Politik werden; dies wird sich nach der Natur der führenden Triebe bis zur Erschöpfung alles Bestrebens steigern. — Und trotzdem fehlt (besonders bei den Deutschen) jede wissenschaftliche Einsicht in diesen entscheidendsten Vorgang menschlichen Verhaltens. Die Staats- und Rechtswissenschaften wagen es gar nicht, das grofse Feld der Erforschung politischer Gesetzmäfsigkeit zu betreten; ja sie lehnen die Einsicht unwillig ab, dafs alle rechtlichen und wirtschaftlichen Vorgänge unter der Herrschaft der Politik stehen. Wohl bemühen sich sogenannte sozialpolitische, sozialphilosophische und nationalökonomische Studienzweige, den laufenden Aufgaben der Gesetzgebung zu genügen. Was aber Politik ist, welchen gesetzlichen Inhalt diese Naturerscheinung zeigt, wird ignoriert. In meinem Werke „Wesen und Zweck der Politik" (3 Bände, Leipzig 1893) habe ich diese Einsicht auf Grund soziologischer und historischer Forschungen erschlossen und die Grundlehren der Politik dargelegt. Die tiefgehende Anerkennung, welche dieses Werk fand, veranlafste mich, dasselbe auch philosophisch zu begründen; hiedurch entstand das angekündigte Werk.

Die bisherige Philosophie steht dem sozialen Problem ohnmächtig gegenüber, weil sie alles aus den individuellen Erscheinungen ableiten zu können glaubt. Darum, und weil sie eine Magd der Naturwissenschaften geworden ist, hat die Philosophie das ihr zustehende Ansehen verloren; sie fühlt sich selbst zwecklos und glaubt aus der Enge ihres physiologisch-psychologischen Standpunktes heraus an ihre metaphysische und ethische Aufgabe selbst nicht mehr. — Die Philosophie wird aber ihre beherrschende Stellung wieder gewinnen, sobald es ihr gelingt, die Erkenntnis über die soziale Natur des Menschen mit der Erkenntnis über dessen individuelle Natur zusammen zu fassen und jene Kräfte zu enthüllen, welche das Verhalten des Menschen und seiner Gemeinschaften gegen sich und gegen andere bestimmen. Freilich ob unsere Denker und schon gar unsere Gesellschaft, im Bannkreise der Denkungsweise eines Nietzsche lebend, bald zu einem so mächtigen, geistigen Fortschritte befähigt ist, erregt schwere Zweifel.

Das angekündigte Werk löst nun im Zusammenhange mit dem kosmologischen und psychologischen Probleme auch das soziologische — und zwar auf naturwissenschaftlicher Grundlage; es erlaubt sich nirgends aprioristische Behauptungen, und stellt hiedurch die Philosophie auf einen positiven Boden. Es giebt eine umfassende Einsicht in alle Kategorieen individueller und sozialer Entwickelung. Daſs hiebei die wichtigsten biologischen und psychologischen Fragen (Vererbung, Artentwickelung und psychologische Entwickelung) beleuchtet werden, liegt in dem Bedürfnis, sie aus dem soziologischen Gesichtspunkt zu beurteilen.

Dieses Werk, sowie sein vorausgehendes über die Politik, gehört daher auch nicht jenem Ozean von Druckerschwärze an, welcher sich, alle Wissenschaft ersäufend, über den Büchermarkt ergieſst, sondern steht abseits unter den Produkten der ruhig und stetig wachsenden Entwicklung des menschlichen Geistes. Wird es jetzt nicht beachtet, so muſs es später nochmals geschrieben werden, sobald die Gesellschaft an der individualistischen Entartung politisch zusammengebrochen sein wird.

Notizen.



Bis zum 15. September sind bei der Redaktion eingegangen:

Abramowski, E., Le materialisme historique et le principe du phénomène social. Paris 1898. Giard & Brière.

—, Les bases psychologiques de la sociologie. Paris 1898. Girard & Brière.

Arnoldt, Em., Beiträge zu dem Material der Geschichte von Kants Leben und Schriftstellerthätigkeit in Bezug auf seine Religionslehre und seinen Konflikt mit der preufsischen Regierung. Königsberg 1898. Ferd. Beyers Buchhdlg. (XX u. 156 S.)

August, C., Die Welt und ihre Umgebung. Berlin 1897. P. Hillmann. (VII u. 415 S.) M. 5.—.

Baldwin, J. Mark., Social and ethical interpretations in mental development. A Study in social psychology. New-York 1897. The Macmillan Company.

Baumann, Prof. **Jul.,** Realwissenschaftliche Begründung der Moral, des Rechts und der Gotteslehre. Leipzig 1898. Dietrich'scher Verlag. (VII u. 295 S.)

Berdyczewski, Dr. **M. J.,** Über den Zusammenhang zwischen Ethik und Ästhetik. Bern 1898. Steiger & Cie. M. 1.75.

Binet, A. et **Henri, V.,** La Fatigue intellectuelle. Biblioth. de Pédagogie et de Psychologie. Mit 90 Fig. u. 3 Taf. Paris 1898. Schleicher Frères. (338 S.) Kart., Fr. 8.

B. L. L., The doctrine of energy. London 1898.

Bon, Fred, Über das Sollen und das Gute. Eine begriffsanalytische Untersuchung. Leipzig 1898. W. Engelmann. (IV. u. 188 S.) M. 3.60.

Brockdorff, Baron **Cay. v.,** Kants Teleologie. Inaug. Diss. Kiel. Verl. v. Gnevkow u. v. Gellhorn. (60 S.)

Carstanjen, Friedr., Einführung in die „Kritik der reinen Erfahrung". (Russ.) Übersetzung von Wlad. Lessewitsch nach der unedierten Handschrift für die zweite vom Autor durchgesehene und vermehrte Ausgabe. St. Petersburg 1898. (XXXIX u. 144 S.) Rub. 1.—.

Daxer, Dr. **Georg,** Über die Anlage und den Inhalt der transscendentalen Ästhetik in Kants Kritik der reinen Vernunft. Hamburg 1897. L. Voss. (96 S.)

Drews, Dr. A., Das Ich als Grundproblem der Metaphysik. Freiburg i. Br. 1897. J. C. B. Mohr.

Drobisch, Mor. Wilh., Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. 2. Aufl. Hamburg 1898. L. Voss. (XVI u. 355 S.) M. 6.—.

Dubnow, S. M., Die Jüdische Geschichte. Ein geschichtsphilosophischer Versuch. Autoris. Übersetz. a. d. Russ. v. J. F. Berlin 1898. S. Calvary & Co. (VI u. 89 S.)

Fauth, Prof. Fr., Das Gedächtnis. Samml. v. Abhandl. a. d. Gebiete der Pädag., Psychol. u. Physiol. Bd. I. Heft 5. Berlin 1898. Reuther & Reichard. (88 S.) M. 1.80.

Henri, Dr. V., Über die Raumwahrnehmungen des Tastsinnes. Berlin 1898. Reuther & Reichard.

Krejci, Dr. Fr., Auszug aus der Abhandlung: „Über das Assoziationsgesetz. S.-A. aus Schriften der böhm. Kaiser Franz Josef-Akademie I. Klasse 1897. (22 S.) .

Krueger, Dr. Fel., Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie. Leipzig 1898. B. G. Teubner. (94 S.)

Lasson, Ad., Der Leib. Philos. Vorträge, hrsg. v. d. philos. Gesellschaft zu Berlin. III. Folge. Heft 6. Berlin 1898. Gaertners Verlagsbuchhdlg. (88 S.)

Lipps, Prof. Th., Zur Psychologie der Suggestion. Leipzig 1897. A. Barth.

Lotz, Rud., Die Philosophie und der Zweck des Lebens. Athen 1898. In Komm. b. Barth u. von Hirst. (73 S.)

Macrès, Conciliation du libre arbitre avec le déterminisme mécanique. Paris 1898. Vigot Frères. (38 S.)

Martinak, Prof. Dr. Ed., Über einige logische Schwierigkeiten in den Sprachlehrbüchern unserer Volks- und Bürgerschulen. S.-A. a. d. Pädag. Ztschr. n. 8—9. Graz 1898. Leuschner & Lubensky in Komm. (11 S.)

Mercier, Prof. D., Les origines de la philosophie contemporaine. Paris 1898. F. Alcan.

Müller, Dr. Jos., System der Philosophie. Mainz 1898. F. Kirchheim.

—, Eine Philosophie des Schönen in Natur und Kunst. Mainz 1897. Kirchheim. M. 5.—

Nef, W., Die Ästhetik als Wissenschaft der anschaulichen Erkenntnis. Leipzig 1898. H. Haacke. M. —.75.

Noikow, P. M., Das Aktivitätsprinzip in der Pädagogik Jean Jacques Rousseaus. Inaug.-Diss. Leipzig 1898. O. Schmidt. (160 S.)

Pick, Dr. Leop., Die vierte Dimension. Leipzig 1898. Arw. Strauch. (46 S.) M. 1.—

Przibram, W., Versuch einer Darstellung der Empfindungen. Wien 1898. In Komm. bei Alfred Hölder. (28 S. m. 5 Tab.) M. 1.40.

Royce, Prof. Jos., Studies of Good and Evil; a series of essays upon problems of philosophy and of life. New-York 1898. Appletons. (XV u. 384 S.)

Rosenblüth, Dr. S., Der Seelenbegriff im alten Testament. Bern 1898. Steiger & Cie. M. 1.75.

Rothenberger, Dr. **Chr.**, Pestalozzi als Philosoph. Bern 1898. Steiger & Cie. M. 1.75.

Scheidemantel, H., Die Grundprobleme der Ethik Spinozas. Leipzig 1898. H. Haacke. M. —.60.

Schneider, Prof. Dr. **Gust.**, Die Weltanschauung Platos dargestellt im Anschlufs an den Dialog Phädon. Berlin 1898. Weidmannsche Buchhdlg. (XV u. 138 S.) M. 2.40.

Schrenck-Notzing, Frhr. v., Suggestion, Suggestivtherapie. Sep.-Abdr. a. d. Real-Encyklopädie der gesamt. Heilkunde. VII. Bd.

Stern, L. W., Psychologie der Veränderungsauffassung. Breslau 1898. Preufs & Jünger.

Stern, Dr. **P.**, Einführung und Assoziation in der neueren Ästhetik. Ein Beitrag zur psychologischen Analyse der ästhetischen Anschauung. Beiträge zur Ästhetik hrsg. v. Lipps & Werner. V. Hamburg 1898. L. Voss. (VIII u. 81 S.) M. 2.—.

Thiele, Prof. Dr. **G.**, Kosmogonie und Religion. Berlin 1898. Skopnik.

Titchener, E. B., A Primer of psychology. New-York 1898. Macmillan. (IX u. 314 S.) Sh. 1.

Wreschner, Dr. **A.**, Methodologische Beiträge zu psychologischen Messungen. Leipzig 1898. J. A. Barth.

Ziehen, Prof. **Th.**, Die Entwicklung des Geistes beim Kind und bei der Rasse. Berlin 1898. Reuther & Reichard.

Zeitschriften (bis 1. Oktober 1898):

„Arch. für Geschichte der Philosophie“, N. F. IV, 3.
„International Journal of Ethics“, VIII 4.
„Mind“ NS. V 27.
„Monist“, VIII 4.
„Naturwissenschaftliche Wochenschrift v. Potonié“, XIII 6.
„Nuovo Risorgiomento“, VIII 6.
„Philosophical Review“, VII 4.
„Przeglad filozoficzny“, I 3.
„Psychological Review“, V 3.
„Revue de Métaphysique et de Morale“, VI 3.
„Revue Néo-scolastique“, V 2.
„Revue Philos. de la France et de l'Etr.“, XXIII 7.
„Revue scientifique russe mensuelle“, 1898, Nr. 5.
„Rivista italiana di Filosofia“, XIII 2.
„Rivista quindicinale di psicologia, psichiatria etc.“, II 5.
„Voprosy philosophii i psychologii“, IX 2.
„Wundts Philosophische Studien“, XIV 2.
„Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik“, V 3.
„Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“, Bd. 112, Heft 1.
„Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane“, XVII 6.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

XXII. Jahrg. Heft 4.

Vierteljahrsschrift

für

wissenschaftliche Philosophie

gegründet von

Richard Avenarius,

in Verbindung mit

Ernst Mach und **Alois Riehl**

herausgegeben von

Fr. Carstanjen und **O. Krebs.**

Inhalt:

Leipzig.
O. R. Reisland.
1898.

Ausgegeben am 22. November 1898.

Die Redaktion der Vierteljahrsschrift bittet, alle für sie bestimmten Buchsendungen ausschliefslich durch Vermittlung der Verlagsbuchhandlung O. R. Reisland, Leipzig, Hospitalstrafse 10, einsenden zu wollen.

Alle Korrespondenzen und Manuskriptsendungen werden künftig unter der Adresse von Professor Dr. P. Barth, Leipzig, Grassistrasse 25, erbeten.

Da die Herren Dr. Fr. Carstanjen und Herr Dr. O. Krebs in praktische Berufe übergehen, so treten sie von der Redaction der „Vierteljahrsschrift“ zurück.

Ich spreche ihnen hiermit meinen Dank für die hingebende und selbstlose Arbeit aus, die sie der „Vierteljahrsschrift“ gewidmet haben.

Die Herausgabe geht mit dem neuen Jahrgange in die Hände des **Herrn Professor Dr. P. Barth zu Leipzig** über. Sie wird von demselben in dem Geiste geleitet werden, in dem die „Vierteljahrsschrift“ von **R. Avenarius** begründet wurde und es wird weiterhin angestrebt werden, in der Behandlung der philosophischen Probleme eine fruchtbare Verbindung und Wechselwirkung zwischen der Philosophie und den Einzelwissenschaften zu unterhalten.

Ich bitte die bisherigen Mitarbeiter und Abonnenten der „Vierteljahrsschrift“, derselben ihr Interesse bewahren zu wollen und sie zu immer vollkommenerer Erfüllung ihrer sehr

Forts. auf Seite 3 des Umschlags.

schwierigen, aber auch sehr wichtigen Aufgabe zu unterstützen.

Büchersendungen bitte ich an mich, Leipzig, Hospitalstrasse 10, **Manuskriptsendungen** direkt an den Herausgeber, Herrn Professor Dr. Paul Barth, Leipzig, Grassistrasse 25, zu richten.

Leipzig, im November 1898. **O. R. Reisland.**

Die „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" erscheint je Anfangs Januar, April, Juli und Oktober.

Preis des Jahrgangs von mindestens 32 Bogen M. 12.—.

Einzelhefte M. 4.—. (Hierdurch werden frühere Preisangaben für den Bezug von Einzelheften aufgehoben.)

Anzeigen, im Preis von 20 Pf. die durchlaufende Petitzeile Raum, werden durch die Verlagsbuchhandlung und die Annoncen-Expeditionen angenommen. Beilagen je M. 12.—.

Verantwortlicher Redakteur: O. Krebs, München.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig, Hospitalstr. 10.

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung von Hermann Haacke

